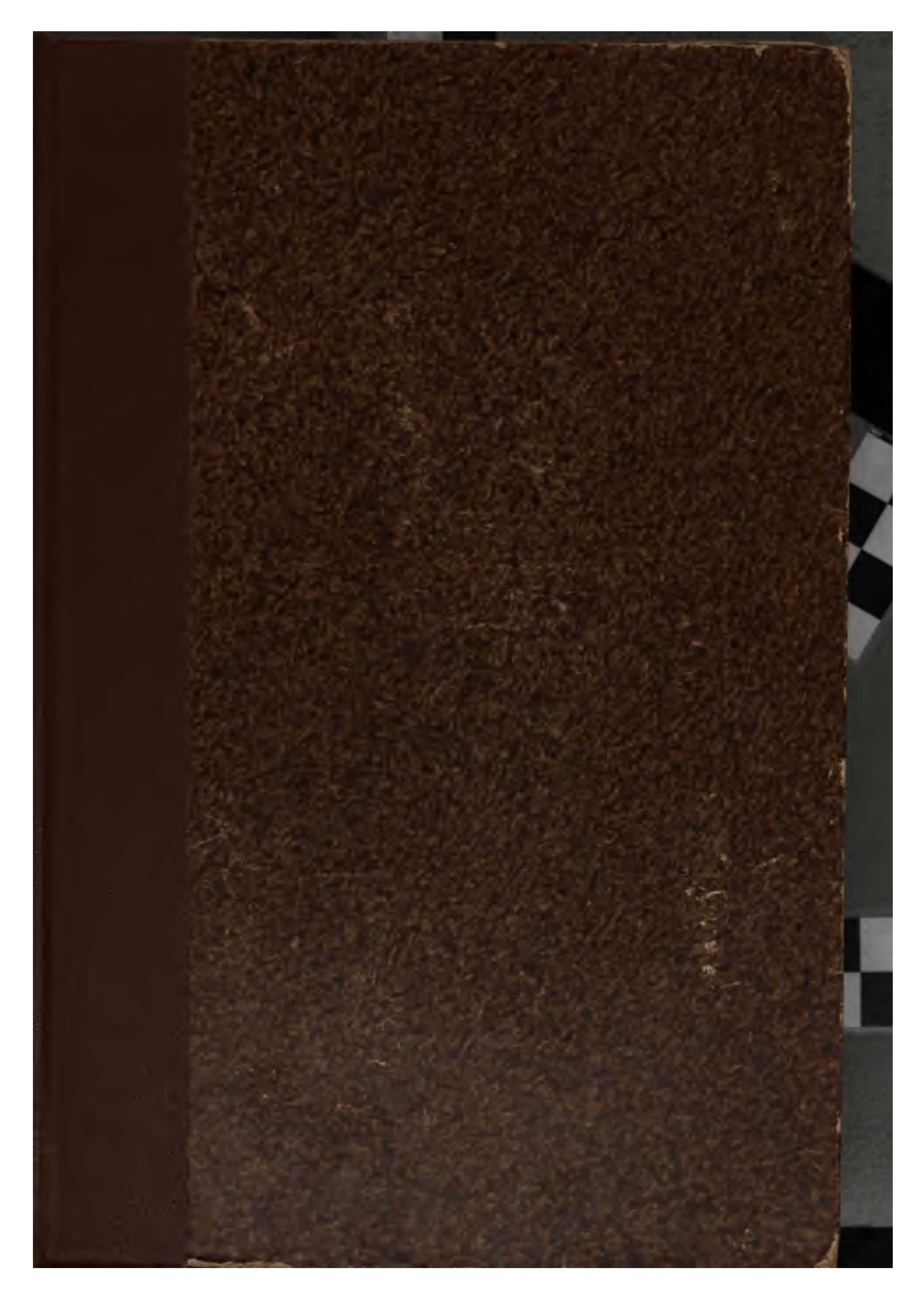
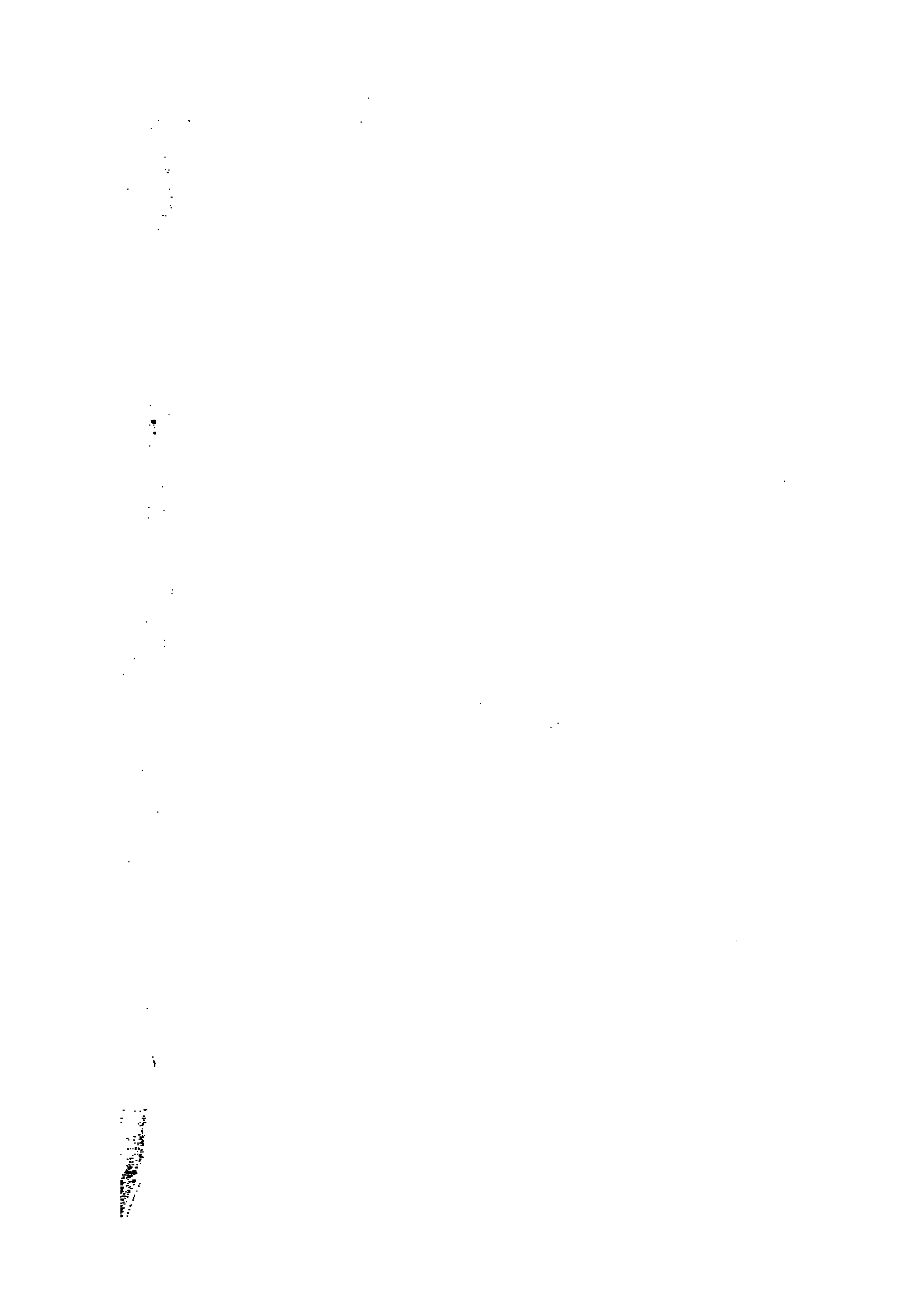






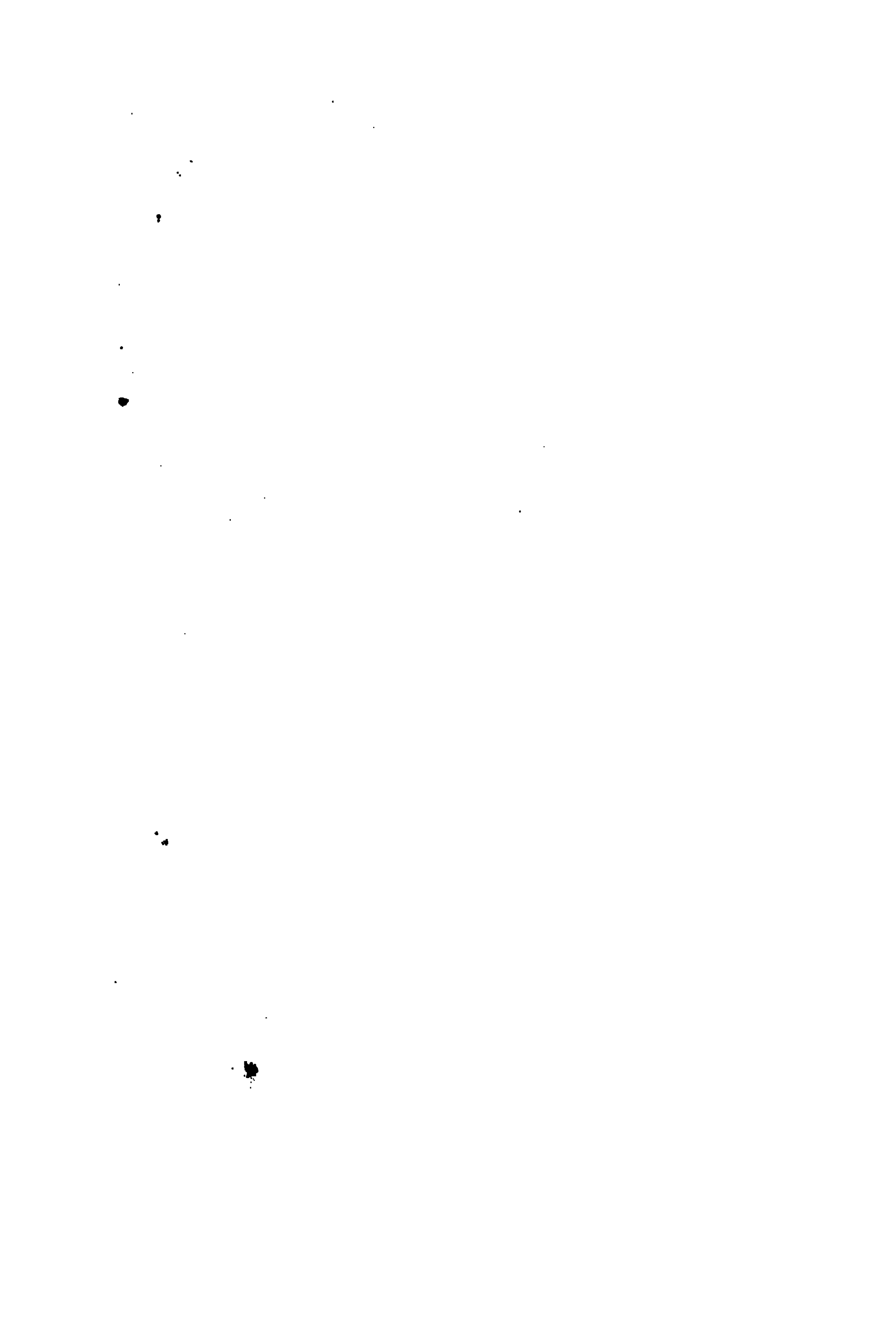
Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1886

Erster Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

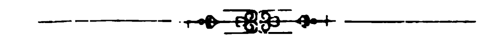
herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Siebenundneunzigster Band.



München 1886.

In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Wie lange denn noch? 1

Nachwort. K. Munding über die Verkehrtheit der modernen Gesellschaft 15

II. Die spanische Verlassenschaft 17

III. Erinnerungen an Cäcilie Böhl von Faber (Fernan Caballero.) . 31

IV. Deutsche und Czechen in der Vergangenheit und Gegenwart. II. 48

V. Italica 72

VI. Zur Geschichte d. Finanzpolitik Herzog Rudolfs IV. 78

VII. Erinnerungen an Cäcilie Böhl von Faber (Fernan Caballero.) (Schluß.) . 81

VIII. Ueber den Einfluß der Verehrung heiliger Bilder auf Kunst und Gesittung 98

IX. Die beiden Slaven-Apostel als Bekehrer von Böhmen 120

Eine Entgegnung.

Seite

X. Zeitläufe.
Die europäische Confusion an der europäischen Pandorabüchse 142

XI. Historische Literatur.
1. Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von Specht 152
2. Historische Landschaftskunde von Wimmer . 159

XII. Erinnerungen an Karl Ernst Jarke . . 161
Dritter Artikel.

XIII. Die Theilnahme des Cardinal Leopold Graf Kollonitsch an der Papstwahl des Jahres 1689 . 178

XIV. Deutsche und Czechen in der Vergangenheit und Gegenwart 199
III. Das Versöhnungs-Kabinet; der Sprachenstreit.

XV. Von mittelalterlichen Schulsiegeln . . . 220

XVI. Zeitläufe.
Die Todtgeburten der inneren Politik im Reich und Staat; das Branntwein-Monopol . . 226

XVII. Fürstenbergisches Urkundenbuch . . . 239

XVIII. Frankreich im letzten Stadium der Zerrüttung 241

XIX. Deutsche und Czechen in der Vergangenheit und Gegenwart.
IV. Die nationale Schulfrage; die deutschliberale Agitation und ihre Mittel; die Lage des Klerus 259
V. Schlußwort 271

XX. Zur Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts . 279

XXI. Leo XIII. und die katholische Presse . . . 290

XXII. Dr. Wegele's Katheder an der Universität Würzburg 301

Seite

XXIII. Zeitläufe.
Die Polen-Debatte im preußischen Landtag und die Verrufserklärung des Reichstags . . . 307

XXIV. Zur Geschichte des Bisthums Bamberg . . . 318

XXV. Venedig und die Mönche zu S. Lazzaro I. . . 321

XXVI. Die Reformation und die bildende Kunst.
I. Reformation und Kunstgeschichte 341

XXVII. Statthalter Alois Fischer.
Ein kaiserlich-königlicher „Demokrat“ . . . 358

XXVIII. Eine mathematische Eigenthümlichkeit des Kölner Domes 369

XXIX. Am Grabe eines Rheinischen Schulraths . . 374
(Ein Beitrag zum „Kampf um die Schule“.)

XXX. Zeitläufe.
Der Reichstag wegen Erstreckung des Socialistengesetzes 380

XXXI. Aus der Heldenzeit Tyrols 391

XXXII. Die Reformation und die bildende Kunst.
I. Reformation und Kunstgeschichte (Schluß) . 397

XXXIII. Venedig und die Mönche zu S. Lazzaro II. . 416

XXXIV. Die Verhältnisse in Bosnien-Herzegowina, die religiösen und confessionellen insbesondere . 427

XXXV. Erinnerungen an Karl Ernst Jarcke . . 445
(Vierter Artikel.)

XXXVI. Zeitläufe.
Der alte Culturkampf und der neue Culturkampf 461

Seite

XXXVII. Ueber Jakob Böhme 472

XXXVIII. V. Hasak's Herbstblumen 475

XXXIX. Venedig und die Mönche zu St. Lazzaro III. (Schluß) 477

XL. Aus Oesterreich.
Nationalismus u. Conservatismus in Cisleithanien 503

XLI. Die Verhältnisse in Bosnien-Herzegowina, die religiösen u. confessionellen insbesondere (Schluß) 519

XLII. Die vormalige katholische Abtheilung im preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten . . . 537

XLIII. Gutberlet's Lehrbuch der Philosophie . . 562

XLIV. Die Reformation und die bildende Kunst.
II. Der neue Glaube und die Kunst . . 565

XLV. Spanien: in Wissenschaft und nationaler Literatur 588

XLVI. Frankreich.
Die Republik und die Arbeiter. . . . 608

XLVII. Die protestantische Historik beginnt vor Janssen zu capituliren 626

XLVIII. Zeitläufe.
Der preußische „Kirchenfriede" auf dem europäischen Hintergrunde 633

XLIX. Hefele's Concilien-Geschichte in der neuen Auflage 645

Seite

L. Die Stellung der bisherigen Philosophie zur Geschichte 649

LI. Zur Charakteristik des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 672

LII. Die Reformation und die bildende Kunst.
III. Die reformatorische Kunstliebe und der Bildersturm 688

LIII. Freiherr von Vogelsang im Wiener „Vaterland" 709

LIV. Zeitläufe.
Die zwei Seiten der englisch-irischen Krisis.
Studien und Skizzen. I. 714

LV. Volksschulen der zweiten Hälfte des Mittelalters in der Diöcese Augsburg 725

LVI. Zur katholischen Kunstliteratur 727
(Archiv für christliche Kunst)

LVII. Die Reformation und die bildende Kunst.
III. Die reformatorische Kunstliebe und der Bildersturm (Fortsetzung) 729

LVIII. Die Stellung der bisherigen Philosophie zur Geschichte II. 752

LIX. Der Ordo des Diakonats 772
Eine Entgegnung.

LX. Die Bibel und die orientalischen Studien . 782

Seite

LXI. Hammelburger Convertiten aus dem fränkischen Adel 790

LXII. Zeitläufe.
Die zwei Seiten der englisch-irischen Krisis.
Studien und Skizzen. II. 795

LXIII. Die geschichtlichen deutschen Sagen . . . 806

LXIV. Die Stellung der bisherigen Philosophie zur Geschichte (Schluß) 813

LXV. Die Reformation und die bildende Kunst.
III. Die reformatorische Kunstliebe und der Bildersturm 829
B. Die Kunst auf dem Boden der lutherischen Reformation
C. Der Bildersturm in den außerdeutschen Reformationsgebieten 839

LXVI. Zum Ausgleich des Quirinals mit dem Vatikan 852
Eine unmaßgebliche Meinung.

LXVII. Streiflichter auf die socialen Erscheinungen in Frankreich 865

LXVIII. Zur Abwehr 881
(Von dem „deutsch-conservativen Oesterreicher".)

LXIX. A. Baumgartner über Göthe 887

LXX. Die Culturarbeit der Mönche 893
Zum 800jährigen Jubiläum des Karthäuserordens.

Seite

LXXI. Onno Klopp's großes Geschichtswerk . . 910
Die Jahre 1706 und 1707.

LXXII. Studien aus dem Benedictiner- und den Cistercienser-Orden 934

LXXIII. Zeitläufe.
I. Wie das „Ende des Culturkampfs“ zu verstehen sei? — Die „Culturkampfs“-Chronik des Dr. Majunke 949
II. Die zwei Seiten der englisch-irischen Krisis.
Studien und Skizzen III. 962

LXXIV. Zur Geschichte der Mystik 970

I.

1886:
wie lange denn noch?

Man kann wohl sagen, daß die Welt im Großen und ihr pulsirendes Herz insbesondere, das alte Europa, kaum jemals in den späteren Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung einer tiefern und allgemeinern Zerrüttung aller Verhältnisse preisgegeben war als heute. Nirgends mehr lebt das Gefühl eines stabilen Zustandes; überall bloße Provisorien ohne Sicherheit ihres Abschlusses und ohne festes Vertrauen in die Zukunft; allenthalben das mehr oder weniger eingestandene Bewußtseyn von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Lage. Auf dem Wege zur höchsten materiellen Entwickelung verliert diese Welt Glaube, Hoffnung und Liebe. Daher überall die Frage: wie lange denn noch, und wo soll das Alles endlich hinaus?

Das vergangene Jahr hat keines der großen Räthsel gelöst. Es sind vielmehr noch neue Ungewißheiten hinzugetreten, und man konnte vor Kurzem selbst in officiösen Verlautbarungen von schwarzem Gewölke lesen, das vom Orient heranziehe. Die socialen Verhältnisse haben sich bei allen abendländischen Völkern fortschreitend verschlechtert, und die Bewegung zum Umsturz der bestehenden Gesellschafts-Ordnung oder -Unordnung hat äußerlich an Umfang und innerlich an furchtbarer Entschlossenheit gewonnen. Der harte Winter mit

seiner Arbeitslosigkeit wird die Frage wieder in den Vordergrund drängen, aber auch von Neuem die Rath- und Hülflosigkeit der Staatsgewalten, dem Uebel an der Wurzel beizukommen, in's Licht stellen. Mit jedem Tage entleeren sich die Mittelstände stärker in das Meer des Proletariats, bis endlich nur mehr der Bettler und der capitalistische Coupon-Abschneider sich gegenüberstehen werden. Was man für unmöglich gehalten hätte, hat das vergangene Jahr gebracht: selbst in England diskutirt man den „nationalen Schutzzoll", und wo man denselben bereits eingeführt hat, ist er zwar den Staatskassen zu Gute gekommen, hat aber dem bedrängten Nährstande nichts geholfen.

Wie präsentiren sich aber die Staatsgewalten selber inmitten der drohenden Gefahren? Von den Mittel- und Kleinstaaten nicht zu reden, die der Aufsaugung durch die „großen Agglomerationen", welche schon Napoleon III. ihnen prophezeit hat, sichtlich entgegenwanken: was für ein Bild zeigt sich an der Spitze der großen Staaten und Reiche? Zwei Generationen hindurch ist die gesetzlich geordnete Theilnahme der Volksvertretung an der Regierung als die unfehlbare Garantie der Kraft und des Ansehens der Staatsgewalt angesehen worden; und jetzt bringt sich der Parlamentarismus überall entweder selbst um den Credit oder, wo der Mann dazu vorhanden ist, spielt ein diktatorischer Gewalthaber mit dem System als einem Werkzeug, das biegen oder brechen muß. Ein Volk, das einen einheitlichen Willen hätte, gibt es nicht mehr; es gibt nur mehr Parteien, die nach der Herrschaft streben, sei es auch nach Art der Frösche, die sich den Storch als ihren Diktator herbei quakten.

Für eine Weltmacht wie England hing es von den vorjährigen Neuwahlen zum Parlament ab, ob ein regierungsfähiges Kabinet an ihre Spitze treten werde oder nicht. Und in der That haben die Wahlen ergeben, daß sich nur die Partei an der Regierung wird halten können, welche die irischen Vertreter durch Meistgebot für sich ersteigert, denn

die Iren bilden das Zünglein an der Waage. Gewiß ist der irischen Nation, an der sich England Jahrhunderte lang so schwer versündigt hat, der Triumph wohl zu vergönnen. Aber je nachdem der Judenhandel ausfällt, soll die Politik der Weltmacht im indischen Reich, in den Nilländern, in Südafrika, in Australien sich drehen und wenden! Je nachdem soll der viel= und schön=redende Greis, von dem Lord Palmerston einst gesagt hat: „er werde entweder das Land ruiniren oder in einer Anstalt für Geisteskranke sterben," wieder an's Ruder kommen, um die vom ganzen Lande verurtheilten und von ihm selbst eingestandenen Irrthümer und Mißgriffe in Aegypten und im Sudan von vorne wieder zu begehen!

Die widerlichste Entartung des Parlamentarismus ist in Frankreich, wo die Republik auch die letzte Schranke gegen die Zügellosigkeit der Parteien niedergerissen hat, so weit gediehen, daß auch die Ehre der Nation und der französischen Fahne nicht mehr heilig ist. Wer hätte es für möglich gehalten, daß dereinst in einer französischen Nationalversammlung Vertreter der „großen Nation", ohne einen Schrei der Entrüstung im ganzen Lande besorgen zu müssen, den Antrag stellen könnten, einen mächtigen Colonialbesitz, dessen Eroberung einige hundert Millionen Geld und mehrere tausend Menschenleben gekostet hat, ohne Weiteres wieder aufzugeben? Ein solcher Antrag auf Räumung Tonking's und Annams ist aber nicht nur gestellt worden, sondern er hatte auch im Ausschuß Aussicht auf die Mehrheit in der Kammer. Allerdings empfahl sich der Antrag durch die wenig verhüllte Hindeutung auf den unvermeidlichen Rachekrieg gegen Preußen, für welchen alle Kräfte zusammengespart werden müßten; überdieß ist die Colonialpolitik bei dem französischen Landvolk nicht populär, weil der Landmann am wenigsten etwas davon hat. Aber der nächste Zweck war denn doch, durch den Antrag eine Ministerkrisis herbeizuführen zu Gunsten der Radikalen. Die unaufhörlichen Wechsel der Ministerien haben es bisher schon

dahin gebracht, daß Frankreich eigentlich gar keine äußere Politik mehr hat und seine Stimme im Rath der Großmächte kaum mehr zählt, weil sich Niemand auf die Stellungnahme eines augenblicklichen Kabinets, das über Nacht schon wieder verschwinden kann, zu verlassen vermag. Um aber die nationale Fahne noch um alles Ansehen zu bringen, hat dieses Parlament sich auch nicht gescheut, die schmutzige Wäsche der rivalisirenden militärischen Befehlshaber vor den Augen aller civilisirten und nichtcivilisirten Nationen auszuhängen. Auch dieses Frankreich aber soll und will eine Weltmacht seyn!

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das abstoßende Beispiel selbst auf die liberalen Parteien in Rußland abkühlend eingewirkt hat, und diesem Umstande die verhältnißmäßige Ruhe mit zu verdanken ist, welche seit ein paar Jahren im Czarenreiche Platz gegriffen hat, allerdings nicht ohne einen unheimlichen Eindruck zu hinterlassen. Ganz gewiß hat aber das Unglück des Parlamentarismus bei den beiden großen Nationen, hinter welchen Italien mit seiner Regierungsanarchie einher taumelt, auf den deutschen Liberalismus einschüchternd und entmuthigend gewirkt, so daß der größte Theil der Liberalen sein Glaubensbekenntniß abgeschworen hat und jetzt vertheidigt, was er von Hause aus wie in religiöser Pflichterfüllung bekämpft hat. Ebenso gewiß sind die traurigen Beispiele dem Fürsten Bismarck zu Gute gekommen. Er würde ohne diese Erfahrungen dem von ihm selbst auf breitester Basis in's Leben gerufenen deutschen Parlament schwerlich geboten haben, was er demselben seit einigen Jahren bei jedem Anlaß systematisch zu bieten beliebt. „Mir hat Europa nicht imponirt, Sie imponiren mir auch nicht.“

In der Reichstags-Sitzung vom 1. December hat der Reichskanzler aus der bekannten Interpellation wegen der massenhaften Ausweisung polnischer Unterthanen aus Preußen „die Möglichkeit einer Entwicklung des Reichstages zu einer Art Convent“ geschlossen. Mit Recht hat der Abgeordnete Windthorst dieser Bemerkung die Thatsache entgegengestellt:

„wir befinden uns vielmehr in dem sehr anormalen Zustande einer absoluten Diktatur eines einzelnen Mannes.“ Die Franzosen dürften vielleicht froh seyn, wenn sie einen Mann hätten, der einer solchen Diktatur fähig wäre. Aber in einer erblichen Monarchie ist sie doch immerhin eine Erscheinung, welche die Frage nahelegt, ob die absolute Diktatur eines einzelnen Mannes, der nicht der Throninhaber selber ist, zugleich mit der Krone vererbt werden wird oder muß? Und diese Frage bildet jetzt den Gegenstand vielfacher Erwägung, wie man sagt, nicht nur unter den Parteien.

Der deutsche Reichstag selbst hat aus freien Stücken, in Anbetracht der Person des Reichskanzlers, auf jede Einwirkung, sogar Erkundigung, bezüglich der auswärtigen Politik des Reichs verzichtet. Es hatte sich die Vorstellung eingebürgert, daß er den Frieden und die Ruhe des ganzen Welttheils mit unerschütterlicher Hand aufrecht halte, daß ohne seinen Willen kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfe, wie Graf Moltke dereinst gesagt hat, kurz daß alle Mächte nach seiner Pfeife tanzen müßten. Das Jahr 1885 hat den Vertrauensseligen schwere Enttäuschungen gebracht. Der Orient hat sich gegen das eigenste Werk des Kanzlers, das die Krönung seiner diplomatischen Erfolge bilden sollte, empört. Es hat sich nicht nur gezeigt, daß Europa einen Diktator nicht verträgt, sondern auch von der erhofften Gemeinsamkeit eines europäischen Gesammtwillens sind wir weiter als je entfernt. Wenn es vor sieben Jahren noch scheinen konnte, daß in allen brennenden Fragen der „europäische Areopag“ entscheidend in's Mittel treten werde, so ist die Welt jetzt um diese Hoffnung ärmer.

Man hat mit dem Phantom des „europäischen Areopags“ gegenüber der ostrumelischen Ueberraschung wieder großen Prunk getrieben, obgleich schon die Londoner Conferenz wegen der ägyptischen Krisis unerwartetes Fiasko gemacht hatte. Als nun die Conferenz in Constantinopel zusammentrat, ist es zu der Probe auf das Exempel, ob die Balkanstaaten einer-

seits und die Türkei andererseits sich dem einmüthigen Spruche des sogenannten Areopags fügen würden, gar nicht gekommen, denn die Conferenz scheiterte von vornherein an der Uneinigkeit der Mächte. Verläuft die Krisis am Balkan ohne weitere Verwicklung, so ist dieß der Tapferkeit und dem Kriegsglück des jungen Bulgarenfürsten mehr zu danken, als dem Einfluß Einer der Mächte und aller zusammen genommen.

Der Berliner Hofprediger Herr Stöcker hat einmal in einer Rede geäußert: „Fürst Bismarck sei die Colossalfigur unter den Politikern, seine Ideen seien Weltmächte". An der Größe des Kanzlers soll nicht genergelt werden, aber seine Ideen sind ausschließlich preußische und von diesem Gesichtspunkt wird jede Weltfrage von ihm behandelt. Selbstverständlich hat jeder Minister die Pflicht, die Interessen seines Landes zu fördern und zu wahren. Bringt sich aber ein Staatsmann in die Lage, den Anspruch erheben zu müssen, daß die anderen Mächte sich seinen Sonderinteressen dienstbar zu machen haben, dann taugt ein solcher Gewalthaber jedenfalls nicht zu einem Friedenshorte, er läuft vielmehr Gefahr, daß eines schönen Tages sich alle anderen Mächte gegen ihn erheben. In jene Lage hat aber die Politik des Fürsten Bismarck den preußischen Staat und sich selber gebracht. Er hat es sich selbst einmal zum Hauptverdienst angerechnet, daß er die drohende „Coalition" vereitelt habe; ist aber verschoben, auch aufgehoben?

Aegypten schwebt seit 3 Jahren zwischen Seyn und Nichtseyn, und eben jetzt nehmen die blutigen Kämpfe im Sudan bis an die Grenze Oberägyptens wieder ihren Anfang. Der Mahdi ist zwar todt, aber man muß sich jetzt gestehen, daß die Bewegung der Mahdisten in ihrer Kraft und Nachhaltigkeit weit unterschätzt worden sei. Der Reichskanzler war im Beginn der Krisis eingestandenermaßen der Meinung, daß es an England sei, sich unter dieser oder jener Form im Nillande festzusetzen und dort Ordnung zu schaffen. England allein hat der neuen Invasion islamitischer Barbarei opfer-

vollen Widerstand geleistet; alle anderen Mächte haben müßig zugeschaut, und plötzlich schlug sich der Reichskanzler auf die Seite der rivalisirenden Franzosen. Warum? Er hat es im Reichstag selber aktenmäßig nachgewiesen: weil er inzwischen auf den unglückseligen Einfall einer deutschen Colonialpolitik in den Todtenfeldern des schwarzen Welttheils gekommen war, und weil das damalige Kabinet in England auf die angebotene Handelschaft nicht eingehen wollte. So ist diese Weltfrage behandelt worden.

Und was hat denn der „ehrliche Mackler" eigentlich angestrebt, als er sich zum Protektor der verzweifelten Zustände in der Türkei aufwarf? Man kann die Antwort aus offiziösen Quellen schöpfen. Als im Dezember 1882 in diesen Organen die bekannten Verdächtigungen gegen die Bundestreue Oesterreichs ausgestreut wurden, da hat das große Organ am Rhein erklärt: der türkische Erisapfel zwischen Rußland und Oesterreich dürfe nicht beseitigt werden; es würde da ein Lebensinteresse Deutschlands berührt, „denn mit der Vernichtung der Türkei wäre Deutschland einer russisch-österreichischen Coalition, zu der sich stets bereitwillig Frankreich gesellen würde, preisgegeben und um seine Existenz auf Leben und Tod zu kämpfen gezwungen." [1]) So soll also die große Frage des Jahrhunderts behandelt worden seyn. Wäre freilich das völkerrechtliche Band zwischen Oesterreich und Deutschland nicht im preußischen Interesse zerrissen worden, dann brauchte Niemand eine österreichisch-russische Allianz zu fürchten und die Bundesgenossenschaft mit Deutschland von der Fortdauer des türkischen Elends abhängig zu machen. Nachdem aber das Band zerrissen ist, liegt die Gefahr in dem unheilvollen Nationalitätenkampf unter den Völkern der Habsburgischen Monarchie selber. Ein Reich, in dem das Slaven-Element

---

1) „Histor.-polit. Blätter." März 1884. Band 93. S. 472. „Die Quadrupel-Allianz mit Rußland".

dominirend würde, könnte naturgemäß nicht nach Berlin hin gravitiren.

Herr Windthorst hat am 28. November im Reichstag gesagt: „Der Reichskanzler hat Erfolg, weil er Soldaten und Geld hat.“ Nicht also die diplomatische Kunst hat den Kanzler in den Stand gesetzt, seine anspruchsvolle Stellung zu behaupten, sondern einzig und allein die formidable Waffenrüstung des Reichs. Das Wort Moltke's von den „Feinden ringsum“, und daß „wir Achtung überall gewonnen haben, Liebe nirgends“, bleibt trotz Zwei- und Dreikaiserbund nach wie vor wahr. Darum muß jedes andere Interesse hinter dem militärischen zurückstehen. In der Zeit vor dem Bruderkrieg ist das Volk vertröstet worden, wenn einmal der dünne Wespenleib Preußens abgerundet seyn würde, dann werde der Druck der schweren Rüstung sich vertheilen und leichter zu tragen seyn. Gerade das Gegentheil ist eingetreten. In den 14½ Jahren, seitdem Preußen sich zum deutschen Reich abgerundet hat, sind 6889 Millionen Mark in dem unersättlichen Schlund des Reichsmilitäretats verschwunden. Seit 1867 waren die Jahresausgaben des Militäretats um 168 Millionen gewachsen. Im vorigen Jahre betrug die Mehrforderung 38 Millionen, heuer 25, also eine Erhöhung um 63 Millionen, mehr als die neuen Zölle sammt der neuen Börsensteuer ertragen, bloß in zwei Jahren. Als dieser Voranschlag bekannt wurde, ist freilich auch manchem liberalen Munde der Seufzer entschlüpft: „wo soll das hinaus?“

Es wird aber noch ärger kommen und selbst die Verweigerung des Septennats würde wenig daran ändern. Das Schlagwort von der „Sicherheit des Reichs“ ist leider mehr als ein bloßer Vorwand. Die neue Colonialpolitik allerdings scheint nicht bloß wegen der schönen Augen der Hamburger Handelsfürsten, sondern auch als ein guter Vorwand erfunden zu seyn, um auch für die Marine maßlose Anforrungen zu stellen. Aber sonst ist es wahr: das Reich muß gefürchtet seyn. Neuerlich wird dem Militarismus noch über-

dieß nachgerühmt, daß er nicht nur eine nationale Produktions- und Handelspolitik geschaffen habe, sondern überhaupt eine sociale Wohlthat sei. Wie auf gegebene Losung wird das Thema von der produktiven Seite des Militäraufwandes cultivirt. Er beschäftige nicht nur Tausende fleißiger Hände für den Bedarf der Armee, sondern es bewähre sich auch, daß die Stärke des Staats stets die Handelsblüthe fördere, wie denn das siegreiche Deutschland den holländischen Handel bereits zum guten Theil brach gelegt habe. Gewiß haben die Armee-Lieferungen manche Millionäre geschaffen, und gewiß weiß die Plutokratie, was sie dem Militarismus im Allgemeinen, dem deutschen insbesondere, nicht bloß wegen des Schutzes der Bajonette gegen die bösen Socialdemokraten verdankt. Aber der Mittelstand zahlt die Zeche, vor Allem der Bauernstand. Der Abg. Lasker hat vor Jahren einmal im Reichstag gesagt: „Der Bauer zahlt und wird immer ärmer." Bei einem Blick auf die heutigen Zustände würde vielleicht selbst er dem Militäretat des Reichs zurufen: „wie lange noch?"

Ja: wie lange noch? Gerade so lange, als nicht wieder das Recht in dem Verhältniß der Staaten zu einander und im Staate selbst über die Willkür, sei es der Einzelperson oder der Vertretung eines gefälschten Volkswillens, als eherne Schranke aufgerichtet ist. Nach Allem, was seit mehr als einem Vierteljahrhundert in Europa geschehen ist, schwebt das Bild der „vereinigten Staaten" des Welttheils freilich in nebelhafter Ferne. Wir haben seit dreißig Jahren zwei Congresse der europäischen Mächte erlebt, und sie haben selbst auf dem begränzten Gebiet ihrer Competenz nur unhaltbare Flickwerke zu Stande gebracht. Es sind in Europa noch lange nicht genug Veränderungen perfekt geworden; die Trümmer des alten internationalen Rechts müssen erst gänzlich abgeräumt seyn, ehe ein internationaler Rechtszustand von Neuem Platz greifen kann. Insoferne ist jede Diplomatie zur Zeit machtlos. Aber das wäre vom neuen deutschen Reich

billig zu erwarten gewesen, daß es zunächst innerhalb seiner Grenzen dem Recht die gebührende Stellung über der Willkür eingeräumt hätte.

Was haben uns dagegen erst noch die jüngsten Auftritte im deutschen Reichstage von der Achtung des Rechts erzählt? Selbst der Begriff des Rechtes scheint aus den amtlichen Auffassungen verschwunden zu seyn. Man sieht, wie der oberste Beamte des Reiches alle Fragen aus dem alleinigen Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit beurtheilt und entscheidet; und dieses Verfahren bezeichnet er als ausschließlich „national". Das „nationale" Princip auf Rechtsfragen angewendet, ist der weite Sack, in welchem alle rechtlichen Bedenken begraben werden können. In diesem Sack ist das Erbrecht des Herzogs von Cumberland und das Recht des gesetzlichen Verwesers in Braunschweig als eines „fremden Prinzen" verschwunden. Dem Liberalismus und der Demokratie hat das ausnehmend gefallen; sie haben einmüthig zugerufen: vivat sequens! In demselben Sacke ist noch vor Ablauf des vergangenen Jahres auch wieder ein Stück confessioneller Gleichberechtigung im Reiche verschnürt worden. Denn „national" ist im Reiche nur der Protestantismus; dem Judenthum glaubt man, daß es „national" sei, weil die Juden es so haben wollen; der Katholicismus aber mit seinen „fremden Obern" kann unmöglich „national" seyn, wenn auch die Katholiken versichern, sie seien von jeher gute Deutsche gewesen. Wenn sie das siegreich beweisen wollten, so müßten sie protestantisch werden, oder doch mindestens „altkatholisch". Darum war auch der Culturkampf mit seinem Schlachtruf „los von Rom" ein eminent „nationales" Unternehmen zum Heile des Reiches.

Um der Wahrheit Zeugniß zu geben, muß übrigens constatirt werden, daß der Reichskanzler in der Debatte über die preußische Ausweisung der 30,000 aus Rußland und Oesterreich eingewanderten Polen entschieden widersprochen hat, daß die Maßregel aus confessionellen Rücksichten hervorgegangen sei; sie sei vielmehr rein „national." Es muß ihn an

dem Vorwurf doch etwas genirt haben, und die Berichtigung schien ihm so wichtig, daß er sogar die amtliche Erklärung seines Collegen, des preußischen Ministers des Innern, indirekt desavouirte. Auf diplomatische Anfrage aus Wien nach den Gründen der massenhaften Ausweisung polnischer Unterthanen aus Preußen hatte nämlich Herr von Puttkamer durch das auswärtige Amt in Berlin die Erklärung abgegeben: „es sei eine rein interne, durch Verschiebung der confessionellen und sprachlichen Verhältnisse hervorgerufene Maßregel". Beide österreichisch-ungarischen Ministerpräsidenten hatten von der Erklärung vor ihren Vertretungskörpern Gebrauch gemacht. Obwohl Herr Windthorst diese Thatsache wiederholt betonte, und nachzuweisen versprach, daß „man die katholischen Polen ausgewiesen, die Protestanten aber nicht behelligt habe", blieb der Reichskanzler dabei stehen: wie bei der Frage nach der Zulassung katholischer Missionen in den afrikanischen Colonien habe es sich auch bei der Polen-Ausweisung „lediglich um nationale Dinge gehandelt". „Wir haben keinen nach der Confession gefragt, das Kennzeichen war ausschließlich die Nationalität", so sagte er.

So oft wir den Reichskanzler die Nationalität als Richtschnur seiner Politik betonen hören, wie es nun von Jahr zu Jahr beharrlicher geschieht, will uns dieses Auftreten bedenklicher und namentlich rücksichtslos in Bezug auf das verbündete Nachbarreich erscheinen. Preußen hat sich in früheren Jahrhunderten fremde Nationalitäten einverleibt und für das Reich ist an den westlichen Grenzen französisches Element erobert worden. Dagegen sind über acht Millionen Deutsche in Oesterreich von dem Reich, das sich das deutsche Reich nennt, ausgeschlossen. Die Folge war die Erhebung der slavisch-magyarischen Mehrheit über das Deutschthum und der erbitterte Kampf der Nationalitäten in Oesterreich. So oft der Kanzler „national" sagt, schüttet er Oel in diese lodernden Flammen. Beim Frankfurter Bundesschießen vor zwanzig Jahren protestirten die Deutschösterreicher einmüthig gegen

die Zumuthung, sich neben den Kurhessen und den Schleswig-Holsteinern zu den „Schmerzenskindern" Deutschlands zählen zu lassen. Heute würde der Protest in den Reihen der Deutschliberalen Oesterreichs schon sehr gedämpft erscheinen, und wenn die nichtdeutschen Nationalitäten vordringen wie bisher, und dann der deutsche „Schmerzensschrei" über die Grenze herüberhallt, wird das Reich, welches sich nicht den Schutz des Rechtes, sondern die „nationale" Zweckmäßigkeitspolitik zur Aufgabe gemacht hat, dann taube Ohren haben können? Die Gegner der Abmachungen von Versailles waren in vieler Beziehung weitsehender als die optimistischen Freunde derselben; auch die Folgen der Einschwärzung des Nationalitäten-Princips in das künftige Reich sind ihnen in der bayerischen Kammer nicht entgangen; der damalige Minister von Schlör aber erklärte kurz und gut: „Auf das Princip der Nationalität ist dieser Vertrag nie und nimmer begründet." [1])

Warum will aber denn der Reichskanzler immer wieder nicht den Maßstab des Rechts, sondern den eines vermeintlichen „nationalen" Interesses anlegen, wie er das erst noch in den erregten Sitzungen vom 27. November und 1. Dezember des vergangenen Jahres in rücksichtslosester Weise gethan hat? Schon der Umstand, daß die Interpellation wegen der Polen-Ausweisung nebst den Polen und den Elsässern von Mitgliedern des Centrums unterzeichnet war, brachte ihn dergestalt in Harnisch, daß er nicht nur zu dem außerordentlichen Mittel einer kaiserlichen Botschaft griff, sondern dem Reichstag geradezu die Befugniß absprach, sich mit einer Angelegenheit zu befassen, die Preußen allein angehe. In der Missionsdebatte aber erklärte er dem Centrum gegenüber: er habe in den letzten Jahren gelernt, daß mit dessen Grundsätzen weder der preußische Staat noch das deutsche Reich auf die Dauer be-

1) Stenographischer Bericht der Kammer der Abgeordneten vom 14. Januar 1871.

stehen könnten. „Nachdem ich mit Betrübniß gelernt habe, daß ein Bund mit den Herren nicht zu flechten ist, ohne die Existenzbedingungen der preußischen Monarchie aufzugeben, habe ich meine Wahl treffen müssen". Aber was hat denn das Centrum Ungeheuerliches verlangt? Antwort: dießmal, wie von eh' und je, nichts Anderes als das Recht, das einfache und klare Recht!

Wer die Auftritte in den beiden Reichstags-Sitzungen mitangesehen oder auch nur die Berichte darüber gelesen hat, der mußte sich wohl selber fragen: „wie lange noch?" Kaum jemals, seitdem es eine parlamentarische Vertretung gibt, hat eine Ministerbank solche Scenen vorgeführt, wie sie nun in Berlin fast schon alltäglich sind. Der Kanzler hat es höchlich übel genommen, daß in dem Rededuell mit dem Abgeordneten Windthorst dieser eine Anspielung auf den „anormalen Zustand einer absoluten Diktatur eines einzelnen Mannes" einfließen ließ. „Von einer Regierung des vorigen Königs und des Fürsten Bismarck sprechen, welche Beleidigung liegt darin!" rief der Kanzler aus. Er scheint es selbst nicht zu merken, wie weit er über das Maß eines bloßen Ministers, sei es auch des einflußreichsten und unentbehrlichsten, hinausgewachsen ist. Aber andere Leute merken es, und sie fragen sich, wie es werden soll, wenn der Minister einmal nicht bloß „einen Freund und Gönner, sondern auch einen Herrn" über sich haben wird? In der jetzigen Stellung muß naturgemäß das Recht vor der Persönlichkeit in den Hintergrund gedrängt werden; ehe aber die subjektive Ansicht von der Zweckmäßigkeit nicht wieder hinter dem Rechte steht, wird kein Friede werden können im Reich und im Lande.

Die Zeiten sind aber darnach, daß sie dringend wenigstens den innern Frieden im Reich erheischen. Vor einem Jahre haben wir unsere Betrachtungen mit den aus liberaler Quelle entnommenen Worten überschrieben: „Kommende schwere Zeiten!" Sie sind überall nur schwerer geworden, und keine menschliche Gewalt ist den Uebeln in ihrem ganzen

Umfange mehr gewachsen. Aber nirgends sonst als im deutschen Reiche gibt es unglückselige Zustände, die auf der Rechnung einer einzigen Persönlichkeit stehen, und geändert werden können, so bald man nur will. „Wie lange denn noch?"

Nachwort.

Karl Munding über die Verkehrtheit der modernen Gesellschaft.

Ueber den Raum einer Neujahrs-Rundschau ist die Frage aller Fragen, die sociale, hinausgewachsen. Man muß sich mit Andeutungen begnügen oder man müßte zu fast überflüssig vielen Büchern eine lange Abhandlung schreiben. Der Grund, warum wir hier noch auf ein in das Jahr 1886 datirtes Büchlein[1]) aufmerksam machen, ist ein besonderer. Der Verfasser, wie es scheint ein junger Gelehrter, ist Meister in der socialen Diagnose. Indem er mit erleuchtetem Auge die faulen Flecke im Innern der modernen Gesellschaft untersucht, kommt er insbesondere auf einen Punkt, der sonst am liebsten umgangen wird, weil die Sache nach oben und unten höchst unpopulär ist. Es gereicht dem Verfasser zur Ehre, daß er dem Punkt nicht aus dem Wege geht, sondern ihn scharf festnagelt. Ich meine die moderne Schulwuth.

Um das ganze Uebel richtig zu erfassen, muß man freilich

---

1) Dr. Karl Munding: „Die Lügen des socialistischen Evangeliums in der modernen Gesellschaft." Stuttgart, Levy und Müller 1886.

die sociale Frage nicht in dem herkömmlichen engern Sinne verstehen. „Will man“, sagt der Verfasser, „die Elemente des vierten Standes zusammenfassen, so muß man eine Wanderung antreten, die durch die Reihen der Proletarier führt; diese aber treffen wir in allen Schichten der Gesellschaft . . . Der Arbeiter, der im Schweiß seines Angesichts den Kampf um's Daseyn auszufechten sucht, der ist noch kein echter und rechter Proletarier; mit dem Augenblick aber, da er mit seinen schwieligen Fingern in den Weisheitskram der Gelehrten greift und die Zeitung liest, um Socialpolitik zu treiben, in demselben Moment tritt er in die Bahn, die zum Proletariate führt.“ Der gesammte Liberalismus hat sich dereinst unter die Schulze-Delitzsch'sche Fahne gestellt: er wollte die Arbeiter durch Bildung emancipiren. „Die Schlauköpfe!“ sagt der Verfasser, „sie wußten nicht, was sie thaten, wie sie gegen sich selber wühlten; das war just die rechte Art ‚die Bestie zu entfesseln.‘“

Der Verfasser verfolgt die unversieglichen Zuflüsse des Proletariats aus allen den sogenannten Ständen bis in den verkommenen Adel und zum gemaßregelten Officier hinauf, aber auch bis in das schöne Geschlecht hinein, dem er ein eigenes Capitel voll schlagender Wahrheit widmet: „Die Lüge der Frauenemancipation“. Er sieht überall die gerühmte Bildung und das geistige Proletariat aus ihren Standesverhältnissen hinausgeworfener Menschenclassen gleich einem rothen Faden sich hindurchziehen:

„Die Tendenz des Zeitgeistes, seine Cultur bis auf die Enden der Gesellschaft hinauszutreiben, schuf das moderne socialistische Evangelium. Die Popularisirung der Wissenschaft, dieselbe Erscheinung, welche wir in der Vorgeschichte der ersten französischen Revolution finden, erleben wir auch in unseren Tagen. Wie damals erfaßt ein encyklopädischer Eifer die Völker und die Menschen, wie damals herrscht ein werkthätiger Belehrungseifer und ein unersättlicher Bildungsdrang. So wenig aber die geistige Bewegung vor der französischen Revolution wahre Bildung hervorbrachte, so wenig frommt der moderne Culturеifer den Unmündigen der Gesellschaft. Es ist eine geistige Uebertünchung, das Wissen geht in die Breite, nicht in die Tiefe. Wie die Gebildeten und Verbildeten des ancien regime leicht-

sinnig in den Abgrund der drohenden Revolution hineinlächelten, so haben auch unsere Culturapostel keine Ahnung von ihrer eigentlichen Mission. . . . Auf einer windigen, hohlen Halbbildung beruht die socialistische Bewegung".

Herr Munding weist auf den Staat als den berufenen socia len Retter. Aber es ist nicht die Korporalsidee vom Staat, mit dem die preußischen Staatssocialisten umgehen. Er hat erkannt, daß die Krankheit viel mehr ein Leiden des Herzens als ein Magenleiden, daß sie eine moralische ist. Darum steht er auch unserm alten Satze nahe: „der Schule gehört die Zukunft," ja! aber diese Schulmeisterei gehört der Socialdemokratie.

II.

Die spanische Verlassenschaft.

Wie in ein und dem andern Herrschergeschlechte diese und jene Krankheitsform überwiegt, so gibt es Länder und weite Reiche, zu deren Verhängniß gewisse Akte zählen, die sonstwo ohne alle üblen Folgen bleiben. In Spanien haben die letztwilligen Anordnungen der Könige wiederholt heillosen Schaden gestiftet. So wurde der letzte Habsburger der älteren spanischen Linie zu dem bekannten zu Gunsten Ludwigs XIV. und seines Enkels, des nachmaligen Philipp V. ausgefertigten Testamente bestimmt, und so ließ sich auch wieder Ferdinand VII. zu einem eclatanten Rechtsbruch herbei, den er zum Schaden seines Bruders Don Carlos und dessen Descendenz und zum Frommen seiner Gattin und eines kleinen Kindes, ihrer Tochter, beging. In letzterem Falle wurde ein Haus- und Grundgesetz geradezu umgestoßen. Ferdinand VII. hatte weder das Recht die salische Erbfolge zu ändern, noch sein Bruder Don Carlos in diese Aenderung zu willigen. Don Carlos hätte etwa für seine Person auf die spanische Krone verzichten mögen, aber für seine Nachkommen durfte und konnte er keinen derartigen Verzicht leisten.

Ein schwerer, langandauernder Bürgerkrieg war die Folge des Rechtsbruches, dessen sich Ferdinand aus Schwäche und blinder Liebe zu Frau und Kind schuldig gemacht hatte. Mochten auch die östlichen Continentalmächte mit ihren Sympathien auf Seite des vergewaltigten Rechtes stehen, mochte

sich der Herzog von Modena mit rühmlicher Offenheit für Don Carlos aussprechen, bei Frankreich und England stand die Macht der unmittelbaren Einwirkung. Die beiden Westmächte ergriffen aber, von den liberalen Parteien gedrängt, und wohl auch von der Hoffnung Privatvortheile zu erringen angestachelt, die Partei der Königin-Regentin und verhalfen dem Unrecht zum Sieg.

Die Gemahlin Ferdinands huldigte weder conservativen noch liberalen Grundsätzen, wohl aber dem Gedanken an den Besitz der Macht und die Möglichkeit, dieselbe nach ihrem Tode oder während ihres Lebens, so spät als möglich, ihrer Tochter übermachen zu können. Es kostete ihrer Gesinnungslosigkeit sehr wenig, die liberalen Ideen, insoweit es nothwendig schien, zu ihrer eigenen Sache zu machen. Wäre Don Carlos bereit gewesen, den Spaniern eine „freie Verfassung" zu verleihen, sie würde allen Reaktionären der pyrenäischen Halbinsel an ihrem Hofe Zuflucht gewährt und sich zur Beschützerin der Fueros aufgeworfen haben.

Die That Ferdinand's VII. war ein gegen das historische Recht geführter Keulenschlag. Wer die Frucht dieser Vergewaltigung einheimsen wollte, mußte sich selbstverständlich auf den Boden der Rebellion stellen. In Westeuropa neigte die Gesellschaft dem Bruche mit der historischen Rechtsanschauung zu, und Königin Christine konnte nur von diesem Punkte aus auf nachhaltige Unterstützung ihrer Grenznachbaren zählen. Die Rechnung der Königin erwies sich in der Folge als richtig. Unter brittischer Vermittlung kam die Bildung einer Fremdenlegion zu Stande, als die einheimischen Kräfte versagten; unter fremdem Beistand gelang es Christinen so viel Geld übrig zu behalten, um die Marotto und Rodil bezahlen und sich den Vertrag von Bergara erkaufen zu können. Es war nicht die Person und der Charakter der Königin, die über den Carlismus triumphirte, sondern das Princip, welches sie nothgedrungen vertrat.

Stolz auf eine solche Vertreterin zu seyn, hatte der

Liberalismus keine Ursache und man erzählte sich, wie selbst liberale Staatsmänner an dem Betragen ihres königlichen Schützlings Aergerniß nahmen und ihren Unmuth nicht so sie in sich verschlossen, als im Interesse ihrer freilich nicht ganz zimperlichen Sache gelegen gewesen wäre. Die Erinnerung an das blutgefärbte Sacktuch der Königin, mit dem Serranos beglückt worden war, die warme Freundschaft, die sie dem stattlichen Manne bezeugte, schien noch zu frisch, um die Königin ehrwürdig erscheinen zu lassen.

Wir wissen, was folgte. Wir kennen die schier endlose Kette weiblicher Verirrungen, in der sich Mutter und Tochter ablösten; wir kennen den unheilvollen Einfluß der eigennützigen Politik des Bürgerkönigs in Paris auf das königliche Haus von Madrid; wir wissen, wie Isabella im ewigen Wechsel ihrer Partisane aus der Zwangslage unter Espartero in die Zwangslage mit Narvaez, mit Odonnell, mit Serrano und wieder mit Narvaez gerieth; wie sie unter dem Ministerium Gonzalez-Bravo endlich, dem hofmeisterlichen Zwange entronnen, frei aufathmete, um nach dem ersten frischen Athemzug durch den Verrath des Herzogs della Torre und des Admirals Topete vom Thron und aus Spanien weggejagt zu werden.

Es kam die Zeit der Versuchsrepublik und des Versuchskönigthums mit dem Herzog von Aosta, und wieder eine republikanische Kunstpause, dann das Pronunciamiento des Martinez-Campos, die Rückkehr Alfons XII., dann seiner königlichen Mutter, die erste Vermählung des Königs mit Mademoiselle de Montpensier und die zweite Heirath mit der Prinzessin Christine von Oesterreich, das Hangen und Bangen des jungen Fürsten in der schwebenden Pein, ob conservativ oder liberal zu regieren wäre, mit Canovas oder Sagasta und Posada Herrera? Alfons XII., von Natur aus schwächlich, starb nach kaum zehnjähriger Regierung in der Blüthe seines Alters. Wer hätte das Herz, den fürstlichen Jüngling, der ohne Frage von den löblichsten Absichten beseelt war, den Zoll rein

menschlicher Theilnahme zu versagen? Wer würde nicht die königliche Wittwe bedauern, die sich bald vor eine unlösbare Aufgabe gestellt sehen dürfte? Alfons XII. trifft keine Schuld, wenn das königliche Diadem, das er trug, nicht in so hellem Glanz erstrahlte, wie es ächte Kronen sollen. Er hatte Zeit seines Lebens mit dem Unstern zu kämpfen, welcher dem Zweig des Hauses Bourbon, dem er angehörte, in der letztwilligen Anordnung des Großvaters aufgegangen war. Er sah sich als Kind aus Madrid, aus seinem Vaterlande vertrieben und er verdankte nur einem politischen General — dieser Landplage des constitutionellen Spaniens — also einem militärischen Makler, die es weder in Spanien noch in irgend einem wohlgeordneten Staatswesen geben sollte, seine Anstellung als constitutioneller König des Landes.

Froh werden konnte der junge König seiner Herrschaft und Regierung wohl nie. Er wußte, daß sein Königthum auf äquilibristischen Kunststücken beruhe, er wußte, daß er mittelst eines Nebeneinganges und nicht auf der Haupttreppe in den Thronsaal gelangt sei, daß es nicht das göttliche Recht der Könige sei, kraft dessen er regierte, aber auch nicht die Volkssouveränität, die ihm die Gewalt verliehen. Denn das spanische Volk als solches verhält sich seit unvordenklicher Zeit gegen den gewohnten Scenenwechsel gleichgiltig oder steht in einem anderen Lager, als dem entnationalisirten, von Ausländern gehüteten und von dem vaterlandslosen Maurerthum befestigten und verschanzten Lager der Anhänger des von Ferdinand VII. vollzogenen Rechtsbruches. Alfons XII. hegte die volle Ueberzeugung, daß er nur das Auskunftsmittel der Opportunität, das Produkt eines Compromisses sei, von dem sich die Paciscenten zurückziehen würden, sobald eine günstige Gelegenheit größere Vortheile biete als sein Königthum.

Welche Regierungsgrundsätze sollte er befolgen? Wen mit seinem Vertrauen beehren? Er tastete fortan, momentanen Eingebungen gehorchend, umher. Sein guter Genius leitete

ihr bei der Wahl Canovas, der, weit entfernt ein Cato zu sein, doch die andern spanischen Staatsmänner liberaler Schalung um ein Bedeutendes überragt. Alfons ging versuchsweise weiter nach links und glaubte mit Sagasta die dynastische Linke an sich ziehen zu können, und er griff schließlich nach Posada, um der äußersten Linken einen Riegel vorzuschieben. Aber er machte die alte Erfahrung, daß man niemals reich genug sei, um jeden verlangten Preis zu bezahlen. Der junge König kehrte nach gewonnener Einsicht in die Unzulänglichkeit seiner Mittel zu Canovas zurück und hatte diese Rückkehr nicht zu bereuen, denn die Kraft dieses Staatsmannes reichte gerade aus, den Verlust des goldenen Stirnreifes auf die wenigen Tage, die Alfons XII. von der göttlichen Vorsehung zu herrschen noch gegönnt waren, zu verhüten.

Wir erinnern uns eines alten aragonesischen Kriegsliedes, in der die Strophe vorkommt:

„La virgen del Pilar dice
Que no quiere ser la Francesa
Que quiere ser Capitano
De la troppa Aragonesa“.[1]

Diese Worte fielen uns bei der Nachricht von dem frühzeitigen Tode Alfons XII. wieder ein. Glück, Zufall, Vorsehung — wie immer man die Verkettung von Ereignissen und Umständen nennen will — sie stehen nicht auf Seite der Nachkommen des siebenten Ferdinand, des Erfinders der pragmatischen Sanktion, mittelst welcher die salische Erbordnung abgeschafft und Don Carlos mit seiner Descendenz des Thrones beraubt wurde. Man konnte glauben, daß die

1) „Die Jungfrau vom Pfeiler spricht:
Für die Franzosen kämpf' ich nicht
Die Aragonier führ' ich an
Als ihr getreuer Feldhauptmann.“

Erbfolgefrage längst begraben sei, daß sich Niemand mehr um das verletzte Recht kümmere; aber sie kann nicht sterben, nicht zur Ruhe gelangen und erhebt sich, wenn auch tief in die Erde versenkt, immer wieder.

Alfons XII. hatte die legitimistischen Streitkräfte über die Grenze gedrängt, Alles schien beendigt. Es war auch zu Ende, aber nur auf kurze Frist. Der Tod erklärte sich zum Bundesgenossen des Thronanwärters und raffte den Sieger auf seinem Lustschlosse Pardo mitten im Frieden hinweg. Die Schranken der Arena fliegen wieder auf. Sonne und Wind scheinen wieder gleichmäßig vertheilt — und dennoch wird der Kämpfer der einen Partei wohl daran thun, den Schranken so lange ferne zu bleiben, bis der Sand sich ohne sein Zuthun wieder blutig gefärbt und ihm mehr die Aufgabe der Friedensstiftung als des Friedensbruches zufällt.

Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß selbst an sich glückliche Ereignisse auf der einen Seite zum Nachtheile, und scheinbare Mißerfolge auf der andern zum Vortheile ausschlagen. So ist es fraglich, ob augenblickliche, während Alfons' XII. Lebenszeit erfochtene Siege der carlistischen Waffen zum Ziele geführt haben würden. Alfons Zurückberufung nach Spanien und Thronerhebung schienen gewiß geeignet, die Machtfrage endgiltig zu Gunsten der weiblichen Succession zu entscheiden. Aber sie hat nichts entschieden, sondern die Frage vielmehr wieder aufgerollt, denn der männliche Träger der Krone ist nicht mehr, dagegen ist eine Perspektive auf ein langedauerndes Frauenregiment abermals eröffnet. Die Frage ist auf ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt. Eine andere königliche Wittwe gleichen Namens schickt sich an die Zügel der Regierung für eine unmündige Tochter, ein kleines Kind, in die Hand zu nehmen.

Nur erscheinen die Gegensätze schroffer. Vor einem halben Jahrhundert stand Königin Christine ihrem bejahrten Schwager Don Carlos gegenüber. Sie eine Weltdame, intriguengewandt; er ein frommer Herr ohne Weltgewandtheit,

dagegen voll Vertrauen auf Menschen, die kein Vertrauen verdienten. Eine dritte Partei gab es nicht. Heute ist es eine junge edle Königin, der die Politik ferne liegt, und die all ihrer Kraft und Entschlossenheit bedürfen wird, den Republikanern die Spitze zu bieten, während ein jugendkräftiger Prinz, im heißen Kampfe erprobt, die Stelle jenes unkriegerischen Großvaters einnimmt und Gewehr bei Fuße der Dinge harrt, die da kommen werden und wohl auch kommen müssen.

Dem Vertreter der historisch berechtigten Linie hat die Vorsehung eine beneidenswerthe Rolle zugedacht, und es wird nur auf ihn ankommen, ob er sie auch so erfaßt, wie sie ihm geboten wird. Er braucht nur den Baum nicht eher zu schütteln, als die Früchte reif sind, und die Fügung der göttlichen Weisheit in ihrem vollen Umfange zu erkennen. Wenn wir nicht ganz irren, so soll dem Prinzen der widerwärtige Kampf um's Recht gegen eine Frau, eine Königin, eine unglückliche Wittwe erspart bleiben, soll er nicht gegen die Sympathien in die Schranken treten dürfen, die Jugend, Schönheit und Unglück zu jeder Zeit einflößen.

Allerdings wenn man die officiösen Berichte aus Madrid und der Umgebung des Hofes liest, müßte dort auch nicht der geringste Grund zur Beunruhigung vorhanden seyn. Der Regierungswechsel vollzog sich ohne Anstand, die Hauptstadt blieb ruhig, die Bevölkerung gab der Königin selbst Beweise der Anhänglichkeit. Die Bewohner schlossen ihre Geschäfte und nahmen entblößten Hauptes an der Uebertragung des königlichen Leichnams Theil, es fehlte nicht einmal an vereinzelten Stimmen, welche für die Regentin demonstrirten. Die gefürchteten Wölfe hatten sich über Nacht in sanfte Lämmer umgewandelt, aus den politischen Generälen waren loyale Unterthanen und opferwillige Vertheidiger des Thrones geworden. Ueberdieß steht die königliche Wittwe nicht allein und rathlos da, es hat sich die staatsmännische Klugheit des Herzogs von Montpensier ihr zur Verfügung gestellt. Es

Canovas kennt die Lage seines Landes zu gut, um sich über die Gefährlichkeit der Fortsetzung seines politischen Systems unter den neuen Bedingungen und Umständen zu täuschen. Er rieth der Königin zu einem Ministerium Sagasta, das heißt so viel, als zu einem Compromiß mit der dynastischen Linken und denjenigen Politikern, welche den vorläufigen Bestand der Monarchie einer gewaltsamen Aenderung der Regierungsform vorziehen, aber dieselbe mit republikanischen Institutionen umgeben zu sehen wünschen. Es fragt sich nur, wem dieses Auskunftsmittel schließlich zu Gute kommen soll? Keine der compromißschließenden Parteien kann und wird die getroffene Uebereinkunft für ein Definitivum halten und jede wird darin nur einen Waffenstillstand erblicken, um sich in Kriegsbereitschaft zu setzen. Wenn man bedenkt, daß nicht die Liberalen die bisher innegehabte Position verlassen, sondern daß es die Regentin ist, welche den ersten Schritt auf der schiefen Ebene thut, so ist es unschwer zu errathen, wohin die nächsten Schritte führen werden.

Dennoch verdient der Rath Canovas' eine nähere Prüfung. Ist es auch richtig, daß durch einen Systemwechsel jede augenblickliche Verlegenheit und umsomehr ein Verfassungsconflikt vermieden werden mag, so würden wir an Canovas' Stelle doch Bedenken getragen haben einen Rath zu ertheilen, der uns persönlich sicher stellte, aber die Königin um so gewisser in Zukunft schweren Gefahren aussetzt, und wir begreifen recht wohl, daß die Handlungsweise des Ministerpräsidenten auf den Tadel seiner Amtscollegen stieß. Blieb Canovas an der Spitze der Geschäfte, so lief er selbst Gefahr über Bord geworfen oder vielmehr vom Bord weggehült zu werden, aber er vermochte seiner königlichen Gebieterin bis dahin wesentliche Dienste zu leisten und unter günstigen Umständen selbst die drohende Gefahr zu beschwören. Es scheint uns daher, daß die Handlungsweise des Ministers nur durch eine ziemlich starke Dosis von Eigenliebe

erklärt werden kann. Das Ministerium Sagasta beginnt damit, ein unausführbares Programm aufzustellen. Die Wünsche der liberalen Partei sollen erfüllt werden, die Conservativen dabei aber auch nicht zu kurz kommen. Man will der Glaubensfreiheit volle Rechnung tragen und doch mit Rom die besten Beziehungen unterhalten. Wen will Herr Sagasta täuschen? Wer soll bei dieser Farce überlistet werden? Unter allen Umständen werden die Irregeführten — und wir besorgen, daß es gerade die achtungswürdigsten Freunde des Thrones seyn werden — eine Partei verlassen, bei der nur bittere Enttäuschung zu holen ist.

Es soll im königlichen Lager Alles vortrefflich stehen. Aber diese Vortrefflichkeit ist nicht groß genug, um die Nothwendigkeit des Belagerungszustandes in den bedeutendsten Städten des Landes umgehen zu können, sie reicht auch nicht hin mit dem gegenwärtigen Stand des Heeres ihr Auslangen zu finden. Die Aufstellung eines starken Armeecorps im Norden des Landes erscheint unerläßlich und die volkreichen Städte im Innern müssen mit starken Garnisonen versehen werden. Wir zweifeln durchaus nicht an der Nothwendigkeit dieser Vorsichtsanstalten. Es besteht in Spanien eine starke republikanische Partei. Diese Partei ist dadurch stark, daß sie über ihre Ziele einig und sich klar ist, daß sie voll und ganz will, was Andere nur zum Theile, lahm und unklar anstreben; sie ist stark, weil sie an Frankreich oder vielmehr an der französischen Republik einen festen und verläßlichen Rückhalt hat; sie ist endlich stark durch die verhältnißmäßige Schwäche der anderen liberalen Parteien, die immerhin gemeinsame Punkte und Interessen mit den Republikanern haben. Am schlimmsten scheint uns aber der Umstand, daß die republikanischen Verbindungen sich tief in's Heerwesen eingefressen haben, so daß die monarchischen Institutionen der kriegerischen Hut keineswegs sicher sind.

Die Corruption der Armee ist nicht neueren Datums und lediglich die Folge der Pflichtencollision. Wenn sich der

Soldat erst zur politischen Gewissenserforschung genöthigt sieht, dann fehlt nur mehr ein kleiner Schritt zur offenen Meuterei. Das Testament Ferdinands VII. hat den Grund zur Corruption des Heeres gelegt, das Bedürfniß der beiden Königinen Christine und Isabella hat dieselbe durch sorgfältige Pflege erweitert. Militärische Aufstände wurden nicht mit Waffengewalt niedergeworfen, sondern mit Auszeichnungen beschwichtigt und mit Gold erstickt. Die schöne Zeit, da sich jede Verschwörung gut bezahlte, scheint auf der Rückkehr begriffen zu seyn. Die Alternative zwischen schwachem Frauenkönigthum und der jedes Strebertthum nährenden Republik ist verführerisch genug, Rebellen-Generale aus dem Boden zu stampfen, und wir werden bald hören, wie dieser und jener Condottiere sein Banner entrollt und wie auf dieser und jener Stadtzinne die Fahne der Empörung lustig flattert.

So viel uns bekannt, ist es nicht nur Ruiz Zorilla, der im Auslande lebt, und dessen Urtheil vielleicht eben darum verdächtig scheint, welcher den nahen Triumph der republikanischen Sache vorhersieht. Die ganze Partei ist voll Siegesgefühl und sie hat auch Grund dazu. Die politischen Verhältnisse drängen die französischen Machthaber zur Unterstützung der spanischen Republikaner. Frankreich bedarf bei dem Niedergang seiner Institutionen und dem progressiven Wachsthum der monarchischen Parteien, wenn sich die Republik behaupten soll, der Verwirklichung der republikanischen Idee in den Nachbarländern, es muß sich, so viel es vermag, mit republikanisch regierten Staaten umgeben und zu diesem Behufe seine Solidarität mit den republikanischen Parteien und ihren Bestrebungen thatkräftig documentiren. Nichts kann den republikanischen Machthabern Frankreichs willkommener erscheinen, als die Wiederaufrichtung der Republik in Spanien.

Nach menschlicher Voraussicht wird dieses Werk gelingen und die unglückliche Wittwe Alfons' XII. außer Stande seyn die Vollendung zu verhindern. Wenn aber auch die Republik zu Stande kommen wird, darf man ihr die Lebensfähigkeit

zu erkennen? Noch weit weniger als der gleichen Regierungsform in Frankreich. So sonderbar es klingen mag, so muß doch gesagt werden, daß das spanische Volk die gleiche Tragkraft und den nämlichen Duldersinn wie das französische nicht besitzt.

Die breite Schichte des eigentlichen Volkes hat sich längst von dem politischen Tummelplatze zurückgezogen; es läßt und ließ sich die manigfaltigsten Veränderungen gefallen, aber seine Sympathien gehören dem althistorischen Spanien an. Man hat die religiösen Ueberzeugungen dieser Volksschichte bisher nicht ohne Takt geschont, würde man aber je den Versuch wagen in diese Domäne überzugreifen, und die Republikaner der französischen Observanz würden es unbedenklich thun — dann könnte man sich auf einen Widerstand gefaßt machen, wie er seit der Erhebung der Vendee und dem Aufstand in Tyrol (1809) in Europa nicht mehr erlebt wurde.

Rekapituliren wir. Es ist eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Personen, welche in Spanien die Hauptrollen an sich rissen oder zugetheilt erhielten. Wie in den meisten europäischen Staaten ist es die seichte Intelligenz, das Streberthum und die Geldmacht, welche das Land beherrschen und sich alle Interessen dienstbar machen. — Spanien wird seit Ferdinands VII. Tod constitutionell regiert und constitutionelle Regierungen erweisen sich stets schwach im Guten, der Eigensucht und Habgier gegenüber ohnmächtig. Seit einem halben Jahrhundert trampelt der Liberalismus auf den Köpfen des spanischen Volkes rücksichtslos herum; seit einem halben Jahrhundert ward das unschuldige Volk von tyrannischen Obligarchen im Namen einer Königin Christine oder Isabella mißhandelt; seit einem halben Jahrhundert setzen übermüthige Generale ihre Sporen in die Lenden des gemeinen Mannes. Dieses Schauspiel währt bis auf den heutigen Tag fort, nähert sich aber sichtbar seinem Abschluß.

Die letzten Dinge werden allerdings schlimmer und ärger werden als die ersten, und zwar in dem Maße als sich

die Herrsch- und Habgier unter dem Aushängeschild der Republik verallgemeinern muß; aber in dem Uebermaße liegt doch wieder der Keim zur Besserung und die berechtigte Hoffnung auf Genesung des tief erkrankten Staatsorganismus. Keine Regierungsform verbraucht mehr Kräfte als die republikanische. Je rascher dieselben aber consumirt seyn werden, desto näher winkt das Ziel. Das spanische Volk unterscheidet sich zu seinem Vortheile von dem französischen durch die glücklich bewahrte Integrität seiner edelsten Theile. Die Nation ist nicht bankrott an den höheren Ideen der Menschheit, der Adel der Gesinnung, ein unschätzbares Erbtheil ihrer Vorfahren, ist ihr ungeschmälert verblieben, sie ist darum der Regeneration fähig und würdig.

Aber woher soll der äußere Anstoß zu jener Restauration und Wiederbelebung kommen? Wir bemerkten, daß der Kreislauf vollendet und Spanien dort wieder angelangt ist, von wo aus die Nation ihre Wüstenwanderung vor mehr denn fünfzig Jahren begonnen hat. Wieder tritt der alte Gegensatz, aber hoffentlich zum letztenmale, an die Oberfläche; im Grunde nur scheinbar, denn hinter der äußeren Erscheinung des Zwiespaltes zwischen der Nachkommenschaft jener ersten Christine und des älteren Don Carlos, birgt sich ein viel schrofferer und ernsterer Gegensatz, derjenige zwischen zwei verschiedenen Weltanschauungen, verschiedenen Regierungsformen und grundverschiedenen Lebensbedingungen. Es handelt sich in Wahrheit nicht mehr um Christinos und Carlisten, sondern um die grundstürzende Republik oder reine Monarchie.

Wir kommen somit auf eine andere und zwar die hochwichtige Frage nach dem Verhalten des Don Carlos und seiner Anhänger. Wenn wir gut unterrichtet sind, und wir glauben es zu seyn, so hat der „Univers“ vollkommen recht, wenn er dem Infanten eine passive Rolle in der Entwicklung des neuen spanischen Dramas zutheilt. Es ist die klügste und edelste, ja allein mögliche Rolle, die er spielen kann. Sie ist die edelste, denn sie gönnt der Königin-Wittwe

Zeit und Gelegenheit zur Entfaltung aller ihr zu Gebote stehenden Machtmittel, um den Thron für sich und ihre Erben zu behaupten; sie verletzt kein Gefühl und keine Sympathien und muß auch den Gegnern, wenn nicht Liebe, so doch Achtung abzwingen. Sie ist aber auch die klügste, weil sie auf einem soliden Calcul beruht. Wenn das Alfonsistische Königthum so feste Wurzeln im Volke, in der Armee und im Beamtenthum gefaßt hätte, daß es dem Ansturm der Republikaner zu trotzen vermöchte; wenn Spanien sich unter dem Scepter der Königin so glücklich fühlte, daß es nach keiner anderen Herrschaft Verlangen trüge: was könnte Don Carlos in seinem Bemühen um die Herrschaft rechtfertigen? Er hätte allerdings das positive Recht für sich. Das salische Erbgesetz spricht heute noch so vernehmlich und laut zu seinen Gunsten, als es vor einem halben Jahrhundert für den Bruder Ferdinand's VII. sprach; aber hat Savigny nicht recht, wenn er von jedem Gesetze fordert, daß es, um gut und zweckmäßig zu seyn, auch der lebendige Ausdruck des öffentlichen Rechtsbewußtseins seyn müsse? Und ist die bloße Rechtsdurchsetzung das würdige Ziel eines gewissenhaften Fürsten und Staatsmannes? Don Carlos handelt ohne Zweifel vollkommen staatsklug, wenn er *nicht* die Vorsehung des spanischen Volkes spielt, sondern es der Vorsehung überläßt ihn zur rechten Stunde an's Werk zu rufen.

Freilich wird von Don Carlos nicht gefordert werden dürfen, daß er mit buddhistischem Gleichmuth zuschaue, wie Spanien im Interesse ruchloser Spekulation zerfleischt werde. Der Prinz kann sich dem Lande nicht versagen, wenn es ihn ruft. Es wird ihn in dem Augenblick rufen, da die Königin-Wittwe den Republikanern nicht mehr Stand zu halten vermag, in dem Augenblick, da sich die Ohnmacht eines Königthums zeigen wird, das auf ein erstes Unrecht gegründet, sich gezwungen sah die monarchischen Grundsätze zu fälschen und sich von den Mitwissern und Mitschuldigen dieser Fälschung nicht mehr zu befreien vermochte.

III.

Erinnerungen an Cäcilie Böhl von Faber.

(Fernan Caballero.)

Cäcilie Böhl von Faber, welche unter dem (einem Dorfe der Mancha entliehenen) Pseudonym Fernan Caballero eine Reihe von Romanen, Novellen, Erzählungen, Volksliedern u. A. in spanischer Sprache veröffentlicht hat, ist durch wiederholte, mehr oder minder glückliche Uebersetzungen besonders im katholischen Deutschland so bekannt, daß der Verfasser dieser Zeilen, welcher das Glück hatte, vom Herbste 1860 bis zum Sommer 1861 den freundschaftlichen Umgang der gefeierten Dichterin zu genießen, wohl auf einige Theilnahme für seine Mittheilungen bei den Lesern dieser Blätter rechnen darf. Die hohe Bedeutung, welche die Dichterin für die Entwicklung der spanischen Prosadichtung gehabt, ist längst festgestellt. Die Spanier hatten ihre eigenartige Novelle, die sie bis zum Ende des 17. Jahrhunderts so fleißig cultivirten, daß sie auf diesem Gebiete damals alle anderen Nationen übertrafen. Das Eigenthümliche derselben lag in dem dem spanischen Volke angeborenen abenteuerlichen Geist und in der Lust desselben an stofflicher Fülle, unterhaltender Verwicklung, phantastischer Situation, kurz in dem Streben, einen möglichst großen Reichthum äußern Lebens künstlich zu gestalten. So lange nun diese Richtung durch eine glanzvolle Entwicklung der spanischen Weltmonarchie, durch ruhmreiche

Großthaten spanischer Seefahrer und Kriegshelden in der alten und neuen Welt, durch eine selbst in ihren Absonderlichkeiten sich gefallende nationale Lebensauffassung, also durch Glanz Reichthum und Originalität des äußeren Lebens gefördert wurde, entsprach derselben eine reiche und üppige Produktion auf dem Felde besonders der erzählenden Dichtung. Als aber mit dem Verfall der spanischen Monarchie überhaupt das nationale Leben sank und jene fördernden Einflüsse erst nachließen, dann ganz aufhörten, und ziemlich gleichzeitig bei den übrigen tonangebenden Culturvölkern der moderne Subjektivismus mit seiner philosophischen Reflexion und vorwiegend kritischen Richtung immer mehr die Herrschaft über die naive Objektivität und die freischaffende Phantasie gewann, und in der Prosadichtung das hauptsächlichste Interesse der innern Entwicklung der Personen, ihrer Charakterisirung, ihrer Weltbetrachtung sich zuwandte: mußte auch die altspanische Novelle mit der Zeit verkommen und absterben, so sehr, daß ein Wiederaufleben der spanischen Novelle überhaupt lange Zeit von den Wortführern der spanischen Kritik für etwas Unmögliches gehalten wurde. Da trat Fernan Caballero auf und das bis dahin für unmöglich Gehaltene wurde Wirklichkeit.

In ihren Schriften rafft sich der Geist der spanischen Prosadichtung, der so lange geruht und erstorben schien, wieder auf und zeigt der Nation ihr eigenes Wesen. „Gott hat es“, ruft ein Kritiker aus, „der Dichterin verliehen, in das Innerste unserer Gesellschaft zu blicken, und sie sieht, was wir nicht sehen; sie zeichnet uns wie Niemand; sie zeichnet uns, wie wir sind, so daß uns von unserem Bilde das Lächeln auf die Lippe, die Thräne in die Augen tritt und wir aus tiefster Seele ausrufen: So ist's, so ist's! Gott sei Dank für das, was wir waren; Gott sei Dank für das, was wir noch sind. Immer noch sind wir mehr werth, als unsere Ideen! Noch ist uns die Hoffnung nicht genommen!“ Und in der That: Fernan Caballero's Werke sind nicht nur durch und durch national, sie sind auch durchaus modern, ein treues

tanisches Spiegelbild des Lebens und der Sitten des gegenwärtigen Spaniens. Und mit welch' klarem und sicherem Bewußtseyn die Dichterin gearbeitet, spricht sie selbst deutlich in der Gaviota (Möve) aus, in jener Scene, da die Gesellschaft eine Erzählung verfassen will; ja um ihre Aufgabe recht genau zu bestimmen, will sie nicht sowohl den spanischen, als den andalusischen Sittenroman geben. Indem sie sich aber durch Betonung der Charakter- und Sittenschilderung, wie der Natur- und Lokalitätenmalerei dem modern-europäischen Geiste anschließt, bewahrt sie gleichwohl einen ächt spanischen Geist in der Gesinnung, die sich vor Allem auf die beiden Momente des altspanischen Patriotismus und des altspanischen Katholicismus zurückführen läßt — jenes Patriotismus, der nicht nur die allgemeine Liebe des Spaniers zu seinem Boden und seiner Sprache theilt, sondern auch mit Begeisterung der Vergangenheit und des Altüberlieferten gedenkt; und jenes Katholicismus, der die Rechtgläubigkeit mit tiefer Inbrunst des Gemüthes verbindet, wie wir es in den beiden Luises de Granada und de Leon, wie in der hl. Teresa de Jesu sehen. Der Leser, der sich eingehender auf diesem Gebiete zu unterrichten wünscht, sei auf einen vor Kurzem erschienenen Aufsatz des Verfassers verwiesen: „Erinnerungen an Sevilla aus den Jahren 1860—1861" abgedruckt in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1879, Nr. 9—12.

Betrachten wir die Momente, welche die Dichterin befähigten, in literarischer Beziehung ein solches Uebergewicht über ihre spanischen Landsleute zu gewinnen, so werden wir nicht irren, wenn wir Deutschland einen nicht geringen Antheil an denselben zuschreiben: Cäcilia Böhl stammte von einem deutschen Vater und hatte eine gute deutsche Erziehung und Bildung genossen. Und dieß ist der Punkt, um dessenwillen sie nun nicht allein unserm ästhetischen, sondern auch unserm nationalen Interesse nahe steht.

Johannes Nikolaus Böhl, Cäciliens Vater, war 1770 in Hamburg geboren. Ein vom Vater desselben in Cadiz gegründetes Handelsgeschäft hatte die Familie zu großem Wohlstande gebracht. Auch Johannes und seine Brüder sollten einmal in dieß Geschäft eintreten und es geschah Alles, sie zu diesem Zwecke mit einer gründlichen Bildung auszurüsten. Als der nachmals so berühmt gewordene Campe seine Stellung im Philanthropin zu Dessau verlassen hatte und ohne bestimmte Aussicht nach Hamburg gegangen war, wurde ihm sofort Erziehung und Unterricht des Johannes und seiner drei Brüder anvertraut. Campe ließ sich auf dem „Grünen Deiche“ unweit der Stadt nieder, sammelte noch einige andere Knaben um sich und unterwies hier den kleinen Kreis von Zöglingen, welcher nachmals durch den „Robinson“ weltbekannt wurde. Der kluge Johannes in dieser Schrift, wie in den anderen Schriften Campe's, ist kein anderer als unser Johannes. Zu Anfang des Jahres 1783 kehrte Johannes mit seinen Brüdern in das elterliche Haus zurück, im Sommer 1784 finden wir ihn schon selbständig auf einer Reise nach England, wo er das Institut eines Dr. Tay zu Andover besuchen und sich besonders in neuern fremden Sprachen vervollkommnen sollte, und im Sommer 1785 geht er zur See nach Cadiz, schon jetzt in das Handlungshaus seines Vaters einzutreten. Das heitere bewegliche Leben des Südens zog ihn mächtig an, nur fühlte er mit der Zeit mehr und mehr seine geistigen Bedürfnisse unbefriedigt und bald entschloß er sich ab und zu von deutschen Buchhändlern Kisten mit den wichtigsten literarischen Erscheinungen des Vaterlands schicken zu lassen — ein Brauch, an dem er, so oft er fern von Deutschland weilte, bis zum Tode festhielt. Im Frühjahr 1796 verheirathete er sich mit Frasquita de Larea, einer jungen Dame, mit der er längst in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte und als deren zweiten Erzieher er sich gern bezeichnete. Frasquita's Mutter war eine Irländerin und zwar, wie es scheint, von jenem scharfen Gepräge,

bei dem alle Gluth und Energie der religiösen Seite des Lebens sich zuwendet. Frasquita selbst war nicht schön, aber voll Geist und Empfänglichkeit, in religiösen Dingen jedoch — vielleicht nur in Folge der Jugend — weniger streng als die Mutter. Im Herbst desselben Jahres reiste Böhl mit seiner Gattin und Schwiegermutter nach der Schweiz und ließ sich für den Winter in Morges nieder, wo ihm zu Anfang des Sommers 1797 Cäcilie geboren wurde. Im Sommer darauf besuchte er mit der ganzen Familie Braunschweig und Hamburg und ging mit dem Plane um, sich an letzterem Orte bleibend niederzulassen. Frau und Schwiegermutter konnten sich aber in das norddeutsche Leben nicht finden und so kehrte er mit den Seinen schon nach wenigen Monaten wieder nach Spanien zurück. Die Reise war beschwerlich und mit mancher Sorge verbunden. Bei der kleinen Cäcilie brachen unterwegs die Zähne durch, in Paris erkrankte die Schwiegermutter und als man nach Cadiz wollte, lagen die Engländer davor und Böhl mußte sich in Chiklana, einem Städtchen vier Meilen vor Cadiz, einrichten. Cäcilie entwickelte sich schnell und erfreulich, Weinen und Launenhaftigkeit wurden sogleich im Ursprung erstickt und so gewöhnte sie sich an Selbstbeherrschung. Sie war stark, lernte bald gehen, sprach aber wenig. Nachdem Böhl im J. 1805 von Cadiz aus das Gut Görslow am Schweriner See gekauft, ging er wieder mit der Familie nach Hamburg, hoffend, dieser zweite Versuch, nach Deutschland überzusiedeln, werde einen bessern Erfolg haben. Er überzeugte sich aber, daß sich seine Frau nie in Deutschland heimisch fühlen werde, ließ dieselbe im nächsten Frühjahr (1806) mit einer inzwischen geborenen jüngern Tochter nach Cadiz zurückkehren und blieb allein mit Cäcilie und einem etwas jüngern Sohne Juan in Görslow. Cäcilie war nun neun Jahre alt, dem Vater schwärmerisch ergeben, äußerlich und innerlich ihm ähnlich, fleißig, wißbegierig, gründlich und bei Allem fremdländisch, südlich geartet. Der Vater, Protestant, hielt treu das der

Gattin und Schwiegermutter gegebene Versprechen einer katholischen Erziehung der Kinder und Cäcilie erhielt eine katholische Gouvernante, deren Frohsinn Böhl in jenen beginnenden trüben Zeiten Deutschlands seiner eigenen „Morosität“ gegenüber nicht genug rühmen konnte. Um dieselbe Zeit (Mitte Juni 1806) meldet er August Campe seine Standeserhöhung, wünscht aber diese Angelegenheit, obwohl es kein Geheimniß sei, nicht laut besprochen: „Die Verhältnisse, in welchen ich als Gutsbesitzer stehe, haben mich bewogen, mich adeln zu lassen. Dies hat ohne Kosten und Umstände durch Annahme des Namens und Wappens meines Stiefvaters — des Geheimraths von Faber — geschehen können, dem ich überdem dadurch eine Freude erzeigt habe. In Mecklenburg heiße ich also: Böhl von Faber, in Hamburg aber und in allen meinen kaufmännischen Verhältnissen Johann Nikolas Böhl, wie vorhin.“ Und so blieb Böhl bis zum Jahre 1813 in Deutschland; eine wöchentliche Correspondenz mit seiner Frau in Madrid mußte über die Trennung von derselben einigermaßen hinweghelfen. Neben der Landwirthschaft fesselten ihn wissenschaftliche Studien, die besonders auf mittelalterliche deutsche Poesie und Mystik, moderne Philosophie, Politik, Naturwissenschaft, Mathematik u. s. w. gerichtet waren. Die Beschäftigung mit der Musik war seinem strebenden Geiste eine angenehme Erholung.

Mittlerweile war Cäcilie in Hamburg zu einer ehemaligen Dame de St. Cyr in Pension gethan worden und hatte bei einem französischen Geistlichen ihre erste hl. Communion gehalten. Ab und zu weilte sie damals auch bei den Verwandten des Vaters in der Nähe von Görslow, immer aber durch ihre Nähe dem Vater ein Trost und eine Freude in seiner Einsamkeit. Und Böhl bedurfte solche Erquickung, denn zur Einsamkeit gesellte sich Kummer und Sorge, hervorgerufen durch die schwere napoleonische Zeit, die mit eisernem Arme auf allen Ländern lag. Doch wie hoch und edel er immerhin alles Trübe, das über ihn kam, auffaßte — er hatte

sehr große finanzielle Verluste in Spanien erlitten und war nahe daran, auch sein Gut Görslow den Gläubigern überlassen zu müssen — beweisen die Worte eines seiner Briefe aus damaliger Zeit: „Meine Familie wird wohl den Winter in England zubringen; ich bin überzeugt, daß die äußere Noth einen heilsamen Einfluß auf unsere inneren Verhältnisse haben wird, und erkenne auch darin die weisen Wege der Vorsehung.“

Im Frühjahr des J. 1813 kam Frau Böhl mit den übrigen Kindern in Görslow an und im Augenblick, wo Hab und Gut nach Aufkündigung des Waffenstillstandes den Schicksalen des Krieges preisgegeben war und Böhl bedacht seyn mußte, für Weib und Kind eine neue Existenz zu schaffen, verband er sich mit den Seinen auch im Höchsten und trat, in seinem Gemüthe wie auch durch wissenschaftliches Studium ernst vorbereitet, im August desselben Jahres in Schwerin zur katholischen Kirche über. Er verließ dann Deutschland und sah es nie wieder. Sein Sohn Juan blieb allein zurück, Gattin und Töchter folgten ihm nach Spanien. Ueber die hohe Bedeutung, welche er später für das Studium der älteren spanischen Literatur gewann, wie er hier Hand in Hand mit den deutschen Romantikern gehend den falschen Classicism stürzte und dann durch seine classische Floresta de rimas antiguas castellanas der altspanischen Lyrik ein bleibendes Denkmal setzte, findet der Leser weiter unten einige Bemerkungen.

Cäcilie stand im siebenzehnten Lebensjahre, als sie nach Spanien zurückkehrte. Es war nur natürlich, daß sie, an Schönheit den jungen Damen des Landes nicht nachstehend, an Bildung und Feinheit des Geistes dieselben aber weit überragend, nicht unbemerkt blieb. Ein Grenadier-Capitän näherte sich ihr, warb um ihre Hand und Cäcilie verheirathete sich mit ihm im J. 1816, neunzehn Jahre alt. Bald nach der Trauung folgte sie ihrem Gatten nach Puerto-Rico, wurde aber schon im J. 1819 Wittwe. Sie verbrachte das

erste Jahr ihres Wittwenstandes bei der bejahrten Großmama in Hamburg und kehrte erst 1820 wieder nach Spanien zurück, wo sie kurze Zeit darauf in dem fein gebildeten Marques de Arco Hermoso in Sevilla einen zweiten Gatten fand. In dieser zweiten Ehe, so scheint es, verlebte Cäcilie ihre glücklichsten, glänzendsten irdischen Tage. Doch auch diese Verbindung sollte nicht ihr Leben ausfüllen. Im J. 1835 wurde sie zum zweiten Male Wittwe. Da im väterlichen Hause im Laufe der Jahre auch manches anders geworden war (Böhl litt nämlich seit dem Frühjahr 1830 an einem Fußleiden, das zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab und ihm viele trübe Tage bereitete), so wandte sie sich jetzt der Pflege des ihr so Theuern zu und lebte wieder wie einst bei dem Vater, bis derselbe am 9. November 1836 durch den Tod erlöst wurde. Nach einigen Jahren verheirathete sie sich zum dritten Male und zwar mit dem Advokaten Antonio de Arrom, aber ohne Glück, wie denn überhaupt seit dem Tode des Vaters ihre Tage trüber und trüber wurden. Antonio de Arrom endete durch einen jähen Tod und Cäcilie stand nun fast ausschließlich auf sich und ihre geistigen Kräfte angewiesen da. Doch sie war nicht ohne Halt und Trost. Ihr Glaube blieb in jenen ernsten Zeiten kräftig und zu den Erquickungen, welche ihr die Religion bot, gesellten sich nun mehr und mehr auch die der Poesie.

Die herrlichen Gaben, welchen die Dichterin ihrem neuen durch die Verhältnisse gebotenen Berufe entgegenbrachte, waren im Verkehre mit dem literarisch gebildeten und an den ästhetischen Fragen der Zeit auch thätig theilnehmenden Vater früh geweckt und entwickelt worden. Als Washington Irving, der bekannte amerikanische Schriftsteller, durch Spanien reiste und Herrn Böhl besuchte, konnte ihm schon Cäcilie das Manuscript zur „Familie Alvareda“ (ihrem ersten größeren Versuche und zugleich ihrer ergreifendsten Dichtung) vorlegen. Im September 1831 schickte der Vater eine von ihr in deutscher Sprache geschriebene Erzählung — ein andalusisches

Sittenbild — nach Hamburg, wo diese unter Verwandten und Freunden ein berechtigtes Aufsehen machte und eine hervorragende schriftstellerische Laufbahn der Verfasserin ahnen ließ. Im J. 1849 veröffentlichte Cäcilie (zum ersten Male unter dem Namen Fernan Caballero) in einer spanischen Zeitschrift „La Gaviota" (die Möve), der später eine große Anzahl anderer Prosadichtungen folgte, im J. 1857 zog Antoine de Latour durch einen Artikel im „Correspondant" die Aufmerksamkeit des französischen Publikums auf sie und seit 1858 ist sie in Deutschland bekannt.

Als ich Anfangs Oktober 1860 den spanischen Boden betreten und meinen ersten etwas längeren Aufenthalt in Burgos genommen hatte, war ich daselbst einem französischen Reisenden begegnet, der auf einer Reise nach Sevilla begriffen die Absicht hatte, Fernan Caballero die französische Uebersetzung eines ihrer Romane zu überreichen. Dieß war das erste Mal, daß ich von Fernan Caballero vernahm. Monsieur Auguste D . . . . erzählte mir weiter, daß unter dem genannten Pseudonym eine Dame verborgen sei, welche zu den namhaftesten Schriftstellerinen Spaniens zähle, im Alcazar zu Sevilla wohne und neben ihren wahrhaft großen Eigenschaften auch noch mancherlei Liebhabereien für spanische Volksliederchen und Volksmärchen und Aehnliches habe, die er allerdings ebensowenig wie die gleichfalls in ihren Schriften hervortretende katholische Tendenz billige.

Der Name Fernan Caballero kam mir seit dem Tage nicht wieder aus dem Sinne und — ich will es nur gleich gestehen — gerade, was jener Herr an der Dichterin gemißbilligt, flößte mir im Stillen ein Interesse für sie ein. In ihrer Vorliebe für volksthümliche Dichtung fand ich einen dem deutschen Geiste verwandten Zug und aus der katholischen Tendenz ihrer Schriften konnte ich auf einen religiösen Grundzug der Dichterin schließen, der mir gewiß ein gegenseitiges Verständniß ermöglichen würde. Ja ich fing an zu glauben,

daß es mir vielleicht sogar eher als Monsieur D . . . . vergönnt seyn dürfte, der Dichterin näher zu treten.

In Madrid verschaffte mir ein damals dort weilender junger deutscher Kupferstecher, Stüler, eine Empfehlung des P. de Madrazo an Fernan Caballero und mit derselben versehen traf ich am 9. November auf dem Bahnhofe zu Sevilla ein. Als ich das Coupé verließ, sah ich auch Monsieur D. aus dem Zuge steigen und das „Auf Wiedersehen im Alcazar", das ich ihm in aller Eile zurief, war vollkommen ernst gemeint.

Nach einigen Tagen steckte ich Herrn Madrazo's Karte zu mir und begab mich zum Alcazar. Eine bescheidene Treppe führte mich zu einem engen Gange; ich klingelte, wurde in einen geräumigen, halbdunkeln Saal geführt, in dem ich gerade Zeit genug hatte, die altmodigen Rohrstühle mit hohen Lehnen und die auf den verschiedenen Tischen liegenden Bücher flüchtig zu mustern, als die Dichterin eintrat. Fernan Caballero stand damals im 64. Lebensjahre und ihr Aeußeres schien diesem Alter entsprechend. Von kleiner Statur, etwas stark, wie meist die südländischen Frauen, von feinen Gesichtszügen, lebhaftem Auge und besonders wohlgebildetem kleinen und beweglichen Munde hätte sie wohl noch jünger als ihre Jahre erscheinen können, wäre nicht in ihrem Gesicht ein Zug von ernsten tragischen Lebenserfahrungen, von großen, nicht ganz überwundenen Leiden gewesen. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Ich sagte, was mir Höflichkeit und Ehrlichkeit eingaben, und die Unterhaltung begann. Da ich es nicht wagte, mit einer so berühmten Schriftstellerin in ihrem eigenen Idiom zu sprechen und sie das Deutsche nicht mehr für eine Conversation hinreichend zu beherrschen glaubte, schlug ich ihr englisch, französisch und italienisch vor. „Englisch liebe ich nicht, sagte sie, und italienisch verstehe ich nicht — bleiben wir also bei der Allerweltssprache, in der wir uns begrüßt haben, die mir zwar nicht sympathisch ist, die uns aber für die ersten Besuche aus aller Verlegenheit ziehen mag.

Denn ich rechne darauf, Sie öfters zu sehen und ehe Sie Sevilla verlassen, noch recht viel spanisch mit Ihnen zu sprechen." Fernan Caballero empfing mich, wie man sieht, mit großer Freundlichkeit und kam mir vom ersten Augenblicke an mit vielem Vertrauen entgegen. „Mein Vater war Deutscher", bemerkte sie im Laufe des Gespräches, „und so fühle ich mich allem Deutschen verwandt. Auch meine Erziehung und Bildung waren durchaus deutsch. Wissen Sie, welches Buch mich einst am meisten entzückt hat? Grimm's Haus- und Kindermärchen. Und als ich dann weiter bei Grimm las, daß auch Spanien dergl. Volkspoesien besitze, wie sich Spuren davon im Don Quijote finden und daß es bis jetzt nur an einem Sammler gefehlt, da fühlte ich mich berufen, so weit meine Kräfte reichten, diese Lücke auszufüllen, und ohne noch daran zu denken, daß ich je als Schriftstellerin auftreten würde, besuchte ich unsere Landleute, mischte mich unter die Alten und Jungen und schrieb dann Abends zu Hause sorgfältig, womöglich mit Ausdrücken der Erzähler, die eingeheimsten Geschichten auf. Je mehr ich fand, um so lieber wurde mir die Arbeit, um so reichere Quellen eröffneten sich mir. Von den Volksmärchen ging ich zu den Volksliedern und Volksreimen über und haufenweis liegt jetzt das Material in meinem Arbeitszimmer aufgeschichtet. Ich studirte die Spiele der Jugend, die Sprüche der Alten, die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche, die Anschauungsweise des Volkes und staunte mit der Zeit über die ungeahnte Fülle von Welt- und Menschenkenntniß, religiöser und praktischer Weisheit, gesunder Philosophie und erhabener, bisweilen auch rührend einfacher Poesie, die ich oft bei scheinbar ganz ungebildeten Leuten fand. Ja ich überzeugte mich, daß unser spanisches Volk einen unglaublichen Reichthum an herrlichen Gaben des Verstandes und des Herzens besitze, in welchem kein anderes Volk ihm gleich komme."

Ehe ich mich empfahl, führte mich Fernan Caballero noch auf einen Augenblick in ihr kleines Arbeitszimmer, wo

sie, rings von Büchern und Manuskripten umgeben, an einem kleinen Tische mitten im Zimmer zu schreiben pflegte. Sie gab mir noch einen Artikel von Ferdinand Wolf über ihre Schriften und einige ihrer Novellen mit nach Hause, und darauf trennten wir uns mit dem üblichen „Beso los piés de V.“ und „Beso la mano de V.“

Nach einigen Tagen begab ich mich wieder zum Alcazar. Eben war Monsieur D . . . . da gewesen, seine Uebersetzung der „Familie Alvareda“ zu überreichen. Fernan Caballero scherzte liebenswürdig über das große Packet, unter dem sie anfangs Parfüms und Toilettensachen vermuthet habe. Mit der Uebersetzung war sie freilich wenig einverstanden; so weit sie gelesen, hatte der weiße Rand der Seiten kaum für alle Kreuze, Frage- und Ausrufungszeichen ausgereicht. „Es wird überhaupt schwer seyn,“ fuhr sie fort, „meine Erzählungen in eine fremde Sprache zu übersetzen, sie sind zu spanisch in Stoff, Gedanke und Ausdruck.“ Ich versetzte, daß wir Deutsche allerdings gern glauben, jedes fremdländische Werk in unsere Sprache übersetzen zu können und daß die Schwierigkeit unsern Ehrgeiz nur um so mehr reize. „Und doch“, erwiderte die Dichterin, „lassen auch die deutschen Uebersetzungen meiner Novellen viel zu wünschen übrig“. Dabei reichte sie mir einige Bändchen der Breslauer Ausgabe, in denen ebenfalls ihre Hand vieles durchstrichen und geändert hatte; worauf ich versuchte, ihr meine Auffassung von der Aufgabe eines Uebersetzers zu entwickeln. Als ich im Verlauf meiner Auseinandersetzung äußerte, mit einer wortgetreuen Uebersetzung, mit dem grammatischen und lexikalischen Verständniß allein sei freilich die Aufgabe nicht zu lösen, die wortgetreueste Uebersetzung könne in gewissen Fällen in höherem Sinne die unglücklichste, unwahrste seyn, unterbrach sie mich und sagte: „Wenn nur wenigstens die Uebersetzer da, wo sie irren, durch zu große Aengstlichkeit im Anschluß an das Original irrten! wenn sie nur wenigstens den Wortlaut des fremden Dichters immer richtig verstünden! Die Tochter des Professors Ferdi-

nand Wolf in Wien hat mir neulich ein Bändchen meiner Erzählungen geschickt: das ist eine gute Uebersetzung, freilich mag wohl Ferd. Wolf selbst die Arbeit durchgesehen haben, denn er allerdings ist ein Kenner des Spanischen, wie wenige, wie vielleicht kein anderer Ausländer; er versteht auch nicht nur die spanische Sprache, er weiß etwas von spanischem Leben, von spanischer Gesinnung, er kennt den Charakter unserer Nation. Schon mein erstes Gespräch mit ihm bewies mir sein eingehendes Studium unserer literarischen Verhältnisse. Ich war mit meiner Schwester in Paris, irre ich nicht, au Grand Opéra; wir sprachen spanisch und machten im Gefühl, von Niemanden verstanden zu werden, unsere harmlosen Bemerkungen über Alles. Ich bemerkte wohl, daß ein Herr hinter uns in der Loge auf unsere Plaudereien achtete, ahnte aber nicht, daß derselbe unsern Worten mit vollstem Verständnisse folgte. Plötzlich bat er, an unserm Gespräche theilnehmen zu dürfen, da ihm unsere Sprache an sich einen so hohen Genuß biete. Wir kamen bald auf die spanische Literatur, auf die Heroen derselben in frühern Zeiten, auf wissenschaftliche Zustände Spaniens, auf Bibliotheken. Da versetzte jener Herr, was Privatbibliotheken betreffe, gebe es in Spanien eigentlich nur eine, die diesen Namen verdiene, und zwar sei der Besitzer derselben ein Deutscher, Hr. Boehl von Faber. Nun diese kenne ich recht wohl, erwiderte ich, und ihr verdanke ich allerdings, was ich weiß — denn ich bin die Tochter jenes Herrn. Der Fremde war freudig überrascht und stellte sich nun auch seinerseits vor, es war Ferdinand Wolf."

Es mochte gegen Mitte Dezember seyn, als ich wieder einmal des Abends bei Fernan Caballero eintrat. Ich fand dießmal einige Herrn und Damen bei ihr versammelt, deren Bekanntschaft mir später noch recht nützlich wurde: Monsieur Antoine de Latour, den geistvollen Mitarbeiter an der Revue des Deux Mondes, früher Reisebegleiter, als ich ihn kennen lernte, Sekretär des Herzogs von Montpensier, seit Jahren

in Sevilla wohnhaft und guter Kenner spanischer Sprache und spanischen, besonders andalusischen Lebens, Señor de Apodáca, Contesa de Monte-Agudo u. A. Die kleine Gesellschaft war in lebhaftem Gespräch über die in jenen Tagen in der Cathedrale aufgeführten Knabentänze, von denen der Leser wohl unterrichtet ist und über die ich sowohl im westfälischen Kirchenblatte (1862), wie in dem oben angeführten Aufsatze der Wissensch. Beilage der Leipziger Zeitung (1879) ausführlich berichtet habe. F. C. hatte mich früher auf den Sevillaner Gebrauch aufmerksam gemacht, die Woche nach Mariä Empfängniß (8.—15. Dez.), wie die Zeit des Carnevals und das Frohnleichnamsfest durch eine kirchliche Ceremonie zu feiern, bei der zehn Knaben in Pagencostüm unter Gesang und Castagnettenschlag vor dem Hochaltar zu Ehren der hl. Jungfrau einen Tanz — freilich in sehr maßvollen, decenten Schritten und Wendungen — ausführten, und fragte mich nun, welchen Eindruck mir diese hier in der katholischen Welt einzig noch vorhandene Sitte gemacht habe. Sie freute sich, daß ich nicht wie so viele Ausländer von vornherein und grundsätzlich dagegen eingenommen war, und es war ihr angenehm zu hören, als ich ihr mittheilte, mein Interesse am „baile de los seises“ (so heißt jener Knabentanz) sei so weit gegangen, daß ich die begleitende Musik, die anders nicht zu erlangen gewesen sei, in einem halbdunkeln Winkel der Cathedrale nachgeschrieben habe. Die Gesellschaft suchte nach der biblischen Berechtigung dieser Sitte: der Eine wies auf Mirjam, Aarons Schwester, und David, der vor der Bundeslade hergetanzt habe; ein Anderer berief sich auf die Stelle im Leviticus, wo es heißt: „Nehmt Zweige von grünen Palmen und andern Bäumen und tanzet mit denselben im Heiligthum als Zeichen des Dankes.“ Es wurde bemerkt, daß viele alte, auch heilige Lehrer der Kirche diesen Gebrauch belobt haben und die Päpste selbst zu verschiedenen Malen die „Seises“ haben nach Rom kommen lassen, um immer wieder die Zulässigkeit des Tanzes zu prüfen und sie

immer wieder schließlich anzuerkennen. Vom Knabentanze ging die Unterhaltung leicht auf die Hirtenmusik über, welche in der Zeit vor Weihnachten in einer kleinen Kapelle aufgeführt zu werden pflegte. Durch F. C. daran erinnert, hatte ich auch sie besucht. Sie bildete den Schluß, oder vielmehr den Ausgang einer liturgischen Abendandacht, eine einfache Musik, ähnlich der der römischen Pifferari, ausgeführt von dem besonders noch in den galizischen Provinzen heimischen Dudelsack, Clarinette, Tamburin und Castagnetten. Die Kindermädchen, welche sich in großer Anzahl mit Kindern auf den Armen dazu versammelt hatten, schaukelten und schwenkten zu den allerdings ganz weltlichen Rhythmen die Kleinen im Takte herum. „So werden die Spanier, bemerkte ich zu Fernan Caballero gerichtet, schon in den ersten Monden selbst in der Kirche an Rhythmus und Tanz gewöhnt — ist es ein Wunder, wenn sie später darin wirklich durch Sicherheit und Anmuth alle anderen Völker übertreffen und all' ihre Freude, auch die religiöse, gern tanzend kundgeben?"

Als ich mit Herrn von Latour und Herrn von Apodáca den Saal verließ, empfing uns die herrlichste Mondnacht. Wir schlenderten noch lange umher, immer Fernan Caballero als Mittelpunkt unserer Unterhaltung festhaltend.

Es wurde mir mehr und mehr zur angenehmen Gewohnheit, nie am Alcazar vorüberzugehen, ohne der Dichterin meinen Gruß zu bringen und da sie jetzt nun auch schon ihre Unterhaltung mit mir in spanischer Sprache führen konnte, unterließ sie nie, mir beim Weggang die Worte „auf baldiges Wiedersehen" nachzurufen. Eines Tages führte uns das Gespräch auf das Familienleben in San Telmo, wo der Herzog von Montpensier residirte, und F. C. erging sich in rühmenden Mittheilungen über die vorzüglichen Eigenschaften des Herzogs als Gatte und Vater, über seine wissenschaftlichen, besonders archäologischen Interessen und dgl. mehr. „Trotzdem", fuhr sie fort, „ist er in Sevilla nicht populär, in Spanien nicht

beliebt; er leidet an einem Fehler, den er nicht ablegen *kann* und der ihm in den Augen des eigentlichen spanischen Volkes immer nachtheilig seyn wird — er ist *Franzose*. Es steckt im Kerne des spanischen Volkes eine tiefe Abneigung gegen das Französische. Wird es doch manchem guten Spanier schwer zu glauben, daß Saint Louis und andere französische Heilige wirklich Heilige seien, während freilich auch wieder mancher Andere meint, sie müßten es, wäre es der Fall, wirklich in ganz vorzüglichem Grade seyn, da sie es sogar als *Franzosen* zu solcher Vollkommenheit gebracht". F. C. reichte mir darauf eine Beschreibung der ersten Communion der ältesten Tochter des Herzogs, Infantin *Maria Isabella*, damals zwölf Jahre alt. Es sei auffallend, bemerkte sie dabei, wie sehr die junge Prinzessin in Blut und Wesen der Familie des Herzogs ähnele. Einen längern Brief, welchen die Prinzessin zu jenem feierlichen Tage von ihrer 78jährigen Großmama, der Königin Amélie, erhalten hatte, bezeichnete F. C. als Muster eines religiösen Sendschreibens. Endlich wandte sich das Gespräch auf *Fernan Caballero's* eigenes Leben. Sie erwähnte dabei einen als Manuskript gedruckten, anonymen „*Versuch einer Lebensskizze von Joh. Nic. Boehl von Faber*" (Leipzig 1858) und einen Aufsatz Paul *Heyse's* im Literaturbl. des Stuttgarter Kunstblattes, Mai 1858 „*Joh. Nic. Boehl de Faber und seine Tochter Cäcilie*", bemerkte aber, daß die letztere Schrift, deren Verfasser ihr unbekannt sei, mehrere Irrthümer enthalte. Bei dieser Gelegenheit gedachte sie ihrer Kinderjahre in Görslow, das jetzt ihrem Neffen gehöre. Sie wurde sehr lebhaft und erzählte viel vom alten Schweriner Schlosse und dem großen See. Es war, als fühlte sie sich in jene frühere Zeit zurückversetzt, als müßte sie wieder deutsch sprechen. Aber immer, wenn sie begann, ihre Gedanken in deutsche Worte zu kleiden, versagte das Gedächtniß und der Sprachgeist. Sie war in diesen Momenten außerordentlich rührend. Und mit welcher Liebe ergoß sie sich nun über den längst heimgegangenen

Vater, seine wissenschaftlichen Studien, seine Sammlungen, seine praktische Energie, sein großes, mildes, gottergebenes Herz, seine Geduld im Leiden, sein Ueberwinden im Sterben! „Auch meine Mutter, fuhr sie fort, war eine geistvolle Frau. Sie konnte sich zwar an das kalte, protestantische Norddeutschland nicht gewöhnen und hat dem Vater manche Sorge und Unruhe bereitet: aber gewandt und lebhaft und voll Theilnahme an den öffentlichen Ereignissen ihrer Zeit war sie und sie hat manche Flugschrift verfaßt, die damals der Beachtung werth gefunden wurde. Einmal schickte sie auch durch meinen Vater und Campe eine kleine literarische Arbeit an August Wilhelm Schlegel, der damals in Schweden weilte und die Einlage der ‚unbekannten Dame' sehr günstig beurtheilte." Von deutschen Liedern wußte F. C. nicht viel mehr auswendig: sie begann einige ihr ehemals liebgewordene Verse von Paul Gerhardt und Goethe (letztere meist aus Wilhelm Meister) und war überglücklich, daß ich die Lücken ihres Gedächtnisses sogleich auszufüllen wußte. Die Schätze der Bibliothek ihres Vaters, welche vom Staate angekauft und der königlichen Bibliothek zu Madrid im J. 1849 einverleibt wurde, rühmte sie in hohem Maße, es seien viele Seltenheiten, ja viele Unica darunter gewesen, für die der Vater oft hohe Summen bezahlt habe. Wir trennten uns dießmal inniger als sonst, und die Dichterin gab mir als Andenken an diesen Besuch ihre kleine Erzählung „Ex voto" und eine von ihr herausgegebene Sammlung spanischer Volksreime mit.

(Schluß folgt.)

IV.

Deutsche und Czechen in der Vergangenheit und Gegenwart.

II.

Der „Völkerfrühling" des Jahres 1848 fand in Oesterreich überhaupt und in Böhmen insbesondere tief aufgeregte Zustände, deren Ursachen jedoch nur zum Theile in den von uns angedeuteten nationalen Verhältnissen lagen. Ein großer Theil der beunruhigenden Momente war rein politischer und socialer Natur. Böhmen besitzt eine an Besitz und Ansehen hervorragende Aristokratie, die trotz ihrer zumeist außerböhmischen Herkunft mit dem Lande und Volke in nahe Beziehungen trat, ja zum Träger der national-culturellen Bestrebungen wurde. Die Grafen Franz und Kaspar Sternberg, Leo Thun u. A., deren wir schon gedacht, fanden bei ihren Standesgenossen in dieser Richtung bereitwilliges Entgegenkommen und thatkräftige Unterstützung. Dieß war umsomehr der Fall, als mit der nationalen Bewegung die Opposition der böhmischen Cavaliere zu Gunsten der Landes-Autonomie auf ständischer Verfassung Hand in Hand ging. Der Kampf der böhmischen Stände gegen die centralistische Wiener Bureaukratie begann schon mehrere Jahre vor 1848. Bereits im J. 1843 konnten die oppositionellen Stände Böhmens sich eines Sieges über die Wiener Hofkanzlei berühmen. Seitdem schritten die Stände unter ihrem „energischen Führer", dem

Grafen Friedrich Deym, als dessen politischer Berather der Landeshistoriograph Franz Palacky erscheint, auf dem betretenen Wege weiter.

In der für den Grafen Deym verfaßten „Denkschrift über die Veränderung der böhmischen Landesverfassung" aus dem Jahre 1846 erörtert Palacky die These über die Stellung der Stände gegenüber der öffentlichen Gewalten, als welche er bezeichnet: die Centralgewalt des Staates, die öffentliche Meinung und die Nationalität: „Die Centralgewalt des Staates hat dem ewigen Naturgesetze der Polarität gemäß eine ihr entgegenstehende, noch mächtigere Gewalt in's Daseyn gerufen, nämlich die Gewalt der öffentlichen Meinung. Aus dem Schoße der öffentlichen Meinung begann sich durch dasselbe Gesetz der Polarität ein neuer mächtiger Faktor der Weltgeschichte, das Princip der Nationalität zu entwickeln, um ein Gegengewicht gegen die uniformirende Gewalt der Centralisation zu bilden". Die Stände Böhmens müßten sich, um zu bleibender Geltung zu gelangen, „auf eines dieser Principien stützen", und Palacky empfiehlt hiefür das Princip der Nationalität, das den beiden anderen Polen gegenüber „sich als eine Art Indifferenzpunkt darbiete."

Die Verquickung der politischen Aspirationen der böhmischen Stände mit den nationalen Interessen des czechischen Volkes erschien den damaligen Zeitgenossen vor Allem im verlockenden Lichte freiheitlicher Entwickelung gegenüber dem starren Bureaukratismus des stramm realisirten Regierungssystems. Deutsche und Czechen gingen einträchtig mit einander und in Wien ward man über die zunehmende „Czechomanie" mit jedem Tage mißtrauischer, da dieses „Böhmenthum" es auf die möglichste Erweiterung der provinziellen Autonomie und der Consolidirung des ständischen Wesens auf Kosten der Centralregierung des Staates abgesehen hatte.

Freunde dieser Bewegung eiferten damals für ein enges Zusammengehen des grundbesitzenden Adels und des bürgerlichen Elementes gegen die „üppige Schmarotzerpflanze an

dem Baume des Staates", gegen die gehässige Bureaukratie. Die „pia desideria" der oppositionellen Stände Böhmens, die im Wesentlichen auf die Errichtung eines autonomen böhmischen Staates mit „nationaler Landesverwaltung unter österreichischer Oberhoheit" und mit „nationaler, jährlich wiederkehrender Ständeversammlung" hinausliefen, wurden von der Wiener Centralregierung unter dem 23. Juli 1845 zwar abgelehnt, allein die Oppositionspartei ließ sich dadurch nicht einschüchtern und setzte nicht bloß die Einsetzung einer Landtags-Commission „zur Wahrung der ständischen Rechte" durch (Dezbr. 1845); sondern feierte in dem „Postulatenlandtage" des Jahres 1847 einen völligen Triumph. Die Postulate dieses Landtages sind nach den zutreffenden Worten eines österreichischen Historikers[1]) „seit Langem das größte Ereigniß im vormärzlichen Ständeleben Böhmens". Die Stände verlangten ihren Beirath bei Finanzoperationen des Staates, die Vorlage des jährlichen Staatsbudgets, Einschränkung der „Beamtenherrschaft," Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, Gleichstellung aller Parteien vor Gericht. Es sind Forderungen, denen man bald allenthalben begegnet; der Sturm des „tollen Jahres" hatte seine Anzeichen vorausgesendet. Bald brach er selber los.

Die „Märzbewegung" 1848 fand in der Hauptstadt Böhmens eine nationalgemischte Strömung, die aus den verschiedenen Klassen der Gesellschaft beider Volksstämme eifrige Unterstützung erhielt. Die Volksversammlung am Abende des 11. März im St. Wenzelsbade zu Prag formulirte in vierzehn Punkten die „Volkswünsche", unter denen an erster Stelle steht: „volle und allseitige Gleichberechtigung der deutschen und böhmischen (d. i. czechischen) Nationalität." Diese Forderung sowie die darauffolgende einer „Vereinigten Ständevertretung Böhmens, Mährens und Schlesiens" sind seither die obersten Postulate der czechisch-nationalen Parteien geblieben, obgleich die

1) Vgl. Krones, Geschichte der Neuzeit Oesterreichs (Berlin, 1879) p. 556 ff.

entschiedene Ablehnung des „Generallandtages" von Seite Mährens und Schlesiens sofort den Beweis lieferte, daß in Oesterreich jedwede extreme politische oder nationale Forderung bald ihre Correktur durch eine berechtigte Gegenströmung findet. In den Märztagen des Jahres 1848 dauerte jedoch das beste Einvernehmen zwischen Deutschen und Czechen in Böhmen, namentlich in Prag, fort. Man hatte sich hier in eine Art gemeinsamer böhmischer Landsmannschaft eingelebt; der „Deutschböhme" wie der „Stockböhme" fühlte sich vor Allem als „Böhme", ja die hauptstädtische Bevölkerung bekannte mit Stolz: „Wir sind Prager".

Heutzutage machen Nationalitätsfanatiker von hüben und drüben sich zumeist lustig über diesen „nationalen Indifferentismus", über diese „hermaphroditische" Entnationalisirung und weisen auf den jetzigen „Fortschritt" in nationalen Dingen hin. Ja wohl! In der alten Habsburger Monarchie hat die „nationale Idee" seit 1848 große Fortschritte gemacht; sie ist mittlerweile bis zur ernstlichen Bedrohung dieses vielhundertjährigen Reiches emporgewachsen und hat im Innern den Unfrieden, die fortdauernde Beruhigung und Befehdung der verschiedenen Nationalitäten in Permanenz gebracht. Der Friede und die Eintracht sind geschwunden; Kampf und Streit, Rassenhaß und Verfolgung nehmen heute deren Stelle ein.

Da erscheinen allerdings die Märztage von 1848 als eine entschwundene „goldene Zeit". Als man in Prag die Verleihung der Constitution vom 15. März erfuhr, da traten die leitenden Geister beider Volksstämme sofort zu einer Verständigung zusammen. Deutsche und czechische Schriftsteller vereinigten sich unter demselben politischen Banner und versprachen dahin wirken zu wollen, „daß das glückliche Verhältniß der Eintracht der böhmischen und deutschen Bevölkerung nicht gestört, sondern fest aufrecht erhalten werde".[1]) Die

1) Vgl. Helfert, Geschichte Oesterreichs Bd. II. p. 181.

Besprechungen dauerten vom 18. bis zum 21. März, über fünfzig Schriftsteller beiderlei Nationalität waren daran unter dem Vorsitz Safariks betheiligt; Palacky hatte die Erklärung concipirt. Die Unterschriften weisen unter Anderen folgende Namen auf: K. E. Ebert, Ignaz Kuranda, Moriz Hartmann, Alfred Meißner; dann Safarik, Palacky, Hawlicek, Josef und Hermenegild Jirecek, Hanka u. s. w. Eine derartige Gemeinsamkeit auf politischem Gebiete hat sich seitdem nicht wieder gefunden.

„Der Himmel trübte sich bald". Zunächst wurde es mit jedem Tage deutlicher, daß die Bewegung mit der früheren ständischen Opposition keineswegs mehr gleichen Schritt hielt. Die letztere verlor den Boden unter ihren Füßen, das „demokratische" Element kam empor und im Gefolge desselben der extreme Nationalismus, der einerseits durch das energisch aufstrebende „Jung-Czechenthum", anderseits durch die „großdeutschen" Tendenzen mächtige Förderung erhielt. Insbesondere die deutschnationalen und politischen Einheitsbestrebungen, wie solche von Frankfurt aus mit wachsenden Ansprüchen propagirt wurden, riefen bei den Nichtdeutschen, namentlich bei den Czechen, eine ebenso zunehmende Reaktion hervor. Man besorgte das Uebergreifen des Deutschthums bei engerer Verbindung der österr. Monarchie mit dem „einigen" deutschen Reiche und gerade einen Monat nach der Prager Volksversammlung im St. Wenzelsbade, wo die „volle und allseitige Gleichberechtigung der deutschen und böhmischen Nationalität" in demonstrativer Weise erklärt worden war, schickte Franz Palacky seinen Absagebrief an den gemeinsamen Fünfziger-Ausschuß.

Dieses Schreiben vom 11. April 1848 bildet eines der denkwürdigsten Aktenstücke, das in gewissem Sinne das politische Glaubensbekenntniß der Czechen in Bezug auf die habsburgische Monarchie für alle Zeiten enthält. Palacky tritt in dem Schreiben für das sogenannte „Groß-Oesterreicherthum" ein; er perhorrescirt die „bloße Möglichkeit einer

russischen Universalmonarchie" und spricht der Erhaltung, Integrität und Kräftigung Oesterreichs das Wort. Dieser Staat sei für den europäischen Südosten unentbehrlich. „Wahrlich", so lautet die seither oft citirte Erklärung, „wahrlich, existirte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen". Den unionistischen Frankfurtern gegenüber ruft Palacky aus: „Meine Blicke müssen nach Wien gerichtet seyn." Von der Kraft und Stärke dieses „Centrums" erwartet er nicht für Böhmen allein Heil; darum wendet sich der böhmische Landeshistoriograph ebenso entschieden gegen die centrifugalen Tendenzen der Deutschnationalen, wie gegen die Separations-Bestrebungen der Magyaren.

Gleichwohl konnten auch Palacky und seine Freunde sich den Einwirkungen eines extremen Nationalismus nicht völlig entziehen. Dem „Frankfurtismus" und „Magyarismus" gesellte sich der „Slavismus" bei, der zunächst in dem Slavencongresse zu Prag seinen sichtbaren Ausdruck fand. Der Prager czechische „National-Ausschuß" erließ am 1. Mai 1848 einen Aufruf „an alle slavischen Brüder" in der österreichischen Monarchie zur Abhaltung dieses Congresses „in der uralten slavischen Stadt Prag". Als ein Hauptmotiv dieser Einberufung wurde erklärt, daß man „gegenüber dem deutschen Parlamente in Frankfurt" Stellung nehmen wolle, weil ja der Protest des Prager National-Ausschusses gegen die Wahl von Deputirten in Böhmen für Frankfurt von der Wiener Regierung abgewiesen worden war (29. April.)

Bisher war der Ausbruch des nationalen Haders zwischen Deutschen und Czechen noch jedesmal durch die besonnenen Elemente auf beiden Seiten beigelegt worden. So z. B. in der Frage hinsichtlich des Aufhissens der „schwarzrothgoldenen Fahne" als dem Symbol des Deutschthums. Die Czechen behaupteten, daß die von ihnen ausgesteckte blauweißrothe „slavische Trikolore" nur ein unschädliches nationales Abzeichen ohne

politische Consequenzen sei, während Schwarzrothgold den Abfall von Oesterreich und dessen Einschmelzung in Deutschland bedeute. Der Streit entspann sich am 13. März im Schoße des National-Ausschusses und wurde unter Zustimmung der conservativen deutschen Elemente dahin gelöst, daß die Prager Deutschen der Appellation an ihre Versöhnlichkeit Raum gaben und von ihrem „Rechte" auf die schwarzrothgoldene Fahne absahen.[1]) Dieser Akt der Versöhnlichkeit und Klugheit von Seite der Deutschen verdient alle Anerkennung; es wäre zu wünschen gewesen, daß die Czechen diesem Beispiele gefolgt wären. Auch der mahnende Ruf Palacky's und dessen Warnung vor der russischen Universalmonarchie fand bei seinen eigenen Nationsgenossen nicht die gehörige Berücksichtigung. Sie ließen sich von den Aposteln des Panslavismus gar bald auf Abwege verleiten. Wie schön hatte Joseph Wenzig noch im Oktober 1847 gesagt: „Teut und Slawa, ein so stattliches Paar, werden sich hoffentlich noch verstehen lernen und die deutsche Eiche wird grünen, während die slavische Linde neben ihr blüht."

„Teut und Slawa standen bald nicht mehr nachbarlich neben einander, sondern feindlich gegeneinander, sahen sich nicht mehr mit freundlichen Blicken an, sondern warfen sich trotzige zu."[2]) Die Wahlen in das Frankfurter Parlament gaben den Anstoß zur öffentlichen Störung des guten Einvernehmens der beiden Volksstämme in Böhmen. Die Frankfurter Bestrebungen nahmen je länger je mehr einen ausgesprochen national-deutschen Charakter an, mit welchem die zahlreiche nichtdeutsche Bevölkerung der österreichischen Theile des deutschen Bundes unmöglich einverstanden seyn konnte. Deßhalb wuchs die Strömung gegen den deutschnationalen „Frankfurtismus" mit jedem Tage höher an; die Nichtwahl für das deutsche Parlament wurde zum Losungswort

---

1) Vgl. Springer, Gesch. Oesterr. II. Bd. p. 264.
2) Helfert l. c. p. 183.

in allen slavischen Kreisen, heißblütigere Geister verstiegen sich bereits zu offenen Drohungen mit Gewalt. Eine besondere Erklärung der Prager Czechen vom 5. Mai verwahrte sich gleichwohl nachdrücklichst dagegen, als ob die Slaven panslavistische Tendenzen hegen würden. Sie wollten „nichts als die Gleichberechtigung aller Nationalitäten in Oesterreich anstreben.“[1])

Bekanntlich hat der Slavencongreß in Prag seinen eigentlichen Zweck, die organisirte Verbündung aller österr. Slaven, nicht erreicht; er ließ sich vielmehr durch die Einflüsse des Polen Libelt und des Russen Bakunin auf das Gebiet der kosmopolitischen Demokratie drängen, forderte in einem Manifest an die Völker Europa's einen Congreß der europäischen Völker u. s. w. Immerhin trug aber das Tagen dieses Congresses zur Verschärfung des Antagonismus zwischen den Deutschen und Czechen vieles bei, namentlich seitdem der Prager Aufstand (12. bis 17. Juni 1848), welcher den Congreß vor Abschluß seiner Arbeiten auseinandertrieb, die irrige Vorstellung verbreitete, er sei „das Signal zu einem allgemeinen Rassenkriege, bei dem man es auf die Niedermetzelung aller Deutschen, auf die Vernichtung der germanischen Cultur abgesehen habe.“ Es ist der keineswegs czechenfreundliche Historiker A. Springer selbst, der sich gegen diese Auffassung der Prager Straßenkämpfe ausspricht. Damals hatte dieser Wahn freilich rasche Verbreitung und vielfachen Glauben gefunden. Die Folgen zeigten sich sofort.

Im Gegensatze zu den zahlreichen czechischen „Linden-Vereinen“ in Böhmen entstanden allenthalben deutsche Vereine im Lande, deren Vertrauens-Männer im August zu Teplitz zusammenkamen und jenen von Reichenberg als Central-Verein an die Spitze stellten. Das von ihnen angenommene „allgemeine Glaubensbekenntniß“ betonte mit vorzüglichem Nachdruck die Weckung und Belebung der deutschen Nationalität,

---

1) Vgl. Springer l. c. p. 314 ff. Helfert, l. c. p. 185 ff.

die Beschützung derselben gegen jede Beeinträchtigung, die innigste Verbindung mit dem übrigen Deutschland.[1])

Wir können den weiteren Verlauf des Nationalitätenhaders in dem Jahre des „Völkerfrühlings" hier nicht weiter verfolgen. Die Stimmen der Vernunft, Mäßigung und Gerechtigkeit verhallten damals im Sturme der entfesselten Leidenschaft, bis endlich der Druck der absolutistischen Staatsgewalt alle die losgebundenen Elemente wieder zur Beobachtung der äußeren Ordnung und Ruhe zwang, ohne freilich den Widerstreit der Geister und deren auseinanderstrebende Aspirationen beseitigen zu können. Sobald dieser Druck im Jahre 1860 aufhörte, entbrannte auch sofort der nationale Haber von neuem, und er ist bis zu diesem Tage leider noch lange nicht geschlichtet. In Böhmen, wo die beiden Volksstämme der Deutschen und Czechen am schroffsten einander gegenüber stehen, hat dieser Streit auch vor Allem günstigen Boden und reichliche Nahrung gefunden.

Schon im „verstärkten Reichsrath" (März bis September 1860) kam es in der „Sprachenfrage" neuerdings zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Angehörigen und Fürsprechern der verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs. Das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860 stellte sich auf den Standpunkt der „historisch-politischen Individualitäten" und versuchte den constitutionellen Neuaufbau des Reiches auf dieser geschichtlichen Basis. Der Versuch gelang nicht in der beabsichtigten Weise; er scheiterte insbesondere an der Abneigung und dem Widerstande der Ungarn gegen eine gemeinsame Reichsvertretung. Unter den Einwirkungen einer verfehlten auswärtigen Politik und getrieben von den verschiedensten Motiven im Innern wurde in Oesterreich seit 1865 mehr und mehr jener Pfad betreten, der im Jahre 1867 zur Herstellung einer schroff dualistischen Verfassung der habsburgischen Monarchie führte.

---

1) Helfert, l. c. p. 186.

Die Abscheidung in die zwei staatsrechtlich gesonderten „Reichshälften" war eingestandener Maßen auf die Voraussetzung gebaut, daß in den beiden „Staaten" der Monarchie die „Führung" nur je einem „herrschenden" Stamme überlassen seyn sollte: in den „Reichsrathsländern" den Deutschen, in Ungarn den Magyaren. Die maßgebenden Männer dieser beiden Nationen hatten sich ihre politische Führerrolle zu erleichtern versucht, indem sie zum Voraus die Reihen ihrer nationalen Gegner zu lichten strebten. Die Deutschliberalen gaben Galizien dem Polonismus preis, die Magyaren überließen ihren „kroatischen Brüdern" das seither oft berufene „weiße Blatt," um die Ausgleichsbedingungen zwischen Pest und Agram darauf zu schreiben. Die Autonomisirung Galiziens und Kroatiens sollte die Herrschaftsgelüste des siegreichen Liberalismus dieß- und jenseits der Leitha nicht stören. In den verbliebenen Herrschergebieten suchten nun Deutsche und Magyaren ein möglichst stramm centralisirtes Regiment einzuführen. Diese Unificirung gelang den Magyaren in überraschender Weise. Ihr fielen nicht bloß die vorübergehende „Serbische Wojwodschaft und der Temeser Banat" zum Opfer, sondern es wurde auch die von altersher bestandene Autonomie Siebenbürgens aufgehoben und das „Land jenseits des Königssteiges" mit dem „Mutterlande" unterschiedslos verschmolzen. Dasselbe geschah mit dem ungarischen Antheile an der ehemaligen österreichischen Militärgrenze. Ohne jedwede Zwischenbehörde beherrscht das ungarische Ministerium von Budapest aus unmittelbar eine Bevölkerung von nahezu vierzehn Millionen Seelen und beugt sie unter das Joch der linguistischen Einheit der vorherrschenden magyarischen Staatssprache.

Den Deutschösterreichern oder vielmehr den Deutschliberalen in Oesterreich, denn diese hatten seit der Schaffung des staatsrechtlichen Dualismus das Heft hier in den Händen, gelang das Experiment nicht in gleicher Weise. Schon die Thatsache, daß der „Ausgleich mit Ungarn" bei Polen und Czechen entschiedene Mißbilligung fand und die politische

Passivität des czechischen Volkes in Reichsangelegenheiten zur Folge hatte, zeugte von dem großen Unterschiede, der in dieser Beziehung zwischen Cis- und Transleithanien obwaltet. In Ungarn standen den Magyaren mit Ausnahme der numerisch unbedeutenden Siebenbürger Sachsen keine Culturvölkerschaften in nationaler Opposition gegenüber. Die Slovaken, Ruthenen, Serben und Rumänen stehen zumeist auf primitiven Culturstufen, haben keine politische oder nationale Organisation, besaßen selbst untereinander keinen Zusammenhang und mußten deßhalb dem magyarischen Ansturm unterliegen. Und dennoch ist auch hier das Werk noch lange nicht gelungen und die Suprematie des Einen Stammes über die nominell „gleichberechtigten" anderen Nationalitäten noch keineswegs gesichert. Der fortgesetzte aktive und passive Widerstand (der letztere namentlich bei den siebenbürgischen Rumänen) dieser Völkerschaften stellt die Herrschaft der Magyaren fortdauernd in Frage.

In der westlichen Reichshälfte der österreichischen Monarchie bilden die Nichtdeutschen, wie in Ungarn die Nichtmagyaren, keineswegs nur die numerische Majorität in der Bevölkerung, sondern diese slavische Majorität erfreut sich zugleich einer bedeutenden materiellen und geistigen Cultur und besitzt in den beiden maßgebenden Stämmen der Polen und Czechen überdieß eine reiche staatliche Vergangenheit und eine ausgeprägte politische Individualität. Aber auch die reindeutschen Länder der österreichischen Hälfte erfreuen sich einer besonderen Landesgeschichte mit liebgehegtem Provinzialismus, so daß jedwede stramme, uniformistische Centralisirung an dieser alteingelebten „Landes-Autonomie" ernsten Widerstand finden mußte. Die Magyaren bekundeten ihre oft bewährte politische Findigkeit auch dadurch, daß sie vor Allem die provinzielle Selbstständigkeit Siebenbürgens vernichteten. Der besondere siebenbürgische Landtag würde die magyarische Hegemonie und den centralisirten magyarischen National-Staat nicht gestattet haben.

Die nationale Empfindlichkeit der Nichtdeutschen und die

sorgfältig behütete Länderautonomie erhielten im cisleithanischen Oesterreich neue Anregung und Nahrung durch die veränderte Lage Oesterreichs nach den Ereignissen von 1866 und 1870. Der Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland und die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches als einer einheitlich geführten nationalen Militär-Monarchie mußte einerseits für den kräftigen Fortbestand Oesterreichs als einer europäischen Großmacht, andererseits für die Nationalitäten in Oesterreich von eminenter Bedeutung seyn. Jener Ausschluß verwies die habsburgische Monarchie fürderhin ausschließlich auf ihre eigene Kraft, auf die innige Verbindung aller ihrer Völkerstämme, von denen jeder ein unentbehrlicher Faktor zur Erhaltung dieses Reiches geworden ist. Die Hegemonie des einen oder des andern Stammes über seine gesetzlich gleichberechtigten, anderssprachigen Mitbürger muß diese Eintracht gefährden, muß Mißtrauen, Beunruhigung, Zwietracht und Streit hervorrufen. In Bezug auf die „Landesautonomie" ergibt sich aus der veränderten allgemeinen politischen Lage der habsburgischen Monarchie, daß sie inmitten nationaler Militärstaaten ihre eigenen Kräfte ebenfalls concentriren muß, um die einheitliche Führung und Aktion der Staatsgewalt leistungsfähig zu erhalten. An dieser Nothwendigkeit der Staatseinheit sollten auch übermäßige centrifugale und föderalistische Strebungen ihre Schranke finden. Leider war das nicht durchwegs der Fall.

Die Waffenerfolge der deutschen Heere in Frankreich sowie die damit verbundenen politischen und staatsrechtlichen Folgen im deutschen Reiche selbst beförderten allenthalben den Aufschwung und die Kräftigung des deutschen Nationalbewußtseyns ungemein und dieser Einfluß der Nationalidee wirkte auch über die Grenzen Deutschlands hinaus. Unter dieser Einwirkung kam in Oesterreich die bis dahin ungekannte Bildung einer „deutschnationalen" Partei zu Stande. Namentlich in den sprachlich-gemischten Ländern machte der Nationalismus einen rapiden Fortschritt. In erster Linie gehörte

hieher Böhmen, wo insbesondere die an Sachsen und Preußisch-Schlesien grenzenden Landestheile die Hauptsitze der teutonistischen Agitation wurden. Selbstverständlich wuchs dann auch auf czechischer Seite die nationale Bewegung um so mehr, als der „Frankfurtismus“ des Jahres 1848 in dem Schlagworte des „engsten politischen und selbst staatsrechtlichen Anschlusses Oesterreichs an Deutschland“ bei den Deutschnationalen neuerdings die Losung bildete. Wie Palacky und seine Gesinnungs- und Volksgenossen im Jahre 1848 von einem „Aufgehen Oesterreichs in Deutschland“ nichts wissen wollten, ebenso traten auch jetzt insbesondere Czechen und Polen den „Angliederungsgedanken“ der österreichischen Deutschnationalen mit aller Entschiedenheit entgegen.

Freilich hatten aber die Czechen auch ihrerseits nicht in allweg Besonnenheit, Klugheit und Gerechtigkeit walten lassen. Die Opposition derselben gegen die dualistische Gestaltung der österreichischen Monarchie durch den sogenannten „österreichisch-ungarischen Ausgleich“ von 1867 wollen wir indessen keineswegs zu diesen Fehlern zählen. Diese Opposition entsprang weit mehr jener oben angedeuteten Besorgniß, daß ein zwiegetheiltes Oesterreich seine Stellung als europäische Großmacht nur schwer werde behaupten können und daß im Innern die Beziehungen der einzelnen historisch-politischen Bestandtheile und die Völkerschaften dieser Monarchie wesentliche Verschiebungen, selbst Störungen erleiden werden. Das durch die österreichische December-Verfassung vom Jahre 1867 construirte (cisleithanische) Oesterreich war ein staatsrechtliches Novum, welches zudem ohne die gesetzliche Mitwirkung der Böhmen zu Stande gekommen war.

Die „Krone Böhmens“ kann sicherlich nicht auf Eine Linie gestellt werden mit dem Herzogshute von Kärnten oder von Salzburg. Böhmen ist keine bloße „Provinz“ von Oesterreich, zum wenigsten von dem cisleithanischen Halbösterreich, das der Dualismus geschaffen hatte. Als Kaiser Franz I. im Jahre 1804 den Titel eines „Kaisers von Oesterreich“

nahm, erklärte er in feierlichster Weise, daß die Rechte der Länder Ungarn und Böhmen und die Krönung zu Königen dieser Länder durch die Creirung des Kaiserthums ganz unberührt bleiben sollen. Bei der Krönung in Prag, deren letzte im Jahre 1836 erfolgte, waren stets auch die Vertreter der Nebenländer der böhmischen Krone, Mähren und Schlesien, zugegen und leisteten die Erbhuldigung.

Der nivellirende und schablonenhafte Liberalismus und dessen Gefährte, der bureaukratische Centralismus, nahmen freilich auf diese geschichtlichen und gesetzlichen Thatsachen keine Rücksicht und verschärften dadurch die politischen und nationalen Gegensätze. Die Czechen protestirten in ihrer „Deklaration“ vom Jahre 1868 gegen die österreichische December-Verfassung und betraten damit zugleich den Boden der politischen Passivität, um ihre Kräfte voll und ganz der nationalen Agitation zuzuwenden. Eine überaus rührige Parteileitung verstand es, die Gemüther des Volkes allenthalben für die „nationale Idee“ aufzuregen. Trotz der schärfsten Verbote wurden unter freiem Himmel demonstrative Wahlversammlungen abgehalten; die Fahrt der österreichischen und ungarischen Slaven nach Moskau und Petersburg (1867), die husitische Wallfahrt nach Constanz (1868), die eifrigste journalistische Propaganda, die Gründung des czechischen Nationaltheaters in Prag u. dgl. waren sehr wirksame Mittel zur Unterhaltung der nationalen Bewegung, die leider durch die Wühlereien des extremen Nationalismus, wie solche auf Seiten der „demokratisch angehauchten Jung-Czechen“ vorkamen, an verschiedenen Orten in brutale Straßentumulte und Thätlichkeiten ausarteten und die Verhängung des Ausnahmezustandes für einzelne Theile Böhmens zur Folge hatten.

Parallel mit diesen czechischen Nationalagitationen ging die „jungdeutsche“ Propaganda. Die Folgen der deutschen Siege von 1870 versetzten die Deutschnationalen in Oesterreich in einen schwindelhaften Paroxismus; diese Parteigänger gebärdeten sich, als ob auch sie an den diplomatischen und

militärischen Erfolgen Preußens und seiner Verbündeten einen wesentlichen Antheil gehabt hätten. Dieser aufgebauschte Teutonismus mit seinen maßlosen Ansprüchen und antiösterreichischen Aspirationen mußte auf allen Seiten ernstliche Bedenken erregen, und diese waren sicherlich das hauptsächlichste Motiv zur Berufung des Ministeriums Hohenwart, nachdem die im August des Jahres 1870 zwischen den deutschen und czechischen Vertrauensmännern gepflogenen Besprechungen zu keiner Verständigung geführt hatten. Von Seite der „Jungdeutschen" in Böhmen legte man die Schuld an dem Mißlingen dieser durch Initiative des czechischen Clubs in Prag eingeleiteten Annäherung dem Führer der „Altczechen" Dr. Franz Rieger zur Last, weil dieser angeblich als „advocatus diaboli der Feudalen und Jesuiten" für deren „finstere Zwecke die czechisch-nationale Propaganda zur Verfügung gestellt habe."[1])

In der Wirklichkeit gab es auch damals in den politischen, staatsrechtlichen und nationalen Fragen zwischen den „Alt"- und „Jungczechen" keine sachlichen Differenzen, höchstens einen Unterschied in der Taktik; auf Seite der Deutschböhmen aber zeigte sich bereits deutlich die Spaltung in die nationalen Schwärmer des „Jungdeutschthums" und in die bisherigen Männer des Prager „Deutschen Casinos", das mit jedem Tage mehr an seiner dominirenden Stellung verlor. Die Unterhandlungen scheiterten hauptsächlich an der Principienreiterei dieser „Casinoten," die ihre altgewohnten Parteigeleise nicht verlassen wollten und namentlich jede Verständigung über die Schaffung eines Nationalitätengesetzes entschieden ablehnten. Die Czechen begingen den Fehler, die Anerkennung der böhmischen Landes-Autonomie, resp. des „böhmischen Staatsrechtes" in den Vordergrund zu stellen. Es war ja zu erwarten, daß ihre politischen Gegner nicht nur den Boden

---

1) Vgl. W. Rogge, Geschichte Oesterreichs (Leipzig 1873) III. 354.

[der] österreichischen December=Verfassung nicht verlassen konnten, [so]ndern sogar fordern mußten, es sollten sich die Czechen selber [a]uf diese Basis stellen, weil nur in diesem Falle eine Ver=[stä]ndigung angebahnt werden konnte.

Inzwischen erschienen die Czechen am 30. August 1870 [a]bermals im böhmischen Landtage; doch hier geriethen die bei=[de]n Parteien heftig aneinander. Die Czechen und die Ma=[jo]rität des Großgrundbesitzes hielten an der Deklaration vom 22. August 1868 fest, sie wollten diesen Landtag nicht als legal anerkennen, bestanden auf der Proklamirung des böh=mischen Staatsrechtes und verweigerten die Wahlen in den Reichs=rath. Der staatsrechtliche Gegensatz des Föderalismus und des Centralismus offenbarte sich aufs deutlichste. Die Hal=tung der Czechen blieb dieselbe trotz des am 29. September verlesenen kaiserlichen Reskriptes, welches erklärte, der Mo=narch sei entschlossen „neuerdings die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Landes unverbrüchlich zu verbriefen und durch die Krönung mit der Krone Böhmens der inneren Einigung mit dem Volke Böhmens leuchtenden Ausdruck zu geben". Billige Wünsche in Bezug auf eine Revision der Verfassung und der böhmischen Wahlordnung sollten ihre Be=friedigung finden, allein es könne die von Allen gewünschte Verständigung nur auf der Basis der geltenden Verfassung vollzogen werden." [1])

Dieser Standpunkt der Regierung war correkt, wie dieß von den Czechen selber späterhin bekundet wurde; damals überwog jedoch das Mißtrauen und die Kampfeslust, und der Antagonismus zwischen Czechen und Deutschböhmen ver=schärfte sich noch mehr durch die vom Grafen Leo Thun im Landtage mit Recht gerügte Thatsache, daß die Deutschböhmen durch den landläufigen Schablonenliberalismus das Gefühl für ihre engere Heimath eingebüßt hatten. Der Deutschna=

---

1) Rogge, l. c. p. 363.

tionalismus überwucherte indessen gar bald den deutschliberalen Centralismus.

Nachdem die Majorität des böhmischen Landtags trotz zweimaliger Aufforderung die Wahlen in den Reichsrath abgelehnt hatte, blieb dieser vorläufig ein Rumpfparlament von trauriger Gestalt. Die komisch bedauerlichen Scenen, welche sich im September 1870 daselbst mit der „Einen Stimme Majorität" abspielten, bewiesen deutlich die eminente Wichtigkeit des Königreichs Böhmen für ein gesundes Verfassungsleben in Oesterreich. Die sodann in Böhmen erfolgen ersten direkten Reichsrathswahlen ergaben als Abgeordnete 24 „Verfassungstreue und 30 „Deklaranten und Feudale", wie die Gegner sagten. In Böhmen selbst aber erhob die nationale Wühlerei auf beiden Seiten mit verstärkter Kraft ihr Haupt. Kindliche republikanische Demonstrationen, Werbungen und Sammlungen für Frankreich und Garibaldi, Steuerverweigerung, Renitenz bei den militärischen Controlversammlungen, Schulsperren ꝛc. bezeugten auf Seiten der Czechen das Vorhandenseyn turbulenter, skandalsüchtiger Elemente, deren Bändigung der Polizeigewalt und den Strafgerichten anheimfallen mußte. Die politische Stellung der gemäßigteren „Altczechen" kennzeichnet das von Palacky und Rieger verfaßte „Promemoria" vom 8. December 1870, worin die Unterzeichner, denen jedoch der hohe Adel nicht beigetreten war, ihr Festhalten an der historisch-politischen Individualität der Krone Böhmens und ihre entschiedene Antipathie gegen jeden engern Anschluß an das neugebildete deutsche Reich aussprachen. Graf Beust gab auf dieses Memorandum eine wenig staatsmännische Antwort, welche den Brand statt zu löschen nur noch mehr anfachte. Der importirte „sächsische Staatsmann" erwies sich so abermals als eine für Oesterreich bedenkliche Acquisition. Daß man von da ab dessen Einfluß in innern Angelegenheiten stets mehr zu beschränken suchte, war ebenso selbstverständlich wie lobenswerth.

Das Kabinet Hohenwart, welches mit dem 7. Febr. 1871

in's Leben trat, bildete auch für den schreiblustigen Reichskanzler selbst die größte Ueberraschung. Graf Karl Hohenwart hatte mit seinen Ministercollegen die Aufgabe erhalten, als eine „über dem Parteien“ stehende Regierung die Völker Oesterreichs „auf den Boden der Verfassung“ zu gemeinsamer Thätigkeit zu vereinen. Das Ministerium wies jeden „Separatismus“ von sich, es betonte die „Continuität des bestehenden Verfassungsrechtes“ und hob seinen „wahrhaft österreichischen“ Charakter hervor. Vor Allem hatte Graf Hohenwart die Absicht, den vielumstrittenen Artikel XIX der Staatsgrundgesetze über die Rechte der Nationalitäten „nicht bloß dem Wortlaute, sondern auch dem Geiste nach zur vollen Ausführung zu bringen“. Die Nationalitätsfrage stand eben mehr als je wieder im Vordergrunde der politischen Arena.

Die von deutschliberaler Seite allenthalben in Oesterreich mit Ostentation gefeierten „Siegesfeste“ zu Ehren der deutschen Armee trugen zur Beruhigung auch nicht bei, um so mehr, als Dr. Herbst sich im Reichsrathe bis zu der Behauptung verstieg, daß „es heutzutage keine Macht mehr gebe, die stark genug wäre, um die deutsche Nationalität und die Ideen der modernen Zeit in Oesterreich lange zu unterdrücken.“ Es war das eine unbewiesene direkte Anklage gegen das Kabinet, von dem die Deutschliberalen fabelten, es „wolle die Deutschen in Parias der Slaven verwandeln“. Der Ruf erging: „das Deutschthum sei gefährdet!“ und namentlich für Böhmen hieß es: „die Deutschen daselbst sollten den Czechen ebenso schutzlos geopfert werden, wie in Galizien die Ruthenen den Polen.“ Das Amt des unablässigen Wühlers übernahm die „verfassungstreue“ Presse in aller Emsigkeit und voll giftgeschwollenen Hasses gegen die Czechen. Mit Recht konnte Graf Hohenwart den Budgetverweigerern auf der Linken vorhalten: „Haben wir die Verfassung in einem noch so unbedeutenden Punkte verletzt? Haben wir die Rechte des Volkes in irgend welcher Weise zu verkürzen gesucht? Ein Antrag auf Verweigerung des Budgets wird durch nichts

anderes begründet, als durch imaginäre Tendenzen, die man dem Ministerium unterstellt; durch nebelhafte Befürchtungen, ja selbst durch Sensationsnachrichten der Zeitungen". Die Budgetverweigerer unterlagen, die Staatsraison hatte nochmals gesiegt.

Nun verlegte sich die deutschnationale und die faktiöse Opposition auf das wohlbekannte Handwerk der öffentlichen Demonstrationen. Als im Sommer des Jahres 1871 Kronprinz Rudolf Böhmen bereiste, wurde er in den nördlichen Landestheilen von der irregeleiteten Bevölkerung mit auffallender Zurückhaltung empfangen; das deutsche Turnfest in Brünn (29. bis 31. Juli) bildete eine förmliche Herausforderung gegen die Czechen und das Ministerium; Vereine und Wanderversammlungen tauchten aller Orten auf und ganz Böhmen verwandelte sich in ein Heerlager nationaler Kämpfe. Leidenschaft und Unbesonnenheit waltete hüben und drüben.

Die Suspendirung der December-Verfassung für Böhmen durch das kaiserl. Rescript vom 12. Sept. 1871 muß heute als ein ebenso verfehlter Schritt bezeichnet werden, wie die Abfassung der vielbesprochenen böhmischen „Fundamental-Artikel", die in ihren staatsrechtlichen Forderungen viel zu weit gingen und einerseits die staatseinheitliche Regierung der österr. Reichshälfte gefährden konnten, andererseits den Deutschen als eine Provocation der bedenklichsten Art erschienen.

Ohne hier in eine Erörterung über die Bedeutung und Tragweite der böhmischen „Fundamental-Artikel" einzugehen, wollen wir nur constatiren, daß diese Artikel heute auch von Seite der Czechen selbst zum großen Theil als ein „überwundener Standpunkt" betrachtet werden. Graf Clam-Martinic hat dieß im österr. Reichsrath nachdrücklich betont. Die Artikel waren schon aus taktischen Gründen ein Fehler; sie boten nicht nur der deutschliberalen Opposition den ersehnten Anlaß zu einer umfassenden Partei-Aktion, sondern sie führten über dringliches Ansuchen der deutschliberalen Führer (Dr. Giskra erschien selbst als Bittsteller in Pest)

unter kräftiger Einwirkung der ungarischen Freimaurer und einzelner magyarischen Politiker, namentlich des Grafen Melchior Lonyay, die Intervention der Ungarn herbei, obgleich der damalige ungarische Ministerpräsident, Graf Julius Andrassy, die „Fundamental-Artikel“ noch vor deren Vorlage an den böhmischen Landtag gekannt und über Aufforderung von Seite der österr. Regierung gegen dieselben keine Einwendung erhoben hatte. Der „große Kronrath“, d. i. die Zusammentretung der gemeinsamen, der österreichischen und der ungarischen, Minister unter Vorsitz des Kaisers (eine bis dahin unbekannte Institution) entschied mit Stimmenmehrheit am 20. Okt. 1871 gegen die „Fundamental-Artikel“ und Se. Majestät genehmigte diesen Beschluß. Am 26. Okt. nahm das Ministerium Hohenwart seine Entlassung.

Oesterreich betrat abermals die Bahn des deutschliberalen Regimes, wahrlich nicht zu seinem Vortheile. Freilich hatte auch die conservative Partei unter Hohenwart folgenschwere Fehler oder doch Uebersehen begangen, wodurch sie ihre Stellung erschütterte. Den Führern der Czechen ward die Erkenntniß erspart, daß sie in ihren Ansprüchen weiter gegangen waren, als es für das Staatsinteresse dienlich und für ihre eigenen Absichten zweckmäßig war. Die historisch und gesetzlich berechtigte „Landes-Autonomie“ würde bei Durchführung der „Fundamental-Artikel“ in einen staatsrechtlichen Partikularismus verwandelt worden seyn, bei dem die gänzliche Zersetzung und Auflösung des Reiches unvermeidlich gewesen wäre. Für diese politischen und taktischen Fehler büßten die Conservativen sowie die Czechen in empfindlicher Weise. Acht Jahre dauerte abermals die Herrschaft des Deutschliberalismus unter dem Kabinete Auersperg II.

In Böhmen begann nach der Schließung des Landtages (8. Nov.), der die Wahlen in den Reichsrath zum dritten Male abgelehnt und eine scharfe Resolution zu Gunsten seines Standpunktes gemäß dem kais. Rescripte vom 12. Sept. 1871 gefaßt hatte, neuerdings die gegenseitige nationale Befehdung

in heftigstem Grade. Zwei Tage vor dem Schlusse des böhmischen Landtages (am 6. Nov.) erhielt aber auch Graf Beust, der „Sieger" über Hohenwart, die Aufforderung sein Demissionsgesuch einzureichen. Sein unheilvolles Wirken in Oesterreich hatte damit ein Ende; leider konnten die Spuren der Wirksamkeit dieses vielgeschäftigen Diplomaten nicht gleichfalls beseitigt werden.

Böhmen erhielt nebst der am 16. Nov. 1871 neuerdings erfolgten Ausschreibung direkter Wahlen für den Reichsrath abermals den auf Seiten der Czechen gründlich verhaßten Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn v. Koller zum Statthalter, unter dessen Verwaltung der Streit zwischen Deutschen und Czechen wesentlich verschärft und verbittert wurde. Die Czechen begaben sich wieder auf das ihnen wohlbekannte Gebiet politischer Passivität. Sie wählten zwar in den Reichsrath und Landtag, allein ihre Gewählten nahmen die Sitze in den Vertretungskörpern nicht ein. Um so lebhafter entwickelte sich die Agitation in den Vereinen und Versammlungen sowie in der Presse. Die Deutschen arbeiteten in dieser Richtung in derselben Weise und die Regierung goß durch ihre oft parteiischen Maßregeln noch Oel ins Feuer. Selbst entschiedene Freunde des Ministeriums Auersperg II gestehen es ein, daß die Mittel der Regierung „zum Theil recht bedenklicher Art gewesen seien."[1]) So wurde zur Aburtheilung für die Czechenblätter in Prag die deutsche Jury in Eger delegirt, ja das Ministerium wollte der Exekution die zeitweilige und örtliche Suspendirung der Preßjury überhaupt zuerkennen lassen, eine Absicht, die jedoch schon im ersten Stadium vereitelt wurde. Baron Koller führte ein strammes, aber nicht immer auch gesetzliches und gerechtes Regiment. Er ließ die der herrschenden Partei mißliebigen Wahlaufrufe der Conservativen einfach confisciren, er löste die patriotisch-ökonomische Gesellschaft auf, er belastete die czechisch-opposi-

---

1) Rogge, l. c. III. 497.

renellen Gemeinden mit strafbarer Militärbequartirung, verhinderte gleichfalls durch militärische Gewalt die Abhaltung czechischer Tabors, verweigerte allen „feudalen" Bezirksobmännern die kaiserl. Bestätigung. Durch derartige Maßregeln, denen dann noch entsprechende Wahl-Manöver sekundirten, gelang es dem Statthalter, einen „verfassungstreuen" böhmischen Landtag zu Stande zu bringen, der dann auch die Wahlen für den Reichsrath vornahm. Die czechischen Abgeordneten aus Böhmen und Mähren lehnten jedoch fortdauernd die Ausübung ihres Mandates ab und verharrten in der passiven Opposition. Unter dem Drucke der äußeren Gewalt stellte sich allerdings eine oberflächliche Ruhe in Böhmen her; aber dieser Zustand konnte nur den Parteigänger oder den Kurzsichtigen täuschen. In Wahrheit bedeutete dieser Zustand eine bedenkliche Krankheit für Oesterreich.

Mit der Schaffung des Gesetzes zur Einführung direkter Reichsrathswahlen (Gesetz vom 3. April 1873) hatte das Ministerium Auersperg II seine legislatorische Hauptleistung vollbracht; allerdings war ihm auch dieses Werk nur unter dem Hochdrucke gouvernementaler Beeinflussung gelungen. Der Gesetzentwurf über die direkten Reichsrathswahlen wurde im Abgeordnetenhause am 6. März mit 120 gegen 2 Stimmen angenommen; von den 203 Deputirtensitzen waren nicht weniger als 81 unbesetzt oder es hatten sich deren Inhaber im Reichsrathe nicht wieder eingefunden. Immerhin kam aber auf Grund dieses Gesetzes ein neuer, „verfassungstreuer" Reichsrath zu Stande, mit dessen Hilfe das Kabinet die Regierungs-Geschäfte die nächsten sechs Jahre weiter führte.

Es ist bekannt, in welch bedauerlicher Weise dieses Ministerium Auersperg II seinem Untergange entgegen lebte. Die volkswirthschaftliche Katastrophe des Jahres 1873 wurde von ärgerlichen Scenen im Reichsrathe und in den Parteien begleitet. Aus der Mitte der Deutschliberalen löste sich die „deutschnationale" Fortschritts-Partei ab, die deutschliberale Partei selbst verfiel der unfruchtbarsten nergelnden Politik. Es ist Einer der

Ihrigen, welcher über diese Partei folgendes Urtheil fällt: „Die Verfassungspartei hat eine gute Sache leider nur allzuoft sehr unglücklich vertreten; der Individualitäten, die sich zur Geltung bringen wollten, waren zu viele; die Führung, stets bestrebt populär zu bleiben, weit mehr geführt als führend, nur in der Negation ihrer Aufgabe gewachsen, stand zu oft unter dem Einfluß derjenigen, von denen sie fürchtete übertroffen und in der Gunst der Presse oder der sogenannten öffentlichen Meinung entthront zu werden". Und weiter: „Die Verfassungspartei hat ihrer Mission in vieler Beziehung gewiß nicht entsprochen und viele Erwartungen getäuscht." Die Hauptschuld sei an der Führung gelegen, die nicht selten des weiten Blickes entbehrt habe, und insbesondere am Führer dieser Partei selbst, also an Dr. Herbst. Von diesem sagt unser „verfassungstreuer" Gewährsmann: „So unantastbar die persönliche Integrität des Führers, so zweifellos und hervorragend sein Talent ist, so ist die Thatsache nicht in Abrede zu stellen, daß sich dieses Talent vor Allem in einer rein kritischen und negativen Thätigkeit gefiel und seinen Ruhm in dieser Richtung suchte und fand." [1])

„Opposition nach allen Seiten", war die Losung dieser Partei geworden und ihr Führer verhinderte jede Consolidirung der Verhältnisse. Die Verständigung mit den Czechen wurde zwar von einigen einsichtigen Politikern außerparlamentarisch versucht und der Versuch schien günstigen Fortgang zu nehmen; da war es der Starrsinn des „Führers" der Verfassungspartei, an welchem dieser Schritt scheiterte. Selbstverständlich kam auch das von derselben Partei und ihrem Führer abhängige Ministerium zu keiner versöhnlichen That. In Böhmen dauerten die ungesunden Verhältnisse weiter fort.

Die Krone wartete Jahr für Jahr auf eine Besserung

1) Vgl. „Austriaca: Betrachtungen und Streiflichter" (Leipzig, 1882) p. 180—182.

dieser Zustände; ihre Erwartungen auf die endliche Consolidirung des zerrütteten Wesens der Monarchie erfüllten sich nicht; ja im Parlamente und in der Regierung selbst machte die völlige Zersetzung reißende Fortschritte. Die deutschliberale Partei, welche seit Ende 1871 wieder am Staatsruder stand, bekundete auf dem Gebiete der Regierungsarbeit eine auffallende Impotenz und zeichnete sich weit mehr durch den Mangel an Zusammenhalt und an Hingabe für allgemeine Interessen sowie durch ihre leidige Streit- und Zanksucht, durch gegenseitige Verketzerung und durch hochmüthiges Benehmen gegen die anderen Nationalitäten aus. Trotz der unbeschränkten Herrschaft, welche diese Deutschliberalen von Ende 1871 bis Mitte 1879 in Regierung und Parlament besaßen, konnten sie doch weder im Volke noch gegenüber der Krone eine feste Position gewinnen. Man war eben zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei dieser Partei die wahren Freunde und Förderer der Staatswohles nicht zu finden seien. Und welch ein Bild des Jammers bot die Partei und ihr Ministerium nicht in der Zeit vom Herbste 1878 bis August 1879! Eine Parlamentsmajorität, die in sich selbst gespalten, die eigene Parteiregierung bedroht, so daß diese bei ihren politischen Gegnern Succurs gegen ihre politischen Freunde suchen muß, und dann in Folge dessen ein Ministerium, das demissionirt hat und monatelang noch die Geschäfte fortführt, weil keine Nachfolger im Schoße der herrschenden Parlamentsmajorität gefunden werden können — welch ein bedauernswerther Anblick, welch ein widerliches Schauspiel!

Rath- und Regierungslosigkeit drohte auf allen Seiten hereinzubrechen. Da übernahm am 12. August 1879 Graf E. Taaffe die schwierige Mission, die zerklüfteten Zustände wieder in die normale Verfassung zu bringen und insbesondere auch den wachsenden Antagonismus zwischen Deutschen und Czechen zu mildern, wenn möglich zu beseitigen, um durch wechselseitige Verständigung eine „Versöhnung“ der entfremdeten Gemüther anzubahnen, damit diese auf der Basis des Rechtes

und der Gerechtigkeit in Gemeinsamkeit („mit vereinten Kräften") das eigene Wohl und das des staatlichen Gemeinwesens schützen und befördern. Wir kennen wahrlich keine schönere und erhabenere Aufgabe für einen Staatsmann. Sehen wir nun, was für Zustände und Verhältnisse in der „Aera des Grafen Taaffe" sich namentlich in Böhmen und Mähren, also zwischen Deutschen und Czechen, entwickelt haben!

V.

Italica[1]).

Vorliegendes Buch enthält eine Sammlung von Bildern und Studien aus und über Italien; ein beträchtlicher Theil desselben beschäftigt sich mit der Geschichte und dem Charakter von Venedig, namentlich in kunstgeschichtlicher Beziehung; von S. 45—147 führt es uns nach Ravenna und zu den immer noch viel zu wenig gekannten, für die Geschichte des christlichen Kirchenbaues und christlich-byzantinischer Kunst hochwichtigen Monumenten dieser Stadt. Der zweite Theil gibt eine Darstellung des italienischen Künstlerlebens und Schaffens besonders in den Zeiten der Renaissance, und schließt mit einer Betrachtung unserer gegenwärtigen Kunstepoche.

Das Ganze ist, wie bei oberflächlicher Lesung sich schon ergibt, aus Feuilletonaufsätzen hervorgegangen; Jenen möchte der Verfasser seine Studien empfohlen wissen, „welche Italien aus der Ferne lieben, oder es bereits in unmittelbarer Nähe beschaut und genossen haben"; habe doch auch ihm die erst in

1) Aus Italien. Kultur- und kunstgeschichtliche Bilder und Studien von Joseph Bayer (Wien). Leipzig 1885. gr. 8°. S. 365.

späteren Jahren erreichbare, bruchstückartige Kenntniß Italiens in erquickend helles, südliches Sonnenlicht in eine sonst ernste und freudenarme Existenz gebracht und seinen Bildungskreis erweitert, indem sie ihm diesen Prospekt mit seinen großen Linien und Fernsichten bot. Darum möge sein Buch nicht in die Reihe der üppig in's Kraut schießenden italienischen Reise-literatur gestellt werden, deren Verfasser flüchtig sind im Blick und flüchtig in der Feder.

Die Entstehungsweise solcher „Essay's" mag nach mancher Beziehung hin einen gewissen Vortheil bieten; für Leser berechnet, die weder Muße noch Lust haben, größere Werke zu studiren und doch auf den verschiedenen Gebieten der modernen Bildung sich orientiren wollen, setzen sie weder eingehende Studien voraus, noch schrecken sie ab durch ausgedehnte, weitläufige Untersuchungen und gelehrten Ballast, wissen vielmehr ihn anzuziehen und festzuhalten durch übersichtliche Kürze, wirklich oder scheinbar geistreiche Form und pikante Darstellung. Die Literatur der Gegenwart gibt hiefür einen unwiderleglichen Beweis. Kaum gibt es noch ein Gebiet der Wissenschaft oder Kunst, das nicht in Feuilletonaufsätzen bearbeitet würde, um deren Leser auf dem Niveau der Bildung zu halten. Daß jedoch die Schäden dieser Richtung unserer modernen Literatur den etwaigen Nutzen überwiegen, liegt auf der Hand. Der Strom der Bildung wird weiter, aber auch seichter. Oberflächlichkeit bei Schriftsteller und Leser, Vielwisserei und Dünkel, Gedankenträgheit und falsche Urtheile ohne Zahl sind die nothwendige Frucht.

Gerade in den beiden ersten Essays über Venedig und Ravenna tritt dieser Mangel an gründlichem Verständnisse recht deutlich hervor, und wir müssen dieß bei manchem Guten, was der Verfasser sagt, um so mehr rügen, weil auch er sich nicht freizuhalten wußte von der so beliebten Manier vieler Feuilletonschreiber, durch ein bischen Frivolität imponiren zu wollen; kann man ja doch dadurch den Beifall und die gelegentliche Unterstützung eines nicht unbeträchtlichen Theiles der Presse sich verdienen, namentlich wenn es christliche Bräuche und Institute sind, über die man halb mit Verachtung, halb mit Spott sich ergeht. Und der unwissende und unchristliche, denkfaule, aber auf seine eingebildete Bildung stolze beschnittene und unbeschnittene

Leser fühlt sich höchlich geschmeichelt und befriedigt, wenn er da schwarz auf weiß liest, wie er es doch in der Cultur soweit gebracht.

So gibt dem Verfasser S. Marco zu Venedig, S. Francesco in Assisi, Sant' Antonio in Padua Anlaß, diese Heiligen mit den griechischen Göttern und Halbgöttern in Parallele zu setzen und das Vertrauen dieser Städte zu ihnen zu bespötteln. Es war doch gewiß ein großer und schöner Gedanke, wenn unsere Ahnen ihre Städte unter den Schutz eines Heiligen stellten, und der Fremdling, sobald er die Grenze ihres Gebietes betrat, alsbald das „Weichbild“ desselben erblickte. Uebrigens sollte schon der gute Geschmack uns sagen, daß solche Stadtpatrone eine bessere Figur geben, als so manche Thiergestalten in unseren modernen Wappen, die kaum eine andere Bedeutung haben als der Wolf oder das Roß oder der Ochse auf den Wirthshausschildern, oder als die nüchternen, verunglückten Allegorien der Helvetia in der Schweiz und der Liberté im gegenwärtigen Frankreich. Ebenso unwahr, um nicht zu sagen läppisch, ist des Verfassers Darstellung der allmäligen Entwicklung des Heiligencultus in Venedig. S. Marco habe der Fides weichen müssen, d. i. „dem Glauben allein, getrennt von Hoffnung und Liebe“; dann sei die hl. Jungfrau die universale Heilige der kirchlichen Restauration geworden. Solchen Nonsens liest Bayer aus den Bildern Titians und Paolo Veronese's heraus!

Eine gleich crasse Unkenntniß katholischen Wesens trägt der zweite Essay, „die altchristlichen Monumente von Ravenna“ zur Schau. Es kann aber auch nicht anders seyn, ist ja doch die christliche Kunst nur der entsprechende Ausdruck der christlichen Idee. Wer dieß nicht voll und ganz in sich aufgenommen hat, hat auch kein Verständniß für christliche Kunst, selbst wenn er sein halbes Leben auf Kunstakademien zugebracht hätte, so wenig als der ein Verständniß hat für die Antike, der die Ilias nicht kennt; immer bleibt er doch nur vor der Außenseite stehen, „sein Sinn ist zu, sein Herz ist todt.“ Es ist schon eine nicht richtige Bezeichnung, wenn zur Charakterisirung der Anfänge der christlichen Kunst der Verfasser von „dem Dämmerleben der Katakombenstimmung“ spricht; dieser einzige Satz beweist, daß er die älteste christliche Kunst nicht kennt; daß er aber dem Wesen derselben

er völlig gerecht zu werden versteht, geht aus den Bemerkungen S. 72 f. hervor; was sollte denn noch der „plastisch reale“ Ausdruck der Göttergestalten in einer Welt, die von durchaus neuen Ideen erfüllt war, und denen eben nun die Kunst, anfänglich unsicher und tastend, den würdigen Ausdruck zu geben hatte? Hätte Bayer in de Rossi's Arbeiten sich umgesehen oder Kraus' Roma sotterranea gelesen, dann hätte er auch nicht behaupten können, daß „erst nach dem Concil von Ephesus die Mutter Jesu — nun Mutter Gottes — in throno dargestellt wurde mit dem göttlichen Kinde auf dem Schooß.“ Das Muttergottesbild in den Katakomben der hl. Priscilla gehört bekanntlich dem höchsten Alterthume an, nach de Rossi der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts.

In der Beurtheilung Theodorichs und seines Verhältnisses zur römischen Civilisation und Kunst scheint uns der Verfasser das Richtige getroffen zu haben; es ist die Ehrfurcht vor der gewaltigen Größe Roms, die ihm die geistige Armuth seines Volkes so recht zum Bewußtsein mochte gebracht haben, und doch wieder ein starkes Element barbarischer Gewaltthätigkeit und Perfidie, die in der Seele dieses großen Königs unvermittelt neben einander lagen, wie sein eigenes Volk und Reich neben dem italienischen Volke, seiner Nationalität und Kirche. Die Bemerkung, welche der Verfasser über das Verschwinden seines Leichnams aus dem Grabmonument macht, hat gar keinen historischen Grund, und scheint nur hinzugefügt worden zu seyn, um den Papst in recht trübem Lichte erscheinen zu lassen. „Sein (Theodorichs) Leichnam“, sagt er, „wurde wahrscheinlich nach der Eroberung Ravennas durch Belisar aus dem Grabgemach gerissen und als der eines arianischen Ketzers verbrannt und in die Winde zerstreut. Nicht viel fehlte, so hätte um vieles später Cardinal Poggetto, der Legat des Papstes Johann XXII., dasselbe mit den Gebeinen Dante's gethan.“ Weil von einer Ketzerverbrennung die Rede ist, die aber nur in der Phantasie des Verfassers statt hatte, wird von einer andern Verbrennung geredet, die gleichfalls nicht stattfand — dieß ist der ganze Zusammenhang dieser beiden Vorgänge. Hätte Bayer die italienische Geschichte etwas besser gekannt, so hätte er wissen müssen, daß die Gegner des Papstes mit dessen lebendigen Anhängern nicht

glimpflicher verfuhren, als der Franzose Bertraud du Poyet mit den Gebeinen des Dichters zu thun Willens war, in dem er einen Führer der Ghibellinen sah, was bei der Erbitterung hüben und drüben seine Erklärung findet.

Warum in der Inschrift in S. Apollinare in Classe, welche die vierzigtägige Einsamkeit und religiöse Sammlung Kaiser Otto's III. unter der Leitung des hl. Romuald hier berichtet, unser Culturhistoriker eine „demüthigende deutsche Erinnerung" finden will, können wir nicht verstehen. Oder sollen Kaiser und Könige nicht ein „Beispiel von Demuth" geben dürfen, wie die Inschrift besagt? Jedenfalls war es für Fürsten und Völker zuträglicher, wenn „deprimirte Stimmung über mißrathene Unternehmungen sich auch bei den Mächtigen jener Zeit in der Form von Zerknirschung äußerte" (S. 139), als wenn hochmüthige Verblendung sie und ihr Reich in's Verderben trieb, wovon die Geschichte späterer Jahrhunderte gar Manches zu erzählen weiß.

Den Uebergang zu dem zweiten Theile des Buches: „Carnevalsbilder und Festscenen aus Rom und Florenz" bildet ein den Verfasser recht charakterisirender Gedanke. Im Carneval, erfahren wir, ist das „schöne Heidenthum, das zum Glücke der Menschheit nicht ganz gestorben war, wieder aufgelebt innerhalb der christlichen Culturwelt als eine neue Lebensmacht. Da feierte das gesellige Leben, die Kunst und die Dichtung das hohe Fest des Risorgimento, der Renaissance, sühnte die Gewaltthat, welche das spätrömische Christenthum der Theodosianischen Zeit an der Antike begangen". (S. 145.) Diese Bedeutung des Risorgimento hat der Vater desselben, Francesco Petrarca, nicht gekannt, ebensowenig sein Vorgänger Dante, in dem die neue Zeit ihr Kommen verkündet; so haben es die ersten und bedeutendsten Vertreter desselben, ein Manuel Chrysolaras, Ambrogio Traversari, Guarino von Verona, Giannozzo Mannetti u. s. f. nicht verstanden. Oder sollten Aretino und Consorten allein die ächten Söhne dieser Periode seyn?

Bei der Darstellung der verschiedenen „Trionfi" in der Dichtung und im Bilde, namentlich der sechs Triumphe nach Petrarca — Liebe, Keuschheit, Tod, Ruhm, Zeit, Gott — vermissen wir die Schilderung der herrlichen Reliefs an den Reli=

schreinen der Domkirche zu Graz, die vor nicht langer Zeit
zur Ausstellung ebendaselbst wie auch zu Wien allgemeine Be=
wunderung erregt hatten und auch in einer Monographie ein=
gehend gewürdigt worden sind. Sicher würde er sein Urtheil
(S. 223) corrigiren, daß „außer den beiden ersten auch ein
Palazzo in malerischem Sinne nicht viel habe abgewinnen
lassen."

Sehr gute Bemerkungen enthält der letzte Abschnitt: „Aus
jetzigen Zeiten". Mit vollem Recht wird die fast excessive
Farbensehnsucht der Gegenwart verurtheilt, die von der Renais=
sance nur die Außenseite entlehnt, namentlich das mehr decora=
tive Moment. „Es führt zuletzt zur artistischen Gesinnungs=
losigkeit, die Welt für den Kunstgebrauch nur als Farbenphänomen
aufzufassen. „Sinnlich veranlagte Künstler, Komödianten mit
ihrer Lust an Costümen, die Lebemänner der haute finance mit
ihrem vom Millionengold angeglänzten Geschmack kommen in diesem
luxurirenden Farbencultus mit einander überein . . ., so wurden
die Geldbarone selbstverständlich Makartianer. Dieser glänzend
begabte Künstler — Hans Makart mit Namen — war ein ehr=
licher Farbenenthusiast und hat einen brillanten Regenbogen über
die graue Welt der Gegenwart hingespannt; aber Regenbogen
verlöschen bald, und bloße bunte Lufterscheinungen sind niemals
von langer Dauer". Die coloristische Wirkung war ihm Selbst=
zweck, der Makartenthusiasmus ist, wie so manches Andere, eine
Signatur unserer Zeit, denn „die überreizte und corrupte Ueppig=
keit kleidet sich gerne in den schillernden Glanz der Farben"
(S. 339). Ebenso entschieden verwirft der Verfasser die gegen=
wärtige Mode im gothischen oder Renaissancestyl eingerichteter
Wohnungen, wo der Hausherr in seinen kostspielig möblirten
Räumen sich selbst entfremdet bewegt.

VI.

Zur Geschichte der Finanzpolitik Rudolfs IV.

Eine wirthschaftsgeschichtliche Arbeit von großer Bedeutung lieferte soeben Dr. juris Adolf Bruder, Custos an der k. k. Universitätsbibliothek zu Innsbruck, über ein Reformprojekt des 14. Jahrhunderts.[1]) Herzog Rudolf, welcher wegen seiner Neuerungen von Manchen mit Joseph II. verglichen wurde, sah sich aus finanziellen Motiven genöthigt am 28. Juni 1360 die allgemeine Ablösung der gekauften Renten und am 2. August die allgemeine Ablösung der den Grundherrn schuldigen Zinsen zu verordnen. Die Immobiliargerichtsbarkeit sollte an den Stadtrath übergehen. Diese Maßregeln, welche tief in das Privatrecht eingriffen und die Renten „mobilisirten", riefen eine lebhafte Opposition hervor und mußten später stark modificirt werden. Auch die Wissenschaft griff in den Streit ein und diesem Umstande verdanken wir die zwei Gutachten des berühmten Theologen und Professors an der Universität Wien, Dr. Heinrich Langenstein,[2]) sowie des Mitgliedes der juristischen Fakultät, Johann Reutter.[3])

Sowohl die Maßregeln des Herzogs Rudolf, als auch die unter sich im Wesentlichen übereinstimmenden Gutachten der beiden Gelehrten finden in der Schrift des Dr. Bruder eine ebenso gründliche als erschöpfende Behandlung. Der Verfasser hat zur Vergleichung die analogen Verhältnisse anderer Länder herangezogen, und hat die gesammten Ergebnisse der einschlägigen neueren Forschungen verwerthet. Seine Schrift ist deßhalb ein

---

1) Studien über die Finanzpolitik Herzog Rudolfs IV. von Oesterreich (1358—1365) von Dr. A. Bruder. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1886. SS. VIII. und 131.

2) Epistola ad consules viennenses de contractibus emptionis et venditionis.

3) Super quaestionibus de contractibus.

ein werthvoller Beitrag zur Wirthschaftsgeschichte des späteren Mittelalters.

Der Verfasser selbst äußert sich in dieser Beziehung also: „Zur Hebung des Wohlstandes seiner Bürger, der Bürger landesfürstlicher Städte ergriff Herzog Rudolf IV. eine Reihe energischer Maßregeln. Sie standen unter einander in einem gewissen Zusammenhange und kamen vorher entweder gar nicht oder nur vereinzelt vor. Die Maßregeln gelangten nicht im vollen Umfange zur Durchführung. Ursache davon war der frühe Tod des Fürsten und die Verbreitung der Ansicht von der Unbilligkeit einzelner Maßregeln. Dieß beweisen die gelehrten Gutachten und der Umstand, daß noch lange (circa 60 Jahre) nachher Herzog Albrecht V. für eine gemilderte Ablösungsform um das Urtheil der römischen Curie ansuchte. Noch weniger wurden die Grundherrschaften und Steuerfreiheiten erschüttert."

„Für die allgemeine Wirthschafts-Geschichte scheint es mir von Belang zu seyn, in den vorliegenden Abschnitten ein Beispiel zu sehen für den innigen Zusammenhang der Entwicklung privatrechtlicher Institute mit der öffentlich rechtlichen Entwicklung. Die aufstrebende Landeshoheit war durch den Verfall der kaiserlichen Macht fast herausgefordert, sich auszudehnen. Die Kosten dafür, die wachsenden Geldbedürfnisse gaben Anlaß zu Maßregeln, welche Institute des Privatrechts veränderten. Wir sahen, wie das Institut des Rentenkaufs einen andern, dem zinsbaren Darlehen ähnlichen Charakter annahm, wie die grundherrlichen Verhältnisse angegriffen waren, wie die frommen Stiftungen in die Mobilisirung hineingerissen zu werden drohten. Wenn auch später durch Specialprivilegien über die Consequenzen der den Bürgerschaften verliehenen Privilegien hinweggeholfen wurde, so lag schon darin, daß schriftliche Privilegien an die Stelle von Herkommen und Gewohnheitsrecht traten, eine bemerkenswerthe Veränderung".

„Langensteins Gutachten athmet noch ganz den Geist des deutschen Rechtes, große Pietät für die Arbeit und ein gewisses Mißtrauen gegen die Folgen des ‚mobilisirten' Rentenkaufs. Er möchte den Rentenkauf am liebsten nur benützt sehen von solchen, die geistliche oder weltliche Aemter bekleiden oder sonst für das Wohl der Gemeinschaft thätig (oder arbeitsunfähig) sind. Würde man Langensteins Theoreme systematisch gruppiren, so erhielte man einen lehrreichen Querschnitt durch den Strom wirthschaftlicher Dogmengeschichte. Eine Vergleichung seiner — mit unserer, der modernen Einkommenslehre z. B. würde einen sprechenden Beweis geben für die Abhängigkeit gerade dieser Partie der Volkswirthschaft von der jeweiligen Rechtsordnung. Diese ist es, welche über den Antheil entscheidet, den Besitz, den Ar-

heit am Nationalprodukte gewähren. Es bildet einen der Glanzpunkte des deutschen Rechtes, daß die genannten beiden Einkommensquellen (Besitz und Arbeit) regelmäßig gemischt vorkamen, daß ein weitverbreitetes Taglöhnerthum auf der einen, Zinswesen auf der andern Seite mit dem Geiste jener Rechtsordnung lange unverträglich blieb. Manches hat da nicht bloß antiquarisches Interesse, vieles ist auch der Gegenwart lehrreich. Mögen die modernen Bestrebungen — den centrifugalen Tendenzen von Besitz und Arbeit, von Arm und Reich durch Erhaltung des Mittelstandes entgegenzuwirken — vom gewünschten Erfolge begleitet seyn."

Schon aus diesen Sätzen vermag der Leser die große Bedeutung der Schrift Dr. Bruder's zu ermessen. Sie bietet uns nicht bloß ein interessantes Stück Wirthschaftsgeschichte, sondern gibt auch lehrreiche Winke und Fingerzeige für die Entwicklung der Gegenwart.

Man sieht hier an einem Beispiel, wie das Gewitter des unseligen Kampfes der zwei obersten Gewalten der Christenheit bis in die unteren Sphären, bis zu den Institutionen des materiellen Wohlstandes hinabzittert. Die aufstrebenden Territorialhoheiten, in die das Reich in Folge jenes Unheils zerfiel, griffen aus Geldbedarf zu Maßregeln, welche privatrechtliche Institute, hier Grundherrschaften, Stiftungen, Rentenkauf, veränderten. Insbesondere die Mobilisirung des früher so stabilen und in den Rahmen des deutschen Rechtes gut passenden Rentenkaufs, der durch die Kündigungsbefugniß mehr und mehr den Charakter des zinsbaren Darlehens annimmt, gehört — mit den großen Handelsgesellschaften des 16. Jahrhunderts, mit der einreißenden Monopolisirung im Zunftwesen und der geänderten Auffassung des großen Grundbesitzes — in die Reihe der vorgeschobenen Posten der Entstehung des modernen Capitals.

Wir dürfen wohl hoffen, daß wir dem jungen Gelehrten, welcher uns die Studien über die Finanzpolitik Herzog Rudolfs IV. geboten hat, auf dem wichtigen Gebiete der Wirthschaftsgeschichte und Socialpolitik noch öfter begegnen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß gerade auf diesem Gebiete von aufstrebenden katholischen Kräften so Tüchtiges geleistet wird. Wenn die Wirthschaftsgeschichte des Mittelalters wieder besser gekannt seyn wird, wird man sicherlich auch leichter die richtigen Pfade auf dem schwierigen Gebiete der praktischen Socialpolitik der Gegenwart finden.

VII.

Erinnerungen an Cäcilie Böhl von Faber.
(Fernan Caballero.)

(Schluß.)

Ich genoß jetzt das Vorrecht, das (wenigstens damals) selten einem Fremden in Spanien zu Theil wurde, zu jeder Tagesstunde bei Fernan Caballero eintreten zu dürfen. Ihres Interesses im voraus gewiß, brachte ich ihr nach einigen Tagen einen bescheidenen Versuch mehrerer deutschen Uebersetzungen der mir geschenkten spanischen Volksreime. Ich hatte sie in Mußestunden für den jungen Grafen Hahn, den ich damals begleitete und der an solchen Dingen Freude hatte, niedergeschrieben. Die Theilnahme der Dichterin war größer als ich erwartet, und es wurde mir zur Pflicht gemacht, mit dem Versuche fortzufahren. Die übersetzbaren Reime müßten alle übersetzt und in Deutschland veröffentlicht werden; in Deutschland sei freilich Niemand, der sie zu übersetzen vermöge, aber hier in Sevilla, mitten in Andalusien, überall von helfenden Geistern umgeben, werde es mir gelingen. Ich hatte ungefähr 3—4 Bogen Manuscript bei mir. Die Sprüchen wurden langsam gelesen, besprochen, hie und da verändert und sofort für die Publication vorbereitet. Bei jedem neuen Besuche sollte ich neues Manuscript mitbringen.

Je weiter ich mich selbst in jene Volkspoesie hineinarbeitete,

um so mehr erkannte ich in ihr ein treues Spiegelbild des Gesammtlebens und der Gesammtdenkweise des spanischen Volkes, und ich begann bald einen längern Aufsatz, in dem ich das Leben und Empfinden Spaniens, wie es sich mir in der Wirklichkeit darstellte, aus jenen bescheidenen Versen reconstruirte. Auch diese Arbeit wurde später von Fernan Caballero Zeile für Zeile geprüft, und als dann in Herrn Ferd. Schöningh in Paderborn ein Verleger für das Ganze gefunden war, nahm schließlich die Dichterin auch noch die Widmung des so entstandenen kleinen Werkes an und ließ es sich gern gefallen, daß ich mit demselben unserm Zusammenseyn in Sevilla ein anspruchsloses literarisches Denkmal setzte. In meiner Widmung sagte ich: „Indem ich das Widmungsblatt dieser deutschen Uebersetzungen spanischer Volkslieder und Volksreime mit Ihrem Namen schmücke, erkläre ich dadurch ein Buch für Ihr Eigenthum, das es in hohem Grade schon vorher war: denn nicht allein sind sämmtliche Originale meiner Uebersetzung Ihrer vortrefflichen spanischen Sammlung entnommen, sondern Sie haben auch meiner Arbeit von Anfang an ein ganz besonderes Interesse geschenkt, haben die von mir befolgte Auswahl zum großen Theil selbst bestimmt, jede Zeile meines Manuscriptes geprüft und dann gebilligt oder berichtigt und deßhalb Anspruch an Allem, was diese kleine Schrift Gutes enthalten könnte . . ." Darauf erwiderte die Dichterin: „Wiewohl ich Ihnen bei Uebersetzung unserer Volksmärchen und Volkslieder vieles in Gedanken und Sprache dem Ausländer Unverständliche zu verstehen behülflich gewesen bin, so gehört dieß deutsche Werk doch Ihnen und ich wünsche Ihnen und mir selbst Glück zu dieser guten und exakten Uebersetzung des von unsern volksthümlichen Inspirationen überhaupt in fremde Sprachen Uebersetzbaren. Die Mitarbeit an Ihrer mühevollen Arbeit hat mir in zwiefacher Beziehung große Befriedigung gewährt: erstens, daß man im gelehrten und gebildeten Deutschland das möglichst genaue Bild von den volksthümlichen Inspirationen unseres Volkes

auf allen Gebieten erhalte, und zweitens, daß ich Ihnen habe gefällig seyn können, wie ich stets, so oft Sie es wünschen, mit Vergnügen dazu bereit seyn werde. . ." Das Buch selbst erschien 1862 bei Schöningh in Paderborn als 16. Theil der „Ausgewählten Werke Fernan Caballero's"[1]). Als der Druck vollzogen wurde, weilte ich in Paris und erst nach Jahren sah ich die ersten gedruckten Exemplare in den Händen deutscher Leser. Durch diesen Umstand sind Druckfehler und andere Unebenheiten in die Arbeit gekommen, die mir auch heut noch leidthun.

Als ich in den ersten Tagen des Januar 1861 eines Abends bei Fernan Caballero eintrat, fand ich die Dichterin etwas aufgeregt: ein Madrider Blatt hatte mit der Nachricht vom Tode Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zugleich eine Beleuchtung der geschichtlichen und politischen Bedeutung desselben aus der Feder Castelar's gebracht. „Und dieser Mann, sagte sie, will als Führer der spanischen Jugend angesehen seyn! Lesen Sie, lesen Sie, Sie werden staunen über das geringe Verständniß, das selbst begabte Männer unter uns für Deutschland und deutsche Verhältnisse haben." Ich las: der Artikel war zu einem guten Theil eine Wiederholung von Gedanken, die früher David Strauß über den edlen König veröffentlicht hatte, und gipfelte in der blendenden Parallele Friedrich Wilhelm's IV mit Julianus Apostata! Der Salon füllte sich, das Gespräch wurde ausgedehnter und endlich wurde ich aufgefordert, meine Gedanken zu einem Zeitungsartikel gegen Castelar zusammenzustellen und der España in Madrid einzusenden. Damit begann eine aufgeregte Zeit für mich. Nach einigen Tagen erschien, versehen mit einem außerordentlich wohlwollenden Eingange aus der Feder des Chefredakteurs, meine Kritik des Castelar'schen Elaborates an der Spitze des Blattes und ich war von nun an in

1) In den „Histor.-pol. Blättern" besprochen Bd. 49 S. 831—846.
A. d. Red.

Sevilla eine öffentliche Persönlichkeit: ich hatte in den nächsten Tagen so viel Besuche und Auszeichnungen, Dankschreiben, Karten, Bouquets, daß ich nun erst auf die Bedeutung meines Schrittes aufmerksam wurde und mich nach dem mir bis dahin ganz unbekannten Gegner weiter erkundigte. Mein unbefangenes Vorgehen gegen Castelar wurde als ein ritterliches Turnier gegen einen allgemein gefürchteten Publicisten angesehen. Alle conservativen und gemäßigten Blätter druckten meinen Artikel ab, von den liberalen Blättern that es wenigstens ein großer Theil. Die Sache machte ein Aufsehen, das mir mit der Zeit peinlich wurde, da mir politische Fehden von je unangenehm waren und ich am wenigsten in einem so erregbaren Lande wie Spanien als politischer Parteimann angesehen zu werden wünschte. Welchen Gegner ich in Castelar hatte, sollte ich bald genug durch Castelars Entgegnung, die mir ein Freund zustellte, erfahren. Die rhetorische Phrase war das, was mich am wenigsten incommodirte — genug, meine Duplik erfolgte am nächsten Tage und seit der Zeit habe ich nie wieder eine Zeile von Castelar gelesen. Herr Castelar ist jetzt viele Jahre älter, hat wohl auch inzwischen selbst begriffen, wie abstrakt und wenig ausführbar seine „volksbeglückenden" Ideen von damals waren, und denkt jetzt gewiß ebenfalls ruhiger über den kleinen Gang. Daß es mich aber damals zu Scherz reizte, wenn er aus meiner nüchternen Behandlung der aufgeworfenen Fragen, meinem leidenschaftslosen, seiner überfließenden Wohlredenheit gegenüber absichtlich knappen Styl den Schluß auf ein vorgerückteres Lebensalter (ich bin vielleicht etwas jünger als er) das die Jugend nicht mehr verstehe, zog und gegen mich die Hegel'sche Philosophie ins Feld führte, die damals schon in Deutschland stark discreditirt war und die er selbst nur aus den, wie bekannt, sehr mangelhaften Uebersetzungen und Darstellungen in französischer und spanischer Sprache kannte, hätte er mir eigentlich nie besonders übelnehmen sollen.

Eines Tages unterhielt ich mich mit F. C. über die

Auffassung, die das spanische Volk von fremden Nationalitäten habe. Es kamen hiebei vorzugsweis Franzosen und Engländer in Betracht. Daß der Franzose nicht besonders geliebt und geachtet war, wußte ich: man hielt ihn für unzuverlässig, schwindelhaft, eitel und großthuerisch. Der Engländer, fuhr F. C. fort, als solcher (ein Jeder wird natürlich Ausnahmen statuiren) erscheine dem Spanier als Inbegriff von Selbstsucht, Rücksichtslosigkeit, Plumpheit, Ungeschicklichkeit und Habsucht; meist sei er auch wirklich voll thörichter Vorurtheile und finde sich von allen Ausländern am wenigsten leicht in die gesellschaftlichen Verhältnisse Spaniens. Bald sei er auffallend streng, bald auffallend lax. „Vor mehreren Jahren, sagte die Dichterin, lebte der englische Gesandte einige Monate in Sevilla. Es war dieß gerade während der Zeit, als der bekannte Räuber Don José Maria mit der Erlaubniß, frei in den Straßen umhergehen zu können, hier internirt war. Der Gesandte hatte ein sehr natürliches Interesse, den eigenthümlichen Mann kennen zu lernen, und lud ihn eines Tages zu sich, um mit ihm en famille zu frühstücken. Trotzdem fand er kurze Zeit darauf in einer Abendgesellschaft bei mir keinen Ausdruck zu scharf, das Verhalten der Sevillaner Frauen zu bezeichnen, die, wenn José Maria vorüberging, die Fenster öffneten und ihm nachsahen. Da bemerkte ich aber dem Herrn Gesandten, daß dieß wohl eine entschuldbare Neugier gegenüber einer so auffallenden, weit über Spanien hinaus genannten Persönlichkeit sei: jedoch würde gewiß kein Spanier einen solchen Mann zu sich einladen, seiner Frau und seinen Töchtern vorstellen und in Familie mit ihm speisen. Das war ad hominem demonstrirt und der Herr Gesandte verstand nun unsere Auffassung." Ganz spanisch wie in der Beurtheilung fremder Nationalitäten empfand F. C. auch in der Beurtheilung der spanischen. Dieselbe Voreingenommenheit, die ich sonst bei Spaniern der eigenen Nationalität gegenüber fand, entdeckte ich auch bei ihr. Es war mir dieß immer um so mehr auffallend, da sie von einem deutschen

Vater abstammte und ihre Mutter doch auch nur Halbspanierin war: aber vielleicht grade weil Spanien in gewisser Weise das Land ihrer Wahl war, empfand sie in diesem Punkte befangen. Nun lag mir aber doch lebhaft daran, meine Eindrücke auch nach dieser Seite mit Spaniern zu besprechen und nöthigenfalls berichtigen zu lassen, und so blieb mir denn weiter nichts übrig, als anderweitig Hilfe zu suchen. Ich verkehrte damals viel mit einem jungen, liebenswürdigen Amerikaner, der sich besonders freundschaftlich und warm an mich angeschlossen hatte. Als ich denselben eines Tages besuchte, traf ich bei ihm den Padre M., einen ernsten, theologisch gründlich durchgebildeten Priester der Gesellschaft Jesu. Im Laufe des Gesprächs bemerkte ich letzterem, wie sehr mir daran liege, den spanischen Nationalcharakter vorurtheilslos zu studiren und wie gern und unbefangen ich bisher meine Betrachtungen meinen spanischen Freunden zur Prüfung vorgelegt habe. Das sei nun jederzeit ganz friedlich abgelaufen, so lange ich von den Tugenden, der geistigen Begabung, der Phantasie, der Ritterlichkeit, der Mildthätigkeit, der gesellschaftlichen Gewandtheit und andern bekannten löblichen Eigenschaften der Nation gesprochen habe; sobald ich aber auf Eitelkeit, Verletzlichkeit, Selbstüberschätzung dem Auslande gegenüber und andere weniger löbliche Seiten gekommen sei, habe man mich immer als vorurtheilsvollen Ausländer angesehen und mir fast die Freundschaft gekündigt. Der gute Padre lächelte und sagte: „Ja, ja, Sie sind ohne es zu wollen und zu wissen ein Bußprediger für uns; so sind wir — es steckt in uns jenes krankhaft erregbare Ehrgefühl, jener Pundonor, der es nicht einmal vertragen kann, daß man auch nur im Bilde der N a t i o n etwas Anderes als Licht finde. Doch ich will unser Volk nicht anklagen, ich will Ihnen lieber eine kleine Geschichte aus meinem eigenen Leben erzählen. Ich war vielleicht zwei Jahre in Frankreich gewesen, als die Zeit kam, daß ich in französischer Sprache predigen sollte. Meine Vorgesetzten und Lehrer hatten der Gewohnheit des Ordens gemäß mir

[je]njenigen Priester zum Kritiker gesetzt, der mein innigster [F]reund war und von dem sie annehmen durften, daß mir sein [T]adel am wenigsten kränkend seyn würde. Ich predigte. Mein [the]urer Lehrer drückte mir freudig und gerührt die Hand und [sa]gte mir viel Liebes und Ermuthigendes, und als er damit [fe]rtig war, fügte er nur noch eine kleine Erinnerung rück[s]ichtlich meiner französischen Aussprache bei und bemerkte, [da]ß man den Ausländer noch etwas höre. Nun, werden Sie [de]nken, das war ein milder Kritiker; ja gewiß, er war mehr Freund als Kritiker — und dennoch hatte ich tagelang zu [k]ämpfen, ehe die Wunde, die mir die letzte Bemerkung ge[s]chlagen, beseitigt war. Seien Sie Ihren hiesigen Freunden [n]icht böse; sie mögen sehr brave Menschen seyn, aber sie sind Spanier und leiden an unserm Erbübel, dem Pundonor".

Und dennoch, in einem, und zwar sehr wichtigen Punkte [t]heilte F. C. die landläufige Ansicht ihrer spanischen Lands[l]eute nicht: sie verurtheilte entschieden die Stiergefechte und [t]adelte es hart an den Fortschrittsmännern, daß sie, um die Sympathie des Volkes zu gewinnen, der Schwäche desselben [s]chmeichelten und die Stiergefechte begünstigten. Sie selbst [h]atte wohl nur sehr selten jenen Schauspielen beigewohnt und [k]annte Familien, die nie das Innere einer Arena gesehen. Auch der eben erwähnte Padre M., von einer frommen Wittwe [e]rzogen, war nie bei einem Stiergefecht gewesen, wie es denn überhaupt in Spanien zum guten Tone für Geistliche gehört, [d]ergleichen Schauspiele nicht zu besuchen. Gleichwohl fand [e]s F. C. ganz in der Ordnung, daß ich als Fremder Stier[g]efechte ansah. Hatte ich ihr dann nachher besondere Helden[t]haten der Espadas oder Banderilleros zu erzählen, so hörte [s]ie wohl aufmerksam zu, und freute sich über den Muth, die Gewandtheit und Sicherheit derselben — es waren ja Spanier. Deutete ich aber auf die pöbelhaften Ausfälle, mit denen bei [de]r geringsten Ungeschicklichkeit die vielleicht eben noch hoch [ge]feierten Toreros regalirt wurden, so erwachte wieder ihr [Z]orn, und ihrer Ansicht, daß die Stiergefechte das Volk roh

machten, mußte ich vollkommen beipflichten. „Die Kirche, bemerkte F. C., hat sich deßhalb auch stets abwehrend gegen dieselben verhalten; sie hat sie nicht geradezu verbieten und unter Strafe stellen können, aber sie hat durch Wort und Schrift gegen sie gearbeitet und thut es noch. Immerhin trägt sie Sorge, daß während des blutigen Schauspiels stets ein Geistlicher in der Nähe sei, um einem etwa zu Tode verwundeten Kämpfer noch in extremis beistehen zu können. Alexander Dumas père besuchte hier in Sevilla auch einmal ein Stiergefecht und erfuhr wie Jeder das Spannende und Aufregende desselben. Als ihn am Schlusse seine Freunde hochbefriedigt fragten, was er nun darüber denke, sagte er spottend: „Nun schreibt eine Tragödie!" Damit war sehr treffend das Richtige gesagt. Spannung und Aufregung sind hiebei rein sinnlicher Art und dieser sinnliche Rausch tödtet endlich jeden geistigen Aufschwung und macht höhere Gedanken auf lange unmöglich.

Mit der Zeit gewann auch Fernan Caballero immer mehr Interesse an meinen Beschäftigungen, meinen Auffassungen. Daß ich der Feierlichkeit der Einkleidung der Señorita Maria Dolores Lerdo de Tejada, welche in das Kloster der Capuchinas descalzas getreten war, beigewohnt hatte, machte ihr Freude, ebenso daß ich bei der feierlichen Aufnahme des Herrn Fernandez y Ruis de Apodóca in den Calatrava-Ritterorden nicht gefehlt. Eines Tages fragte sie mich nach meinen Eindrücken vom wissenschaftlichen Streben auf der Sevillaner Universität. In Dingen, welche ihrem eigenen Gesichtskreise ferner lagen, vertraute sie mit der Zeit meinem Urtheil als einem unbefangenen und aufrichtig gemeinten. Ich konnte ihr nur über literarische, theologische und einige philologische Collegia berichten und auch über diese nur im Allgemeinen, da mir meine berufliche Stellung nicht erlaubte, täglich und regelmäßig das Universitätsgebäude aufzusuchen. Daß ich als Deutscher nicht ganz befriedigt seyn würde, hatte sie vorausgesetzt; ich fand fast überall Mangel an Ernst,

Energie, System. Mit der Behandlung der spanischen Literatur von Seite des Herrn F. Espino, meines verehrten Freundes, war ich noch am ehesten zufrieden, wenigstens boten die betreffenden Vorlesungen mir am meisten Gewinn. Herr Espino sprach immer außerordentlich klar und anschaulich und besaß in seinem Vortrage eine hohe Eleganz. Theologischen Vorlesungen folgte ich zum Theil bei den Gebrüdern Gago, die mir ebenfalls liebe Freunde waren. Nur der jüngere war Priester, ein ernster, hochschätzbarer Charakter, leider seit Jahren leidend — wie oft saß ich an seinem Krankenlager und setzte mit ihm die Besprechung der zuletzt vorgetragenen dogmatischen Partien fort! Er war voll warmer Verehrung für die wissenschaftlichen Arbeiten der spanischen Jesuiten und meinte, daß unter den jüngeren spanischen Theologen immer die begabtesten und ernstesten Jünglinge Neigung haben, in den Orden zu treten. „Schade, fügte er hinzu, daß sie dadurch dem Dienste des Landes entzogen werden, da die Schüler der Jesuiten nur in den Colonien verwandt werden dürfen, wenn sie es nicht vorziehen, als Missionäre in's Ausland zu gehen." Dem älteren Bruder, der nicht Priester war, verdankte ich manche werthvolle Belehrung über die spanische ascetische Literatur, von der ich in meinem oben erwähnten längeren Aufsatze über das religiöse Leben in Spanien einigen Gebrauch gemacht habe. Es fiel mir auf, daß es in Spanien an den theologischen Fakultäten Professoren der Theologie, auch der systematischen, gab, welche nicht Priester waren. Es sei dieß, wurde mir bemerkt, eine Staatseinrichtung und für die Kirche nur dadurch ungefährlich, daß die Studenten nicht gezwungen seien, bei denselben zu hören. Die Kirche habe letzteres endlich nach langem Kampfe errungen. Im Allgemeinen schien mir die Behandlung der theologischen Studien im Seminario S. Ildefonso y Javier, dessen Direktor mir den Besuch der Vorlesungen gestattet hatte, ernster und gründlicher zu seyn als in der Universität. Meine schon von früheren Beobachtungen mitgebrachte Anerkennung

für Seminare fand in Sevilla vollkommene Bestätigung und auch jetzt noch bin ich der Meinung, daß in der Opposition des modernen Liberalismus gegen die Seminare ein kräftiges Zeugniß für die Leistungen derselben im Sinne der katholischen Kirche enthalten ist. Die philologischen Studien schienen mir überhaupt dem besonders auf das Praktische gerichteten Geiste des Spaniers nicht recht homogen. So waren denn auch die philologischen Bücher, denen ich hie und da begegnete, entweder aus älterer Zeit oder ausländischen Ursprungs. Es schien, als ob höchstens diejenigen alten Classiker in Spanien herausgegeben würden, deren Schriften sich auf Spanien beziehen, sei es, daß der Verfasser dem Lande angehört habe, wie die Cordubaner Seneca und Lucan, sei es, daß der Inhalt Spanien betreffe. Tieferes gelehrtes Studium des Lateinischen fand ich sehr selten, des Griechischen wenigstens in Sevilla nirgends.

Am Abend des Charfreitags verbrachte ich wieder eine Stunde bei Fernan Caballero. Wir sprachen über die großen Processionen der heiligen Woche, da die Bruderschaften (deren es über fünfzig in Sevilla gibt) mit ihren großen Holzsculpturen (Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn darstellend) feierlich durch die Straßen ziehen, auch über die stillen nächtlichen Umzüge ernsterer Genossenschaften und kamen endlich auf die Charfreitagsfeier der „drei Stunden.“ Ich hatte der letztern in der Kirche der Padres Filipenses beigewohnt und war vom Ganzen nicht besonders erbauet. Der Prediger hatte seinen Betrachtungen die sieben Worte Jesu am Kreuze zu Grunde gelegt und es nach herkömmlicher Weise so eingerichtet, daß er kurz vor 3 Uhr über das letzte Wort des Herrn sprach. Je näher nun der Moment des Todes Christi kam, desto mehr tremolirte des Predigers Stimme, desto lauter wurde das Seufzen und Schluchzen der Frauen, desto mehr trieb die Rede zu Kundgebungen von Trauer und Schmerz. Da holte die Uhr zum Stundenschlage (3 Uhr) aus und nun begann, während Alles auf das Knie

stürzte, ein unerhörtes Weinen und Schreien. Vor dem Geheul vernahm ich den Schlag der Uhr nicht. Endlich erklang das Amen! Das Geschrei war vorüber und ehe ich noch die Kirche verlassen, hatten die rothgeweinten Gesichter vollkommen ihr munteres andalusisches Lachen wieder. Mein Unwille darüber wurde von Fernan Caballero nicht sogleich getheilt. Sie war mißtrauisch gegen meine Auffassung, war ich doch Protestant. Und dann war sie Spanierin und fand nur zu leicht alles Spanische schön und gut und tadellos; und endlich war sie auch Dichterin und leicht behielt das Interessante, Witzige, Naive in ihren Augen auch moralisch Recht. Am Zittern der Stimme des Predigers und am lauten Weinen der Gemeinde dürfe man nicht Anstoß nehmen; Schmerz und Trauer äußern sich einmal beim Spanier lebhafter und leidenschaftlicher als beim Engländer und Deutschen, und Jesu Tod beweinen sei immer etwas Gutes. Daß ich mich auf das Urtheil einiger ernsten spanischen Priester berief, mit denen ich auf dem Heimwege den Fall besprochen, half nichts, ebenso wenig die Bemerkung, daß bei der Neigung des spanischen Volkes zu leidenschaftlichen Gefühlsausbrüchen ein Prediger gerade um so mehr die Pflicht habe, nicht zu stark an das Gefühl zu appelliren. „Ich meine, fuhr ich fort, daß man wohl am Charfreitag den Schmerz erwecken darf und soll, aber nicht jenen Schmerz, der schreiet und wehklagt und durch sein leidenschaftliches Gebahren zeigt, wie wenig tief er ist. Täuschen wir uns nicht! das Meer in seiner Wallung läßt nichts auf seinen Grund dringen; ebenso ist das Herz in seiner Aufregung unfähig, wahrhaft tiefe Eindrücke zu erfahren. In jenen Thränen und jenem Geschrei der Frauen von Sevilla war möglichenfalls auch kein Atom von religiösem Gefühl — man weinte, sei es aus Herkommen, sei es, wie man bei einer traurigen Novelle, einem rührenden Schauspiele weint; man weinte jedenfalls über ein fremdes Leid. Diesen Thränen gegenüber aber gilt das Wort des Herrn zu den Frauen von Jerusalem: ‚Weinet nicht.‘ Sollten dieselben

überhaupt nicht weinen? Der Christ hat stets Grund dazu, warum nicht, wenn er seinen Heiland auf dem Todeswege sieht? Darum heißt es auch in jenem Worte weiter: ‚Weinet nicht über mich, sondern über Euch und Eure Kinder!‘ Ein Prediger, der in der Predigt der drei Stunden dem Schmerze diese Wendung gäbe, würde seinen Beruf erfüllen und statt des Geschreies und Heulens jenes tiefere Leid wecken, das nicht nach zwei Minuten dem Lachen und Scherzen Raum gäbe, sondern bleibende Früchte der Besserung brächte.“ Fernan Caballero hatte während meiner Worte längst freundlich nachgegeben und bemerkte nunmehr selbst, daß es allerdings Prediger gebe, die selbst am Charfreitage den äußern Effekt über Alles setzten. Eine stereotype Figur in den Predigten derselben sei stets der Pregonero, der öffentliche Ausrufer, der das Todesurtheil über den Herrn bekannt gemacht habe. Sie erzählte (sie wußte eben zu Allem Geschichten zu erzählen) von einem Prediger, der nach Puerto gefahren, dort die Charfreitagspredigt zu halten. Unterwegs habe ihn der Pregonero des Orts gebeten, doch nicht gar zu hart gegen den Herold zu predigen, da sich sonst nach der Predigt alle Schmähungen auf ihn und seine arme Familie niederließen. Beim Eintritt in die Kirche habe darauf ein Anderer gerathen, nur gegen den Pregonero ohne Schonung loszuziehen, das mache am meisten Eindruck.

Die Zeit meiner Abreise von Sevilla rückte näher, nur die Feria de Sevilla, die große Messe (18—20. April), bei der sich die Bewohner der Stadt noch einmal vor der Stadt in Leinwandbuden, jedoch sonst mit allem möglichen Comfort anbauen und ein sehr ergötzliches Leben führen, sollte noch mitgenossen werden. Die Tage kamen und der Jubel begann. In den eleganten Vierteln wurde Corso gefahren und die Visiten in den offenen Empfangsräumen nahmen kein Ende. Noch anziehender war mir aber das Leben und Treiben in den wildern, volksthümlichern Vierteln. Hier hatten sich Valencianer Landleute in ihrer malerischen Tracht mit ihren

Schafheerden niedergelassen, dort standen Viehhändler aus der Mancha mit prächtig starken Maulthieren, hier lagerten Hirten aus Estremadura mit ihren Rinderheerden, dort hatten Zigeuner ihr phantastisches Lager aufgeschlagen und lärmten mit Tamburin und Castagnette. Wer sich für nationale Sitten interessirte, fand hier überreiches Material, denn all die Fremden hielten hier nicht allein ihre Waare feil, sondern hatten sich auch hier für die Nacht eingerichtet, besorgten hier conspectu omnium ihre häuslichen Geschäfte, näheten, schnitzten, sangen, tanzten, kochten, brieten und kümmerten sich um keinen Neugierigen. Alles war voll von naiver Lust und Lebensfreude und von Allem, was ich auf meinen bunten Reisen gesehen, ist mir die Feria von Sevilla eine der frischesten und eigenthümlichsten Erinnerungen.

Fernan Caballero begriff das Vergnügen, das mir die farbenreichen Bilder nationalen Lebens bereitet, meinte aber, die eigentliche Lebensstimmung des spanischen Landmannes, seinen eigentlichen Charakter lerne man doch erst kennen, wenn man es mache wie sie, und die Leute in ihren Wohnungen, bei ihren täglichen Arbeiten und Geschäften, bei ihren häuslichen Freuden und Leiden aufsuche. Und darin hatte sie gewiß Recht.

Nach einigen Tagen machte ich der Dichterin meinen letzten Besuch. Das Gespräch bewegte sich, wie fast immer bei derlei „letzten Besuchen" mehr um persönliche Verhältnisse als sonst. Fernan Caballero erzählte wieder von ihrem Vater, er sei von großer und schöner, fast imponirender Gestalt und dabei von gewinnender Milde und Weichheit, Demuth und Kindlichkeit der Seele gewesen, habe viel Phantasie und ein außerordentlich ausgedehntes Wissen gehabt. Von einer hervorragenden Neigung desselben zu den bildenden Künsten habe sie nichts wahr genommen, Musik und Dichtkunst haben ihn jedenfalls mehr interessirt. Erst bei dieser Gelegenheit fiel mir auf, daß, so oft ich nun auch mit Fernan Caballero verkehrt hatte, unser Gespräch nie auf die Madrider und Sevillaner

Kunstsammlungen, auf Murillo, Velasquez, Coello, Morales, Zurbaran u. A. gefallen war, obschon ich selbst doch einem ernsten Studium dieser Meister manchen Tag gewidmet hatte. Die Dichterin gestand, daß auch sie von diesen Dingen nur wisse und empfinde, was jeder Spanier davon weiß und empfindet. Für die spanische Literatur jedoch und ihre neueste Entwicklung vindicirte Fernan Caballero ihrem Vater eine hohe einflußreiche Stellung. Er habe in Anschluß an die romantische Schule in Deutschland die Ehre der alten großen Spanier, Calderon, Moreto u. s. w. gegen den französischen Classicism in Schutz genommen und seit dem J. 1818 einen Kampf für dieselben geführt, der endlich im Jahre 1834, nachdem der Sieg der romantischen Schule in Frankreich auch den widerstrebendsten Spaniern das Schwert entwunden, mit dem Sturze der neuen Götzen geendet habe. Noch entschiedener habe er aber durch seine klassische Floresta de rimas antiguas castellanas, in der er der altspanischen Lieder- und Romanzenpoesie ein bleibendes Denkmal gesetzt, auf den poetischen Geschmack des Landes gewirkt. Von den damaligen deutschen Dichtern habe ihn Heinrich Heine ebenso sehr gefesselt, wie abgestoßen. „Er nannte ihn ruchlos, ärgerte sich über ihn, und las ihn doch wieder mit Interesse. Besonders gefiel ihm der Cyklus die Nordsee" . . . . Es war spät geworden und ich mußte mich von der Dichterin trennen, wie ich wohl fühlte, auf immer. Sie reichte mir noch zum Abschiede ein Buch, das sie sehr schätzte, das sauber in grauer Seide gebundene Widmungsexemplar der „Dialogos por Don Antonio Cavanilles." Es trug die Widmung in der Handschrift des Verfassers: „A la Sra. Da. Cecilia Böhl, Autora inimitable, amiga dulcisima. B. P. A. Cavanilles." F. C. wünschte, daß ich einst eine deutsche Uebersetzung davon in meiner Heimath veröffentlichen möchte. Ich versprach es, bin ihr aber (freilich nicht aus Trägheit oder Gleichgültigkeit) leider dieß Versprechen schuldig geblieben.

Hätte ich damals meine Rückreise nach Deutschland an-

getreten, so würde ich wohl des Glückes einer regelmäßigen Correspondenz mit der Dichterin theilhaftig geworden seyn. Aber mein Leben, vorher voll Unruhe, sollte es auch noch nachher seyn. Den Sommer 1861 verbrachte ich in der Schweiz, den Herbst in Ostpreußen, den Winter in Paris. Frühling, Sommer und Herbst 1862 ging mit einer Reise durch England, Wales, Irland und Schottland hin und als ich im Frühjahr 1863 meine Heimath wieder erreichte, gab es so viel zu thun, mich in die meiner harrenden neuen Berufsarbeiten zu finden, daß auch jetzt nicht an briefliche Wiederanknüpfung des alten freundschaftlichen Verkehrs zu denken war. Nur zwei Briefe hatte ich von F. C. im Laufe der Jahre, beide allerdings geistvoll und charakteristisch, wie Alles, was sie sagte und schrieb. In dem ersten sprach sich eine starke Sehnsucht der Dichterin nach Deutschland aus. Sie schwankte zwischen einer Reise nach dem Lande ihrer Väter und dem Gedanken, sich in die Stille eines Klosters zurückzuziehen. Ich rieth, selbst reisemüde und der Sammlung bedürfend, vielleicht voreilig zur Ruhe und F. C. gab die Reisepläne auf. Den letzten Brief erhielt ich im Jahre 1871. Die Dichterin äußerte sich in demselben über ihre Stellung zum deutsch-französischen Kriege und beschrieb den totalen Umschwung der Parteistellung in Spanien seit der Schlacht bei Sedan; nur sie selbst habe von Anfang an die Erfolge der deutschen Waffen mit ihrer Sympathie begleitet.

Vor einiger Zeit ist F. C., fast achtzig Jahre alt, gestorben. Näheres über ihr Ende ist dem Verfasser nicht bekannt geworden; er wendet sich deßhalb zum Schluß nur noch mit einigen Zeilen zur Charakterisirung der schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten der Dichterin.

Fernan Caballero hat in Spanien Verehrer, welche sie den classischen Novellisten, Cervantes u. A., beizählen. Jedenfalls geht eine solche Schätzung über das rechte Maß hinaus und verkennt, während sie der Dichterin Vorzüge zuschreibt, welche ihr nicht zustehn, meist gerade ihre bedeutenden Eigen-

thümlichkeiten. Zu einer solchen Höhe würde vor Allem eine formelle Bildung gehören, welche die Dichterin nicht besaß, zu besitzen auch nicht den Anspruch machte. Ihr Styl ist außerordentlich lebendig und natürlich, charakteristisch und jedesmal der Sache entsprechend, aber er entbehrt jener höhern Correktheit und Schönheit, die zur Classicität gehört. Ich habe diesen Punkt in Spanien widerholt mit Männern feinsten Verständnisses und geläutertsten Geschmackes besprochen, und stets die Zustimmung derselben für meine Auffassung erhalten. Auch die Gesetze künstlerischer Composition waren F. C. kaum vollkommen klar. Wo sie das Richtige traf, verdankte sie es einem gesunden Gefühl oder der Natur eines glücklich gewählten Gegenstandes. Sie selbst aber hatte nur ein geringes Bewußtseyn von der künstlerischen Aufgabe ihres Berufes: wie hätte sie sonst, um nur Eins anzuführen, in ihren Dichtungen sich so oft und so weit in Betrachtungen, Polemiken, Nutzanwendungen u. dgl. verlieren und dadurch die poetische Einheit ihrer Werke gänzlich in Frage stellen können? Was Fernan Caballero auszeichnet, ist das Einzelne, das Detail, hier ist sie oft wunderbar fein und treffend, hier steht ihr stets das bezeichnende Wort zu Gebot, hier geht sie so vollkommen in dem Gegenstand auf, daß die höchste Illusion erreicht wird.

Besonders nach drei Seiten hin springen ihre Vorzüge in dieser Beziehung in's Auge: wie folgerichtig weiß sie die Charaktere durchzuführen und wie scharf die Situationen zu zeichnen und welchen Umfang besitzt ihre Phantasie auf diesem Gebiete (man vgl. die Familie Alvareda, die Möve, Elia und „Dulden im Leben, Schweigen im Tod“); wie versteht sie zweitens, hierin bis jetzt von Niemand übertroffen, von niemand auch nur erreicht, die volksthümlichen Sitten und Gebräuche zu schildern, unterstützt hiebei ohne Zweifel von dem in ihr pulsirenden fremden Blute und dem langen, fast ihre ganze früheste Jugend ausfüllenden Aufenthalte im Auslande, ohne welche Momente sie kaum

im Stande gewesen seyn dürfte, Spanien so objektiv, so außer sich zu schauen, wie sie es that; und mit wie reinem Geschmack und mit welchem Reichthum webt sie endlich drittens die alten spanischen, speciell andalusischen Lieder, Sprüche, Sagen, Märchen, überhaupt die im Volke vorhandenen, vom Volke ausgebildeten poetischen Elemente in ihre Erzählungen und läßt sie hier, trotz des Werthes', den diese für sich haben, als lebendige Glieder des ganzen Organismus der Dichtung mitwirken!

Die sittliche Reinheit, der religiöse Geist der Erzählungen Fernan Caballeros ist bekannt und bedarf weder des Nachweises noch der speciellen Empfehlung.

Der Verfasser schließt seine Erinnerungen mit dem Wunsche, daß sich der Leser, welcher Fernan Caballero kennt, von neuem getrieben fühle, den Dichtungen derselben seine Theilnahme zuzuwenden, und daß der Leser, dem die Werke der spanischen Dichterin bisher unbekannt geblieben sind, dieselben zur Hand nehme und selbst prüfe, wie weit das obige Urtheil begründet ist.

Wilhelm Hosäus.

VIII.

Ueber den Einfluß der Verehrung heiliger Bilder auf Kunst und Gesittung.

Ein Vortrag.

Ist das Schöne der Reflex des Vollkommenen und die Kunst der sinnfällige Ausdruck, die Incarnation des Schönen, so muß die Religion schon mit innerer Nothwendigkeit den entschiedensten und besten Einfluß auf die Gestaltung und Veredelung der Kunst ausüben. Denn da alle Vollkommenheit und Schönheit aus Gott kommt, so erschließen sich diese dem Künstlerauge um so reiner und vollkommener, je mehr sich derselbe zum Göttlichen erhebt und je enger ihn die Religion mit Gott verbindet.

Schon die heidnische Philosophie in ihrer edelsten Vertretung hat darüber nicht anders gedacht. Plato nennt die Regung der Schönheit eine Erinnerung an die göttliche Vollkommenheit und findet darin eine Ursache ihrer entzückenden Kraft; ebenso haben schon bei den Griechen die schönen Künste auf religiösem Boden ihre höchste Vollendung gefunden. Ein Vergleich zwischen Rom und Griechenland bestätigt denselben Zusammenhang: die Griechen waren religiöser als die von großem Thatendrang und Herrschsucht beseelten Römer; die römische Kunstentwickelung blieb aber auch hinter der griechischen weit zurück.

Wie aber die Religion einerseits die eigentliche Quelle und wahre Mutter der schönen Künste, so ist anderseits die heilige Kunst eine dankbare Tochter und fleißige Dienerin der Religion.

Geist und Gemüth mächtig erfassend und bezaubernd sind die schönen Künste herrliche Medien, den Menschen zu veredeln und ihn auf den Schwingen schöner Sinnlichkeit in höhere Regionen emporzutragen. „Keine Flamme steigt gerader und höher zum Himmel, als die Kunst.“ (Tieck.) Diese wichtige Bedeutung der Kunst hat die katholische Kirche von jeher erkannt und hat sie dieselbe darum seit den ersten Tagen ihres Daseyns in ihren Dienst genommen. Zwar bestand, theils aus Mangel an Kenntniß, theils auch aus häretischer Voreingenommenheit gegen die katholische Kirche, bis in unsere Tage herein die weit verbreitete Behauptung, daß die Urkirche die Kunst gehaßt und die Verehrung und den Gebrauch der Bilder nicht gekannt habe. Allein der Aufschluß der Katakomben in den letzten Decennien hat einen so reichen Schatz von christlichem Bilderwerk zu Tage gefördert, daß die Behauptungen genöthigt sind, sich auf der ganzen Linie zurückzuziehen. Denn dieser schwerwiegenden Thatsache gegenüber können auch einzelne ungünstig scheinende Aeußerungen der Kirchenväter nicht mehr besonders ins Gewicht fallen; zumal dieselben leicht die Deutung zulassen, daß sie den Gebrauch der Bilder nicht principiell, sondern nur rücksichtlich gegebener Zeitverhältnisse mißrathen haben. In gleichem Sinne muß denn auch die vielberufene Bestimmung des Concils von Elvira (306) „placuit picturas in ecclesia non esse debere, ne, quod colitur et adoratur, in parietibus depingatur“ interpretirt werden.

Gewähren auch die Kunsterzeugnisse der Katakomben, im Sinne der Arcandisciplin meist symbolischer und allegorischer Natur, zunächst kein großes ästhetisches Interesse, so sind sie doch für die katholische Kirche in manchem Betracht von unschätzbarem Werthe, indem sich dieselben immer mehr

zu einer großartigen Apologie derselben gestalten. „Das unterirdische Rom ist ein Boden geworden, an dem kein Historiker, kein Kunstgelehrter und vollends kein Theologe vorübergehen darf. Ist nicht die große theologische Frage der Gegenwart auf die Anfänge der Kirche gerichtet? Und gibt es nebst derjenigen der Person des Erlösers eine andere, welche schwerer in die Wagschale fiele, als die Frage nach den Anschauungen, den Sitten, dem Glauben und den Zuständen der ältesten Christen?“ (Kraus, Roma sott.)

Außer dem oben erwähnten Canon 36 des Concils von Elvira gab es in der vorconstantinischen Zeit sonst keine Vorschriften der Kirche, worin sich dieselbe über den Gebrauch der Bilder ausgesprochen hätte. Was in jener Zeit stiller Zurückgezogenheit erblühte, war ein freies Erwachen und Wachsen des neuen christlichen Geistes und ein Spiegelbild der bedrängten und trübseligen Lage der ersten Christen.

Es galt vor Allem, den Glauben an die einstige Auferstehung der in Christo Entschlafenen und die ewigen Verheißungen zu beleben und wach zu erhalten, und diese tröstlichen und erhebenden Wahrheiten athmen im Allgemeinen auch die Kunsterzeugnisse der Katakomben.

Wie aber die Häresie, als ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und das Gute schafft, der Entfaltung und Präcisirung des christlichen Glaubensinhaltes zu Statten kommt, so geschah es auch hier, daß dieselbe der christlichen Kunst nur Vorschub leistete, als sie dieselbe vernichten wollte; denn durch sie wurde die Kirche veranlaßt, zu den bildenden Künsten bestimmte Stellung zu nehmen.

Auf die Ursachen zu dem orientalischen Bilderstreit soll hier nicht näher eingegangen werden; derselbe glimmte schon lange, wenn auch still und ohnmächtig unter der Decke, bis er unter Kaiser Leo dem Isaurier in heller Flamme aufschlug, als dieser, ein roher und ungebildeter Soldat, durch ein Edikt vom Jahre 726 die Verehrung der Bilder als Götzendienst bezeichnete und dieselben den Augen des Volkes

entrücken ließ. Damit erhob sich ein förmlicher Sturm gegen die christlichen Bilder, welcher nicht bloß im Orient ein Jahrhundert hindurch mehr oder minder heftig wüthete, sondern sich auch verwüstend und verheerend auf das Abendland verzweigte.

Auch nachdem das siebente öcumenische Concil von Nicäa (787) den Gebrauch und die Verehrung der Bilder gutgeheißen und nur gegen den Mißbrauch derselben sich ausgesprochen hatte, dauerten die Bilderstreitigkeiten noch fort, bis sie im Orient um die Mitte des neunten und im Abendland zu Anfang des zehnten Jahrhunderts endlich ihr Ende wieder erreichten.

Ebenso war der große Religions-Abfall des 16. Jahrhunderts von einem Bildersturm begleitet, welcher namentlich in der Schweiz, Frankreich und den Niederlanden heftig entbrannte und den Kunstfleiß von Jahrhunderten größtentheils zu nichte machte. Wahrlich es wäre geschehen gewesen um die schöne und heilige Kunst, wenn die diesem Bilderhaß zu Grunde liegende Anschauung, daß in der gefallenen Menschennatur das Ebenbild Gottes total verloren gegangen und sie darum nicht mehr Sitz und Trägerin seiner Schönheit und Heiligkeit seyn könne, den Sieg erlangt hätte. Dieser häretischen Anschauung setzte darum das Concil von Trient, bestimmter und ausführlicher als dieß schon das Concil von Nicäa gethan, die katholische Lehre über die Verehrung der Heiligen und den Gebrauch ihrer Bilder entgegen, indem es Sess. 25 darüber verordnete: 1. daß es gut und nützlich sei, die Heiligen um ihre Fürbitte anzurufen, um von Gott Wohlthaten zu erlangen durch Jesus unseren Herrn, der unser alleiniger Erlöser und Heiland ist; 2. daß auch die Leiber der heiligen Märtyrer und anderer bei Christus lebender Gläubigen zu verehren seien; 3. daß ferner die Bildnisse Christi, der Gottesgebärerin und Jungfrau Maria und anderer Heiligen vornehmlich in Kirchen gehalten und ihnen die gebührende Ehre und Verehrung erwiesen werden solle.

Diese Verordnungen und Aussprüche haben nicht die Bedeutung eines neuen Princips; vielmehr wurde nur, was seit den Tagen der Apostel als Glaube und Uebung in der Kirche lebte, in förmlicher und autoritativer Weise sanktionirt und so gegen individuelle Auffassung und schnöde Angriffe sicher gestellt.

Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, sowie der Gebrauch und die Verehrung ihrer Bilder war nunmehr dogmatisch ausgesprochen.

Während nun aber die Häresie und die religiöse Nüchternheit bis auf den heutigen Tag nicht müde werden, diese katholischen Glaubensäußerungen als schädlich und gefahrbringend zu bekämpfen, so entspricht es andererseits nur dem wahren Zeugniß der Geschichte, daß diese Einrichtungen der katholischen Kirche vom größten und schönsten Segen begleitet waren und es noch sind: denn indem die katholische Kirche die Verehrung und den Gebrauch der Heiligenbilder zu einer Cultanstalt erhob, übte sie erstens auf die ideale Entwickelung der Kunst und zweitens auf die Cultur und Gesittung der Völker den wohlthätigsten Einfluß.

Betrachten wir das Kunstleben zunächst nach seiner ersten Lebensbedingung, als Kunstfertigkeit und Kunstübung, so springt der unberechenbare Werth des katholischen Bildercultus für dieselbe von selber in die Augen. Bis zum Ausgang des Mittelalters folgte das gesammte Culturleben der christlichen Völker fast ausschließlich den Impulsen und der Führung der katholischen Kirche. Wie nun, wenn die Kirche den Bildern sich feindselig oder auch nur gleichgültig gezeigt hätte? wo wollten dann diese Kunstzweige ein Unterkommen finden und zur Geltung kommen? Uebung macht den Meister, dagegen kann der Künstler nicht geschickt werden, wenn er der Aufträge entbehrt und sich geschlossenen Händen gegenüber befindet.

Nun konnte aber keine Macht der Welt den bildenden Künsten ein so großes und andauerndes Arbeitsfeld und

damit eine so reiche Gelegenheit stetiger Fortentwickelung bieten, als die Kirche gethan, indem sie dieselben in ihren Dienst stellte. Dieser Gesichtspunkt gewinnt noch an Bedeutung, wenn man hinzunimmt, daß erst mit der Bildnerei im Gotteshause auch das Heiligenbild im christlichen Hause und im Leben überhaupt gegeben war.

Wie darum am kirchlichen Bauwesen die berühmten Bauhütten sich erhoben, welche die herrlichen Dome des Mittelalters hervorgebracht, und in welchen, was das Genie und die Erfahrung entdeckten, gesammelt und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt wurde, so bildeten sich auch im Schatten der Kirche die Malerschulen, in welchen der Genius der bildenden Kunst ein ruhiges Obdach fand, und die Erfindungen und Fortschritte als Fingerzeig und Vorbild für die kommenden Geschlechter bewahrt wurden. „Die Gotteshäuser, sagt Janssen, wurden für die Christen nicht bloß Stätten des Gebetes, sondern sie wurden stets offene Museen für Jedermann, historische Kunstgallerien, in denen man von einem Jahrzehnt zum andern immer neue Kunstwerke aufstellte. An diesen Werken übte sich der Kunstsinn des Talents von früher Jugend an durch die tägliche Beschauung und die ausübenden Künstler fanden dauernde Beschäftigung, weil fortwährend neue Bestellungen gemacht wurden.“

Aber nicht allein hat die Kirche den bildenden Künsten die reichste Gelegenheit zu ihrer Fortentwickelung gegeben, sondern sie hat dabei auch mit selbsteigenen Händen tüchtig mitgearbeitet.

Gerade wie die Kirche, und voran die Päpste, es waren, welche die Kunstschätze des klassischen Alterthums aus den Stürmen und Verheerungen der untergehenden alten Welt in die neue christliche Welt herübergerettet und bewahrt haben, so war es auch wieder die Kirche, welche die Kunst christlicher Zeitrechnung zum Leben erweckt und sie als bildende und erziehende Macht in das Culturleben der Völker hineingestellt hat.

Die Klöster waren die ersten Heimstätten der christlichen Kunst nach ihrem Austritt aus den Katakomben, und die Päpste und Bischöfe ihre Mäcene; und was der Kunstfleiß im ersten Jahrtausend hervorgebracht, ist fast ausschließlich, und was er bis zum Ausgang des Mittelalters geleistet, zum größten Theil den Mönchen zu danken. Als aber mit dem 13. Jahrhundert die Künste begannen, die Mauern der Klöster zu durchbrechen und mehr und mehr in weiteren Kreisen heimisch zu werden, damit aber auch anfingen, den christlichen Geist zu verlassen und mehr und mehr zur antiken Darstellung zurückzukehren, da waren es noch immer die frommen Männer der stillen Klosterzelle, welche die Principien der wahren, schönen und heiligen Kunst hoch hielten und diesen in ihren herrlichen Schöpfungen, voll Reinheit und himmlischen Adels, zum Siege verhalfen.

Besonders ist es die Dominikanerkunst, die es zur großen mustergiltigen Vollendung gebracht hat: „ihre Blütheperiode ist uns die Zeit der Verklärung der Künste durch die Religion, die großen Ideen christlicher Wahrheit haben durch sie ihre höchste künstlerische Form gefunden." (Hist.-pol. Bl.) Unter ihnen hat sich namentlich Fiesole, genannt Angelico, mit unsterblichem Ruhme bedeckt; wie Thomas von Aquin in der Wissenschaft, Dante in seiner divina commedia, so ließ dieser Meister gleichzeitig die Größe und Schönheit der göttlichen Wahrheit in seinen Kunstwerken erglänzen.

Das Hauptmoment aber, in welchem der veredelnde Einfluß der Kirche auf die Kunstentwicklung zu suchen ist, liegt in dem hohen und übernatürlichen Ideenkreis, welchen das Christenthum in die Welt gebracht und den schönen Künsten dargeboten hat.

Es liegt schon in der Natur der Sache, daß die Kunst christlicher Zeitrechnung sich im Allgemeinen als christliche manifestire, gerade wie sich die griechische Kunst als heidnische darstellt. Was geistig in einem Künstler lebt, gewinnt sichtbare Gestalt in seinen Gebilden. Religion und Kunst

stehen überall in dem Wechselverhältniß, daß die Kunst aus der Religion wie aus einer Quelle schöpft. Die Kunst ist darum überall religiös geprägt und beide sinken und heben sich im gleichen Schritt. Nachdem nun mit dem Christenthum ein neuer Geist in die Herzen der Völker eingezogen war, mußte sich dieser, wie in einem neuen christlichen Leben überhaupt, so in einer neuen christlichen Kunstrichtung offenbaren. Die Kunst mußte nothwendig ein christliches Gesicht bekommen und wird dieß so lange behalten, als wir ein christliches Volk sind. Vollends aber war die Kunst gehalten, die Forderungen des Glaubens und der Kirche zu beachten, wenn sie im Gotteshause und für dasselbe thätig seyn wollte; da mußte dieselbe ganz mit der Kirche denken, fühlen und streben, so zu sagen im Herzen der Kirche athmen. Die Religion und die Kirche wollen aber die Verherrlichung Gottes, die Belehrung, Erhebung und Heiligung des Menschen. Ebendasselbe ist auch das Ziel und die Aufgabe der christlichen Kunst. Die Künstler haben, wie Johann Trithemius treffend bemerkt, den erhabenen Beruf, als Priester des Schönen an der Ausbreitung des Gottesreiches mitzuwirken und den Armen das Evangelium zu verkünden.

Indem aber die Kirche der Kunst diesen erhabenen Dienst anwies und diese ihn erfüllte, erhob sie sich zu ihrer größten und schönsten Vollendung. Jungmann bemerkt in seiner Aesthetik: „seit dem Beginn unserer Zeitrechnung hängt die Blüthe der schönen Künste vorzugsweise von der Pflege und Sorgfalt ab, welche den christlich-religiösen Künsten zu theil wird," und diesen Satz begründend fährt er fort:

„Niemand wird jedoch in Abrede stellen, daß die Religion, selbst eine falsche, immer die höchsten und schönsten Erscheinungen umschließt, die überhaupt in den Gesichtskreis eines Volkes fallen. Ueberdieß haben wir uns bereits früher überzeugt, daß in der ethischen Ordnung die Schönheit in einer weit höheren Vollendung erscheint, als in allen übrigen, denen das vernünftige Geschöpf angehören kann; daß die Schön-

heit der übernatürlichen Ordnung unvergleichlich höher steht, als jene der natürlichen, und wiederum die Schönheit der im ewigen Leben verklärten Natur weit hinausragt über jene, für welche sie empfänglich ist, so lange sie noch im Zustande der Prüfung ihrer Vollendung entgegenharrt . . . Daraus ist offenbar, daß eben die christliche Religion, und nur sie, den Künsten die für ihre erfolgreiche Thätigkeit am meisten geeigneten Vorwürfe bietet."

Ebenso schreibt der Cardinal Maury: „Die wahre Schönheit, die Schönheit in jenen höhern Graden der Vollendung, wie ihrer die schönen Künste insgesammt bedürfen, findet sich allein in den hohen Sphären des Cultus und der Sprache der christlichen Religion, der Wahrheiten, die sie verkündet und der Gefühle, zu denen sie begeistert."

Aber noch ein Moment bedarf zu Gunsten der katholischen Religion der Betonung: die Künstler werden umsomehr sich bemühen, Hohes und Erhabenes, und namentlich ethisch Schönes künstlerisch zu gestalten, je stärker und verbindlicher die Aufforderung dazu an sie ergeht. Wo aber finden wir diese Aufforderung so entschieden und gebieterisch, als in der christlichen Religion? Auch die Griechen hatten ja wohl hohe religiöse Ideen und ahnten die Schönheit der Tugend; aber es fehlte ihnen die Energie und Bestimmtheit der christlichen Offenbarung, es waren deßhalb schöne Blüthen ohne Früchte; sie schwellten weder „die Segel der Tugend", noch setzten sie dem Laster den Gewissensbiß entgegen und konnten darum auch die Künste über die Welt und ihre Lust nicht erheben. Die griechische Kunst blickt heiter hinein in das Erdenglück und ihre Freuden, die christliche Kunst hat den Blick nach Oben gerichtet — ein beständiges „Sursum corda". Auch die moderne Kunstphilosophie berührt wohl so zwischenhinein die Reinheit und Züchtigkeit für die Kunstgebilde; aber nur der fromme Künstler wird sie durchweg im Auge haben. Außerhalb wird die Kunst, wie das sonstige Leben, den Reizen mehr oder weniger unterliegen, und zwar bis zum förmlichen

ultus des Fleisches. Endlich besitzt der fromme Künstler
e Gnade des heiligen Geistes, wodurch seine Schöpfungen
e letzte Weihe erhalten.

Der eben gerühmte wohlthätige Einfluß der Religion
uf die ideale Kunstentwicklung wird durch das Zeugniß der
eschichte vollkommen bestätigt. Schon für die vorchristliche
unst bezeugen dieß die Kunsthistoriker fast einstimmig, daß
erselbe, wie ihre Wurzel, so ihre Blüthe auf religiösem Boden
ervorgetrieben habe. „Vorzüglich an den Bildern der Götter
at sich die älteste Kunst aufgerichtet und gleichsam gehen
elernt.“ (Herder). „Die gesammte griechische Plastik ruht
uf dem Grund der Religion; dem Glauben des Volkes ver-
ankt sie ihre ersten Keime und ihre letzte Blüthe.“ (Anselm
euerbach).

Für die christliche Zeitrechnung aber verweisen wir auf
ie Zeit der Kreuzzüge; nie hatte der Glaube das christliche Volk
o innig und allseitig ergriffen, als damals; damals nahmen
ber auch die Künste einen einzig dastehenden Aufschwung,
— alle Zweige blühten so rasch empor, als wären sie durch
auberschlag geweckt. Damals erhob sich die herrliche Do-
inikanerkunst, welche uns gleichsam die seligen Geister auf
ie Erde herniederführt, damals entstanden jene himmelan-
trebenden Dome, welche wie Denkmäler der Ewigkeit zu uns
ereinragen.

Und damit wir noch ein argumentum ad hominem
lgen lassen: was ist es denn, was den großen Bildergallerien
nd Kunststätten überhaupt ihre große Berühmtheit und un-
erbliche Anziehung verleiht? Es sind überall die großen
eisterwerke religiösen Inhalts, welche das Auge des Be-
hauers fesseln — es sind die Meisterwerke eines Cimabue,
iotto, Masaccio, Fiesole, Leonardo, Michelangelo, Rafael,
orreggio, Titian, der van Eyck, Holbein, Memling, Schon-
auer, Dürer, Rubens, Overbeck, Cornelius, Führich, Steinle
nd vieler Anderer, welche die kunstliebende Welt mit Be-
wunderung erfüllen und jene in den Kunstgeschichten auf der

Höhe ihres Ruhmes erscheinen lassen. Und wenn auch diese Meister die kirchlichen Vorschriften nicht immer beobachtet, ja manche leider recht schwer dagegen gefehlt haben, so treffen wir doch bei allen die eine, für die gegenwärtige Frage entscheidende Erscheinung: sie alle haben geglaubt, daß keine Vorwürfe ihres Genies so würdig, als die religiösen, und haben deßhalb die Gegenstände zu ihren hervorragendsten Kunstschöpfungen diesem Gebiete entommen. Mögen nun die Einen in Fiesole ihr Ideal erblicken, während Andere es in Rafael zu finden glauben: in beiden Fällen treffen wir die schönste Kunstvollendung auf religiösem Boden.

Ueber das Verhältniß der Malerei zur Plastik auf kirchlichem Gebiet mag noch bemerkt werden, daß die Malerei der Plastik immer voraus war, sowohl was den Reichthum als was die Vollendung ihrer Erzeugnisse betrifft. Abgesehen davon, daß man in den ersten Jahrhunderten in der plastischen Bildnerei noch eine allzu nahe und gefährliche Berührung mit dem Heidenthum erblicken mochte, war auch die altchristliche romanische Architektur der monumentalen Malerei schon günstiger, als der Plastik, welche erst im gothischen Baustil ein passendes Unterkommen fand. Dann aber kommt auch die Malerei den Absichten der Kirche mehr entgegen, als die Plastik; „vermöge der größeren Gefügigkeit des Materials ist jene im Stande, die feineren Züge, die kleinsten Aeußerungen des innern Lebens, namentlich im Auge und Mienenspiel, mit großer Schärfe auszudrücken und überdieß Gestalten in beliebiger Anzahl zu einer Gesammthandlung zu verbinden. In Folge hievon ist der Umfang ihres Gebiets viel größer, der Ausdruck in ihren Schöpfungen vollendeter, das Leben bewegter, vollkommener, tiefer.“ Die Plastik dagegen verliert sich gerne in die natürliche Körperschönheit und Anatomie. —

Wie der Geist an den Körper, so ist der Mensch bei allen seinen Lebensäußerungen an die Sinnenwelt gebunden. Selbst der gründlichste Puritaner kann sich derselben in seinem religiösen Leben nicht entschlagen und es ist nur das Maß,

keineswegs aber ein wesentlicher Unterschied, welcher den Katholiken von jener trennt; schon der Glaube kommt vom Hören. Die heilige Schrift des alten und neuen Testaments bedient sich einer reichen Bildersprache, um uns in die göttlichen Wahrheiten einzuführen.

Dem entsprechend hat auch die katholische Kirche ihren ganzen Cultus in eine reiche Symbolik eingekleidet; sie hat passende Zeichen ausgewählt und die schönen Künste zu Hülfe genommen, um auf die Gläubigen zu wirken und sie auf den Schwingen schöner und edler Sinnlichkeit dem Alltagsleben zu entrücken und in höhere Regionen emporzutragen. Die große Gewalt des katholischen Cultus über Geist und Gemüth ist denn auch allgemein anerkannt; selbst die Protestanten widersprechen dem nicht mehr, nur tragen sie noch eine große Angst zur Schau, daß die Form über den Inhalt leicht die Oberhand gewinne und die Schale für den Kern genommen werde. Es mag dahin gestellt bleiben, ob und wie weit das protestantische Bekenntniß mit der Entfaltung eines reicheren Cultus sich verträgt; Thatsache ist es übrigens, daß man die Nüchternheit und Kälte in dem dortigen Gotteshause immer mehr empfindet und sich darum anschickt, wenn auch noch schüchtern und leise, sich mit den schönen Künsten wieder mehr zu befreunden.

So äußerte neulich der Prälat Gerock bei einem kirchlichen Gesangfest in Karlsruhe, daß die Kunst in der Kirche ihre Berechtigung habe. Ein anderer kunstgelehrter lutherischer Geistlicher läßt sich darüber also vernehmen: „Die Gaben und Kräfte sind verschieden; und da es in der christlichen Gemeinde solche Glieder gibt, welche das Charisma empfangen haben, das Heilige in sich künstlerisch zu gestalten, so treibt sie der Geist, der sich nicht dämpfen läßt, dieses Innerliche auch äußerlich künstlerisch zu gestalten. Dadurch entsteht das christliche Kunstwerk als eine dem also Begabten naturgemäße und nothwendige Form des Zeugnisses, dessen die Kirche nur zu ihrem großen Nachtheil dürfte entbehren können.“ Zwar

kommt diese Stimme auf einem sehr gewundenen Umweg, aber sie kommt doch.

Außergewöhnliche Geistesmänner, welche nicht in der Bahn des Vorurtheils wandelten und das Schöne und Erhabene nahmen, wo sie es fanden, waren über diesen Punkt schon längst einerlei Gesinnung mit der katholischen Kirche, wenn sie derselben auch nicht angehörten. Wir erinnern an die herrlichen allbekannten Worte Mortimers in Maria Stuart.

Wenn der Protestant Schiller dem katholischen Cultus ein so schönes Zeugniß gegeben hat, so kommt dieß daher, daß der Geist im Reiche des Schönen mit der Wahrheit zusammentrifft, oder wie Augustinus sagt, daß die Seele von Haus aus katholisch ist. Dieß führt uns dahin, den katholischen Cultus bis auf sein tiefstes Fundament zurückzuführen, indem wir sagen: die katholische Kunst und der katholische Cultus sind das natürliche Ergebniß der christlichen Wahrheit, so lange und so weit man ihren Geist und ihre Triebkraft nicht absichtlich dämpfen und niederhalten will. „Alle Herrlichkeit der Königstochter ist von innen, und wäre ihr Kleid mit Gold verbrämt und bunt ihr Gewand." (Ps. 44. 14). Und wenn Plato das Schöne den Abglanz des Wahren nennt, so bezeichnet dieser Ausspruch das Verhältniß der christlichen Wahrheit zur katholischen Kunst und katholischem Cultus so richtig, als wenn er eigens dafür gemacht worden wäre. In Wahrheit ist der Cultus der katholischen Kirche aus der Offenbarung herausgewachsen, wie ihr Dogma und ihre Moral, und wie in diesen, so leuchtet die göttliche Wahrheit auch aus ihrem Cultus und ihrer Kunst hervor. Wie zu den Ideen des Wahren und Guten die Idee des Schönen hinzutritt, um die höchste Vollkommenheit zu vollenden, so erscheinen auch Dogma, Moral und Cultus im heiligen Bunde, um Gott, den Urquell alles Wahren, Guten und Schönen zu verherrlichen. Daher kommt es, daß der katholische Cultus dem katholischen Dogma häufig vorarbeitet, d. h. daß Viele durch 18 Kaleidoscop des katholischen Cultus die katholische Wahr-

heit schon ahnen und erkennen, bevor sie dieselbe noch im Lichte des Dogmas geschaut haben: die katholische Schönheit wird ihnen zur janua in den Schooß der katholischen Kirche.

Ein sehr merkwürdiger Beleg für das Gesagte ist der „Geist des Christenthums“ von Chateaubriand. Man kann ja nicht sagen, daß diesem Werke ein bedeutender dogmatischer oder moralischer Lehrgehalt innewohnt, aber er hat mit einem wunderbaren Geschick die katholischen Schönheiten und Herrlichkeiten erhoben und an's Licht gestellt und so Unzählige für den christlichen Glauben gewonnen und erhalten. Mit Recht schreibt sein nachgeborner Landsmann Nicolas über Chateaubriand: „wenn dieser große Schriftsteller auf sein Jahrhundert einen so gewaltigen Einfluß übte, wenn man behaupten kann, daß es in unseren Tagen kein bemerkenswerthes Talent gibt, welches nicht von dem Hauche seiner Eingebung wäre geweckt worden, so hat dieß darin seinen Grund, daß er seine Eingebungen an den erhabenen Quellen der katholischen Schönheit geschöpft hat.“

Sonderbar, die Welt huldigt ringsum uns her dem äußern Cultus, in ihren Theatern, Festen und Aufzügen, und bekennt damit dessen große Macht über Geist und Gemüth; nichts kann veranstaltet werden ohne äußeres Gepränge. Nur an der katholischen Kirche tadelt man, was doch so natürlich ist. Ja die gesammte Schöpfung — was ist sie anders, als ein reicher, großartiger Cultus, den sich der Schöpfer selber bereitet hat? Oder ist sie nicht ein großer, reichgeschmückter, sichtbarer Tempel, welcher den Geschöpfen beständig Gottes Allmacht, Größe und Weisheit verkündet? „Coeli enarrant gloriam Dei et opera manuum ejus annuntiat firmamentum.“ Warum sollte nun die Kirche nicht dieselbe Sprache sprechen, welche Gott zu sprechen für gut befunden?

Gott, wendet man ein, kann sich dieser Bildersprache bedienen, denn er kann keine Fehler machen; die Kirche soll es nicht thun, weil leicht Mißbrauch daraus entstehen kann.

Allein dieser Einwand ist durchaus hinfällig. Auch die Kirche intendirt mit ihrem Cultus und ihrer Bildersprache nur Gutes und Nützliches; insbesondere will sie von den Heiligenbildern „daß die ihnen bezeugte Ehre auf die Vorbilder bezogen werden solle, welche durch sie vorgestellt werden, so daß wir durch die Bilder, die wir küssen und vor denen wir das Haupt entblößen und uns niederwerfen, Christum anbeten und die Heiligen verehren.“ Viele Crucifixbilder tragen deßhalb ausdrücklich noch die Ueberschrift: „Nicht den Stein (Holz) hier bete an, sondern den der storben dran.“

Diderot war ein Freidenker, welcher die katholische Kirche auf's heftigste bekämpft hat; der Weisheit und dem Scharfblick ihrer Einrichtungen konnte er aber seine Bewunderung gleichwohl nicht versagen. Derselbe schreibt: „Die absurden Rigoristen verstehen sich ehrlich nichts von der Wirkung der äußerlichen Ceremonien auf das Volk und haben dieselben wohl nie unsere Anbetung des Kreuzes am Charfreitag, oder die Begeisterung der andächtigen Menge bei der Frohnleichnamsprozession gesehen — diese Begeisterung, welche mich selbst noch manchmal ansteckt. Ich sah wenigstens nie diesen langen Zug von Geistlichen in priesterlichen Gewändern, diese jugendlichen Chorknaben mit ihren weißen Chorhemden und blauen Schärpen, vor dem heiligen Altarssakrament Blumen streuend, diese in andächtiger Sammlung vorausgehende und nachfolgende Menge, worunter viele Männer mit zur Erde geneigtem Haupte ꝛc., ohne daß mein Inneres vor Rührung erbebt hätte und die Thränen mir in die Augen gekommen wären. Es liegt nun einmal etwas überaus Großes, Ernstes, Feierliches und Rührendes darin.“

Was nun die kirchliche Bildnerei speciell betrifft, so dient dieselbe zunächst, wenn auch nicht zum Ersten, zur Zier und Verschönerung des Gotteshauses. Domine dilexi decorem domus tuae; das allgemeine Gefühl, daß das Haus Gottes „schön“ seyn müsse, mag wohl den ersten Impuls zur christlichen Bildnerei gegeben haben. „Die ersten Christen wollten

mit ihren Malereien noch keinen Bilderkatechismus geben; zunächst drängte es sie, den Ideen und Vorstellungen, welche ihre Herzen bewegten, künstlerischen Ausdruck zu geben.“ (Kraus, Rom. sott.)

Das ist ja heutigen Tages noch nicht anders; ein großer Theil der monumentalen Bemalung wenigstens verdankt sein Daseyn dem Gedanken, das Gotteshaus zu schmücken; dann kommt freilich der viel wichtigere Zweck der Erbauung hinzu.

Indessen wurde schon sehr bald der große Nutzen der heiligen Bilder für das religiöse Leben erkannt und ihnen eine bestimmte didaktische Aufgabe zugeschrieben. „Die Malerei pflegt schweigend an der Wand zu reden und in hohem Grade zu nützen.“ (Gregor von Nyssa.) Aehnlich äußern sich Paulinus von Nola, Gregor der Große u. A. über die Bilder.

Ausführlich und bestimmt definirt das Concil von Trient die Bedeutung und Aufgabe der Heiligenbilder, indem dasselbe l. c. lehrt: „Die Gemälde und anderartige (plastische) Bilder, welche die historischen Momente des Erlösungswerkes darstellen, unterweisen die Christenheit und gewöhnen dieselbe, der einzelnen Wahrheiten des Glaubens zu gedenken und sie fort und fort zu beherzigen. Ueberhaupt gereichen religiöse Bilder der Christenheit zum großen Vortheil. Denn wie sie einerseits ihr die Erweise der Liebe und Gnade nahe legen, welche Christus ihr hat zu Theil werden lassen, so führen sie anderseits ihr die Wunder vor Augen, die Gott durch seine Heiligen wirkt, sowie die zum Glauben anregenden Beispiele derselben: Alles dazu, damit ein Jeder Gott dem Herrn dafür Dank sage, sein Thun und Lassen den Heiligen gemäß einrichte und sich getrieben fühle, Gott anzubeten, ihn zu lieben und ein gottesfürchtiges Leben zu führen.“

Der Anschauungsunterricht spielt im Unterricht- und Erziehungswesen eine wichtige Rolle; die Anschauung wirkt rascher, verständlicher und belehrender auf die Seele, als das gesprochene Wort. Die bildenden Künste sind aber die Me-

dien, die religiösen Wahrheiten und Thatsachen der heiligen Geschichte, überhaupt alles Schöne und Heilige nicht allein dauernd zu fixiren und dem Auge vorzuhalten, sondern auch den christlichen Inhalt zur größeren Klarheit zu erheben und dem todten Buchstaben Seele und Leben einzuhauchen.

Darum kann von guten religiösen Gebilden behauptet werden, daß sie eindringlicher zum Menschen sprechen, als die Predigt und Bücher. In jenen Zeiten aber, wo die Bücher noch sehr theuer und das gewöhnliche Volk noch des Lesens unkundig war, mußte die kirchliche Bildnerei geradezu den Gebrauch der Bücher ersetzen, weßhalb dieselbe auch biblia pauperum genannt wird. Und in der That, wer vermöchte es auch genugsam zu würdigen und auszusprechen, welch' reiche und heilsame Zusprache und Anregung im Laufe der Jahrhunderte dem christlichen Volke durch das heilige Bildwerk zugeflossen ist!

Wie in den christlichen Festen, so leben auch in den Bildern die großen Begebenheiten des Christenthums beständig unter uns fort; beständig zeigen sie uns den göttlichen Heiland in seiner Menschwerdung und Geburt, in seinem Leben, Leiden und Sterben und in seiner Auferstehung, als Richter der Lebendigen und der Todten ꝛc. So ist Jesus Christus für uns nicht blos eine historische Person, sondern er lebt noch unter uns und nimmt Antheil an unseren Geschicken und es erfüllt sich auch in dieser Beziehung seine Verheißung: siehe ich bin bei Euch bis an das Ende der Zeiten. Aehnliches ließe sich auch von den Bildern der Mutter Gottes und der übrigen Heiligen sagen.

Nehmen wir einige Beispiele. Die Krippe erneuert alljährlich die seligste Freude der Christen und ruft ihn auf, die erbarmende Liebe Gottes anzubeten. Jung und Alt ist entzückt, wenn die Tage der Krippe kommen; sie senkt den ersten Glauben an den Mensch gewordenen Gottessohn in das kindliche Herz und bewahrt diesem Geheimniß seine Jugend und Frische beim gläubigen Volke. Und wenn je der Arme

sein Leid und seine Last vergißt und Friede und Freude seine Seele erfüllt, so ist es gewiß an der Krippe, wo er seinen Gott im Gewande der größten Armuth erblickt.

Die Bilder der Bergpredigt vervielfältigen diesen Vorgang voll himmlischer Schönheit und tiefgreifender Wirkung; sie lassen gleichsam unsere heimischen Berge und Thäler wiederhallen von den süßen Trostesworten: „selig, die da trauern und weinen, selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich."

Die historisch-politischen Blätter beschreiben den Todtentanz im campo santo zu Pisa mit dramatischer Lebendigkeit und sagen dann: „Mitten in das bewegte Leben der reichen, blühenden Stadt ruft dieses Bild den Ernst des Strebens, der Rechenschaft, der Ewigkeit, der ewigen Vergeltung im Himmel und Hölle hinein. Wenn wir einerseits die Glaubenskraft bewundern, aus welcher diese divina tragoedia entstanden, so können wir anderseits die Wirkung auf das Volk nicht hoch genug anschlagen. Beständig das Memento mori; beständig die Mahnung: redde rationem; beständig die Predigt: ibunt boni in vitam aeternam, mali in ignem aeternum!" Freilich dürfen diese Bilder, sollen sie das Volk wirklich erbauen, sich nicht die Selbstverherrlichung des Künstlers zur Aufgabe machen, sondern demüthigen und gläubigen Sinnes müssen sie „den Armen das Evangelium verkünden."

Sehr schön und beherzigenswerth schreibt darüber Professor Kraus zu den Wandgemälden der Georgskirche auf der Reichenau: „In ästhetischer Beziehung trennt ein ungeheurer Abstand dieses einfache Bild (das letzte Gericht) von den großartigen Schöpfungen eines Orcagna und Michelangelo; will man in Kürze den Weg bemessen, welchen die Menschheit vom Jahre 1000 bis zur Reformation zurückgelegt, so werfe man einen Blick auf das arme Gemälde der Reichenau und die Wand der sixtinischen Kapelle: der Vergleich sagt Alles. Und doch, so erdrückend Michelangelo's Nähe für Alles

ist, was man mit ihm zusammenbringt — ich weiß nicht, ob die Geschichte jenes bescheidenen Bildes auf der Unterinsel nicht wenigstens religions- und culturgeschichtlich werthvoller und kostbarer ist, als diejenige des vielbewunderten Werkes in Rom. Zu diesem drängt sich freilich seit Jahrhunderten die ganze gebildete Welt in hellen Schaaren; ob es aber jemals eine Thräne getrocknet, ein Herz erleichtert, ich weiß es nicht. Jene Malerei des Reichenauer Mönchs war gewiß jahrhundertelang die Stätte, wohin Tausende der allemannischen Bevölkerung ihre Schritte lenkten: eine laute Predigt, rief sie in die Wildnisse dieses Landes die Schrecken der göttlichen Gerechtigkeit, aber auch den Trost der göttlichen Gnade hinein".

Noch ein Gedanke hat sich uns bei diesen Studien aufgedrängt, den wir für wichtig genug halten, hier notirt zu werden: es ist das conservative und beweiskräftige Moment, welches den kirchlichen Gebilden innewohnt und der erhaltenden Aufgabe der katholischen Kirche in hohem Maße zu Statten kommt.

Es wurde schon hervorgehoben, wie die katholische Lehre und Tradition in dem Aufschluß der Katakomben einen immer mächtigeren Stützpunkt gewinnt gegenüber dem schreibseligen Kriticismus, welcher das Bild der Urkirche schon mit großem Erfolg entstellt und verdunkelt hatte; eine ähnliche Bedeutung haben die christlichen Kunstgebilde aller Zeiten: in ihnen lebt das Erbe der Väter mit sicherem Gepräge und beredter, als geschriebene Bücher, tragen sie den Glauben von Jahrhundert zu Jahrhundert. Man hat es darum schon als ein nothwendiges Erforderniß des Studiums der Vergangenheit bezeichnet, die lebenden und monumentalen Quellen noch vor den geschriebenen zu befragen, „weil man dadurch Neues aus letzteren herauslese, während man umgekehrt nur die alten todten Historien in die lebendige Gegenwart hineinbuchstabire". So hat es jedenfalls bisher die Kritik mit der Urkirche gemacht, und außerhalb der katholischen Kirche wird es mit der heiligen

Schrift männiglich so weiter gehen: in ihr wird jeder finden, was er gerade braucht.

Insonderheit aber erweisen sich die heiligen Bilder der Tugend und Frömmigkeit noch dadurch förderlich, daß sie der Ausgang und Sammelpunkt für eine Reihe von Uebungen und Andachten geworden sind.

Das Cruzifixbild findet sich nicht allein im Gotteshause, es findet sich auch in allen katholischen Familien, auf Gottesäckern, und zahllose Städte und Dörfer haben dasselbe an ihrem Eingang und Ausgang, sowie an sonstigen Plätzen aufgestellt. Welch mächtige und heilsame Erinnerung liegt nicht in dieser einfachen Thatsache! Viel Schönes berichten wahre Begebenheiten, viel Schönes auch die fromme Dichtung über die erweckende Zusprache des Kreuzes; Gott allein aber kennt den unendlichen Reichthum frommer Regung und besserer Sinnesänderung, welche der Anblick des gekreuzigten Heilandes in guten und in bösen Herzen schon hervor gerufen hat. Der Katholik grüßt das Kreuz, er betet vor demselben, am Charfreitag wird dasselbe allgemein adorirt und geküßt, vielen ist es ein Vade mecum, um solches öfters zu thun, Kranken und Sterbenden wird es zur Devotion dargereicht, manche Kirchen besitzen Reliquien des heiligen Kreuzes, wo dann die Verehrung eine besondere Wärme erreicht — gewiß Alles nur geeignet, den Glauben zu mehren, die Hoffnung zu stärken und die Liebe zu entzünden.

An die Bilder der Leidensgeschichte (Stationen) knüpft sich die Andacht des Kreuzwegs, welche namentlich von Einzelnen verrichtet sehr wirksam erscheinen muß. Während diese Andacht die Einen in der Liebe und im Eifer für Gott vertieft, stellt sie Anderen die Größe und das Elend der Sünde vor die Augen und erweckt sie zur Reue und Buße. O wie viele mögen vor diesen ergreifenden Bildern ihre Fehltritte schon beweint und im Geiste die Füße des Heilandes gesalbt haben!

Eine sehr reiche und fruchtbare Andachtsübung haben

dann die Bilder der allerseligsten Gottesmutter Maria zur Seite. Die Kunst hat sich dieses Gegenstandes in reichstem Maße bemächtigt; Rafael allein soll gegen 50 Madonnenbilder gemalt haben. Ebenso drängt sich das katholische Herz mit besonderer Liebe und Innigkeit um die Altäre und Bilder der gebenedeiten Gottesmutter. Ihre außerordentliche Würde, Gnadenstellung und Tugendgröße, anderseits die große geistige und leibliche Hilfsbedürftigkeit des Menschen, dazu das menschliche Band, welches beide umschlingt, haben diesen lebendigen Verkehr hervorgerufen. Die Lauretanische Litanei hebt alle die Titel und Gesichtspunkte hervor, unter welchen die Mutter Gottes den Armen ihres Geschlechts erscheinen kann, und bezeichnet damit zugleich die Leiden, Schmerzen und Nothstände, welche das Menschenherz bedrücken und die es zu den Füßen der Gebenedeiten trägt, um Trost und Hilfe zu finden. Die Fruchtbarkeit des Mariencultus ließe sich sehr schön und reich illustriren, allein es würde zu weit führen. Dagegen muß noch der Wallfahrten gedacht werden, welche viele Gnadenbilder der Muttergottes in ihrem Gefolge haben. Viele urtheilen mit Geringschätzung über die Wallfahrten; wir glauben mit Unrecht.

Referent hat zwei Jahre an einer bedeutenden Wallfahrtskirche gewirkt und ist seit 28 Jahren in der Lage, das Wallfahrtswesen zu beobachten. Und wenn sich derselbe erinnert, wie diese Pilger unter Mühen und Entbehrungen, bei Wind und Wetter, schweißtriefend und bis auf den Tod ermüdet herangezogen kommen, und wenn er es alljährlich wahrnimmt, wie dieselben vom ersten Grauen des Tages bis in die späte Nacht laut singend und betend Stadt und Land durchziehen, dann kann er von der Ueberzeugung nicht lassen, daß diese Leute nur von einem guten Geist und heiligen Streben geleitet seyn müssen, selbst wenn auch dabei manches Unrechte unterlaufen sollte. Die Einen wollen ein Gelübde erfüllen, Andere haben ein Anliegen und glauben an dem Gnadenorte leichter Erhörung zu finden, wieder Andere machen einen Buß-

gang und suchen einen fremden Beichtvater, um sich offener erschließen zu können, — Alle aber, die vielen Tausenden, beichten und communiciren, was sonst meistens unterblieben wäre. Ja man müßte von diesen heiligen Akten selbst keine hohe Meinung haben, wollte man solchen Wallfahrten nicht eine heilsame Bedeutung zuerkennen.

An die Bilder und die Verehrung der Muttergottes reihen sich die Bilder und die Verehrung der übrigen Heiligen. Diese Heiligen erweitern und vervielfältigen das Vorbild christlicher Vollkommenheit und bieten neue, wichtige Beziehungen zur menschlichen Natur und zu den Verhältnissen und Geschicken unseres Lebens. Sie sind so recht eigentlich Fleisch von unserem Fleische und entwaffnen darum am erfolgreichsten die Einwände, welche die sündige Natur den Vorschriften des Evangeliums entgegensetzt. In ihren Reihen findet jeder Name, jedes Geschlecht, jeder Stand, jedes Gewerbe, jedes Kirchspiel seinen Patron, jede Noth und jede Tugend ihren Sachwalter — lauter Momente, welche einen vielfachen und wohlthätigen Verkehr mit den Heiligen nahe legen und begünstigen. Exempla trahunt. Auch die Schule fängt wieder an, mehr nach Biographien und Geschichtsbildern zu greifen, um dem Unterricht mehr Leben und Wärme einzuhauchen, und wie ist die deutsche Kunst seit der Neugründung des deutschen Reiches bemüht, die großen Ereignisse und Personen jener Tage bildnerisch zu verherrlichen und festzuhalten, damit ihr Andenken dem Volke nicht verloren gehe!

Man sieht daraus, wie die katholische Kirche nur klug und weise handelte, indem sie von jeher sich der Legende und der Bilder bediente, um das Andenken und Vorbild der Heiligen allezeit zum Gemeingut des christlichen Volkes zu machen.

IX.

Die beiden Slaven-Apostel als Bekehrer von Böhmen.

Eine Entgegnung.

Das dritte Heft des 96. Bandes der hist.-pol. Blätter bringt eine als „historische Berichtigung" bezeichnete Polemik gegen einen Aufruf, mit welchem die Gläubigen Böhmens beider Nationalitäten aufgefordert wurden, sich an den in dem Jubeljahre 1885 stattfindenden Wallfahrten nach Velehrad zur Verehrung der heiligen Cyrill und Method zahlreich zu betheiligen. Diese Polemik wendet sich namentlich gegen den Satz des Aufrufes: „daß die beiden Heiligen mit Recht Apostel der Slaven genannt wurden, und welche zu verehren auch die katholischen Deutschen in Böhmen allen Grund haben, da es ihnen vorzugsweise zu verdanken sei, daß unsere hl. Religion in unserem geliebten Vaterlande zur herrschenden, daß beide Volksstämme Kinder derselben allgemeinen Kirche geworden sind."

Gegen diese Behauptung zieht nun der Autor mit dem Rüstzeuge seiner historischen Berichtigung zu Felde, durch welche erwiesen werden will, und durch welche, wenn sie eben h i s t o r i s c h und wenn sie r i c h t i g wäre, erwiesen würde, daß die Verehrung des hl. Cyrill in Böhmen gar keine Grundlage habe, jene des hl. Method aber nur auf dem „sandigen Grunde" eines „historisch abgethanen Irrthumes" beruhe.

Es ist immer eine ernste Sache demjenigen entgegenzutreten, was als Gegenstand legendären Glaubens, als Grundlage traditionellen Cultus tief in das Gemüthsleben eines ganzen Volkes eingesenkt ist. Wenn aber vollends dieser Glaube, dieser

Cult in den Ueberlieferungen der betreffenden Diöcesankirchen begründet, durch die kirchlichen Obern genehmigt, ja durch die höchste kirchliche Autorität sanktionirt und bekräftigt ist, dann dürfte wohl ein gewissenhafter Historiker nur in dem Falle dagegen aufzutreten sich veranlaßt, nur dann hierzu sich für berechtigt ansehen, wenn er den evidenten Nachweis eines unterlaufenen historischen Irrthums erbringen zu können vermeinte.

Nun aber werden die Heiligen Cyrill und Method als Landespatrone von Mähren und von Böhmen verehrt; in dem kirchlichen Officium werden dieselben gepriesen, weil sie die Mähren und Böhmen der Kirche zugeführt haben, und die Oration im proprium Bohemiae lautet: „Gott! der du uns durch deine hl. Bischöfe und Bekenner Cyrill und Method zur Einheit des christlichen Glaubens geführt hast ꝛc." Aus Anlaß des Millenariums wurde vom hl. Stuhle der mährischen Kirchenprovinz ein Jubiläumsablaß für die Wallfahrt nach Velehrad gewährt, deßgleichen auch für Böhmen der Bitte des Metropoliten, des Cardinal-Fürst-Erzbischofs Folge gegeben, welche insbesondere damit begründet war, daß „praeter Moraviam etiam Bohemia fidem christianam praesertim opera S. Methodii recepisse gloriatur, et ideo aeque ac in Moravia cultus S. S. Cyrilli et Methodii in Bohemia viget, et dicti apostoli slavicae gentis inter primarios Bohemiae patronos numerantur". Als Apostel der Slaven werden die beiden Heiligen endlich auch in der großen Encyklica des hl. Vaters, Papst Leo XIII. „Grande munus" gefeiert, ob dieser heilbringenden Wirksamkeit den Aposteln von England und Irland, den hl. Augustinus und Patricius, und den Aposteln der Deutschen und der Friesen, den hl. Bonifacius und Wilbrord an die Seite gestellt; ihre Verdienste um die Christianisirung von Mähren und von Böhmen werden in großen Zügen dargelegt.

Mit vollem Rechte muß man daher durchschlagende Momente und zweifellose Beweise von einem katholischen Historiker verlangen, der an einem solchen Cult zu rütteln, dessen Grundlage zu erschüttern unternimmt. Sehen wir uns dasjenige an, was uns in dieser Beziehung die „historische Berichtigung" bietet, welche allerdings nur an die Adresse des den Aufruf erlassenden Comités gerichtet ist, aber mit ihrer Spitze ungleich höher zielt.

Die Summe dessen, was uns die Berichtigung bietet, läßt sich im Wesentlichen auf zwei Punkte zurückführen. Der eine betrifft speciell die Thätigkeit und Bedeutung des hl. Cyrill, und soll beweisen, daß es keinen Grund für die deutschen Katholiken gebe, ihm dankbar zu seyn; der zweite umfaßt die Frage, ob mit Recht von einer Christianisirung Mährens und Böhmens durch die beiden hl. Slavenapostel, oder überhaupt auch nur durch den hl. Method, die Rede seyn könne.

Um die apostolische Thätigkeit Cyrill's wenn nicht ganz zu bestreiten, so doch in thunlichst enge Grenzen einzuschränken, wird angeführt, die beiden hl. Brüder hätten die Zeit seit ihrer Berufung nach Mähren (863) bis zu ihrer Reise nach Rom (867) bei dem pannonischen Fürsten Kozel (Kocel) auf der Moosburg zugebracht; dort habe Cyrill die slavische Schrift — Glagolica — erfunden; mit der Uebersetzung der für jedes Missionswerk nöthigen hl. Bücher hätten sie diese 4 Jahre vollauf zu thun gehabt; neben dieser Arbeit noch eine besondere Missionsthätigkeit zu entwickeln, sei außerhalb ihres natürlichen Könnens gelegen. Nachdem aber Cyrill in Rom gestorben sei, könne von einer Missionsthätigkeit seinerseits überhaupt gar nicht die Rede seyn; und daß Cyrill zu den Slavenaposteln gezählt wurde, erscheine somit als schwer zu begründen.

Für das dieser ganzen Deduktion zu Grunde liegende, für dieselbe entscheidende Faktum, daß die Heiligen vom Jahre 863 bis 867 nicht in Mähren, sondern nur in Pannonien sich aufgehalten haben, wird nur das Eine Argument angeführt: der gelehrte Slavist Safarik habe dieß endgültig nachgewiesen. „Da man", um mit den eigenen Worten des Verfassers der Berichtigung zu reden, „nicht voraussetzen kann, daß deutsche Leser auch nur mit den Umrissen des Lebens und der Wirksamkeit der beiden Slavenapostel vertraut sind", und da diese Leser auch nicht in der Lage seyn dürften, sich in Safarik's Werken Raths zu erholen, so wird es für eben diese Leser wohl von Interesse seyn zu erfahren, daß Safarik in seinen **Slavanski starazitnosti** p. 491 ausdrücklich berichtet, daß die Heiligen alsbald nach ihrer Ankunft 863 sich in Velehrad einfanden und niederließen, und in dem Reiche des mährischen Fürsten Rastislav (oder Rastic) ihre Thätigkeit bis zu ihrer

Reise nach Rom (867) entfalteten! In seiner Abhandlung über den Ursprung und die Heimath des Glagolitismus erwähnt Safarik gleichfalls (p. 30) des Aufenthaltes der beiden Heiligen in Mähren und in Pannonien. Vielleicht soll der Ausspruch Safariks in letzterwähnter Schrift, „das Gebiet Kocels oder das alte Pannonien sei diejenige Werkstätte, in welcher die Uebersetzungen Cyrill's ihr specifisch-glagolitisches Gepräge erhalten haben", im obigen Sinne gedeutet werden? Das ist aber offenbar unzulässig, nachdem wenige Zeilen darauf der weitere Ausspruch folgt: „es steht historisch fest, daß Cyrill und Method in Mähren und Pannonien gelebt und gewirkt haben" (p. 45), und gleich auf der nächsten Seite angeführt wird, daß „Cyrill bekanntlich zuerst bei Rastislav in Mähren verweilte, und in diesem Gebiete lehrte". Das Gleiche finden wir in den sonstigen Werken Safarik's, wo immer dieser Gegenstand berührt wird; es ist uns nicht gelungen in irgend Einem eine entgegengesetzte Aeußerung zu finden, und sind wir darum, so lange uns nicht der Ausspruch bekannt gegeben wird, auf welchen sich der Verfasser stützen zu können vermeint, um so mehr berechtigt, die ganze Angabe in Abrede zu stellen, als kaum angenommen werden kann, daß ein so auffallender Meinungswechsel eines so hervorragenden und maßgebenden Autors in der literarischen Welt unbemerkt vorübergegangen wäre.

Aber angenommen selbst, er hätte sich in diesem Sinne ausgesprochen, wäre dieß — Safarik's Autorität in allen Ehren — als durchschlagender, endgültiger Beweis anzusehen gegenüber dem übereinstimmenden Zeugnisse der handschriftlichen Quellen, der pannonischen, der mährischen Legende, der sog. Translatio u. a. — welche alle die Berufung der beiden Heiligen nach Mähren, ihr Eintreffen bei Rastislav und ihre Wirksamkeit in dessen Reiche erzählen? So heißt es in dem Leben des hl. Cyrillus, der s. g. Translatio, welche von allen Forschern als zuverlässig anerkannt wurde, daß die hl. Brüder, nachdem sie von Rastislav freudig und feierlich empfangen worden waren, coeperunt ad id quod venerant peragendum studiose insistere, et parvulos eorum literas edocere, officia ecclesiastica instituere et ad correptionem diversorum errorum, quos in populo illo repere-

runt, falcem eloquiorum suorum inducere; sicque ... divini verbi gramina seminare. Das Gleiche findet sich in der pannonischen Legende, in welcher noch ausdrücklich erwähnt wird, daß die Heiligen ihre Jünger im Matutinum, den Horen, der hl. Messe, den Vespern und Completorien unterrichteten.

Also dem Unterrichte, der Katechisirung, dem Gottesdienste war die Thätigkeit der heiligen Brüder während dieser 4 Jahre gewidmet. Daß sie dabei keine nach kirchlichem Rechte ihnen nicht zustehenden Funktionen sich anmaßten, darüber dürfte den Verfasser der Berichtigung wohl der Ausspruch des hl. Stuhles beruhigen, durch welchen nicht nur ihre Rechtgläubigkeit anerkannt, sondern auch bezeugt wurde, daß sie „contra canones nihil fecerunt".

Ebenso stimmt denn auch die ganze Reihe von Geschichtsforschern und Biographen, welche sich mit diesem Gegenstande eingehend beschäftigt haben: Dobrowsky, Palacky, Ginzel, Jireček, Dudik — darin überein, daß alle als feststehend ansehen und berichten, die beiden Heiligen seien, von Rastislav nach Mähren berufen und dahin aus Byzanz entsendet, eben zunächst nach Mähren gekommen, und hätten daselbst während der Jahre 863 bis 867 eine reiche Thätigkeit entfaltet. Aber selbst wenn uns alle diese Zeugnisse über das apostolische Wirken der hl. Brüder in Mähren nicht vorlägen, ist es überhaupt nur denkbar, daß die Heiligen, nachdem sie nach Mähren berufen und entsandt waren und diesem Rufe folgten, nicht dahin sich zunächst begeben hätten? Zeugt nicht auch Alles, was sich nach ihrer Ankunft in Rom zutrug, dafür, daß sie eben über ihre Wirksamkeit in M ä h r e n berichteten, und darum auch ihre Consekration zu Bischöfen für Mähren (denn auch Cyrill war zum Bischof consekrirt, oder doch zum mindesten ernannt) erfolgte? Wie kläglich nimmt sich dagegen das Argument aus: die hl. Brüder hätten mit ihrer Uebersetzungsarbeit vollauf zu thun gehabt, eine Missionsthätigkeit sei außerhalb ihres natürlichen Könnens gewesen. Das heißt wohl einen kleinlichen Maßstab anlegen an den apostolischen Eifer, an das missionare Wirken und auch an das Können solcher heiliger, sekulärer Erscheinungen, dessen gar nicht zu gedenken, daß Männern, die von Gott zu seinen Werkzeugen auserkoren sind, wohl auch mehr als „natürliches Können"

verliehen seyn mag. Es ist eine nahezu kindische Auffassung die beiden Männer, die in heiligem Eifer unter den Mühen und Fährnissen damaliger Zeit den weiten Weg von Byzanz nach Mähren gewandelt waren, durch 4 Jahre in eine Studirstube eingeschlossen sich zu denken, inmitten eines des Heils bedürftigen Volkes lediglich mit der Uebersetzung der heiligen Schriften beschäftigt.

Es ist vollends historisch unrichtig, daß sie, oder besser gesagt, daß der hl. Cyrill erst in Pannonien und erst zu dieser Zeit die glagolitische Schrift erfunden habe. Alle oben genannten Quellen stimmen darin überein, daß die Erfindung der altslavischen Schrift, ja daß einzelne Uebersetzungen schon vor dem Antritt der Reise der beiden Apostel stattgefunden haben. Eben der oft genannte Gelehrte, Safarik, hat dieß ausführlich nachgewiesen und unter Berufung auf das Zeugniß des Mönches Chrabr, welcher ein Zeitgenosse der Jünger des hl. Method war, hiefür das Jahr 855 angegeben. Es spricht auch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß eben der Ruf der Erfindung einer der slavischen Sprache zusagenden Schrift mit dazu beigetragen habe, daß Rastislav sich nach Byzanz um der Sprache kundige christliche Lehrer wandte.

Wir haben nach alledem wohl volles Recht, an der reichen apostolischen Thätigkeit der beiden heiligen Brüder in Mähren während ihres Verweilens in den Jahren 863 bis 867 und somit auch an jener des hl. Cyrill als an einem historischen Faktum festzuhalten. Gerade der hl. Cyrill wird in allen Berichten, welche sich über diese Thätigkeit erhalten haben, immer an erster Stelle genannt. In der vita S. Methodii heißt es, „er (der hl. Method) sei dem Philosophen (so wurde der hl. Cyrill in den ältesten Documenten genannt) gehorsam gewesen, habe ihm gedient, mit ihm gelehrt". Auch in Rom tritt Cyrill an die erste Stelle; er erstattet Bericht; er hält die Apologie ihrer gemeinsamen Wirksamkeit; auf Grundlage dieser wird die Bewilligung ertheilt zum Gebrauche der slavischen Sprache „in illis partibus, quas b. Cyrillus Deo acquisierat" (mähr. Legende); Cyrill wird zuerst zum Bischof für Mähren bestimmt.

In diesen Thatsachen liegt die erschöpfende Antwort auf die in sonderbarer Weise aufgeworfene Frage, aus welchem

Grunde wohl Cyrill zu den Slavenaposteln gezählt wurde, was ja nicht willkürlich, nicht von unberufener Stelle, sondern durch die hl. Kirche erfolgte. Und nachdem nun das Fest der hl. Cyrill und Method an Einem Tage, dem Todestage des letzteren, von der Kirche gefeiert wird; nachdem zur Feier des Millenariums des letzteren das Jubiläum anberaumt worden war, so wird doch der Herr Verfasser nicht die Zumuthung aufstellen, der Aufruf hätte den hl. Cyrill von der beabsichtigten Feier etwa ausdrücklich ausnehmen sollen. Das Andenken beider hl. Patrone ist in dem Gemüthe des Volkes, ist in dem gemeinschaftlichen Cult in Eines zusammengeflossen, wie denn auch die grundlegenden Akte ihrer Thätigkeit Eins waren; sie sind Beide Patrone, nicht der Slaven, nicht der Deutschen in Böhmen, sondern des ganzen Königreiches; und darum wird in dem Aufrufe den deutschen Katholiken in Böhmen gewiß kein Leid zugefügt, noch eine unberechtigte Zumuthung an sie gestellt, wenn sie zu dankbarer Verehrung Beider, also auch des hl. Cyrill, aufgefordert werden.

Gehen wir nun zu dem zweiten Hauptpunkte über, der Christianisirung Mährens und Böhmens. Daß in Mähren das Christenthum bereits vor Ankunft der beiden Apostel gepredigt worden war, daß die Fürsten des Landes, zuerst Mojmir dann Rastislav, sich zum Christenthume bekannten, ist historisch feststehend. Auch besteht kein Zweifel darüber, daß daselbst Priester ihres Amtes walteten. Darum ist es auch wohl nicht zu bezweifeln, daß einzelne Kirchen errichtet worden seyn dürften. Ebenso ist es aber auch außer Zweifel, daß die kirchlichen Verhältnisse dort zu jener Zeit gar sehr im Argen lagen, daß das Christenthum nicht Wurzel zu fassen vermochte. Auf einer 852 zu Mainz abgehaltenen Synode wird darüber geklagt, daß „rudis adhuc christianitas gentis marahensium“. Der Bischof von Passau, von welchem die Bekehrung Mojmir's ausgegangen war, hatte wohl, wie auch aus den Fulda'schen Annalen hervorgeht, Priester verschiedener Zungen dahin geschickt, es waren aber eben keine slavischen. Nach dem Leben des hl. Method in der pannonischen Legende hat Rastislav in seiner Botschaft nach Byzanz seine Bitte damit begründet: „wohl sind viele christliche Lehrer zu uns gekommen, Italiener, Griechen und Deutsche, Unter-

schiedliches bei uns lehrend; aber wir Slaven sind ein einfaches Volk, und haben Niemanden, der uns die Wahrheit lehrte und den Sinn uns erklärte. Schicke uns darum einen solchen Mann, der uns alle Wahrheit lehre".

Man kann sonach den damaligen Zustand vielleicht am zutreffendsten damit bezeichnen, daß wohl im Großen und Ganzen das Heidenthum abgelegt gewesen seyn, das Christenthum aber noch nicht Wurzel gefaßt haben mochte. Darum hat denn auch Rastislav sich nach Byzanz gewendet, er hat, wie es in dem Leben des hl. Cyrill heißt, in seiner Botschaft geklagt: „wir haben keinen Lehrer, welcher uns in unserer Sprache die wahre christliche Lehre erklärte, auf daß auch andere Länder dieses sehend uns nachfolgen. Darum schicke uns einen solchen Bischof und Lehrer." Also nicht schlechthin einen „Lehrer slavischer Zunge", sondern einen Lehrer des Christenthums, einen Lehrer aller Wahrheit verlangte der Fürst. Und dieses sein Verlangen wurde durch die Sendung der beiden hl. Brüder erfüllt in überschwänglich reichem Maße. Durch ihr vierjähriges apostolisches Wirken wurde das Christenthum dem Volke, das Volk dem Christenthume in Wahrheit zugeführt, so daß, als sie 867 nach Rom zogen, der Bericht über den Erfolg ihres Wirkens in partibus quas b. Cyrillus Deo acquisierat den hl. Vater mit hoher Freude erfüllte.

Als erster Bischof und später Erzbischof von Mähren und Pannonien kehrte Method aus Rom zurück; das Kirchenregiment war bleibend geregelt, Mähren eine selbstständige Kirchenprovinz, in welcher der hl. Method, ungeachtet der vielfachen Hindernisse, welche einerseits innere Wirren, andererseits das feindselige und gewaltthätige Auftreten des Episcopates der Salzburger Kirchenprovinz ihm in den Weg legten, seine apostolische Thätigkeit bis zu seinem Tode fortsetzte und Großes vollbrachte: sein Werk ist ein dauerndes gewesen, und wirkt nach bis auf unsere Tage.

Daß Mähren's Christianisiruug somit vorzugsweise den beiden Slavenaposteln und insbesondere dem hl. Method zu verdanken ist, wird wohl nicht ernstlich bestritten werden. Dagegen wird dieses Verdienst bezüglich Böhmens von dem Verfasser der Berichtigung in Frage gestellt und bestritten; und zwar erstens durch den Hinweis darauf, daß bereits im Jahre 846 „14 böh-

mische Herzoge" in Regensburg die Taufe erhielten, daß somit Regensburg die „Metropole" Böhmens gewesen sei, und zweitens durch den Ausspruch, die Taufe des böhmischen Fürsten Borivoj durch den hl. Method sei ein „historisch abgethaner Irrthum".

Es ist Thatsache, daß in jenem Jahre 14 Herzoge (Lechen) aus Böhmen in Regensburg getauft wurden; aber ebenso ist es Thatsache, daß sich an dieses Ereigniß nicht die geringste Kunde von einer Verbreitung, geschweige denn von dauerhafter Begründung des Christenthums in Böhmen knüpft, daß keine Beweise einer in der auf das Ereigniß unmittelbar folgenden Zeit eingetretenen Missionsthätigkeit in Böhmen von Seite Regensburgs vorliegen. Es läßt sich weder die Entsendung von Priestern, noch die Ordnung des Kirchenregiments, noch die Erbauung von Kirchen in jener Zeit nachweisen. Als die älteste in Böhmen wird traditionell die unter Borivoj erbaute, dem hl. Clemens geweihte Kirche in Levy-Hradec angesehen, und findet diese Tradition ihre Bestätigung in einer Urkunde des Prager Domkapitels vom Jahre 1132, in welcher von Levy-Hradec gesagt wird: „ubi christianitas incepta est".

Es handelt sich ja doch bei der Frage um den Zeitpunkt der Christianisirung eines Landes nicht um einzelne Bekehrungen, nicht um vorübergehende Erscheinungen, sondern darum, wann das Christenthum nachhaltig begründet, durch dauernde Einrichtungen dem Volksleben eingefügt wurde. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch vor dem hl. Bonifacius Bekehrungen zum Christenthum in Deutschland stattgefunden haben, missionäre Thätigkeit in dieses Land gedrungen war: dennoch wird, und mit vollem Rechte, der hl. Bonifacius als Apostel Deutschlands allerorten verehrt.

Nun ist aber die Taufe jener 14 Lechen keineswegs als grundlegend für die Christianisirung Böhmens zu betrachten. Man kennt nicht die Namen dieser Männer, weiß nichts von deren Bedeutung, und sie verschwinden auch sofort von der Spiegelfläche der Geschichte. Böhmen aber war nach wie vor heidnisch geblieben. Dieß bestätigen die Worte des Annalisten von Xanten, mit welchen derselbe von dem unglücklichen Ausgange des Krieges gegen die Böhmen im Jahre 849 Kenntniß gibt. Er sagt:

„infirmante Ludevico rege hostis illius de Beioaria iter arripuit in Boemanos: sed multis ex eis ibidem interfectis, valde humiliati reversi sunt in patriam. Gentilitas vero consueto ab aquilone christianitatem nocuit, magis magisque convaluit." Böhmen war also gentilis.

Es ist aber auch vollkommen erklärlich, daß und warum zu jener Zeit von dem Regensburger Stuhle aus keine Missionsthätigkeit, geschweige denn eine regelmäßige Diöcesan-Regierung in Böhmen ausgeübt worden ist; eine solche konnte gar nicht ausgeübt werden. Es war dieß eben die Zeit wiederholter, mit wechselndem Glück geführter Kriege der Deutschen mit Böhmen und später auch mit Mähren. Je nachdem das Kriegsglück dem einen oder anderen Theile günstig sich erwies, wurde seitens der Böhmen Tribut zugestanden und wieder verweigert. Erobert, unterworfen war das Land nicht. Eben darum konnte auch eine kirchliche Jurisdiktion von Seite des deutschen Bischofs daselbst nicht zur Geltung gebracht werden.

Man muß, wenn man an die Frage über die Christianisirung Böhmens und auch Mährens mit der Objektivität des Historikers herantreten will, die thatsächlichen politischen und kirchlichen Verhältnisse jener Zeiten so nehmen, wie sie wirklich waren; man muß die die Wirren jener Zeit bewegenden großen Ideen und deren Gegensatz in's Auge fassen; man muß sich davor bewahren, die Anschauungen unserer Tage, die Begriffe, welche gegenwärtige Zustände uns geläufig machen, als Maßstab an die Geschehnisse jener Zeit anzulegen; vor Allem aber muß man sich hüten, die Gefühle, geistigen Kämpfe und Leidenschaften der Gegenwart auf das Urtheil über das, was zu jener Zeit vollführt oder doch angestrebt wurde, Einfluß nehmen zu lassen.

Noch im Jahre 1857 hat Dr. Höfler in seinem Vortrage über die Auffindung glagolitischer Fragmente den Ausspruch gethan: „Böhmen hat von zwei Seiten die Keime religiöser Bildung empfangen, vom Westen und vom Osten; es ist durch seine Lage und Weltstellung berufen den Osten mit dem Westen zu vermitteln; es zeigt in seiner ganzen Geschichte diesen Dualismus als seinen Kern." Seit dem Zeitpunkte, wo diese Worte gesprochen wurden, hat nationale Animosität sich nicht bloß auf das politische Feld beschränkt, sondern auch vielfach ihre Wellen

in den Kreis der Gelehrten, auf das Gebiet wissenschaftlicher Forschung geworfen; und heute mag vielleicht von der einen Seite der Einfluß des Westens — weil er ein deutscher war — ungebührlich verkleinert, von der andern jener des Ostens — weil er ein slavischer war — geradezu geläugnet werden.

Und doch handelte es sich dazumal um keinen nationalen Streit im modernen Sinn des Wortes: es war die Zeit des Austrags großer politischer und kirchlicher Kämpfe. Die Träger der karolingischen Tradition, die deutschen, die fränkischen Könige verfolgten das Ziel, die Grenzen ihres, des abendländischen Reiches katerochen, mit der Gewalt der Waffen gegen den Osten auszubehnen: dieß brachte sie in Kampf mit den noch heidnischen Slavenvölkern. Ihre territorialen Eroberungen wurden nun auch das Gebiet der Bekehrung zum Christenthum durch deutsche Bischöfe: aber eben darum hielt auch das Werk der Christianisirung durch Deutsche gleichen Schritt mit den Erfolgen ihrer Heere.

Zu eben jener Zeit trat der Geist der Unabhängigkeit, der Emancipation vom römischen Stuhle unter dem fränkischen Episcopate zu Tage, dessen Bestrebungen die Könige, von gleichem Geiste getragen, günstig gestimmt waren und ihre Unterstützung angedeihen ließen; und waren es besonders die übergreifenden Ansprüche der Metropoliten, welchen Rom mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten sich gedrängt fühlte. Darum war das Vordringen des Machtkreises der deutschen Hierarchie ebensowohl den Slaven eine Bedrohung ihrer Selbstständigkeit und Freiheit, als dem römischen Stuhle eine Gefährdung seines Primates. In diesem Umstande liegt die Erklärung, warum die Mähren in ihrer Abwehr gegen das Vorgehen der Bischöfe der Salzburger Metropolie standhaft behaupteten: „sie hätten den Glauben vom hl. Petrus (d. h. von Rom) erhalten," und wollten auch dabei verbleiben; warum Rastislav einen unmittelbar Rom unterstehenden Bischof von dort begehrte; warum hinwieder Rom mit freudiger Bereitwilligkeit darauf einging, und unter Erneuerung des von Rom unmittelbar abhängigen Syrmischen Bischofstuhles Method zum Bischof von Pannonien und Mähren ernannte; warum die Päpste Hadrian II., Johann VIII. und Stephan VI. die Selbstständigkeit des mährischen Bisthums, beziehungsweise

Erzbisthums, den heftig dagegen ankämpfenden Bischöfen der Metropolie gegenüber energisch vertheidigten, wie dieß hochbedeutsame päpstliche Schreiben, insbesondere jene des Papstes Johann VIII., von denen mehrere im Britisch Museum verwahrt werden und von Ewald veröffentlicht wurden, schlagend erweisen; warum endlich eben dieser Papst auch dem König Ludwig erklären ließ: quod Pannonica dioecesis apostolicae sedi sit subjecta.

Wenn wir nun sehen, daß der Salzburger Erzbischof gerade in dieser Frage der Delimitation seiner Diöcese einen entgegengesetzten Standpunkt einzunehmen, dafür mit seinen Suffraganen einzustehen, zur Durchsetzung seines Rechtes selbst zu eigenmächtigen Schritten, ja sogar zu gewaltthätiger Ergreifung des hl. Method zu schreiten keinen Anstand nahm, so drängt sich uns wohl auch die Anschauung auf, daß zu jener Zeit von einer festen Abgrenzung der Diöcesen, wenigstens über die Grenzen des weltlichen Herrschaftsgebietes der Deutschen hinaus, nicht gesprochen werden kann. Es wäre dem Regensburger Bischofe — ihn zu einem Metropoliten zu erheben war dem Verfasser der Berichtigung vorbehalten — sicherlich unmöglich gewesen, die Grenzen der ihm in Böhmen zugemutheten Diöcese darzulegen. Ueber die Grenzen des weltlichen Herrschaftsbereiches konnte die Diöcese als solche nicht reichen. Wohl müssen wir annehmen, daß dort wo die Diöcese an fremde Länder, an heidnische Völker grenzte dem Bischofe für gewisse Landstriche, gewisse Völkerschaften die Missionsthätigkeit zugewiesen seyn mochte: damit waren diese aber nicht im eigentlichen Sinne in die Diöcese einbezogen. Besteht doch auch heute ein wesentlicher Unterschied zwischen der Constituirung der Diöcesen in unseren Ländern und der Zuweisung des Arbeitsfeldes an apostolische Vicariate in heidnischen Regionen.

Das Gesagte auf Böhmen anwendend erkennen wir, daß dem Regensburger Bischofe aus Anlaß der Taufe jener 14 Lechen etwa ein Missionsberuf für Böhmen geworden seyn mag, aber von einer Unterwerfung Böhmens unter diese Diöcese war nicht die Rede, konnte es nicht seyn: diese Unterwerfung erfolgte erst 895. In diesem Jahre zogen Borivoj's Söhne, Spytihnev und Wratislav, nach Regensburg zu Kaiser Arnulph, und es

vollzog sich hiemit zugleich, wie Frind in seiner Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag nachweist, in kirchlicher Beziehung die förmliche Unterwerfung Böhmens unter die Jurisdiktion des Bischofs von Regensburg. Daß die Dinge so verlaufen sind, erweist auch Tomek in seiner Apologie der ältesten Geschichte Böhmens.

Zwischen diesen zwei Daten aber, zwischen 846 und 895 liegt zunächst die Epoche der Kriege der Böhmen und Mähren mit den Deutschen, dann der Anschluß Böhmens an Mähren, an das Reich Svatopluk's, die Taufe Borivoj's durch Method. Mit diesem Akte gelangt das Christenthum in Böhmen zur Herrschaft und in demselben gründet der Antheil an Böhmens Bekehrung, welcher dem Osten, dem hl. Method zufällt. Ob dieser selbst nach Böhmen gelangt ist, wie die Tradition lautet, läßt sich historisch nicht erweisen. Es ist aber jedenfalls eine Frage, welche nicht so spöttisch abgethan zu werden verdient, wie dieß in der „Berichtigung" geschieht. Es wird in letzterer, und zwar als Beweis willkürlicher Behandlung der Sache, angeführt, Palacky meine: Method werde die kurze und gefahrlose Reise von Mähren nach Böhmen nicht gescheut haben, um Borivoj in Böhmen — „wohl im goldenen Prag" — zu taufen; „in Moravien darf es nicht gewesen seyn, weil es der Vater der Nation nicht erlaubt." Der Mann, den er mit diesem zwischen Anführungszeichen gestellten Titel lächerlich zu machen vermeint, den Höfler, obwohl politischer und nationaler Gegner, in dem erwähnten Vortrage als den „größten Kenner böhmischer Geschichte" anerkennt, und gegen dessen gewissenhafte Wahrheitsliebe Niemand einen Zweifel zu erheben gewagt hat, der Mann würde sicherlich einen solchen Vorgang in der Citation fremder Aussprüche, wie er hier liegt, mit seiner Wahrheitsliebe nicht vereinbar gefunden haben.

Palacky läßt nämlich die Frage, wo die Taufe Borivoj's vollzogen wurde, ob in Mähren oder in Böhmen, ausdrücklich unentschieden. Die Worte aber: Method würde „die kurze und gefahrlose Fahrt nach Böhmen nicht gescheut haben", sagt Palacky nicht in Beziehung auf die Taufe Borivoj's, sondern im Hinblick auf die Frage, ob Method überhaupt nach Böhmen gekommen sei, „um hier, wo nicht die hl. Ludmilla zu taufen, doch

das so glücklich begonnene Werk der Heidenbekehrung mit Wort und That zu fördern." „Oder sollte etwa, fährt Palacky fort, der apostolische Mann, der den größten Theil seines Lebens in Reisen zur Verbreitung des Christenthums zubrachte, nur die kurze gefahrlose Fahrt aus Mähren nach Böhmen gescheut haben, um sich des Gedeihens der von ihm selbst gepflanzten ersten Keime des Heils bei einem zahlreichen Volke zu versichern?"

Und in dieser einfachen, objektiven, würdigen Erwägung liegt auch wirklich ein gewichtiger innerer Grund, um bei Abgang documentirter Nachweise doch auf die Ausdehnung der apostolischen Thätigkeit Method's auf Böhmen zu schließen. Method war Erzbischof und Metropolit von Mähren; er hat Borivoj getauft; mit Borivoj's Annahme des Christenthums gelangte dieses zur Anerkennung in Böhmen; Böhmen aber hat sich damals der Herrschaft des Mährerfürsten Svatopluk untergeordnet: Method war also befugt und berufen auch Böhmen als zu seiner Diöcese gehörig zu betrachten. Daß dieser apostolische Mann dann auch wirklich sein Werk auf Böhmen ausgedehnt hat, wird als Tradition der mährischen Kirche bewahrt. Der Umstand daß, wie oben erwähnt, die erste Kirche in Böhmen zu Levy-Hradec dem hl. Clemens geweiht worden ist, und so auch später andere Kirchen im östlichen Theile Böhmens bis letztlich zum Vyšehrad, weist ebenfalls auf das Vordringen des Christenthums vom Osten. Denn die Consecration von Kirchen zur Ehre des hl. Clemens von Rom ist ein Hinweis auf die beiden hl. Slaven-Apostel, welche die Reliquien dieses Heiligen aus dem Chersonnes auf ihrer Pilgerung durch Bulgarien und Pannonien nach Mähren, und von da im Jahre 867 nach Rom überbrachten, so daß deren Itinerarium gewissermaßen durch die Clemens-Kirchen bezeichnet wird.

Wer noch weitere Belehrung wünscht über die verschiedenen Momente, welche die Ausbreitung des Christenthums aus Mähren nach Böhmen und die Ausdehnung der apostolischen Thätigkeit Method's auf letzteres erhärten, möge sich in Jireček's gediegener Abhandlung über diese Frage unterrichten. In dem Rahmen gegenwärtiger Entgegnung müssen wir uns auf das Gesagte

beschränken, welches ohne Zweifel genügt um den oben citirten Ausspruch Höfler's — in so ferne er sich auf die Christianisirung Böhmens vom Osten aus bezieht — zu bestätigen.

Das so begonnene Werk aber bedurfte weiteren Ausbaues. Durch die Taufe des Fürsten und seines Gefolges und Alles was darauf folgte, war wohl der entscheidende Schritt geschehen, die Christianisirung wohl erfolgt, aber nicht vollendet. Und diese Aufgabe fiel der Regensburger Diöcese zu. Während das großmährische Reich seinem Verfalle zueilte, über dessen Gebiete bald die Schrecken der Magyaren-Einfälle hereinbrachen, mit dem Untergange der Dynastie des Landes Unabhängigkeit verloren ging, und blutige Kämpfe die friedliche Saat christlicher Cultur zu zertreten drohten, wurde die Verbindung Böhmens mit Mähren gelöst sowohl in politischer als in kirchlicher Beziehung. Das junge christliche Reich bedurfte der Ordnung seiner kirchlichen Verhältnisse, und diese erfolgte durch jenen Anschluß an Regensburg, von welchem oben Erwähnung geschah. Von da an bis zu dem Zeitpunkte, wo durch die hochherzige Entschließung des hl. Wolfgang,[1]) Bischofs von Regensburg, die Errichtung eines selbständigen Bisthums in Prag ermöglicht wurde, ist den Bischöfen von Regensburg die Verbreitung und Befestigung des Christenthums in Böhmen zugefallen: es hat der Westen den Samen zur vollen Reife gebracht, dessen Aussaat vom Osten ausgegangen war.

---

1) Der Verfasser der Berichtigung findet sich veranlaßt, die Bemerkung einzuflechten, der hl. Wolfgang sei auf einmal aus der Reihe der böhmischen Patrone verschwunden, und er scheint dieser Bemerkung besonderes Gewicht beizulegen, da er sie mit durchschossenen Lettern zum Ausdruck bringt. Diese Angabe ist ganz unbegründet. Der hl. Wolfgang ist nie Landespatron von Böhmen im liturgischen Sinne gewesen. Beweis dessen sind die offiziellen Missales der Prager Erzdiöcese aus den verschiedensten Epochen. In keinem derselben wird der hl. Wolfgang bei Aufzählung der Landespatrone erwähnt; in dem alten offiziellen Nürnberger Missale von 1508 steht derselbe nichteinmal im Kalender für Ende Oktober verzeichnet. In dem Missale von 1690 steht bei dem Feste des hl. Wolfgang am 31. Oktober: Episcopus Confessor duplex; als Messe ist ihm „sacerdotes tui" angewiesen; unter seinem Namen steht: duplex per totam

Der Verfasser der Berichtigung hält indessen Jenen, welche Method eine besondere Wirksamkeit in Betreff Böhmens beimessen, das „große Dilemma" entgegen, daß „wenn man den Erzbischof von Mähren und Pannonien zu den Bekehrern von Böhmen rechnet, der slavische Ritus der avite sei und nicht der lateinische", und er fügt bei: welche Folgerungen ergäben sich daraus? Es ist dieß im Munde eines Historikers eine bedenkliche Aeußerung. Wenn es sich um die Forschung nach der historischen Wahrheit handelt, so sind doch nicht die Folgerungen, die sich aus dem Faktum ergäben, maßgebend: entscheidend ist der Erweis des Faktums. Ist dieser erbracht, müssen die Folgerungen eben mitgenommen werden, und es geht nicht an, etwa unliebsamer Folgerungen wegen an dem erwiesenen Faktum herum zu modeln.

Uebrigens ist das Dilemma gar nicht so concludent. Der Gebrauch der slavischen Sprache als Kirchensprache beim Gottesdienste wurde den heiligen Brüdern, wurde dem hl. Method vom Papste gestattet, nicht befohlen; es wurde ihm nach einem der vorliegenden Texte speciell bedeutet: wenn von dem Fürsten die Abhaltung des Gottesdienstes in lateinischer Sprache gewünscht werde, möge dem willfahrt werden. Nun ist es bekannt, daß Svatopluk dem Gebrauch der slavischen Kirchensprache nicht hold war, wie er denn überhaupt im Gegensatze zu seinem Vorgänger dem hl. Method vielfache Hindernisse in den Weg legte, und die Kabalen des ungetreuen Bischofs Wiching gegen Method, ja auch jene der Salzburger Bischöfe in mehr als Einem Falle unterstützte.

Germaniam. Von „Landespatron" findet sich nicht die geringste Erwähnung. „Landespatron" ist ein liturgischer Rang und nur liturgische Bücher sind dießfalls beweiskräftig. In diesem Sinne war der hl. Wolfgang niemals Landespatron, konnte also als solcher niemals verdrängt werden, nicht verschwinden. In Gebetbüchern, Volksschriften und dergleichen wurde und wird derselbe auch noch in neuester Zeit hie und da als Landespatron angeführt; da und dort mag seine Verehrung als solcher in lokaler Uebung begründet seyn: darin ist keine Aenderung eingetreten — also auch in diesem Sinne ist er nicht verdrängt, nicht verschwunden.

Es ist darum wohl anzunehmen, daß auch in Mähren der Gottesdienst nicht ausnahmslos in slavischer Sprache abgehalten wurde; jedenfalls muß dieß rücksichtlich der nicht ausschließlich von Slaven bewohnten pannonischen Diöcese vorausgesetzt werden. Es ist darum naheliegend, daß in Böhmen, wenn es der Wunsch Borivoj's gewesen, die lateinische Sprache beim Gottesdienste auch von Method und seinen Jüngern angewendet werden mochte.

Aber selbst wenn dieß nicht der Fall gewesen wäre, worin soll das Bedenkliche der Folgerung liegen? Der Gebrauch der slavischen Kirchensprache war durch den hl. Stuhl approbirt, also kirchlich correkt; auch dürfte es nicht zutreffend seyn, von einem slavischen Ritus im Sinne einer von jener der allgemeinen Kirche abweichenden Liturgie zu sprechen. Nach der begründeten Meinung Vieler war es der lateinische Ritus nach dem Gebrauche der römischen Kirche unter Anwendung des slavischen Idioms, wenn auch wahrscheinlich die erste Uebersetzung der Bibel und der liturgischen Bücher aus dem griechischen Text erfolgte. Jedenfalls war es ein katholischer Ritus, welchem auch nicht im entferntesten schismatischer Charakter beigelegt werden darf. Welche sind also die bedeutsamen Folgerungen? Die historische Treue kann das Faktum nicht unterdrücken, daß in Böhmen auch nach Method's Zeiten wiederholt Anklänge slavischen Gottesdienstes sich ergeben haben, wiederholt Anläufe dazu unternommen wurden. In die Gegenwart aber ragt dieses Faktum in keiner Weise herein. Durch den Anschluß an Regensburg im Jahre 895 trat Böhmen in den Kreis lateinischen Kirchenwesens ein; Jahrhunderte sind seit dem Verschwinden der letzten Spuren slavischen Gottesdienstes über das Land hinweggezogen, haben dem Geiste der Völker seine Bahnen gewiesen; die alt-slavische Kirchensprache trüge in unseren Tagen selbst den Charakter einer fremden, dem Volke kaum verständlichen Sprache; ihre Wiedererweckung braucht keine Besorgnisse einzuflößen. Vor Allem aber ist entscheidend und abschließend, daß Roma locuta est — causa finita.

Und nun zu dem letzten Einwand: Method habe den Borivoj nicht getauft; es sei dieß ein historisch abgethaner Irrthum.

Mit dieser kategorischen Behauptung tritt der Verfasser der

Berichtigung in Gegensatz zu den gewiegtesten Geschichtsschreibern und Forschern, welche seit nahezu einem Jahrhundert mit diesem Gegenstande sich beschäftigten. Selbst Dobrowsky, der doch als Hyperkritiker bekannt ist, schließt seine kritischen Erwägungen mit den Worten ab: „was läßt sich wohl Erhebliches gegen den einfachen Satz (des Cosmas): ‚Borivoj ist von dem Bischofe Method in Mähren unter Svatopluk getauft worden‘, einwenden?“ Palacky, Tomek, Safarik, Jirecek, Ginzel, Frind — Alle behandeln dieses Faktum als historisch feststehend; keine ernste Stimme der Kritik hat seither Bemerkenswerthes dagegen vorgebracht; es lebt das Faktum auch fort in der Tradition der böhmischen, insonderheit der Prager Metropolitan-Kirche, weßhalb es auch als solches von Frind in seiner Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag verzeichnet wird.

Welche sind nun, fragen wir wohl mit Recht, die durchschlagenden Beweise, auf welche gestützt der Verfasser der Berichtigung dasjenige für historisch abgethan erklärt, was alle die angeführten Autoritäten übereinstimmend als historisch feststehend betrachten?

Beweise suchen wir vergebens; nur zwei kritische Bedenken werden geltend gemacht: erstens Cosmas von Prag, in dessen Chronik die Taufe Borivoj's berichtet wird, sei von Palacky als einer der unzuverlässigsten Chronisten dargestellt worden; zweitens die von Cosmas angegebene Jahreszahl sei falsch; ergo müsse auch das Faktum nicht richtig seyn.

Was nun das Erste betrifft, so begegnen wir hier wieder — zum dritten Male im Rahmen dieser „Berichtigung“ — einem in hohem Grade ungenauen Citate. Palacky hat in seiner Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber mit voller Unbefangenheit die Mängel der Chronik des Cosmas besprochen, namentlich die Anachronismen in derselben gerügt und beleuchtet; er hat aber zugleich des Cosmas Wahrheitsliebe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat hervorgehoben, daß selbst seine aus patriotischem Eifer hervorgehende Einseitigkeit ihn nie zur Ungerechtigkeit verleite; er hat namentlich rühmend den richtigen Takt geltend gemacht, welchen Cosmas, sowie seine Wahrheitsliebe, gerade dadurch beweist, daß er selbst seine Leser auf den Unterschied aufmerksam macht, welcher in Bezug auf Zuverlässig-

keit zwischen seiner Darstellung der älteren Zeit, von welcher er nach Thunlichkeit, nach Hörensagen (pro nosse et posse ne omnino tradatur oblivioni) erzähle, und jener der folgenden obwalte, über welche er aus eigenem Wissen berichte. In seiner Geschichte Böhmens (in der im Jahre 1848 mit böhmischem Texte erschienenen Ausgabe) nennt Palacky den Cosmas einen hervorragenden, auch für die spätesten Geschlechter bedeutsamen Mann, scharfen und gesunden Verstandes. In beiden Urtheilen kömmt er durchaus nicht zu dem Schlusse, denselben zu den „unzuverlässigsten Chronisten" zu zählen, sondern nur dazu, die Nothwendigkeit der Anwendung gesunder Kritik, namentlich in Bezug auf seine Zeitangaben und ganz besonders bei Benützung des ersten, die älteste, mythische Geschichte umfassenden Theiles zu betonen.

Palacky selbst hat nun gewiß nicht unterlassen, dort wo er den Bericht des Cosmas benützte, eben diese Kritik, die er für nöthig erachtete, anzuwenden. Wenn er nun das Faktum der Taufe Borivoj's durch Method in sein Geschichtswerk als historisches Geschehniß aus Cosmas aufgenommen hat, so liegt eben darin wohl eine Bekräftigung, nicht aber eine Erschütterung der Glaubwürdigkeit dieser Angabe.

In Uebereinstimmung mit Palacky's Anschauung fällt Tomek, der genaue Kenner und gewissenhafte Bearbeiter der böhmischen Geschichte, das Urtheil, „daß so hoch oder so gering man des Cosmas historiographisches Talent anschlagen mag, aus seinem Werke so viel hervorgehe, daß er sich der Pflicht eines Geschichtsschreibers, nur Wahres zu schreiben, bewußt war." So viel über das persönliche Kriterium der Glaubwürdigkeit.

Neben demselben sprechen aber auch alle sachlichen, inneren Kriterien für die Richtigkeit des angefochtenen Berichtes. Cosmas war Dom-Dechant in Prag. Er war im Jahre 1045 geboren. Es waren also weniger als zweihundert Jahre seit dem Ereignisse, das er berichtet, verflossen. Ist es denkbar, daß zu jener Zeit inmitten der Geistlichkeit an der Kathedralkirche von Prag über das für die Christianisirung des Landes entscheidende Faktum der Bekehrung des Landesfürsten ein Zweifel, ein Irrthum obwalten konnte? Ist es nicht vielmehr aufliegend, daß die Tradition davon dazumal eben an der Pragerkirche noch in voller

Lebenskraft stehen mußte? Ist es nicht klar, daß, wenn Cosmas in diesem Faktum von sekulärer Bedeutung geirrt hätte, von allen Seiten der Sturm des Widerspruchs sich erhoben hätte? Es ist geradezu unmöglich dieß anzunehmen, darum geradezu unzulässig an der historischen Wahrheit des Faktums zu zweifeln.

Aber es kommt noch ein Weiteres hinzu: Cosmas berichtet mit kurzen Worten über die Thatsache der Taufe, fügt aber hinzu: eine nähere Beschreibung unterlasse er, quia jam ab aliis scripta legimus. Er hatte also geschriebene Quellen vor sich; und er beruft sich auch auf dieselben, nennt deren drei. Auf uns sind sie wohl nicht gekommen, aber Dalimil, der Verfasser der Reimchronik, welcher im Anfang des 14. Jahrhunderts schrieb, hat noch zwei derselben vor sich gehabt: auch er hat die Taufe Borivoj's durch Method als nicht angezweifeltes Faktum angesehen und in seiner Chronik berichtet.

Endlich ist folgendes zu bedenken. Cosmas war ein entschiedener Anhänger des lateinischen Gottesdienstes; ebenso der Landesfürst und die Geistlichkeit. Unter solchen Umständen ist es geradezu undenkbar, daß Cosmas einen Bericht erfunden, oder auch nur eine nicht beglaubigte Nachricht aufgenommen hätte, deren Inhalt unzweifelhaft gerade auf die Christianisirung von Mähren aus, von dem Sitze des slavischen Gottesdienstes hinwies. Es ist somit ebensowohl eine absichtliche Fälschung als ein unfreiwilliger Irrthum ausgeschlossen, und wir gewinnen die Ueberzeugung, daß wir in Cosmas' Worten die Ueberlieferung der Prager Geistlichkeit, die Tradition der böhmischen Kirche vor uns haben.

Bleibt also noch der Irrthum in der Jahreszahl. Schon im Vorstehendem wurde hervorgehoben, daß gerade in der Chronologie die schwache Seite, das „Unzuverlässige" des Cosmas zu suchen sei. Er selbst bekennt, über ältere Ereignisse keinen sichern Anhaltspunkt für die Jahreszahlen zu haben. Mehr als Ein Irrthum ist ihm in dieser Beziehung nachgewiesen worden. Um nur Eines zu gedenken, gibt Cosmas das Jahr der Gründung des Prager Bisthums falsch an; er setzt es in das Jahr 967 anstatt 973. Will der Verfasser der Berichtigung darum etwa das Faktum der Gründung bestreiten? Es ist notorisch und jedem Geschichtsforscher geläufig, daß bei Benützung von alten

Chronisten nichts weniger Anspruch auf unbedingte Verläßlichkeit macht als die Chronologie; auch in den bewährtesten Chroniken finden sich unrichtige Jahreszahlen. Ist es darum ein richtiger, ein zulässiger Vorgang der Kritik, das Faktum, welches der Chronist berichtet, und für dessen Wahrheit innere und äußere Merkmale übereinstimmend sprechen, deßwegen zu verwerfen, weil ein Irrthum in der Jahreszahl constatirt ist? Nein wahrlich! auf diese Weise gelangt man nicht zu der Berechtigung, ein als historisches Faktum geltendes weltgeschichtliches Ereigniß zum „historisch abgethanen Irrthum“ zu stempeln, und die ganze magere Deduktion gibt auch nicht den geringsten Anhaltspunkt, um die Taufe Borivoj's durch Method, und damit das Verdienst des Slaven-Apostels um die Christianisirung Böhmens zu bestreiten.

Das Comité für die Velehrad-Feier war nach Alledem in vollem Maße berechtigt, die Katholiken beider Volksstämme in Böhmen aufzufordern, sich dieser Feier anzuschließen, und in dankbarer Verehrung der Verdienste der beiden hl. Slaven-Apostel zu gedenken. Das Gleiche war im Jahre 1869 zur Feier des Millenariums des hl. Cyrill geschehen. Und wer damals an einer jener feierlichen Wallfahrtsprocessionen Theil zu nehmen das Glück hatte, der konnte gewiß dem tiefen Eindruck sich nicht entziehen einer nach Tausenden und Tausenden zählenden, im Glauben vereinigten, diesen gemeinsam bekennenden, in andächtiger Theilnahme am Gottesdienste, in gleicher Hingabe an die Verehrung der hl. Landespatrone verbundenen Menge. Und in dieser Menge waren Böhmen und Mähren, waren Slaven und Deutsche vereint. In böhmischer und in deutscher Sprache wurde das Wort Gottes, wurde das Lob der Heiligen verkündet — das war der der Verschiedenheit der Stämme gezollte Tribut: im Gottesdienste, beim hl. Meßopfer, da waren sie Alle vereint — das war die Weihe des Alle umschlingenden Bandes kirchlicher Einheit.

Und wahrlich, wenn es ein Gebiet gibt, auf welchem die Verschiedenheit der Abstammung und Sprache vor höherer Einheit zurücktritt, und von welchem die nationalen Streitigkeiten fern zu halten Aufgabe aller derjenigen seyn sollte, welchen das Wohl

und das Heil beider Völker aufrichtig am Herzen liegt, so ist es das Gebiet des Cultus, das religiöse Gebiet.

Es ist die Zeit nicht so fern, wo eine solche Auffassung noch Gemeingut beider Völker war. Noch sind nicht 30 Jahre verflossen, daß ein Mann wie Ginzel, über dessen deutsche Nationalität und deutsche Gesinnung wohl Niemand im Zweifel ist, die Worte geschrieben hat: „Wenn die christlichen Slavenvölker Oesterreichs die hl. Brüder vorzugsweise als ihre Apostel verehren, so blicken auch die nicht-slavischen Völker des christlichen Abendlandes, und besonders jene Oesterreichs, mit nicht geringerer Verehrung auf sie als die Repräsentanten des über den byzantinischen Widerpart gegen Rom erhabenen griechischen Geistes, in denen die Einheit der morgenländischen und abendländischen Kirche in Glauben und Liebe sich im neunten Jahrhunderte lebendig darstellte. Und darum sind und bleiben die hl. Cyrill und Method das hellleuchtende Doppelgestirn am kirchlichen Himmel, zu welchem Alle emporschauen, denen der schöne Gedanke einer Vereinigung der getrennten Kirchen Herzenssache ist.“

Auf daß die Zeit wiederkehre, wo die beiden Böhmen bewohnenden Völker in geistiger Einigkeit verbunden, in den gemeinsamen höchsten Belangen brüderlich zu einander stehen, auf daß der Friede unter denselben wieder heimisch werde, muß vor Allem das große Gut des Glaubens gewahrt werden: im Glauben gründet die Liebe und die Liebe bringt den Frieden. Darauf soll das Streben, darauf sollen die Gebete aller treuen katholischen Söhne des Landes gerichtet seyn. Und darum war es eine gute That, welche Dank nicht aber Verunglimpfung verdiente, daß das Comité in seinem Aufrufe Alle, Slaven und Deutsche, aufforderte, am Grabe des hl. Method Gott anzuflehen, „daß das Band der christlichen Liebe immer fester und inniger alle Bewohner des theuren Vaterlandes umschlinge.“

X.

Zeitläufe.

Die europäische Confusion an der europäischen Pandorabüchse.

Am 12. Januar 1886.

Einige Wochen nach der Begegnung der drei Kaiser zu Skierniewicze hat die „Neue Preußische Zeitung“ in Berlin geschrieben: „Nirgends hat der beruhigende Einfluß der Drei-Kaiser-Zusammenkunft sich in so sichtbarer Weise geltend gemacht wie in dem südöstlichen Winkel des Welttheils, der sonst für die europäische Pandorabüchse galt, und diesen Namen in gewissem Sinne noch gegenwärtig verdient. Von dem, was zwischen Donau und Balkan passirt, wird kaum mehr Akt genommen.“ [1])

Ja wohl; die Mächte schlummerten seitdem im Schatten der vereinigten Bajonette; inzwischen hat der böse Feind Unkraut gesäet unter die von russischen Agenten so sorgsam bestellte Saat, und als das Unkraut rasch aufschoß, da ist ein Anderer und der Unrechte gekommen, um den russischen Waizen sammt der anderen Crescenz einzuerndten. Das ist die Geschichte der September-Revolution in den beiden Bulgarien. Man kann Rußland mit dieser Behauptung nichteinmal beleidigen. Denn es hielt sich unverholen für berechtigt, dort am Balkan zu schalten wie im eigenen Hause und seine Pläne vorzubereiten, ohne nach Jemand zu fragen.

---

1) „Kreuzzeitung“ vom 5. Nov. 1884.

Dem Tage von Skierniewicze gingen bekanntlich lange Verhandlungen zwischen den auswärtigen Ministern Oesterreichs und Rußlands voraus, und es ist behauptet worden, daß dabei die bulgarische Union eine Hauptrolle gespielt habe. Wenn Rußland sich von der Agitation in Serbien und Montenegro zurückziehen wolle, so werde Oesterreich die Union gewähren lassen: das sei die Idee der Verständigung gewesen. „Wie man in diplomatischen Kreisen versichert, handelt es sich vorläufig nicht um die Frage, wie sich Oesterreich und Rußland gegenseitig verhalten werden, wenn die Stunde der Türkei geschlagen hat; man will es zunächst mit einer Verständigung über die wirklichen aktuellen Fragen versuchen. Als solche ist zunächst zu bezeichnen: das Verhältniß von Ostrumelien und Bulgarien, und man glaubt, daß Oesterreich einer eventuellen Vereinigung dieser beiden Länder zu einem einheitlichen Bulgarien keinen Widerspruch entgegensetzen würde.“ [1])

Die Verständigung zwischen beiden Staaten, eine Art diplomatischen Waffenstillstands auf der Balkan-Halbinsel, kam zu Stande, weil man in St. Petersburg die Wiederherstellung der alten Freundschaft mit Preußen anstrebte, und weil diese nicht anders zu haben war als durch eine gleichzeitige Annäherung an Oesterreich. „Preußen und Rußland“, so äußerte sich das Petersburger Hofjournal um jene Zeit, „seien immer Freunde gewesen; die Beziehungen beider Staaten seien traditionelle, und das deutsche Reich, an dessen Spitze das protestantische Preußen stehe, widerspreche den Ueberlieferungen nicht, welche ihm und Rußland seine Sendung anweisen.“ [2]) Daß dieß im Gegentheil bei dem katho-

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 28. Januar 1883.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 24. Nov. 1883. — Wir legen bezüglich der Türkei Gewicht auf dieses Organ, weil es über die orientalischen Dinge und die einschlägige Politik sich regelmäßig als wohl informirt erweist. Neuerlich scheint indeß das Blatt selber seinen Glauben an die Türkei zu verlieren.

lischen Oesterreich der Fall sei, ließ das Organ zwischen den Zeilen lesen; aber das Wiener Kabinet mußte nun einmal mit in den Kauf genommen werden. Die Besiegelung der dreiseitigen Verständigung erfolgte in Skierniewicze; und man muß zugestehen, daß Rußland, das officielle nämlich, Wort gehalten hat, wie die beiden anderen Mächte ihrerseits, bezüglich der Länder am Balkan.

Aber der Czaren-Hof ist nicht die einzige Macht in Rußland. Kurz vor den angeführten Aeußerungen des Petersburger Organs hatte der österreichische Minister vor der ungarischen Delegation ungenirt auf diese Thatsache hingewiesen. Er unterschied drei politische Faktoren in Rußland: den Czaren, die Regierung und die Presse, beziehungsweise die Parteien im russischen Volke. Die Beziehungen der beiden Kaiser, sagte er, seien die herzlichsten; das Verhältniß beider Regierungen zu einander sei ein — „normales," die russische Presse aber sei die Quelle der Beunruhigungen. Der Minister gab zu, daß man in Rußland auf militärischem Gebiete sehr thätig sei, aber einen russischen Angriffskrieg erklärte er für unwahrscheinlich: erstens wegen der inneren Verhältnisse im Czarenreiche, und zweitens weil es bekannt sei, daß Oesterreich-Ungarn einem solchen Angriff gegenüber „nicht allein" stehen würde. So sei also zu hoffen, daß auch das russische Volk sich in die vom Czaren wiederholt betonte friedliche Politik hineinfinden werde.[1])

Hienach waren die Aussichten im Oktober 1883 noch sehr zweifelhafter Natur. Als aber der Czar zu Skierniewicze sein Wort gegeben hatte, hat er es auch gehalten — für seine Person. Nichtsdestoweniger konnten die Londoner „Times" zwei Wochen vor der Explosion zu Philippopel erklären: „Die Kaiser-Zusammenkunft zu Skierniewicze that Rußlands unterirdischem Kriege keine Minute Einhalt, und wir würden

1) Die Berliner „Germania" glaubte damals (28. Okt. 1883), daß die Worte des Grafen Kalnoky einen schlagenden Beleg an der russischen Maulwurfsarbeit in Bulgarien fänden.

überrascht seyn, wenn die Zusammenkunft in Kremsier irgend eine bessere Wirkung hätte. Thatsächlich ist und bleibt Rußland der Todfeind von Oesterreich-Ungarn in Osteuropa." [1]) Das Londoner Blatt hat diese Bemerkung einer Zuschrift aus Serbien angefügt, worin über die unausgesetzt fortdauernden Hetzereien der russischen Partei in Serbien und Montenegro berichtet wurde. Der Berichterstatter, ein serbischer Politiker, hatte die Kaiser-Begegnung in Kremsier mit der Bemerkung begleitet: „Mein eigener Eindruck, gegründet auf eine Kenntniß der überlieferten Staatskunst Rußlands, ist der: daß nicht bloß die Maßregeln für Niederzwingung des Königs Milan und Serbiens nicht abgesagt sind, sondern daß die Panslavisten sehr bald versuchen werden, den Völkern der Balkan-Halbinsel einen neuen verblüffenden Beweis zu geben, wie völlig unmöglich sogar eine nur vorübergehende Aussöhnung der österreichischen und russischen Interessen in diesem Theile der Welt ist." Ein paar Wochen später erfolgte der Streich vom 18. September.

Daß auch die Kabinete von Wien und Berlin der für Rußland eröffneten Aussicht auf eine bulgarische Union treu geblieben sind, beweist die einfache Thatsache, daß sie dem russischen Treiben in Bulgarien und Ostrumelien ruhig zuschauten, als ob die Sache sie gar nichts anginge. Man mußte hier wie dort wissen, daß Fürst Alexander in seiner bulgarischen Residenz mehr einen auf russische Appanage gesetzten preußischen Gardeoffizier, als einen Regenten mit eigenem Willen und eigener Aktionsfreiheit repräsentire, wie es der Geist und Wortlaut des Berliner Vertrags erfordert hätte. Sogar ihm freundlich gesinnte Russen mußten das Land räumen [2]), sobald sie unbequem wurden. Wir wollen nicht auf

---

1) Vgl. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 2. Sept. 1885.

2) So wurde am 8. Februar 1884 aus Darmstadt, von wo bekanntlich der bulgarische Fürst herstammt, an die „Allg. Zeitung" in München berichtet, mit dem Beisatz: die Ausweisung der drei Russen, eines Redakteurs und zweier Beamten, sei durch die Initiative des russischen Agenten Jonin in Sophia erfolgt, „un-

die mehrfachen Schilderungen dieser „Blätter" über das russische Treiben und die Zustände in Bulgarien unter der von Rußland eingeführten Parlaments=Wirthschaft zurückkommen, aber Eines Vorganges müssen wir doch Erwähnung thun, weil er die Lage zu grell beleuchtet, um so mehr als er nach dem Tage von Skierniewicze gespielt hat.

Bekanntlich war zwischen dem neuen Königreich Serbien und dem neuen Fürstenthum Bulgarien alsbald ein hitziger Grenzstreit wegen einer Uferstelle am Timok entbrannt. Auf Betreiben einiger der fremden Kabinete setzte sich der bulgarische Fürst persönlich in's Benehmen mit dem König Milan, und es kam eine Vereinbarung zwischen beiden zu Stande, welche den Streit gütlich beigelegt hätte. Die Verständigung scheiterte aber daran, daß die bulgarische Regierung sich den Bedingungen nicht fügen wollte, welche zwischen dem König und dem Fürsten im Wege persönlichen Gedankenaustausches vereinbart waren, und die Minister ihren Souverain desavouirten. Das heißt: der Ministerpräsident Karawelow, der dem Fürsten kurz vorher von dem russischen Agenten aufgedrungen worden war, wollte nicht, und er wollte nicht, weil sein Protektor, der russische Agent Kojander, einen Frieden zwischen Serbien und Bulgarien nicht haben wollte.[1]) Das Wiener Organ hat damals die Frage aufgeworfen: „So steht denn für den Augenblick die ganze Affaire auf dem alten Fleck und die Mächte, deren Intervention vor sechs Monaten die Unterhandlungen zwischen den beiden Fürsten veranlaßte, sind mit sammt dem Battenberger von den Herren Karawelow und Kojander desavouirt. Man hat das Recht zu fragen, bis wohin, nach der Entrevue von Skierniewicze, das Einvernehmen

---

zweifelhaft aus dem Grunde, weil dieselben als treu ergebene Anhänger des Fürsten bekannt sind, welcher daher auch nur mit dem größten Widerstreben und aus Rücksicht auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse des Landes dieser Ausweisung zugestimmt habe." Die Redaktion in München hat diese Mittheilung aus — Darmstadt mit einem bedeutsamen Ausrufungszeichen versehen.

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. Decbr. 1884.

zwischen Rußland und den beiden deutschen Kaisermächten reiche?" Wer das geschrieben hat, der ahnte nicht, daß eben dort die eigenberechtigte Stellung des Fürsten Alexander preisgegeben worden war.

In Wahrheit hat der Czar die Herstellung der bulgarischen Union stets im Auge gehabt, aber er wartete auf die günstige Gelegenheit, um das Werk in seinem Sinne und mit einem ihm genehmen Candidaten für den Unionsthron auszuführen; und er wartete im stillschweigenden Einverständniß mit den beiden andern Mächten. Aber er war schlecht bedient von seinen eigenen Agenten, und diese waren verrathen von ihren eigenen Schützlingen und Werkzeugen. So Kojander von Karawelow, und umgekehrt. Die Parteien verdroß das Warten, die Zauberlehrlinge emancipirten sich vom Meister, und als Fürst Alexander sich an die Spitze der nicht von ihm angezettelten, aber nicht mehr zu hemmenden Bewegung stellte, da konnte ihm dieß selbst in Rußland nur von zweien der „drei Faktoren" des Grafen Kalnoky übel genommen werden. In der That hat die öffentliche Meinung in Rußland ihre Freude über die Vereinigung der bulgarischen Brüder gar nicht verhehlt. Der Hof aber entbrannte in hellem Zorn. Der Czar selbst verrieth im ersten Aerger über den zerstörten Plan auch noch eine alte persönliche Antipathie gegen den Vetter halb deutschen und halb polnischen Blutes; er entsetzte ihn mit Schimpf und Schande seiner russischen Militärwürden und sprach das bedenkliche Wort aus: Herstellung des puren status quo ante unter allen Umständen.

Es ist jetzt schwer zu sagen, ob und wie diese czarische Forderung, der sich die zwei verbündeten Mächte mit mehr oder weniger Ernst anschlossen, verwirklicht worden wäre, wenn nicht der serbische Zwischenfall das ganze Tableau mit Einem Ruck zerrissen hätte. Als die Serben zu den Waffen griffen, dachte wohl Niemand, daß der Kampf mit einem glänzenden Siege der Bulgaren endigen, und der ungeahnte Erfolg den wackern Fürsten von Bulgarien nicht nur zum Abgott des eigenen Volkes, sondern auch zu einem

gefeierten Manne in der Achtung des ganzen Welttheils erheben würde. Wer würde jetzt noch von seiner Absetzung wegen Verbrechens am Berliner Vertrag sprechen dürfen, und wäre es selbst der Czar? Und wer könnte noch daran denken, die Bulgaren und Rumelioten, nachdem sie in gemeinsamem schweren Kampfe siegreich gewesen, wieder zu trennen, „wegen eines Vertragsbuchstabens, welcher sich nur allzusehr als ein todter erwiesen hat," wie selbst die „Kreuzzeitung" in Berlin sich ausgedrückt hat? Es ist sogar fraglich, ob der Czarenhof nicht auch mit der erbitterten Stimmung im eigenen Volke zu rechnen hätte, wenn er bei der Forderung des status quo ante beharren wollte. Die peinliche Frage ist nun aber: was sonst?

So hat sich der unkluge Zornesausbruch durch eine maßlose Verlegenheit gestraft, in welche durch Rußlands Vorgehen nicht nur die verbündeten Mächte, sondern ganz Europa mit hineingezogen sind. Für den Czaren wird es schon persönlich schwer werden, einen passenden Weg zur Aussöhnung mit dem beschimpften Fürsten Alexander zu finden, wenn dieser auch goldene Brücken baut und in feierlichem Tagesbefehl den Sieg über die Serben „der unausgesetzten Sorge des Kaisers von Rußland" für die bulgarische Armee und den Bemühungen der russischen Instruktoren derselben verdankt hat. Aber von Rußland wird nun auch mit Recht verlangt, daß es sage, was es denn eigentlich an die Stelle des unwiederbringlich verlorenen Vertrags-Zustandes am Balkan gesetzt wissen will. Alle anderen Mächte bleiben stumm wie die Fische; sie warten mit verhaltenem Athem auf ein russisches Wort nicht nur bezüglich der künftigen Union Bulgariens, sondern auch bezüglich der anderen Fragen, die damit unvermeidlich zusammenhängen.

Die Spiegelfechterei mit einer bloßen Personalunion, welche zur Noth mit dem Berliner Vertrag verträglich gemacht werden könnte, hält nun nicht mehr Stich. Denn schon vor dem Krieg, während die Mächte mit ergebnißlosen Berathungen Woche um Woche vergeudeten, ist die reale Union

thatsächlich herangewachsen und im Kriege ist sie mit Blut unauflöslich gekittet worden. Die Bulgaren haben gekämpft unter Einem Fürsten und sie wollen leben unter Einer Regierung! Wenn aber auch Serbien gegen Erlaß der Kriegsentschädigung in Geld sich mit der bulgarischen Union abfinden sollte, so wird doch König Milan den Anspruch auf anderweitige Entschädigung nicht fallen lassen können, ebenso wenig wie Griechenland; und die Mächte selbst haben den Appell an das „Gleichgewicht" anerkannt. Es war sogar der Hauptgrund, weshalb sie auf dem Status quo ante zu bestehen gedachten. Man hat die Drohungen Serbiens allgemein dahin verstanden, daß es sich andernfalls die Compensation selber auf unmittelbar türkischem Gebiete holen werde, und man hat es Oesterreich zur Pflicht gemacht, die Serben von einem solchen Unterfangen abzuhalten, da ein Einmarsch serbischer Truppen in Altserbien der völligen Zertrümmerung des Berliner Friedens gleichkäme. Nun haben die Serben wirklich nicht die Türken in Altserbien, sondern bloß den Vasallen des Sultans, ihren christlichen „Erbfeind", angegriffen; das Resultat aber ist ganz dasselbe, der Berliner Vertrag ist im Kerne durchlöchert.

Also Rußland hat das Wort; und es wird vergeblich die armselige Türkei vorschieben wollen. Aber bis jetzt hat man nur vernommen, daß es sich zum zweiten Male weder auf eine Conferenz, noch gar auf einen Congreß einlassen werde. Komme es bei den Verhandlungen zwischen den Kabineten nicht zu einer Einmüthigkeit, so gewinne Rußland seine „freie Hand" zurück und sei der Fesseln des Berliner Vertrages ledig. Schon ist auch die Bemerkung aufgetaucht, daß dieser Vertrag ohnehin von keinem seiner Unterzeichner garantirt sei, wie denn in der That ein separates Garantie-Bündniß gleich dem vom 15. April 1856 für den Pariser Vertrag dem Berliner Traktat fehlt. Wenn aber Rußland in solcher Weise sich absondert, dann ist den Verständigungen von Skierniewicze und Kremsier die Basis weggezogen. Sie haben den Ausbruch des Krieges am Balkan nicht zu verhindern

vermocht, und dieser Krieg hat die Politik des bloßen Verzögerns und Hinausschiebens der Katastrophe unmöglich gemacht. Der gefürchtete General Ignatiew kann unter der freien Hand Rußland's aus dem Hintergrund, in dem er sich bereits bemerklich macht, offen wieder hervortreten.[1]) Er ist der richtige Mann für die Politik der — Compensation.

Die Pforte merkt es wohl, wo die Dinge hinaus wollen; den Sultan schreckt die Aussicht, daß die Türkei das Material hergeben müßte, wenn durch Befriedigung der Ansprüche Serbiens und Griechenlands auch nur auf ein paar Jahre wieder ein sogenannter Friede hergestellt werden soll. Darum ruft sie fortwährend die Mächte und den Berliner Vertrag an, ohne Antwort zu erhalten. Seitdem sie nicht den Muth faßte, gleich im Anfang von ihrem guten Rechte Gebrauch zu machen und die Bewegung von Philippopel im Keime zu ersticken, ist sie wie ein Fangball zwischen den Mächten hin und her geworfen worden. Als sie nach dem Ausbruch des Krieges und dem Scheitern der Conferenz auf den Rath der Ostmächte, nicht etwa das Einrücken ihrer Truppen über die Grenze Ostrumeliens, sondern bloß die Ernennung eines provisorischen Generalgouverneurs und die Voraussendung zweier Delegirten mit einem Manifest des Sultans beschloß, da

---

1) Als Graf Ignatiew aus dem russischen Kabinet ausschied, glaubte man allgemein, er sei den Rücksichten auf die Mächte des Zweikaiser-Bundes geopfert worden. Als aber vor zwei Jahren von seiner Wiederberufung als Handelsminister die Rede war, kam ein ganz anderer Grund zu Tage. Der Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. Febr. 1884 wurde aus St. Petersburg berichtet: „Bekanntlich mußte Graf Ignatiew seinerzeit in Folge seiner antisemitischen Gesinnungen und der gegen die Juden ergriffenen Maßregeln, sowie der in Folge davon an der Berliner Börse hervorgerufenen feindseligen Haltung gegen Rußland und des damit in Verbindung stehenden Sinkens der russischen Valuta seinen Platz als Minister des Innern räumen." Die Rücksicht auf die Haltung der „Berliner Börsenkreise" mache es auch jetzt unwahrscheinlich, daß er Handelsminister werden könne: bemerkte der Correspondent.

kehrten diese Commissäre sofort wieder zurück mit der Meldung: daß sämmtliche Consuln in der Hauptstadt, mit Ausnahme der westmächtlichen, ihnen erklärt hätten: die Stimmung im ganzen Lande sei derart entschlossen, daß sie massakrirt zu werden riskirten, wenn sie mit dem Manifest des Sultans hervortreten würden. Den zu den serbisch-bulgarischen Friedensverhandlungen entsendeten Bevollmächtigten hat die Pforte beauftragt, von Serbien eine Kriegsentschädigung für Bulgarien zu verlangen, im Uebrigen bleibt sie auf das Abwarten angewiesen, ob sie nicht selbst die Kosten zu bezahlen haben wird für eine Friedensstiftung, welche die Diplomatie durch Verhandlungen über ihren Kopf hinweg herbeizuführen bemüht ist. Der Sultan wird nicht gefragt, und auf seine Fragen bleibt er ohne Antwort.

Die Türkei hat eine solche Behandlung wohl verdient, überhaupt und seit dem Ereigniß vom 18. September v. Js. insbesondere. Aber die Frage erhebt sich, wie lange man, ohne zu erröthen, eine solche Existenz noch als „selbstständigen Staat" benennen kann und will. Muß sich vielleicht noch das muselmanische Element selbst gegen das Uebermaß von Schmach und Schande empören? Der Sultan hat den letzten Lire und den letzten Mann zusammengescharrt, um zwei Armeen von ein paar hunderttausend Mann an der bulgarischen und der griechischen Grenze aufzustellen; ohne eines Entschlusses fähig zu seyn, läßt er die Truppen alle die Monate hindurch in Mangel und Elend müßig dastehen und in der strengen Winterkälte verkommen. Selbst der türkische Stumpfsinn beginnt stutzig zu werden, und die Dinge sind dahin gekommen, daß sogar eine Revolution in Constantinopel nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehört.

„Compensation": das Wort pfeifen schon die Spatzen auf dem Dach. Die Compensationspolitik aber ist eine Schraube ohne Ende. Nichteinmal die Wiederauferstehung des Vertrages von San Stefano würde mehr genügen, denn Serbien und Griechenland hätten nichts davon für ihr „Gleichgewicht". Macedonien, Thracien und Albanien stünden mit auf dem

Spiele. Auch Montenegro fühlt schmerzlich den absoluten Mangel an einem „Gleichgewicht". Bei dem Wettrennen nach dem ägäischen Meere, „nach Salonichi", würden sich auch noch ungeladene Gäste betheiligen müssen. Und wie würde schließlich das Reich des Sultans innerlich und äußerlich aussehen, wenn es je noch lebend eine neue Amputation zu überstehen vermöchte?

Es ist dem Jahre 1886 von alten Zeiten her viel Böses prophezeit. Möge es wenigstens der Schande der Christenheit in den herrlichsten Ländern des Welttheils ein- für allemal ein Ende machen!

XI.

Historische Literatur.

1. Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von Specht.

Im Jahre 1879 schrieb die historische Commission der kgl. bayerischen Akademie eine Preisaufgabe aus, welche eine „Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts" verlangte. Von der Commission war einestheils quellenmäßige und kritische Forschung, andererseits eine anschauliche, einen weitern gebildeten Leserkreis befriedigende Darstellung gefordert. Es war nicht leicht, bei dem spröden Materiale beiden Ansprüchen zu genügen. Hrn. Specht gelang es aber, durch Fleiß und Begabung in seinem

Werke[1]) beide Ziele zu erreichen, weßhalb ihm auch der Preis zuerkannt wurde.

Was die Forschung anbelangt, so fließen die Quellen bis zum 13. Jahrhunderte sehr spärlich, so daß der Verfasser gezwungen war, aus zahllosen Notizen in Biographien, Concilienbeschlüssen, Capitularien, Gedichten u. s. w. das zerstreute Material mit Bienenfleiß zu sammeln, um dem Leser dann aus meist zusammenhangslosem Stoffe durch künstlerische Hand ein anschauliches Bild des Unterrichtswesens in jenen Jahrhunderten bieten zu können. Bei dem Mangel an zusammenhängendem Materiale blieb dem Verfasser nichts übrig, als einzelne Monographien zu schreiben, um durch Zeichnung zahlreicher lokaler Institutionen dem Leser ein Gesammtbild zu ermöglichen. Jede einzelne Abhandlung des reichen Inhalts gleicht einem geschichtlichen Mosaikbilde, welches ein unermüdlicher Forscherfleiß gestaltet hat. Wohlthuend sind die anziehende Darstellung, die objektive Auffassung, der ruhige, jeglicher aufdringlichen Tendenz fernbleibende Ton, wodurch das Werk den Reiz eines wahrheitsgetreuen Spiegels historischer Gemälde gewährt.

Der reiche Stoff ist eingetheilt in drei Abschnitte. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Anfängen geistiger Cultur in Deutschland und führt uns irische und angelsächsische Missionäre und Mönche als Lehrer vor. Durch den Einfluß von zwei so bedeutenden Männern wie der hl. Bonifatius und Kaiser Karl der Große, nahmen das Unterrichtswesen und die christliche Gelehrsamkeit bald einen mächtigen Aufschwung. Die Errichtung von Pfarrschulen und von höheren Schulen an den Bischofssitzen sowie in den Klöstern wurde von Kaiser Karl dem Großen überall angeordnet und durchgeführt. Das Unterrichtssystem des gesammten Mittelalters fußt auf den Grundlagen, welche Karl der Große gelegt hat. Unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen vollzog sich insofern eine wesentliche Aenderung, als bei den Klöstern eine Trennung in innere und äußere Schulen eintrat, welche im Interesse der klösterlichen Disciplin nothwendig

---

1) Franz Anton Specht: Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Gekrönte Preisschrift. Stuttgart J. G. Cotta, 1885. (XII. und 411).

wurde. Die innere Schule war nur für diejenigen bestimmt, welche dauernd in den Klosterverband eintreten wollten; in den äußeren Schulen wurden solche Knaben unterrichtet, welche sich dem Klosterverbande anzuschließen nicht beabsichtigten. Außerdem wurden an geeigneten Orten des Reiches öffentliche Schulen errichtet, an welchen nicht nur die theologischen Disciplinen, sondern auch die freien Künste von ausgezeichneten Meistern gelehrt wurden. Solche Schulen bestanden unter Karl dem Großen zu Tours und Metz. Der Reichstag zu Worms 829 verlangte gleichfalls die Errichtung solcher öffentlicher Schulen. Die unter den Karolingern getroffenen Einrichtungen für das Unterrichtswesen im Reiche blieben auch in den nachfolgenden Zeiten in Kraft.

Den zweiten Abschnitt widmet der Verfasser der Entwicklung und Art des Unterrichtswesens, und wendet sich sofort zur Schilderung des Verhältnisses des Mönchthums zu den profanen Studien. Specht schreibt: „Während des ganzen früheren Mittelalters lag das Unterrichtswesen fast ausschließlich in der Hand von Mönchen oder wurde von diesen derartig beeinflußt, daß nicht nur die klösterliche Lebensordnung sich in der äußeren Einrichtung der Schulen widerspiegelte, sondern auch überhaupt in der ganzen Unterrichtsweise die dem Mönchthum zu Grunde liegenden Bestrebungen beinahe durchweg zur Geltung kamen. Letztere sind deßhalb stets genau im Auge zu behalten, wenn man das Schulwesen des früheren Mittelalters richtig verstehen und würdigen will."

Ausführlich wird bei dieser Gelegenheit die Beschäftigung der Mönche mit der klassischen Literatur erörtert. Man war nicht blind gegen die Gefahren der Lektüre der heidnischen Dichter, aber man huldigte im Großen und Ganzen der Ansicht des hl. Augustinus, daß das Gold und Silber, welches bei den heidnischen Schriftstellern sich findet, von den Christen erworben werden solle, um es zur Verkündung des Evangeliums in rechter Weise zu gebrauchen. Diese Worte des großen Kirchenlehrers fanden im ganzen früheren Mittelalter ihren Wiederhall. Die bedeutendsten Förderer geistlicher Bildung riefen sie immer und immer dem Klerus ins Gedächtniß zurück. Auf diese Worte hatte sich Cassiodor gestützt, als er den Mönchen das Studium der profanen Wissenschaften empfahl. In dem Rundschreiben Karls des Großen an die geistlichen Würdenträger seines Reiches, worin er zur

Pflege der freien Künste ermunterte, finden sich die Gedanken des hl. Augustinus, ja sogar einzelne seiner Ausdrücke wieder. Auch Alkuin entnahm den augustinischen Schriften Idee und Wort, wenn er zum Beispiel die sieben freien Künste als die sieben Stufen bezeichnet, auf denen der menschliche Geist zur Weisheit gelange, oder wenn er einmal an die Mönche eines irischen Klosters die Mahnung richtet: „Die Kenntniß der weltlichen Wissenschaften ist nicht zu verachten, weil sie die Grundlage für das weitere Studium bildet. Darum mußten schon die Kinder im zartesten Alter in der Grammatik und in den anderen Disciplinen subtiler Weltweisheit unterrichtet werden, damit sie im Stande sind wie auf einer Stufenleiter der Weisheit die höchste Höhe evangelischer Vollkommenheit zu erklimmen." Ein anderer bahnbrechender Meister des Mittelalters, Rabanus Maurus, entnahm der Schrift Augustins „Ueber die christliche Lehre" beinahe alles wortwörtlich, was er in seinem Buche „Von der Ausbildung der Kleriker" über die freien Künste und deren Nothwendigkeit darlegte. So sehr aber diese Männer die Pflege der liberalen Studien in der christlichen Schule nachdrücklich zu fördern suchten, um gleichsam „mit dem Golde der Heiden" die Kirche Gottes zu schmücken, so waren sie doch keineswegs der Meinung, daß ein Christ sich diesen Künsten um ihrer selbst willen widmen und sich mit voller Liebe in sie versenken dürfe. Nur als Mittel für höhere Zwecke ließen sie dieselben zu, nur als eine unentbehrliche Vorschule für das Studium der Bibel. Derselbe hl. Hieronymus, der die Lektüre der heidnischen Klassiker als „ein nothwendiges Bildungsmittel für Knaben" bezeichnete, tadelt es, wenn Kleriker, die bereits im Besitze der erforderlichen Bildung waren, sich noch fernerhin mit den heidnischen Dichtern befaßten und darüber das Schriftstudium vernachlässigten. Der hl. Augustin empfahl, bei der Beschäftigung mit den weltlichen Wissenschaften stets den Spruch „ne quid nimis" zu beherzigen, indem er auf die Gefahren des Hochmuths und der Selbstüberschätzung hinwies, welche nicht selten diese Studien im Gefolge hätten.

Ein eigenes Kapitel widmet der Verfasser dem theologischen Unterrichte. Die Aufgabe, welche die Schule zu erreichen strebt, soll ja wesentlich darin bestehen, den Geist des Menschen für sein überirdisches Ziel zu heiligen und ihn für die Erkenntniß der höchsten, in den Quellen der religiösen Wahrheit hinterlegten

Weisheit zu befähigen. Deßhalb begann man im Mittelalter schon bei der Einübung der ersten Elemente des Wissens mit dem biblischen Unterrichte, und Alles was im Laufe der Studienzeit den Zöglingen aus den verschiedenen Gebieten des Wissens beigebracht wurde, hatte zum Zwecke, der Schrifterkenntniß und dem praktischen Kirchendienste förderlich zu werden. Der für die theologischen Studien vorbereitende Unterricht umfaßte nach den Vorschriften der Aachener Synode vom Jahre 789 „die Psalmen, die Schriftzeichen, den Kirchengesang, die Kirchenrechnung und die Grammatik." Diese Lehrstücke bildeten das ganze frühere Mittelalter hindurch die Gegenstände des elementaren Jugend-Unterrichts an den Kloster- und Stiftsschulen. Um die kleinen Knaben in die Kunst des Lesens einzuführen, bediente man sich meistens kleiner Täfelchen oder Blätter, auf denen die Buchstaben des Alphabets der Reihe nach verzeichnet standen.

Nach dem Elementarunterrichte folgte die Lehre in den sieben freien Künsten. Diese waren die Grammatik, die Rhetorik, die Dialektik, die Arithmetik, die Musik, die Geometrie und die Astronomie. Dieser Kreis von Disciplinen wurde kurzweg Encyklopädie genannt. „Sie sind die Wege", sagte einmal Alkuin zu den Knaben seiner Schule, „auf welchen ihr in eueren jungen Jahren tagtäglich laufen müßt, bis ihr herangewachsen seid und die geistige Reife besitzt, um den höchsten Aufgaben des Schriftstudiums euch widmen zu können". Die drei sprachlichen Fächer: Grammatik, Rhetorik und Dialektik wurden in den Schulen als das Trivium, die vier mathematischen Disciplinen: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik als das Quadrivium der Gelehrsamkeit bezeichnet. Es galt im Allgemeinen als Regel, daß die Schüler erst, nachdem sie in den Fächern des Triviums vollständig unterwiesen worden waren, sich dem Studium des Quadriviums zuwenden durften.

Dr. Specht schildert den Unterricht in den Gegenständen des Triviums und Quadriviums sehr ausführlich. Zwei weitere Kapitel sind der Beschreibung der Einrichtungen der Kloster-, Dom- und Stiftschulen gewidmet. Diese zwei Kapitel gewähren den besten Einblick in das innere Leben und Treiben der mittelalterlichen Schulen und Collegien. Wir erfahren da auch die kleinsten Details über die äußeren Einrichtungen der Schul-

gebäude, über Schuldisciplin, Schulplan, Unterrichtsmethode, Unterrichtszeit und religiöse Erziehung.

Wie im Mittelalter der Handwerksbursche von Stadt zu Stadt wanderte, so war auch der Besuch von Lehranstalten in den verschiedenen Ländern herkömmlich. Allen Schülern und Lehrern, welche des Studiums halber auf der Fahrt waren, hatte Kaiser Friedrich I. im Jahre 1158 freies Geleite zugesichert. Wer einem von ihnen Schaden zufügte, sollte zum vierfachen Ersatz angehalten werden. Bald mischten sich aber unter die armen Scholaren Abenteurer und Müßiggänger, welche im Lande herumvagirten und Klöster, Stifter und Pfarrhäuser belästigten. Im dreizehnten Jahrhundert waren die fahrenden Schüler bereits zu einer Landplage in Deutschland herangewachsen. Die Synoden verboten den Geistlichen, fahrenden Schülern Aufnahme oder Unterstützung zu gewähren; eine ganze Gesellschaft von solchen Taugenichtsen, welche sich den Namen Goliarden beigelegt hatten, mußte mit Gewalt unterdrückt werden.

Im Weitern wird die Schulzucht, die Vakanztage und die Schulfeste des Mittelalters in eingehender Weise und mit den interessantesten Details behandelt. Eine der reizendsten Abhandlungen beschäftigt sich mit den geschichtlichen Nachrichten über Laienunterricht und über die Schulbildung der Frauen.

Nachdem Dr. Specht die Entwicklung und die Art des Unterrichtswesens in elf Kapiteln geschildert hat, wendet er sich im dritten Abschnitte der Betrachtung der hervorragenderen Unterrichtsanstalten zu. In fünf Kapiteln werden alle Nachrichten über die Schulen in Hessen, in Schwaben, am Rhein, in Sachsen und in Bayern zusammengestellt. Wir finden da eine vollkommene Geschichte der berühmten Schulen von Fulda und Hersfeld, von Reichenau und St. Gallen, von Constanz und Augsburg, Mainz und Köln, Speier und Worms, Münster und Hildesheim, Werden und Bergen, Magdeburg und Bremen, von Corvey und Tegernsee, Benediktbeuern und Weihenstephan, Niederaltach und St. Emmeram, Freising, Passau, Salzburg und von den zahlreichen österreichischen Klosterschulen.

Hr. Specht findet es bemerkenswerth, daß sich im elften Jahrhundert mitten in Deutschland auf einer Einöde erwachsene Leute sich fanden, welche gar nicht wußten, was der „katholische Glaube sei“. (S. 59.) Da bräuchte man heutzutage wahrlich

nicht auf die Einöden hinauszugehen. In Birmingham wurden mitten in der Stadt von der englischen Parlamentskommission „erwachsene Arbeiter" gefunden, welche niemals den Namen „Jesus", des Welttheilandes gehört hatten. Sie hielten ihn für den Namen irgend eines ihnen unbekannten Fabrikherrn. Von dem Erlöser hatten sie niemals eine Silbe vernommen.

Noch eine andere Parallele drängt sich uns von selbst auf. Specht schreibt S. 239: „Der kriegerische Adel entschlug sich mehr und mehr aller geistlichen Schulbildung. Er suchte in Waffenthaten seinen Ruhm und fand seine Kurzweil an Pferden, Hunden, Falken und schönen Weibern." Es ist bekannt, daß Schopenhauer, welcher in einem Frankfurter Hotel an einer Tafel mit Offizieren und sonstigen Gebildeten zu speisen pflegte, jedes Mal einen Napoleonsdor vor sich hinlegte, um ihn den Armen zu schenken, sobald er einmal bei Tische ein anderes Gespräch als von Pferden und Rennen, Hunden und Jagden, Weibern und Vergnügungen hören würde. Er steckte aber jedes Mal nach Tisch seinen Napoleonsdor wieder zu sich.

Wenn Hr. Specht S. 104 behauptet, es dürfe Alles, was von der Pflege des Griechischen oder Hebräischen da und dort erzählt werde, sicher mehr oder weniger in den Bereich der Sage zu verweisen seyn, so ist dieses Urtheil wohl übertrieben. Auch auf Aeußerungen, daß die lateinische Sprache oft nicht weiter als bis zum bloßen Verständnisse geübt worden sei, darf wenig Gewicht gelegt werden. Wie viele der berühmtesten Philologen der Gegenwart sind denn im Stande, in der lateinischen oder griechischen Sprache geläufig sich auszudrücken? Sicher ist, daß zur Zeit der Blüthe im 13. Jahrhundert die lateinische Sprache viel gewandter gehandhabt wurde, als in der Gegenwart. Aktenstücke, wie sie zur Zeit Innocenz III. und Gregor IX. geschrieben wurden mit der Präcision des Ausdruckes, mit der Eleganz des Styles und der Schönheit der Darstellung, sind heute Wenige zu verfassen im Stande.

Das Werk von Specht gehört entschieden zu den hervorragendsten Leistungen, welche der Büchermarkt des Jahres 1885 gebracht hat. Der Cotta'sche Verlag hat das Buch, welches an der Spitze die Widmung an Se. Majestät König Ludwig II. trägt, schön ausgestattet.

Möge es dem Verfasser gegönnt seyn, die Fortsetzung seines

Werkes in Angriff nehmen und bis zur Gegenwart zum Abschusse bringen zu können!

2. Historische Landschaftskunde von Wimmer.

Ein hoch interessantes Werk über den Zusammenhang von Geschichte und Geographie hat der Gymnasialprofessor Joseph Wimmer in Landshut geboten.[1]) Schon 1873 hatte der Verfasser in einem Schulprogramme: „Ueber historische Erdkunde", einerseits das geographische Element in der Geschichte, andererseits das historische Element in der Geographie erörtert. Das vorliegende Buch gibt mit strenger Methode und mit Ausscheidung alles Ueberflüssigen und Fremden eine eingehende Uebersicht der historischen Veränderungen der Erdoberfläche, welch letztere man sich allzu sehr als das örtlich Starre in dem zeitlich Bewegten vorzustellen gewöhnt hat. Bei Untersuchung der Physiognomie der historischen Erdräume in vergangenen Jahrhunderten zeigt sich vielmehr, daß nur sehr wenige derselben ihre landschaftlichen Züge unverändert bewahrt haben. Dieß wird vom Verfasser durch einen Vergleich zwischen dem geographischen Sonst und Jetzt bewiesen. Damit ist zugleich angedeutet, was der Verfasser unter dem Ausdrucke: „historische Landschaftskunde" verstanden wissen will. Wimmer erfaßt damit das landschaftliche Bild, welches irgend ein Erdraum in einer bestimmten geschichtlichen Epoche dargeboten hat. Wenn also Jemand die römische Schweiz oder das französische Land zur Zeit der Merovinger oder Schlesien zur Zeit der germanischen Colonisation beschreibt, so hat er historische Landschaften gezeichnet.

Wimmer bietet uns demnach in seinem Buche eine Beschreibung der Veränderungen, welche die Erdoberfläche während des historischen Zeitalters und innerhalb der historischen Zone erlitten hat. Als Elemente der Landschaft kommen hiebei in Betracht: Bodenplastik, Vegetationsformen und atmosphärische Verhältnisse; die architektonische Erscheinung in Folge der Besiedlungsart; endlich die politische Gestaltung. Fast sämmtliche

1) Historische Landschaftskunde von J. Wimmer. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1885 (VI. und 330).

Landschaften haben in allen diesen Elementen Veränderungen aufzuweisen. Es wurden stellenweise ihre Bodenplastik umgestaltet, ihre atmosphärischen Verhältnisse umgewandelt; es haben ihr Vegetationskleid, ihre Bebauung und Besiedlung andere Formen angenommen; das sociale Gebilde wurde umgestaltet und das politische Colorit gewechselt. Diese geschichtlichen Umgestaltungen einer Landschaft konnten nur durch drei Ursachen hervorgerufen werden: entweder durch Naturkräfte, oder durch Thätigkeit des einestheils den Boden cultivirenden, anderntheils des sich politisch zusammengesellenden Menschen. Darnach gliedert der Verfasser seine methodische Darstellung in folgende drei Theile: 1) in die historische Natur-Landschaft, welche die physikalischen Veränderungen durch Vulkanismus, Wasser und atmosphärische Luft beschreibt; 2) in die historische Culturlandschaft, welche die Umgestaltungen durch Bodencultur, durch architektonische Staffage in der Art der Ansiedlung, endlich durch Wegebau uns zeigt; 3) in die historisch-politische Landschaft. Den Schluß bilden die geschichtlichen Mittheilungen über die Quellen und die neuere Literatur, so weit sie sich mit der historischen Landschaftskunde beschäftigen. —

Der Verfasser hat das geschichtliche Material mit anerkennenswerthem Fleiße gesammelt und mit großem Geschicke verwerthet.

XII.

Erinnerungen an Karl Ernst Jarcke.

(Dritter Artikel.)

Ehe ich in meinen Bd. 96, S. 805 abgebrochenen Mittheilungen fortfahre, gebührt es sich hier zu bemerken, daß inzwischen meine Tante, Jarcke's Wittwe Katharina, geb. Karth, am 23. Oktober 1885 in ihrem 85. Lebensjahre zu Wien selig entschlafen ist, nachdem sie ihren Gatten um volle 33 Jahre überlebt hat. Sie ist neben ihm im Familiengrabe zu Enzersdorf am Gebirge zur Ruhe gebettet. Ihr hatte ich meinen ersten Artikel über Jarcke mit einem Begleitschreiben zugesandt; sie hat davon mit Interesse Kenntniß genommen, zugleich aber eine leicht erklärliche, jedoch unbegründete Besorgniß über dasjenige geäußert, was ich etwa noch weiter über ihn schreiben könnte. Die gewiß Vieles, auch für die politische Geschichte Bedeutendes enthaltenden Briefe und Papiere ihres Mannes hat sie schon lange vor ihrem Tode „gut katholischen Händen" übergeben. Im Kloster zu Matzleinsdorf bei Wien, wo sie die letzten Jahre ihres Lebens zugebracht hat, dürfte man Näheres über den Verbleib dieser Papiere erfahren können.

Im Herbst 1822 trat Jarcke, wie wir gesehen haben, seine Stellung als Privatdocent (für Strafrecht) zu Bonn an. Damit begann eine dreijährige, und zwar die wichtigste und entscheidendste Periode seines Lebens, deren Betrachtung uns hier beschäftigen soll.

Fassen wir zuerst seine äußere öffentliche Thätigkeit ins Auge. Seine Antrittsvorlesung erfolgte, wie er gleich den folgenden Tag nach Danzig berichtete, am 19. Oktober 1822. Wir wiederholen hier seine eigenen Worte: „Eine lateinische Vorlesung und ein dito Colloquium vor der Fakultät war aus Rücksicht auf meine Preisschrift gar nicht von mir gefordert, obgleich es sonst die Vorschrift so verlangt. Die deutsche öffentliche Vorlesung aber dient dazu, den neuen Docenten mit den Studenten bekannt zu machen. Zum Glück war mir ein nettes Thema eingefallen: ‚Ueber die im Mittelalter rechtlich erlaubte Selbsthülfe,‘ die den Studenten noch heutzutage eigenthümlich ist. Obgleich noch nicht gar Viele hier sind, war es dennoch ziemlich voll. Ich hatte, wie sich versteht und wie es gewöhnlich ist, ein Concept vor mir und sprach halb auswendig, halb las ich. Die Arbeit halte ich nicht für das Schlechteste, was ich geschrieben habe, sie war rein historisch, nur am Schlusse sprach ich mein juristisches Glaubensbekenntniß aus, wodurch ich mich denn mit klaren Worten für Hugo's und Savigny's Schüler bekannte. Mackeldey hatte mich zuerst den Studenten mit wenigen herzlichen Worten vorgestellt und er begrüßte mich auch zuerst, als ich vom Katheder herunterkam, als seinen Collegen, ebenso die anderen Professoren und Privatdocenten. Die Studenten haben, wie ich gestern und heute hörte, eine ungeheure Freude über meine Vorlesung gehabt; ein Theologe Hegewald besuchte mich gestern Nachmittags und will meine Geschichte des Criminalrechts im Mittelalter hören. Genug, ich habe, wie es heißt, den ersten Eindruck auf eine nicht ungünstige Art gemacht und meine Art und Weise hat den Leuten nicht übel gefallen. Die Danziger hörten alle zu, auch die Kurländer, sowie die übrigen Ost- und Westpreußen, die sich, scheint es, ordentlich was darauf zu Gute thun, daß Einer ‚aus dem Norden, hier Docent wird.“

Seine Thätigkeit als Bonner Privatdocent dauerte nur zwei Jahre, nebenbei war er auch als außerordentliches Mit-

glied dem Spruchcollegium zugewiesen, welche Wirksamkeit ihm hie und da eine kleine Gratifikation einbrachte. Ganz im Anfange seiner neuen Stellung äußerte er sich über seine Lage mit ruhigen Worten in folgender Weise: „So wie ich jetzt stehe, komme ich mir immer vor wie der Sperling auf dem Dache; kann ich morgen mein Brod in Dorpat oder Moskau finden, so gehe ich dorthin. Und daß man immer so auf dem Sprunge stehen und immer bereit seyn muß, seinen Aufenthalt zu wechseln (denn sonst kommt man in meinem Fache nicht vorwärts), bis man einen Ruhepunkt gewonnen hat, das ist die schlimme Seite neben dem vielen Guten, das meine Laufbahn mir bietet. Das Gute aber besteht darin, daß ich keinen Chef habe als den lieben Gott und das Publikum, daß ich für meine Wissenschaft leben kann und kein Amtsgeschäft habe, was nicht zugleich Lieblingsbeschäftigung wäre, und endlich, daß ich in der Zeit, wenn ich Praktikus geworden wäre, noch nicht einmal das zweite Examen gemacht hätte, jetzt doch schon mit Sicherheit auf eine Unterstützung vom Ministerium rechnen kann; denn schlägt nicht Alles fehl, so bekomme ich doch schon für das erste Jahr 150 Thaler; Rehfues, der Regierungscommissär, ist mir sehr gewogen. Nun, ich sage: Werfet eure Sorge auf den Herrn, er wird es wohl machen."

Bald aber änderte sich die Sache. Wahrscheinlich durch sein krankhaft excentrisches Wesen machte er sich manche Personen, auf die er von Natur angewiesen war, entschieden abgeneigt, und das wurde ihm auf die Dauer unerträglich. So schreibt er am 20. Juni 1824, nachdem er sich in begeisterter Weise über Nonnenwerth geäußert hat: „Jetzt wird mir diese Insel immer als ein freundlicher Punkt im Gedächtniß bleiben, wenn ich Bonn und meine gegenwärtige hundsföttische Lage verlassen haben werde, wozu Gott bald seinen Segen verleihe. Denn Bonn (qua Universität) erregt mir Erbrechen und Ekel, so oft ich daran denke; die Universität Bonn ist, wie die Göttinger Studenten vom Essen zu sagen pflegten, wenn es gar zu

schlecht war, unterm Schindluder." Und zwei Monate darauf, am 30. August 1824, erwähnt er als Hauptursache, weßhalb er seit einiger Zeit krank sei, „die geistige Agitation und das seit einem Jahre bis zum ungeheuersten Ekel und Ueberdruß gesteigerte Mißfallen, nicht am akademischen Lehrstande, sondern an der nobeln Universität Bonn, die, um eine Danziger Redensart zu gebrauchen, der Teufel bei Mondschein gemacht hat. In jedem anderen Stande kann man den lieben Gott walten lassen, seine Geschäfte verrichten und seines Herzens Meinung für sich behalten. Soll aber der akademische Lehrer mit Geist lehren, so muß er in irgend einem Geiste lehren; nun liefert aber die hiesige Universität das liebenswürdige Beispiel, daß viele Hunde des Hasen Tod sind, das heißt, die vier bis fünf rechtlichen Leute hieselbst, die in einem entschieden antiliberalen Geiste wirken oder auch nur dafür bekannt sind, daß sie von der Infamie des Liberalismus abweichen, sind der Gegenstand des allgemeinen Hasses. So Mackeldey, so Augusti (der entweder obsiegt oder zu Grunde geht; du weißt vermuthlich, daß er der Verfasser der ‚Kritik der preußischen Agende‘ ist, die im vorigen Jahre zu Frankfurt erschien und die in der Welt so ungeheuren Skandal gemacht hat), so Walter, Windischmann und meine Wenigkeit, also die entschieden kleinste Minorität. Mein Trost ist der: ‚das Reich muß untergehen früh oder spät, wo Dummheit siegt und Unverstand entscheidet (Schiller)‘, und es dauert nicht lange, so fliegen die Universitäten sammt und sonders in die Luft. Metternich war diesen Sommer mehrere Wochen auf dem Johannisberge und es verlauteten hier durch seinen Arzt curiose Dinge über die Universitäten; es kann aber nicht anders kommen." Und in demselben Briefe heißt es weiter: „Somit muß ich also jetzt einen anderen Lebensplan wählen, wenigstens vorläufig, denn ich bin fest überzeugt, daß ich über kurz oder lang, wenn die Universitäten eine ihnen nahe bevorstehende Veränderung erlitten haben werden, wieder Professor werden muß. Unter mehreren Plänen, die mir aber

zu riskant erschienen, weil ich einmal Preußen, dann auch das juristische Fach hätte verlassen müssen, erschien mir folgender als der beste und sicherste: ich trete zur Justiz über. In welches Verhältniß ich da kommen werde, ob ich mein zweites oder gleich mein drittes Examen werde machen müssen, weiß ich noch nicht, doch ist so viel gewiß, daß ich hier, da ich zwei Jahre akademischer Lehrer war, werde rascher fortkommen müssen als viele Andere, und dieser Weg verschafft mir noch außerdem eine praktische Bildung, die mir wie allen jetzigen Professoren fehlt. Hier muß ich denn am Ende doch angestellt werden, wenn es auch noch ein paar Jahre dauern sollte, und dann steht es später in meiner Wahl, ob ich wieder Lehrer werden oder bei der Justiz bleiben will. Daß ich mich dabei aber auch noch ein Paar Jahre werde selbst unterhalten müssen und durch schriftstellerische Thätigkeit nur sehr wenig werde verdienen können, ist gewiß. Aber da ich, wenn ich weiter lese, mein Leben auf's Spiel setze, so leidet es keinen Zweifel, daß ich diesen Weg lieber wähle und lieber einige hundert Thaler aufopfere als mein Leben. Welchen Ort ich zu meinem künftigen Aufenthalte wählen soll, ist noch nicht entschieden, aber wahrscheinlich komme ich nach Köln."

Sein Wunsch wurde bald erfüllt; noch am Schluß des Jahres 1824 erhielt er den Professortitel und zugleich Urlaub, um am Kölner Appellhofe zu arbeiten, wo er zugleich den Geschäftsgang bei den Schwurgerichten kennen lernen sollte.

Aus Köln, wo er sich kaum ein Jahr aufhielt, sind nur zwei nach Danzig gerichtete Briefe von ihm und die theilweise Abschrift eines dritten vorhanden. Er war überhaupt ein saumseliger Briefschreiber, klagte auch sich selbst fortwährend dieser Unterlassung wegen an und versprach sich zu bessern; doch sind entschieden einige Briefe verloren gegangen. Seinen Aufenthalt in Köln sah er übrigens von Anfang an nur als einen vorübergehenden an; nach Bonn indessen, das ihm unausstehlich geworden ist, will er auf keinen Fall zurück. „Die Versetzung nach Berlin," so schreibt er am 19. Mai 1825,

„um die ich angehalten hatte, ist mir auch abgeschlagen, doch ist es darum noch nicht entschieden, ob ich nicht auf einer andern Universität wieder lesen werde. Muß ich hier bleiben, so werde ich Advokat, wozu sich, besonders wenn das französische Verfahren hier abfahren sollte, gute Aussichten öffnen. Auf alle Fälle, oder vielmehr für diesen Fall, habe ich vorläufig alle historische Jurisprudenz an die Seite gesetzt und arbeite an einer vergleichenden Uebersicht des französischen und preußischen Privatrechts, nach der Ordnung von Mackeldey's Lehrbuch des römischen Rechts; gelingt mir die Arbeit nach dem Plane, den ich darüber entworfen, so kann ich damit viel lernen, viel Geld verdienen und bekannt werden. Es versteht sich, daß ich mich dabei weder pro noch contra auf irgend eine Kritik einlasse." In demselben Briefe läßt er auch einfließen, daß er zuweilen nach Bonn fahre; man weiß, was ihn trotz aller Abneigung gegen die Universität dorthin zog.

Im Oktober desselben Jahres 1825 reist Jarcke nach Berlin, um von Kamptz, der soeben wirklicher Geheimer Rath und Direktor im Justizministerium geworden war, eine Berufung zu erbitten. Denn über Kamptz urtheilte er längst ganz anders, als ich es in meinem zweiten Aufsatze S. 789 aus seiner Reisebeschreibung mitgetheilt habe. Schon am 20. Juni 1824 hatte er in völlig veränderter Auffassung geschrieben: „Daß Kamptz ins Ministerium gekommen ist, halte ich für ein großes Glück, d. h. für ein Unglück in Bezug auf die Liberalen, denn deren werden etliche über Bord müssen. Nur fürchte ich, daß er zu mild und gutmüthig seyn wird, was sein größter Fehler seyn soll; es kommt in Preußen Alles darauf an mit Kraft durchzugreifen und das Hundegesindel zu zertreten, wie die Raupen, wenn sie vom Baume geschüttelt sind. Nur die armen Studenten sollte man zufrieden lassen, die sind größentheils unschuldig."

Als Jarcke sich nun im Oktober 1825 bei Kamptz persönlich vorstellte, machte dieser ihm viele Lobeserhebungen wegen eines Aufsatzes, den Jarcke im Mittermaier'schen Ar-

chive für Criminalrecht geschrieben hatte, und welcher bereits in einer andern Zeitschrift außerordentlich günstig beurtheilt war. Die Folge davon war Jarckes sofortige Berufung als außerordentlicher Professor an die Berliner Universität, wenn auch zunächst ohne fixirten Gehalt. Zu Weihnachten des genannten Jahres schrieb Jarcke bereits aus seinem neuen Wohnorte Berlin nach Hause.

Wir haben nun zweitens einen Blick auf sein häusliches Leben während dieser Bonn-Kölner Periode zu werfen.

Als Jarcke im Herbste 1822 nach Bonn kam, bezog er seine alte Studentenwohnung bei der Wittwe Karth von Neuem. Aber schon nach wenigen Wochen schreibt er: „Mein Quartier verlasse ich, denn die Philister in Bonn haben mich mit Mademoiselle Karth (Trinettchen) gepaart und fest versichert, ich würde sie heirathen; also berichten meine Landsleute. Selbiges ist aber meines Herzens Wille und Meinung gar nicht. Ich wäre toll, wenn ich mich fest an einen Ort bände oder überhaupt irgend einen Ballast in das Schiff meines Lebens einnähme. Frei muß die Brust und der Kopf seyn, wenn etwas aus mir werden soll. Und je älter ich werde, desto mehr sehe ich ein, welche Bewandtniß es recht eigentlich mit der Liebe hat, und daß die Liebe etwas ganz Anderes ist, als man als Junge von 17 oder 18 Jahren denkt. Und Liebe und Heirath ist insoferne zweierlei, daß man nie heirathen soll ohne zu lieben, wohl aber lieben kann ohne zu heirathen. So groß nun meine Achtung vor Trinettchen ist, so ist doch Niemand dermalen mehr von der Liebe zu ihr entfernt als ich, und liebte ich sie auch, so könnte ich sie doch nicht heirathen, aus dreien Gründen. Erstens würde ich nicht zu ihr passen, zweitens bin ich ein Mensch zwar nicht ohne Anstellung, aber ohne Brod, wenigstens ohne Brod für eine Familie, und drittens ist sie katholisch. Folglich muß ich ausziehen, denn die Lage von mir hier im Hause fängt an peinlich zu werden".

Ob diese erste Wohnungsänderung schon am Schlusse des

Jahres 1822 oder erst am Anfange des nächsten Jahres erfolgt ist, geht aus den mir vorliegenden Briefen nicht hervor. Jedenfalls aber war er den Winter über, wie er am 27. Februar 1823 schreibt, körperlich und geistig im höchsten Grade leidend (um dieselbe Zeit wurde auch von der betreffenden Behörde seine dauernde Unfähigkeit für den Militärdienst anerkannt). Ja er denkt schon ganz im Anfange des Jahres 1823 daran, Bonn ganz zu verlassen und sich wieder nach Göttingen zu wenden. Da legte sich eine junge Frau, für die er damals eine schwärmerische Neigung hatte (die Frau des später zu erwähnenden Bibliothekars Bernd), in's Mittel und verschaffte ihm eine Häuslichkeit mit voller Pension bei einer Familie Thormann. Enthusiastisch, wie es seine Art war, für diese Familie und namentlich für die Wirthin begeistert, begrüßte er diese Veränderung mit den größten Hoffnungen, zumal da er in der letzten Zeit „von diesen Rheinländern, den infamsten Egoisten" stark geprellt worden ist, „besonders als Preuße und Protestant." Aber auch hier schlägt die Stimmung bald um; Klatschereien säen Zwietracht oder Mißverständniß, und die Wirthin, im März noch „ein Engel", ist doch schon im Sommer „sehr curios". Er wechselt deßhalb im Herbst 1823 abermals die Wohnung und bezieht ein neues Quartier am Markte. Hier scheint es ihm besser gegangen zu seyn; auch die alte Verbindung mit der Familie Karth, die er öfters besucht und die für ihn, z. B. beim Anschaffen neuer Wäsche sorgt, gibt ihm einen gewissen Halt. Ja im Anfange des Jahres 1824 denkt er wieder so wenig an eine baldige Entfernung aus Bonn, daß er sich sogar mit dem Plane trägt, seine Mutter aus Danzig etwa auf zehn Monate, während deren sie bei Karth's wohnen sollte, nach Bonn zu nehmen. Aus diesem Plane, der sogar bis in's Einzelne finanziell ausgearbeitet vor mir liegt, ist freilich nie etwas geworden. In Köln scheint er sich dann auch in seinem häuslichen Leben wohler gefühlt zu haben als in Bonn.

So zurückgezogen auch im Ganzen Jarcke während dieser

drei Jahre gelebt hat, so traten ihm doch auch in dieser Periode einige nicht unbedeutende Personen so nahe, daß sie einen entschiedenen Einfluß auf sein inneres Leben ausgeübt haben. Weniger scheint das bei seinem früheren Gönner Mackeldey der Fall gewesen zu seyn, der in Jarcke's Briefen seit jenem Tage der Antrittsvorlesung nur flüchtig wieder erwähnt wird. Wichtiger war für Jarcke jetzt ein protestantischer Theologe von Bedeutung, Augusti, der im Jahre 1841 hochbejahrt als Senior der Universität Bonn gestorben ist. Mit diesem, der ursprünglich der rationalistischen Richtung angehört, seit etwa 1809 aber sich mehr der positiven Seite zugewandt hatte, auch, wie oben schon erwähnt, in dem berühmten preußischen Agendenstreit lebhaft Mitstreitender war, hat Jarcke sich oft begegnet und in Gesprächen häufig das kirchliche Gebiet berührt. Eine Familie ferner, zu der er sich ganz besonders hingezogen fühlte, war die des Bibliothekars und als Heraldiker nicht unbekannten Professors Bernd; ich habe schon erwähnt, wie Jarcke ganz besonders durch Bernds Frau angezogen wurde. Diese, eine geborne Polin, hatte solchen Einfluß auf ihn, daß er lebhaft mit dem Gedanken umging, seine Kenntniß des Polnischen wieder aufzufrischen und zu erweitern; denn das Polnische hatte er schon in Danzig getrieben, wo noch vom akademischen Gymnasium her ein Lektor des Polnischen, Mrongovius, übrig war, der die Verpflichtung hatte, solchen Gymnasiasten, die es wünschten, Unterricht in jener Sprache zu geben und noch später als achtzigjähriger Greis öfters jener Verpflichtung nachkam.

Von Juristen, denen Jarcke näher trat, ist der Professor Ferdinand Walter zu erwähnen, der nur sieben Jahre älter als Jarcke war. Niemand aber hatte auf letzteren größeren Einfluß als Walters Schwiegervater Windischmann, welchem wir geradezu die hauptsächlichste Entscheidung bei Jarckes Uebertritt zur katholischen Kirche zuschreiben müssen. Windischmann, zu jener Zeit nahe den fünfziger Lebensjahren stehend, hatte in Bonn die katholische Professur der Philosophie inne,

gehörte jedoch auch der medicinischen Fakultät an. Beide Wissenschaften vereinigten sich bei ihm in der (Schelling'schen) Naturphilosophie, und das Gebiet, auf welchem sich diese gläubig-naturphilosophischen Studien bewegten, war namentlich der Orient. Es war ein mystisch angelegter Geist, der es sich besonders angelegen seyn ließ, für die Thatsachen des thierischen Magnetismus, Fälle von wunderbaren Heilungen und Aehnliches eine wissenschaftliche Begründung zu suchen.

Dieser Umgang mit wenigen bedeutenderen Personen konnte aber bei Jarcke durchaus nicht die Bitterkeit verscheuchen, mit der er seine ganze Umgebung ansah. „Das collegialische Leben ist hier, wie die Studenten sagen, unter dem Luder", schreibt er in seiner uns nun schon bekannten Weise am 23. November 1823 an seine Mutter; und in demselben Briefe heißt es: „Die meisten Professorenweiber hieselbst sind ein Ottern- und Schelmengezüchte, hochmüthig, falsch, herzlos und dumm. Wenn unser Herrgott noch einmal auf die Welt käme, sie kreuzigten ihn wiederum, weil — er eines Zimmermanns Sohn war."

Von seinem Umgange während der kurzen Kölner Zeit erwähnt er nur, daß er mit einem Herrn von Haxthausen in studentischer Weise zusammenwohne und daß er mit einigen Gerichts- und Appellationsräthen zuweilen zusammentreffe. „Auch Herr von Schiller, der Sohn des Dichters, ist einer der sehr wenigen Leute, mit denen ich hier umgehe. Er ist Assessor am Appellhofe, sieht seinem Vater sehr ähnlich, wenigstens nach den Portraits zu urtheilen, und ist ein sehr guter, sehr gescheuter und, wenigstens für mich, sehr interessanter Mensch."

Um Jarcke während dieser Lebensperiode ganz verstehen zu können, namentlich um seine excentrischen mehrfach mitgetheilten, stets die einzelne Wahrnehmung auf das Allgemeine erweiternden Urtheile zu begreifen, darf nicht verschwiegen werden, daß er sich öfters recht krank fühlte. So erwähnt er, daß der ganze Winter 1822|23 ihm durch Krankheit verbittert sei, und im Sommer 1824 leidet er sogar in sehr

gefährlicher Weise, so daß seine Brust lautes anhaltendes Sprechen gar nicht ertragen kann und die Aerzte ihm die Fortsetzung der akademischen Laufbahn verbieten.

Nachdem wir so auf Jarckes öffentliches und häusliches Leben, auf seinen Umgang und seinen Gesundheitszustand einen Blick geworfen haben, sind wir vorbereitet, auch an das Wichtigste, seine religiöse Wandlung, heranzutreten. Doch muß ich mir in diesem Punkte Beschränkung auferlegen; Heiliges darf nicht mit rauher Hand berührt werden, und ich zumal bin hier zum Richten nicht befugt. Ich bin es umso weniger, als ich ihm, dem Bruder meiner Mutter, vielen Dank schulde, auch dafür, daß er mich religiöse Dinge mit anderem Auge betrachten gelehrt hat als vorher. Zu alle Dem kommt, daß meine Quelle, hier lediglich Briefe an seine Mutter, seine Schwester und seinen Schwager, doch nur eine einseitige ist, denn gerade den Verwandten gegenüber öffnet sich in solchem Falle nicht gerne das ganze Herz. Darum lasse ich einfach in chronologischer Reihe hier solche Stellen aus seinen Briefen folgen, die darauf hindeuten, welchen Standpunkt er zu der betreffenden Zeit noch nicht oder schon einnimmt; Bemerkungen dazu unterdrücke ich, auch wo sie sich ungesucht darbieten.

Den 20. Oktober 1822 (nachdem er von seiner Wirthstocher und späteren Frau gesprochen): „Um hier nicht dumme Streiche anzufangen, floh ich vor anderthalb Jahren aus Bonn, ohne irgend ein Geständniß oder dergleichen zu thun. Und nicht meine Berechnung und Klugheit, sondern Gottes unmittelbare Fügung führte mich nach Göttingen und fügte dort Alles so wunderbar, daß eins sich von selbst aus dem Andern ergab und ich gestern einen Abschnitt in meinem Leben (die Antrittsvorlesung) erlebt habe, an den ich vor anderthalb Jahren nicht im Traume dachte. Betrachte ich meine Schicksale seit meiner frühesten Jugend, durch welche Kette von Umständen ich in die Pfarrschule, auf das Comptoir, zum Studiren, nach Bonn, nach Göttingen, zum Preise und Doctor-

hut und wieder hieher kam, so sage ich mit Schiller: Es giebt keinen Zufall. Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt, grade das steigt aus den tiefsten Quellen. Mit einem Worte, die Betrachtung meines eigenen Lebens hat mich zum entschiedenen Deterministen gemacht, und wer den Glauben hat, schläft ruhig."

Den 27. Februar 1823 (in Bezug auf seine neuen Wirthsleute): „Solch ein ungeheures Zutrauen, womit diese Menschen mich behandeln, ist mir noch nicht in meiner Praxis vorgekommen, und ich lebe hier wieder auf. Es sind beiläufig Protestanten, worauf ich nur in so ferne Werth lege, als der gewöhnliche Katholik (im Karth'schen Hause war es anders) es für keine Sünde hält den Ketzer zu betrügen, auch nöthigenfalls todtzuschlagen." (!)

Den 26. März 1823: „Ich habe gestern, am Charfreitage, etwas gethan, was ich seit den letzten fünf Jahren nicht gethan habe; nämlich ich war mit Thormann's zum Abendmahl. Ich danke Gott, daß ich unter diese Leute gekommen bin, und mein Leben scheint dadurch eine andere Richtung zu nehmen. Einmal, als ich so recht traurig war und in meinen Gedanken dachte: Wärest du doch lieber nicht geboren oder kurz nach der Geburt gestorben — sagte Frau Thormann, die mir meine Gedanken immer auf dem Gesichte ansieht: ‚Ernst! Ernst! Kennen Sie das Lied von Paul Gerhard nicht: Befiehl Du Deine Wege und Alles, was Dich kränkt, der allertreusten Pflege deß, der den Himmel lenkt!' Seit Jahren bin ich in keiner protestantischen Kirche gewesen." Und weiter heißt es in demselben Briefe: „Daß ich hier völlig isolirt lebe, hat das Gerücht veranlaßt, ich sei melancholisch, und zwar bis zum Todtschießen. Das ist nun, Gott Lob, seit ich durch den Umgang mit Thormanns wieder aufgelebt bin, nicht mehr wahr, aber der Winter war eine Zeit, die Gott gnädig für die Zukunft von mir abwenden möge, sonst geht es nicht gut."

Den 23. November 1823 (bei der Nachricht von der

Geburt eines Neffen): „Gott gebe, daß er recht brav wird und daß er sich, wenn er groß geworden ist, in unserer curiosen Zeit zurechtfinde; das ist das Beste, was man heutzutage jedem neugebornen Knäblein wünschen kann. Möge er Mathematik studiren, da kömmt er am Besten weg und findet allenthalben festen Ankergrund, was die andern Wissenschaften eben nicht von sich rühmen können. Nur muß er sich dann wieder den Glauben bewahren, damit, wenn der Verstand zu sehr ausgebildet ist, der Teufel nicht Herz und Gemüth hole.“ Weiterhin heißt es dann: „Ich lebe sehr eingezogen und sehe bloß einige Leute, die ich gern habe, die Familie Windischmann und Walter (der Erstere ist Professor der Philosophie, der Letztere Jurist), erzkatholisch, aber grundgute Leute!“

Den 6. Januar 1824: „Und nun noch eine Hauptsache. Wenn Ihr hört, denn es ist fast unmöglich, daß das Gerücht nicht nach Danzig kommen sollte, daß ich hier entweder schon bin oder noch werde — zur katholischen Kirche übertreten, so glaubt es nicht. Sagt, ich hätte geschrieben, es sei nicht wahr. Ebenso wenig ist das hier ausgestreut gewesene und mit dem ebengenannten zusammenhängende Gerücht, ich würde die Tochter des Professor Windischmann heirathen, in der Wahrheit gegründet. Meine Seele denkt nicht daran.“

Den 20. Juni 1824: „Heute ist hier Frohnleichnamsprocession und man fängt schon an die Altäre auf der Straße zu bauen. Die Procession geht nämlich durch die ganze Stadt und allenthalben werden Blumen gestreut, an den Ecken der Hauptstraßen wird der Segen mit dem Hochwürdigen gegeben und auch dazu geschossen. Eine ungeheure Menge kleiner Mädchen geht mit, die einzelnen Paare tragen Blumenkränze. Uebrigens muß ich gestehen, daß die Processionen in Oliva schöner waren, obwohl nicht so zahlreich. Zu einer Procession gehören immer Mönche, sonst sieht sie so nüchtern aus. Hier bei uns sind aber die Klöster schon in der Revolution aufgehoben. Recht schlecht finde ich es, daß die Vor-

nehmen sich ausschließen und nicht mitgehen, welches in den oberrheinischen Städten, z. B. in Coblenz nicht der Fall ist."

Den 30. August 1824 (an seinen Schwager, nach einer längeren Erörterung über politische und philosophische Ansichten):

„Was endlich die Religion betrifft, so glaube ich, daß sie das Höchste und Heiligste, ja das einzig Heilige des Lebens ist; in diesem Punkte habe ich nun freilich ein System, und ein sehr fest stehendes, worin denn freilich liegt, daß ich Alles, was mit diesem System nicht übereinstimmt, für Irrthum halte, wie das auch wohl nicht anders möglich ist; denn wenn Du z. B. fest überzeugt bist, daß zweimal zwei gleich vier ist, so läugnest Du, daß es gleich jeder andern Zahl sei; lässest Du die Möglichkeit zu, daß zweimal zwei gleich drei oder gleich fünf seyn könne, so bist Du nicht fest von jener Wahrheit überzeugt. — Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß ich den nicht mit warmer Liebe umfaßen könne und solle, der etwas nicht glaubt, was ich glaube, oder etwas glaubt, was ich nicht glaube; vielmehr halte ich es für meine heilige Pflicht, auch dem Andersdenkenden so zu begegnen, wie der barmherzige Samariter dem geprügelten Juden. — Was ich denn eigentlich glaube, läßt sich ohne Mißverständnisse so kurz nicht angeben, aber Du siehst, daß, da sich nach dem eben ausgesprochenen Princip mein Thun normirt, darauf zwischen uns so viel nicht ankommt. Ferner glaube ich, daß Jeder, der die Wahrheit redlich sucht und mit redlicher Liebe zu Gott strebt, auch zu Gott zurückkehren wird, i. e. selig werden kann, obgleich seine religiöse Ueberzeugung irrig ist, folglich ihn nicht selig macht; aber er muß vollkommen bona fide verfahren, das heißt, wenn er die Wahrheit erkannt hat, nicht absichtlich sich ihr verschließen, sie verläugnen, oder gar gegen die erkannte Wahrheit streiten, denn in diesem Falle ist Melanchthon unter Anderen der Meinung, daß dieser ewig verloren sei, worin ich ihm vollkommen beistimme. — Endlich hasse ich alle Religionsdispute, und glaube, daß die, welche einerlei Meinung sind, sich schon zusammenfinden werden, die es aber nicht sind, werden es durch Disputiren wahrhaftig nicht. — Nur muß ich feierlich mich gegen die von Dir ge-

äußerte Meinung verwahren, daß ich an den Determinismus glaubte, den ich vielmehr verabscheue als etwas recht eigentlich Abscheuliches. Vor dritthalb Jahren war ich ihm nahe, aber angehört habe ich ihm nie. Vielleicht habe ich damals Aeußerungen fallen lassen, die Dich auf jene Vermuthung brachten. — Nun aber eine Frage, die ich Dich ungenirt zu beantworten bitte. Glaubst Du, daß Christus der wahre Gott in Menschengestalt gewesen sei? Versteh mich recht, ich frage, ob Du glaubst, daß dasselbe einige Wesen, welches die Welt erschaffen hat und erhält, vor 1824 Jahren Mensch geworden sei? Davon hängt natürlich viel ab und danach muß sich das religiöse System bestimmen. Ich wünschte, daß Du mir diese Frage unbefangen beantwortest. Ich habe hoffentlich die Frage bestimmt genug gefaßt und Du kannst mir nicht darauf antworten, es sei jeder Mensch ein Partikelchen der Gottheit, sondern ich verstehe das Wort Gott im Sinne des gewöhnlichen Lebens."

Um diese Zeit wurden, wie ich hier einschalte, unter den Verwandten mehrfach Briefe gewechselt, in denen das Gerücht, Jarcke sei bereits katholisch geworden, in immer bestimmterer Form auftritt. Von ihm selbst fehlen leider aus dieser Zeit einige, doch gewiß nicht viele Briefe, denn es wurde ihm damals entschieden schwer an die Seinigen zu schreiben.

Den 19. April 1825: „Du, meine liebe, gute Mutter, thust mir besonders leid wegen der Sorge, die ich Dir verursacht habe. Doch sieh! nun verspreche ich Dir ganz gewiß und wahrhaftig, Du sollst jetzt r e g e l m ä ß i g von mir Nachricht bekommen, das verspreche ich Dir heilig und gewiß. Und Eins halte nur immer fest: wenn ich auch so unverantwortlich geschwiegen habe, meine Liebe ist dieselbe geblieben, die sie war, als ich von Dir ging. Ja ich möchte sogar sagen, daß ich Dich in gewisser Hinsicht noch lieber habe als damals und früher, wie ich noch zu Hause und oft ein hoffärtiger Bengel war." In der That schreibt er am 19. Mai wieder, „obgleich ich eigentlich gar Nichts weiß, was des Schreibens werth wäre." Und nun folgen, man möchte sagen

mit einer gewissen Ironie, allerlei ganz gleichgültig äußerliche Dinge, die allerdings des Schreibens nicht werth sind.

Den 25. Oktober 1825 (von Berlin aus, wo er damals weilte, um sich Kamptz vorzustellen): „Und nun, Ihr lieben Leute, eine Nachricht, die ich Euch nicht eher mittheilen wollte, ehe ich Euch zugleich über meine äußere Lage beruhigen konnte, denn ich wollte Euch unnöthige Sorgen ersparen. Ich bin seit dem vorigen Frühjahr katholisch. Dieses ist mit kurzen Worten das, was Ihr wissen müßt, denn Ihr habt ein Recht darauf es zu erfahren. Aber wenn ich Euch verspreche, daß meine volle Liebe dadurch, daß ich einer Religion und Kirche angehöre, während ich früher im finstersten Atheismus lebte — daß meine volle Liebe zu Euch Allen nicht nur nicht geschmälert, sondern befestigt ist, dann erlaßt es mir, die Gründe anzugeben, auf denen meine feste unumstößliche Ueberzeugung beruht. Und wenn Ihr Euch wahrhaft freisinnig zeigen wollt, dann laßt mich ruhig gewähren, denn ich hindere und störe ja Niemand von Euch in seiner religiösen Ueberzeugung. Lediglich aus diesem Grunde gebe ich Euch das Detail meiner Gründe, die meine Rückkehr zu der allein wahren Kirche Gottes herbeiführten, erst dann an, wenn Ihr es ausdrücklich fordern solltet."

Am Weihnachts-Heiligenabend 1825: „Ihr lieben Leute, schreibt mir bald wieder. Und folgt meinem Beispiele, übergeht einen Punkt, in dem wir nicht übereinstimmen können, mit Stillschweigen. Ich bin glücklich, weit glücklicher als ich es verdiene, seitdem ich eine Religion habe, die mir ausdrücklich befiehlt, täglich für Euch Alle zu dem Gott zu beten, der uns Alle richten wird. Ich habe Euch Alle sehr lieb, reißt mich nicht aus Euerem Herzen, das ist nicht recht, und wenn Ihr lieblos seid gegen mich, so ist die Intoleranz auf Euerer Seite, nicht auf der meinigen. Doch, wie gesagt, Ihr habt nicht absichtlich meinen Brief unbeantwortet gelassen. Und hättet ihr das, so seid jetzt gut. Ich habe Euch, wie Ihr

auch denken mögt, Alle mit unwandelbarer Liebe festgehalten und werde nie aufhören zu seyn Euer Euch liebender Ernst."

Zu erwähnen habe ich noch, daß Phillips in diesen Blättern 1853, S. 280 erwähnt, Jarcke habe sein katholisches Bekenntniß zu Köln im März 1824 in die Hände des Pastors Wermelskirchen niedergelegt, während Gräßer und Wurzbach den Uebertritt auf den 16. Februar 1825 verlegen. Nach dem oben Mitgetheilten ist allerdings die förmliche, feierliche Aufnahme in die katholische Kirche erst 1825 erfolgt, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß eine private Ablegung des Bekenntnisses schon früher erfolgt war.

Mit dem hier erreichten Zeitpunkte hören Jarcke's Familienbriefe auf, die Hauptquelle für die Geschichte seines Lebens zu seyn. Von hier ab liegt dies Leben in seinen Hauptzügen aus anderen Quellen vor uns. Doch wäre ich immerhin, wenn man es wünschen sollte, noch im Stande, zu dem Bekannten einige nicht unerhebliche Ergänzungen zu liefern, da es mir namentlich im Jahre 1843, auf dem Höhepunkte seiner Wirksamkeit, vergönnt war sein Hausgenosse zu seyn, und in Wien den merkwürdigen Kreis bedeutender Männer näher kennen zu lernen, der sich um ihn gesammelt hatte.

Dresden. E. Förstemann.

XIII.

Die Theilnahme des Cardinal Leopold Graf Kollonitsch an der Papstwahl des Jahres 1689.

(Aus archivalischen Original-Correspondenzen.)

Für den Siegeslauf der kaiserlichen Waffen gegen die Türken war der Tod des Papstes Innocenz XI. ein Hemmniß. Der Papst starb am 12. August 1689. Kaiser Leopold empfand diesen Verlust als ein großes Unglück. Hatte doch Innocenz XI. zur Führung des Türkenkrieges nicht weniger als fünf Millionen beigesteuert, wie das u. A. Cardinal Kollonitsch bezeugt. Von ebenso großem Werthe war sein moralischer Einfluß gewesen, denn dieser hatte wiederholt die feindseligen Absichten des Königs Ludwig XIV. gegen Kaiser Leopold I. eingedämmt.

Leopold von Ranke urtheilt über den päpstlichen Freund des Kaisers: „Innocenz war billig, menschenfreundlich, enthaltsam, gegen die Armen mildthätig, gegen sich selbst streng, gegen Andere gefällig und gelinde und der hohen Ehrenstelle, auf die er erhoben war, ganz würdig."[1]) Die gesammte französische Geistlichkeit sagt von ihm in einem Aufrufe an die Hugenotten, der sie zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche aufforderte: „Innocenz ist ein Papst, dessen

---

1) Römische Päpste, 3. Bd. S. 160 u. ff.

Leben und Wandel ganz nach dem Muster der alten Kirche in ihrer heiligen Strenge eingerichtet ist, welcher der ganzen Christenheit das Beispiel der Gottseligkeit gibt, so daß der Anschluß an ihn für jeden, der ein wahrer Verehrer der christlichen Tugend seyn will, nur zum Glücke seiner Seele gereichen kann."

Innocenz XI., früher Benedikt Odescalchi genannt, war Papst vom 21. September 1676 bis zum 12. August 1689. Er erreichte ein Alter von 79 Jahren. Seine Regierung war eine der würdigsten. Den Nepotismus duldete er durchaus nicht, die Käuflichkeit der Aemter hob er auf und drang überall auf strenge Sittlichkeit. Mit Ludwig XIV. hatte er manchen Strauß auszukämpfen, da er weder die gallicanischen Artikel noch die Quartierfreiheit des französischen Gesandten in Rom anerkennen wollte. Ebensowenig wollte er von dem Lieblingsplane Ludwigs XIV. wissen: den französisch gesinnten Cardinal Fürstenberg, Bischof von Straßburg, zum Erzbischofe und Kurfürsten von Mainz zu machen. Auch mit der zwangsweisen Bekehrung der Hugenotten war Innocenz nicht zufrieden; er erklärte öffentlich, es sei nicht die rechte Weise bewaffnete Apostel auszusenden; Christus habe sich dieser neuen Methode nicht bedient. Die sogenannte „Quartierfreiheit" hob er für alle Gesandten auf, weil oft die größten Verbrecher ihre Zuflucht im Quartiere der Gesandten fanden und dadurch für die Arme des Gerichtes unerreichbar waren. Alle Mächte fügten sich, nur Ludwig XIV. nicht, welcher dieses Recht als ein Privilegium seiner Krone ansah. Als der Botschafter d'Estrees gestorben war, schickte er einen neuen, Namens Lavardin, mit einer kleinen bewaffneten Macht, welche den Palast Farnese in eine Festung verwandelte. Innocenz versagte diesem Botschafter die Anerkennung. Um so mehr war der Papst mit der Politik des Kaisers Leopold einverstanden; namentlich dessen Kampf gegen die Türken war ganz nach seinem Herzen, weßhalb er auch nicht mit den Mitteln kargte, dessen energische Fortsetzung zu ermöglichen. Er selbst

gab reichlich und ließ auch bei den Geistlichen in Italien und Deutschland Steuern ausschreiben und Sammlungen zu diesem Zwecke veranstalten. Er war die Seele des Bündnisses zwischen Kaiser Leopold und dem König Johann Sobieski sowie der heiligen Liga vom Jahre 1684. Seinem hohen Alter war es gegönnt manchen schönen Erfolg seiner Bemühungen zu sehen, nur nicht das oft ausgesprochene Ziel seines Strebens: die Türken nicht mehr in Europa und die kaiserlichen Fahnen in Constantinopel zu sehen. Benedikt XIV. wie Clemens XI. und XII. wollten Innocenz XI. canonisiren, was aber Frankreich verhinderte.

Kaiser Leopold hatte nach dem Tode des Papstes Innocenz XI. ein ebenso großes, wenn nicht noch größeres Interesse als Frankreich an der neu vorzunehmenden Papstwahl. Denn vom Nachfolger Innocenz' hing es ab, ob der Türkenkrieg weiter geführt werden konnte, oder ob der neue Papst vielleicht für Frankreich Partei nähme und so den französischen König ermuthigen würde, seinen 1688 begonnenen Zerstörungszug in Deutschland fortzusetzen, wodurch der Kaiser zu einem Friedensschlusse mit den Türken genöthigt worden wäre. Kaiser Leopold war von der Wichtigkeit der Wahl des neuen Papstes so durchdrungen, daß er nicht nur die zwei Cardinäle Leopold Graf Kollonitsch und Johann Baron Goës, welche beide am Tage der Erstürmung Ofens, am 2. September 1686, zu Cardinälen ernannt worden waren, sondern auch den Fürsten Anton Lichtenstein als außerordentlichen Gesandten nach Rom sandte, damit die beiden Cardinäle im Conclave ihre Stimmen abgäben und Fürst Lichtenstein außerhalb desselben die Sache des Kaisers vertrete.

Der Kaiser schickte für Kollonitsch noch von Augsburg aus eine Instruktion nach, indem er ihm am 7. September 1689 schrieb:

„Hochwürdiger in Gott Vatter lieber Freundt. In Hoffnung, daß E. Liebd. vor Einlauffung dieses zu Rom werdet glücklich angelangt sein, welches mir zu vernehmen sehr lieb sein

wird, habe deroselben hiemit freundgnädiglich nicht verhalten wollen, daß zwar dem Cardinal de Medicis, als Protectori Germaniae[1]) bereits in generalibus eröffnet, wohin bey der instehenden päpstlichen Wahl meine Gedanken abzielen, mit mehrern aber mich nachgehends gegen Ueberbringer dieses Fürst Anton Lichtenstein expectorirt und ihm gnädigst anbefohlen mit E. Liebd. nicht allein aus Allem vertrauliche communication zu pflegen sondern auch von deroselben und des Cardinalen Protectoris und zumahlen auch von des Cardinals von Goes L. L. zu vernehmen, was zu meinem und des gemeinen Wesens Diensten er allda beitragen könne, massen ihn an das collegium Cardinalium vornehmlich zu dem Ende als meinen Ablegaten extraordinarium abgeschickt habe, damit E. Liebd. und die Uebrige meinem Erzhaus wohlwollende Cardinales Zeit währenden Conclavis außerhalb desselben als eines vertrauten Ministri und darauf wir uns gänzlich verlassen, bedienen könnten. Welches wie E. Liebd. von selbigen mit mehrern vernehmen werden, also thue ich mich auf denselben gndgst. beziehen und verbleibe E. Liebd. mit Freundschaft und kays. Hulden und Gnaden in allem gut und wol beygethan. Geben zu Augspurg den 7. Septembris 1689. E. Liebd. guttwilliger Freundt Leopold. m. p. Ich hoffe wohl durch Ihre Gegenwart und gute Cooperation wird alles wohl von statten gehen. Ich verlange nichts anderes als einen guten Geistlichen als pastor universalis sine ullo alio respectu."[2])

Die Unterschrift wie das Postscriptum sind von des Kaisers eigener Hand.

Am 11. September legte der Kaiser dem Cardinal die Papstwahl nochmal an's Herz und sandte ihm zugleich eine Geldanweisung. Er schrieb ihm:

„Hochwürdiger in Gott Vatter lieber Freundt. Ich habe E. Liebd. Schreiben vom 23. Augusti negsthin zurecht empfangen

---

1) Auch Cardinal Kollonitsch wurde Cardinal-Protektor Deutschlands u. z. 1702, obwohl er damals Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn war.

2) Die Originale dieses und der beiden folgenden kaiserlichen Schreiben befinden sich im Graner Primatial-Archive.

und daraus mit mehrern verstanden, wasmassen Sie sich noch selbigen Tag auf die Raiß nachher Rom ad conclave begeben; Und wie sie sich der bevorstehenden päpstlichen Wahl halber in einem und andern erbothen haben. Wie mir nun dero zu der Ehr Gottes und des gemeinen Weesens Besten erzeigender Eyffer zu sonderbarem gnädigsten Wohlgefallen gereicht: Also thue ich darauf allerdings mich verlassen und übersende deroselben zu Ihrer besseren Subsistenz hiebey einen Wexel pr m|5 fl., welche Sie zu Rom gegen Quittung werden erheben können, recommandire dabey dero bekannten Dexterität und Sorgfalt des so wichtigen päpstlichen Elektionswerkh nochmahlen auf das Beste, und verbleibe Ihro anbey mit kays. und landtsfürstl. Hulden und Gnaden wohlbeygethan. Geben zu Augspurg den 11. Septembris 1689. E. Liebd. guttwilliger Freundt Leopold. m. p." Außen: „Dem hochwürdigen in Gott Vatter Herrn Leopold der heyl. Röm. Kirchen Cardl. v. Kollonitsch und Bischoff zu Raab unsern lieben Freundt."

Cardinal Kollonitsch brauchte schon nothwendig Geld in Rom und er mochte wohl gedacht haben, daß er von seinem Freunde, dem Fürsten Ferd. Schwarzenberg, eher Geld erhalten würde, als wenn er sich an den Hof, der nie über viel Geld verfügte, wendete. Schwarzenberg ahnte auch dieses Bedürfniß des Cardinals und schickte einen Wechsel, bevor noch des Cardinals Ansuchen um Geldvorstreckung eingelaufen war. Kollonitsch behandelte die heikliche Sache auch als solche und schickte einen eigenhändig geschriebenen Brief in dieser Angelegenheit an Schwarzenberg ab. Er lautet:

„Durchleuchtiger hochgebohrner Fürst. E. Gnaden Liebden und Gunst. Allen Ihnen zu dienen bin ich hier wohl auff Visite von Hr. Graff von Harrach auffgenommen, weilen ich mich nicht ganz wollte prostituiren lassen allhie wegen der Mittl dan von Hof aus ich muß geholfen werden, weilen ich nicht aus Passion gereist; mit allem dem will ich mich nit verlassen, bitte fürstl. Gnaden also mir zu Gnadt m|10 fl. Credit zu machen, bey dem Pesteluz zu Wien, auff daß, wenn ich es vonnötten, er mir erlegen solle, ich will schon eilig zahlen, die Obligation aufrichten und wann fürstl. Gn. wollen, auch Pfandt geben,

auch wenn fürstl. Gn. es verlangen meine Einkünfte mithinterlegen, vom Interesse schreibe ich nicht, weilen fürstl. Gn. es mir übel nemeten. Zu meiner Hinauskunft, wills Gott, ein halbes Jahr hernach will ich fürstl. Gn. redlich und aufrichtig zahlen, dann bekomme ich selbst mein weniges ausgeliehenes Geld. Fürstl. Gn. wünsche ich, daß ich ehender das Leben verlieren wollte, als Ihnen schaden, wie ich denn auch schon den Todfall vorgesehen, ehender ich aus Wien weg bin, über sovil empfangene Gutthaten wird diese mich höchst obligiren. Wie ich denn bin und verbleibe E. Liebd. schuldigster Diener und geistlicher Vatter Leopold Cardl. von Kolloniz m. p. Rom den 17. Septembris."[1])

Fürst Ferdinand Schwarzenberg hatte keine geringe Freude, daß er die Nöthen seines Freundes im Voraus geahnt, und schon am 16. September gerade die später erbetene Summe für den Cardinal hatte anweisen lassen. Er schrieb ihm: „Hochwürdigster Fürst. Daß Euer Liebden beliebet hat mich mit dero werthisten vom 17. 7bris zu beglücken, erstatte ich hiemit allen gebührenden Dank und benachrichtige sie, daß ich nicht eine geringe Freude daran erlebe, daß ich dero Verlangen vorkommen und einen Creditbrieff auf m|10 fl. bereits den 16. d. M. an Ihnen habe abgehen lassen, welcher hoffentlich wohl wird eingeloffen sein, daß ich in mehrern E. Liebd. könne dienstlich sein, so werde ich dero befelch mit Freuden vernehmen, womit ich schließe ꝛc."[2])

Am 13. September begann das Conclave. Als die Cardinäle in dasselbe gekommen waren, erhielten sie das Verzeichniß aller Stimmberechtigten. Es waren das sechs Cardinalbischöfe, 43 Cardinalpriester und Cardinaldiakone. Die Cardinäle waren auch nach ihrer Gesinnung in Parteigruppen zusammengestellt in spanische, französische und neutrale. Da sich die beiden ersten Gruppen so ziemlich das Gleichgewicht hielten, so zog sich die Wahl ziemlich lange hinaus. Vierunddreißigmal wurde vergeblich abgestimmt. Kein Candidat

1) Original im fürstl. Schwarzenbergischen Central-Archiv in Wien.
2) Concept l. c.

hatte die Majorität erlangt, da sich die Stimmen ungemein zersplitterten. Kollonitsch nahm mit dem größten Eifer an dieser Wahl Theil. Er verzeichnete bei jeder Abstimmung genau auf einem Bogen mit den Namen der Cardinäle, wie viele derselben anwesend, abwesend oder krank gemeldet waren; wer die Scrutatoren und Recognitoren gewesen und wie viele Niemanden ihre Stimme gegeben. Sorgfältig zeichnete er auf seinen Bogen jede Stimme ein, nachdem sie aus der Urne genommen und verlesen war. Er selbst erhielt auch einige Stimmen.[1]) Am 28. September in der Frühe war er selbst Recognitor und am 1. Oktober Abends Scrutator. Alle diese Bogen hat Kollonitsch sorgfältig aufbewahrt,[2]) ein Zeichen, wie angenehm die Erinnerung an dieß Lebensereigniß ihm war. Da geschah denn das Merkwürdige, wovon man sich durch die Durchsicht der Bogen des Cardinal Kollonitsch überzeugen kann, daß Anfangs ein französisch gesinnter Cardinal relativ die meisten Stimmen bekam, während Cardinal Peter Ottoboni, welcher später gewählt wurde, Anfangs nur etliche Stimmen erhielt. Zum Schlusse vereinigte Cardinal Ottoboni bei der letzten Abstimmung am 6. Oktober 21 Stimmen auf seine Person. Diese geringe Majorität erklärt sich daraus, daß viele Cardinäle es vorzogen sich der Abstimmung zu enthalten.

Der mit solcher Schwierigkeit gewählte Papst nannte sich Alexander VIII. Er war ein gebürtiger Venetianer und hatte seine Würde nicht ganz zwei Jahre inne (bis 1. Febr. 1691), da er bereits achtzig Jahre alt war, als er gewählt wurde. Frankreich gegenüber hatte er einige Erfolge aufzuweisen; denn Ludwig XIV. benützte den Wechsel auf dem heiligen Stuhl, um klugerweise sich in der Frage der Quartierfreiheit und in Bezug auf die Besetzung Avignons zurück-

1) Das erzählt auch Martin Szentivanyi, „Miscellanea," 1700, in der Widmungsrede, decas 2. pars 1.

2) Jetzt sind sie im Graner Primatial-Archive.

zuziehen. Er bestand auch nicht mehr darauf, daß Cardinal Fürstenberg zum Erzbischofe von Mainz ernannt werde. Die gallicanischen Artikel und die Jansenisten verurtheilte der neue Papst. Aschbach bemerkt über ihn: „Auch diesem Papste wird eine übermäßige Bereicherung und Bevorzugung seiner Verwandten nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht.“[1])

Kaiser Leopold gab sich nach der Wahl des neuen Papstes den besten Hoffnungen hin. Als am 5. März 1684 die hl. Liga zwischen Kaiser Leopold, dem Könige von Polen und der Republik Venedig unter dem Protektorate des Papstes abgeschlossen worden war, hatte man, wie bei der Allianz des Jahres 1683, bestimmt, daß die Verbündeten den Eid der Treue in die Hände Innocenz' XI. ablegen sollten, was auch die Cardinäle Pio für den Kaiser, Barberini für Polen und Ottoboni für Venedig thaten. Schon dieser Umstand erfüllte den Kaiser Leopold mit Freude und ermuthigte ihn zu hoffen, der neue Papst würde seinem Lieblingsgedanken, die Türken gänzlich zu besiegen, ebenso freundlich und hilfreich zur Seite stehen, wie dieß sein Vorgänger gethan. Innocenz XI. hatte sich zwar zu keinen Subsidien für das kaiserliche Heer und den Krieg gegen die Türken verpflichtet, aber er hatte sie in reichlichem Maße gegeben und dadurch manchen herrlichen Erfolg in diesem Kampfe ermöglicht. Aehnliches hoffte Kaiser Leopold auch von Alexander VIII. Im Namen des Kaisers traten also die Cardinäle Kollonitsch, Goës und der außerordentliche Gesandte, Fürst Anton Lichtenstein vor den Papst und baten ihn um die Fortsetzung der päpstlichen Subsidien für den Türkenkrieg. Alexander VIII. hörte diese Bitte nicht gerne und war auch nicht Willens sie zu erfüllen. Er suchte also einen Ausweg. Er sagte, daß Polen und Venedig ähnliche Verlangen an ihn gestellt hätten. Der entthronte König Jakob von England bitte ebenfalls um Geld. Fürst Lichtenstein hob dagegen die Hoffnung des Kaisers hervor, daß er,

1) Kirchenlexikon von Aschbach 1846. I. 146.

trotzdem er mit Frankreich auch Krieg zu führen genöthigt sei, dennoch die Türken aus Europa drängen werde, wodurch dann sämmtliche Länder diesseits des Bosporus für die katholische Kirche gewonnen würden. Der Papst machte nur geringe Zusagen. Er gab eine Summe für den Türkenkrieg, doch keine große, und um seine Parteilosigkeit zu zeigen und bei Frankreich nicht anzustoßen, gab er ebensoviel für den König Jakob. Das Zurücktreten Alexanders VIII. von dem Standpunkte den sein Vorgänger Innocenz XI. eingenommen hatte, welcher dem französischen König unermüdlich den Frieden gepredigt und die christlichen Fürsten zum Kriege gegen die Türken zu einigen gesucht hatte, gereichte zum Nachtheile der Autorität des heiligen Stuhles und seiner Stellung als Schiedsrichter der Staaten.

Alexander VIII. wurde am 17. Oktober 1689 gekrönt. Kollonitsch meldete dieß dem Fürsten Schwarzenberg noch an demselben Tage:

„Durchleuchtiger hochgebohrner Fürst. Wiewohlen ich allererst gestern geschrieben, so habe ich doch mit Gelegenheit dieses Couriers zu schreiben nicht unterlassen wollen und zugleich zu erindern, daß die päpstliche Crönung heunt wohl von statten gangen; der französische Pottschafter hat sich alles Quartiers und Befreiung begeben, worauf er zur Crönung eingeladen worden und bey selber erstlich der Contestable di Colonna bey der Mes dem Papsten zum erstenmal zum Waschen gegeben, zum andern der Don Livio als Gral. von der Kirchen, zum drittenmahl der französische Pottschafter, hat auch versprochen Avignion sambt zugehör zurückzugeben, man solle sich nun vergleichen, auf was weis so ehistens geschehen wird. Wessentwegen Commissarii deputirt. Der Nuntius in Polen Candelini solle heunt zum päpstlichen Nuntius nach dem Kays. Hof abzuschicken declarirt worden sein, womit verbleibe Euer Liebden (eigenhändig:) Rendo di nuovo infinite gratie delle gratie continuate che moi a bastanza potero meritare, il Cardle. di Gois dice che anche lui a neme piu vana ringratiando. schuldigster Diener und knecht Leopold Cardl. von Kolloniz. m. p. Roma gli 17 8bre 1689."[1])

1) Original im fürstl. Schwarzenberg'schen Central-Archiv in Wien.

Wie sicher Kaiser Leopold erwartete, daß Alexander VIII. in Betreff der Subsidien zum Türkenkriege das munificente Beispiel seines Vorgängers nachahmen werde, geht aus einem Briefe des Kaisers vom 22. Oktober aus Augsburg, wo er auch auf einem Conclave weilte, an Cardinal Kollonitsch hervor:

„Hochwürdiger in Gott Vatter lieber Freundt. Mir sind alle E. Liebd. aus Rom an mich abgelassenen Schreiben, insonderheit aber diejenigen sehr lieb gewesen, worin sie mir berichten, daß die päpstliche Wahl auf ein solches subjectum ausgefallen, welches nicht allein der Kirchen anständig sondern auch meinem Erzhaus wohlzugethan und mit einem Wort das Beste seye: Ich will S. Heyl. werde sich in der Regierung also resolut bezeugen, gleich sie sich vor diesem in ihren Rathgebungen und consiliis erwiesen haben, mithin ich desto besser den Verlust dero letzten Vorfahrers seligisten Angedenkens werde verschmerzen können, wünsche demnach daß der Allerhöchste dieselbe bey langwierigem Wohlstand und Kräften erhalten wolle und gleichwie E. Liebd. in dieser Wahl ein großes Antheil und das Ihrige mitbeygetragen also erstatte Ihro auch deßwegen hiemit absonderlichen gnädigsten Dank. Dem Cardinal von Goës hätte ich wohl vergönnt, daß er nach seiner so langen beschwerlichen Reise die consolation hätte haben und an der Wahl mitparticipiren mögen, doch ist er selbsten der bekannten aequanimitet und Eyffers pro publico, daß er lieber gesehen haben wird, daß die Wahl alsobald vor sich gangen, als wenn dieselbe mit einiger Gefahr um seinetwillen länger wäre verschoben worden; ob er sich disponiren lassen werde diesen Winter über zu Rom zu verbeiben, stehet zu erwarten. Ich sehete um viler Ursachen gern, wenn E. Liebd. sowohl als Er und also beide noch eine Zeitlang allda verharren und insonderheit S. päpstl. Heyl. bewegen könnten, daß Sie zu Behueff des Türkischen Krieges uns mit einer erklecklichen Summa in geheim assistiren könnten, weilen ich aber E. Liebd. Gegenwart in meinen Erblanden zur Vollbringung der von Ihro übernommenen Commission[1]) höchst vonnöthen, so wird mir lieber, wenn Sye Ihre

1) Damit ist die sogenannte „Commissio neoaquisitica" gemeint, welche die Vertheilung und Verwaltungseinrichtung der neuerworbenen Gebiete zu besorgen hatte, die es aber Niemanden

Abreise von dannen so viel als möglich beschleunigen werden. Ich verbleibe E. Liebd. anbey mit freundtschaftlichen kays. Hulden Gnaden und allen Guten wohlbeygethan. Geben in Augspurg den 22. Octobris 1689. E. Liebd. guttwilliger Freundt Leopold. m. p."

Auch Fürst Schwarzenberg erwartete vom neugewählten Papste, dessen Name und gute Gesinnung ja bekannt war, das Beste für Kaiser Leopold und seine Pläne. Er schrieb an Cardinal Kollonitsch am 21. Oktober 1689:

„Hochwürdigster Fürst. Aus E. Liebden hochverehrten Schreiben vom 7. curr. habe ich die confirmation der den 6. c. erfolgten päpstlichen Wahl durch Erhöhung des Herrn Cardinal Ottoboni erfreulich vernohmen, gleich wie sich nun die ganze Christenheit mit dem zu consoliren hat, daß die Ersetzung dieses hohen Stuhls auf einen solchen gefallen, der seiner in geistlichen und weltlichen Sachen erworbenen sonderbaren Experienz und aller andern hohen meriten halber die approbation der ganzen Welt erhalten; also habe mit E. Liebden mich hierüber desto mehrers erfreuen sollen, daß sich dieser neuerwählte Papst für das durchleuchtigste Erzhaus Oesterreich wohlaffectionirt erweise, woraus dann zu hoffen, daß durch seine hohe und vätterliche Vermittlung die zu großem Nachtheil der Kirchen ausgebrochenen weitaussehenden Schwistigkeiten beständiglich beygelegt und der

Recht machen konnte. Präsident dieser Commission war Kollonitsch, Vicepräsident Graf Siegfried Breunner. In den J. 1791 und 1821 wurden die Akten dieser Commission von Staatswegen gesucht, aber nicht aufgefunden. (Bidermann, Geschichte der österr. Gesammtstaatsidee, I. S. 120). Kollonitsch hinterließ indeß ein sehr umfangreiches Gutachten über die „Wiedereinrichtung des Königreiches Hungarn in Sachen des status politici cameralis et bellici", welches vollständig in Manuscripten der kön. ung. Academie der Wissenschaften und der Wiener Hofbibliothek Nro. 8653, 7747 (rec. 841) und 8344 und in Bruchstücken im Hofkammer-Archive wie im geh. H. H. und Staats-Archive aufbewahrt wird. In einem Exemplar der Wiener Hofbibliothek 7747 (rec. 841) zählt das Gutachten 445 Folioseiten (ohne Beilagen). Am 15. September 1689 wurde dieses umfangreiche Gutachten zu Augsburg Kaiser Leopold überreicht.

heylsambe Frieden wiederumben auf einen festen Fuß werde gesetzt werden. Die allhiesige negocia thun sich allgemach dergestalt veranlassen, daß von deren glücklichen Ausgang nimmer gezweifflet werden will, wozu dann sowohl die in oriente gegen den Erbfeind erhaltene ansehentliche victorien[1]) als auch die Reduction der beiden churfürstlichen Residenzien Mainz[2]) und Bonn nit wenig contribuiren, zumahlen man anjetzo mit denen bereiz von allen churfürstl. Höfen angelangten Bevollmächtigten die Sachen dahin zu inanimiren begriffen ist, auf daß vor dero HH. principalium bald erwartenden Ankunft das mehrist abgiustirt seye. Für den mir anpräsentirten Tokayer sage ganz dienstlichen Dank, wünsche hingegen viele Gelegenheiten zu haben E. Liebden und dero mir immerhin zu tragenden hochschatzbaren Affection meines Ortes dergestalt correspondiren zu können, wie solches mein zu dero profitirender treuister Eifer verlangen thut, die ich der göttlichen starken Obhuet empfehle. Euer Liebden unveränderlich verbleibe ꝛc."[3])

Kollonitsch hatte ein lebhaftes Verlangen nach Hause zu kommen, allein er mußte noch in Rom bleiben, weil er den Cardinalshut noch nicht erhalten hatte. Mit päpstlicher Dispens hatte er früher den Aufschub dieser Ceremonie immer erwirkt. Nun aber wollte der Papst alle Cardinäle, die den Hut noch nicht erhalten hatten, beisammen haben, um ihnen denselben allen zu gleicher Zeit zu geben. Daß dieß Kollonitsch zu lange währte, verhehlte er dem Papste nicht, sondern offen, wie er war, drohte er ohne den Hut erhalten zu haben, abzureisen und schrieb, er habe dem Papste das „Gewissen gerigelt", daß er ihn nicht länger zurückhalten möge, da er zu Hause in Ungarn „der Religion halber" nothwendig sei. Doch für andere Zugeständnisse des Papstes wollte er gerne noch bleiben. Er berichtet deßhalb dem Fürsten Schwarzenberg am 30. Oktober:

---

1) Am 30. August 1689 bei Batudschina und am 24. September bei Nisch.

2) Mainz übergaben die Franzosen am 11. September.

3) Concept im fürstl. Schwarzenberg'schen Central-Archiv in Wien.

walten hatte. Bischof Camellis enfaltete eine segensreiche Wirksamkeit, starb aber schon 1703.[1])

Die Nachgiebigkeit der Franzosen dem neuen Papste gegenüber war auch für den Kaiser vom Vortheile und machte sich auf dem Reichstage von Augsburg günstig fühlbar, wie das Fürst Schwarzenberg von dort am 4. November 1689 Kollonitsch meldet:

„Hw. E. L. hochverehrten Schreiben, deren mir das erstere durch die ordinari, das letztere aber vom 17. passato durch heut angekommenen Courier zurecht eingeliefert worden, habe ich aus dero Gnade die dortendige andamenti nur bey der vorgewesenen päpstl. Crönung vorgangenen particularia mit mehrerem vernommen. Gleichwie ich nun für solche hochschätzbahre communication schuldigen Dank erstatte, also erfreue ich mich, daß diese letztere Ceremonie der päpstlichen Crönung nach Satisfaktion seiner Heyl. abgelaufen und die Franzosen den Barro schwinden lassen[2]) und solche französische hiebey erwiesene obliganten doch abgetrungene hoffentlich könnten mit Fug dahin ausdeuten, daß sie sich nunmehr einer ganz anderen und raisonableren politique und nit mehr in ihrer vormaligen alterizion progrediren, meine Meinung aber ist quod tandem bona causa triumphet, welches wir dann auch in Unseren allhiesigen affairen klarlich zu verspüren anfangen. Wegen des inzwischen in meiner Behausung in Wien abgelegten Tokayers sage

1) Unter Andern setzte er es mit Hilfe des Cardinals Kollonitsch durch, daß die Stellung der griechischunirten Geistlichen eine würdigere wurde, da sie früher von den Grundherren den Bauern gleichgehalten und wie diese zur Robott gezwungen, eingesperrt, geschlagen u. s. w. wurden. Ihre Kinder verkaufte man als Leibeigene und Sklaven. (J. Basilovitt, Brevis notitia fundationis Theodori Koriathoviths olim ducis de Munkacs pro religiosis Ruthenis o. s. Basilii M. in monte Csernek ad Munkacs ao. 1360 factae. Cosroviae, 1799, p. III. pp. 3, 13, 95.)

2) Erst nach der Wahl Alexanders VIII. gab Ludwig nach. Damit der Marquis Lavardin an der Krönung theilnehmen konnte, wurde auf die Quartierfreiheit verzichtet und versprochen Avignon wieder herauszugeben, was in der Folge auch geschah.

nochmaligen dienstf. Dank und versichere E. L., daß Alles was mir von dero L. Händen zukommt, mir sonders werth und angenehm seye. Benebens habe ich aber auch E. L. nit verhalten sollen, daß die Sach mit des Fürsten von Eggenberg[1]) L. dermahlen dahin gerathen, daß durch Vermittlung der Hoffcamer, welches seine L. so hoch verlangt, die Königl. Böm. Hofcanzley das absolutorium in die Böheimb. Landtafel einzuverleiben verwilliget habe, wodurch S. L. verhoffen genugsambe Gelder um die noch ausstehende beide Termine zu bezahlen aufzutreiben, also daß ich verhoffe, es werde dieses Werkh dermahleins seine Endschafft erlangen, welches ich wohl vom Herzen wünsche. E. L. aber ersuche ich hiebey im Vertrauen, dieselben wollen dero hohen und vermögenden Orts des Fürsten zu Eggenberg L. dahin disponiren helfen, daß er sowohl auf seinen Gütern als bey seiner Hoffstatt eine bessere oeconomie introducire, dann bey Erstehung dessen die unfehlbare Nachwehe erfolgen und die überaus große interesse das Capital mit der Zeit angreifen dörften und nachgehendts weder E. L. führende löbliche und heylsambe intentiones noch seiner Freunde und Befreundten Hilf den unausbleiblichen Untergang würden verhüthen können, welches dann um so weniger zu bedauern seyn würde, weilen die Remedirung allen Uebels von seiner L. alleinigen arbitrio und resolution

1) Der Fürst Eggenberg, über den sich Schwarzenberg beklagte, war dessen Schwager Johann Christian Fürst Eggenberg. Er hatte Maria Ernestine von Schwarzenberg, eine Schwester des Fürsten Ferdinand, zur Gemahlin. Sie war drei Jahre älter als dieser, gleich diesem in Brüssel geboren und hatte 1667 den Fürsten Eggenberg geehelicht. Dieser besaß die großen Güter der Eggenberg in Böhmen und Oesterreich, hieß Herzog von Krumau und gefürsteter Graf von Gradisca, war jedoch ein schwacher, ehrgeiziger und tiefverschuldeter Mann. Der Kaiser und Schwarzenberg liehen ihm viel Geld. Aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit setzte Eggenberg den jungen Adam Franz von Schwarzenberg zum Erben der böhmischen Güter für den Fall ein, daß keine männlichen Verwandten des 2. und 3. Grades vorhanden seyn sollten. Dieser Fall ereignete sich 1717, und die Schwarzenberg erbten Krumau u. s. w. (Ad. Wolf, Geschichtliche Bilder aus Oesterreich, Wien 1880, 2. Bd., S. 194.)

dependirt. Ich wünsche inzwischen treulichst, daß dieß mein Schreiben E. L. vor dero glücklichste Zurückkunft in allem Wohlergehen antreffe, die ich göttlicher protection anempfehle und unveränderlich verbleibe 2c." „Abgegangen zu Augspurg den 14. November 1689."[1])

Kollonitsch war inzwischen am Hoflager auch schon nothwendig geworden, da sein Rath in den ungarischen Angelegenheiten von großem Einflusse bei der Entscheidung war. Schwarzenberg sprach ihm dieß in einem Briefe aus', den er Kollonitsch durch P. Wolf von Lüdinghausen S. J. schickte, der dem Cardinal auf der Reise begegnen sollte.

„Hochwürdigster. Aus E. L. hochwerthen Zeilen vom 30. passato hab ich verwunderlich ersehen, daß seithero dieselbe mir die päpstl. Erhöhung notificirt, meiner Antwortschreiben noch keines das Glück gehabt, denenselben zu Handen zu kommen. Ich lebe aber der Hoffnung, sie werden inzwischen eingelauffen sein und E. L. von meiner beharrlichen deroselben profitirender Dienstfertigkeit versichert haben und obwohlen aus obgedachten E. L. letzterem nit recht abzunehmen, wann dieselben eigentlich von Rom werden auffbrechen können: Nachdemahlen aber Ueberbringer dieses Herr Pater Wolf in gewissen Geschäften gegen Rom gehet, alß hab ich auf den Fall, daß E. L. bis zu dessen Ueberkunft aufgehalten werden oder aber demselben auf dem Wege recontriren möchten, mit diesem aufwarten sollen, der Zuversicht, es werden sich E. L. auf den Ihnen auf Bologna entgegengeschickten Staffette resolviren anherzukommen, auf daß mittelst dero gegenwart und erleuchten prudentz den im Königreich Ungarn sowohl in politicis als ecclesiasticis inzwischen vorgefallenen Beschwerlichkeiten möge abgeholfen werden, wobey ich dann verhoffe die satisfaction werde haben E. L. meiner Schuldigkeit nach zu bedienen, dem ich dann bereiz in meiner Nachbarschaft ein Quartier zubereiten lassen, damit ich desto näher sein und von dero höchstästimirlichen Conversation desto öffters Vergnügen empfangen können. Was Unsere negotia betrifft, davon ist noch nichts eigentliches zu schreiben, obwohlen

1) Concept im fürstl. Schwarzenberg'schen Central-Archiv in Wien.

es das Ansehen hat, als wenn ich jetzo, da sich der Hr. Churfürst zu Brandenburg anhero zu kommen zu weigern scheinet, sobald die noch übrigen zwey Churfürsten Trier und Saxen, deren ersten man noch diese Wochen mit noch 12 Personen auf der Post und des anderten auch bald gewertig ist, eingelangt sein werden, die Tractaten einen wirklichen Anfang nehmen dürften. Es haben aber J. May. die vorige Wochen noch einen Courier an den Churfürsten von Brandenburg abgefertiget und denselben ersuchen lassen, daß wann ja derselbe den Tractaten wegen anderer Geschäften von Anfange nit beywohnen könnte, wenigstens zu Ende kommen möchte, worauf man denn der Erklärung noch gewärtig ist, Chur Cöllen wird den 22., Chur Bayern aber den 25. hujus dero Einzug halten. Ich aber erwarte E. L. von dero langen und incommoden Reis dahier glücklich und in Allem Wohlstande zu empfangen, umb mit mehrerem zeigen zu können, wie daß ich sey ꝛc."[1])

Von einem Conclave reiste Kollonitsch zum andern, nur war er beim zweiten nicht stimmberechtigt, sondern wohnte demselben nur als Rath seines Monarchen bei. Kaiser Leopold hatte mit England und der Republik der Niederlande am 12. Mai 1689 einen Allianzvertrag geschlossen, um den 1688 in Deutschland sengend und brennend eingefallenen Ludwig XIV. wieder aus Deutschland zu vertreiben. Um dessen Plan, sich zum deutschen Kaiser wählen zu lassen, gänzlich zu vereiteln, faßte Kaiser Leopold den Entschluß, seinen noch nicht zwölfjährigen Sohn Joseph zum römischen König wählen und krönen zu lassen, was auf dem Reichstage zu Augsburg geschah. Die Krönung des jungen Königs erfolgte am 26. Jänner 1690 im Dome zu Augsburg unter denselben Ceremonien, wie sonst in der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M.

Als Kollonitsch am 11. November 1689 seinen Cardinalshut erhalten, wurde er auch wieder besserer Laune und sehnte

---

1) Concept, l. c.

sich mit Cardinal Buonvisi nach der heiteren Freude des Schwarzenberg'schen Tisches. Auch den neuen Nuntius kündigte er bereits an und rieth Schwarzenberg, das Kartenmischen einstweilen zu lernen, da der neue Nuntius wieder zu ihnen passen würde, um manche frohe Stunde mit einander zu verbringen. Nun wartete Kollonitsch nur noch auf das „Maul sperren und eröffnen".

„Durchleuchtig hochgebohrner Fürst. Hochgeehrtister Herr Kays. Hof Marschall 2c. Ich habe wohl verhofft ehender wegzureisen und weniger Geld auszugeben. Es haben aber Ihro päpstl. Heyl. wollen, daß diese functiones von allen sambentlich zugleich verricht werden, ihm zu weniger Mühe und uns zu größerer Ehr und mehrern Unkosten, und ist also den vergangenen Donnerstag die Gebung des Huetes, des Papsten Vettern und uns acht zusamb neun, vorbeygangen, alsdann zu Mittag von des Papsten Vettern sambentlich tractirt und hat der Cardinal Buonvisio mir beym Tisch gesagt, wann wir beym Fürsten von Schwarzenberg wären, so ging es lustiger her, es hat ihn auch einer gefragt, ob man in Teutschland auch pflegt dergleichen Panqueter zu halten, er hat so viel Gutes von Teutschland ausgesprochen, daß man nicht mehr sagen kann und ist also wohl angelegt worden, was man ihm vor Höflichkeit erzeigt hat, wie er dann aller orthen sowohl von J. Mtt. dem Kayser als anderen gnädigsten Herrschaften und allen ministris viel Gutes ausspricht, also daß man umb die Nuntiatur zu Wien schier mit Fausten darumben allhier raufet; es hat es aber erhalten der Msgr. Spinoli, so noch jung und allererst die Weyhen nehmen muß, ist ein Neapolitaner, sein Bruder Vice Re in Arragonien, hat wackher Geld und Lust zum Spielen also können sich E. L. darauf richten und derweil lernen die Karten mischen, kombt gern in Gesellschaft, und negster Vetter des Fürsten Savelli. Montag, wills Gott, wird man uns Allen das Maul sperren und eröffnen und alsdann den Tag darauf hoffe ich urlaub Audienz zu haben, welches just St. Leopoldi ist, ho peglato haggi tutto il cambio della Ecclza Vstra. non havendo potuto far dimencho mancho, io resto tra pacho

in tanto di Vstra Ecclza humillimo servo Leopoldo Cardle di Kolloniz. m. p. Roma 19. 9br. 1689."[1])

Kollonitsch war Cardinalpriester und hatte als solcher denselben Titel, welchen Cardinal Pazmany besessen, nämlich den des hl. Hieronymus, der Illyrier. Während nun Kollonitsch nach Wien reiste, erhielt er die Berufung zum Reichstage nach Augsburg. Er schrieb darüber aus Innsbruck an seinen Freund Schwarzenberg:

„Hochgeehrtister Herr Kay. Hof-Marschall ꝛc. Meine Reis hat sich nun bis hero glücklichen geendet, unter solcher aber habe ich von E. L. Bericht erhalten, worinnen Sy. Mtt. mich nach Augspurg verlangten, wiewohlen mir zwar etwas hart geschiehet und zwar in diesem, weil ich einen griech. Bischoff mit mir nacher Wien führe, und er noch ganz unbekannt, doch werde meine Reis mit der Post morgens nacher Augspurg nehmen, den griechischen Bischoff unterdessen auf dem Wasser nacher Wien abschickhen, und freue mich schon, was J. Kay. Mtt. wie auch E. L. mit mir befehlen werden, womit verbleibe Euer Liebden schuldigster Diener und geistlicher Vatter Leopold Cardl. von Kolloniz. m. p. Insprugg, den 13. Xbris 1689."[2])

Kollonitsch blieb aber nicht lange in Augsburg, denn schon am 30. December schrieb ihm Fürst Schwarzenberg, er hoffe, daß Kollonitsch bereits in Wien angekommen sei, und daß Schwarzenberg seinen Auftrag in seinen Angelegenheiten bereits besorgt habe.

Kollonitsch war es übrigens gegönnt, noch ein zweitesmal an einer Papstwahl theilzunehmen und zwar an der Wahl des Papstes Innocenz XII., der erst nach einem durch ein halbes Jahr dauernden Conclave erwählt wurde. Derselbe war ein geborner Neapolitaner, Namens Anton Pignatelli, und war in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts Nuntius in Wien gewesen. Er hatte Kollonitsch am 14. Sonntage nach Pfingsten 1668 zum Bischof geweiht, nachdem Kaiser

1) Original, l. c. 2) Original, l. c.

Leopold ihn als Johanniter-Comthur schon 1666 zum Bischof von Neutra ernannt hatte. Kollonitsch hat bei der Papstwahl seine Stimme natürlich dem einstigen Wiener Nuntius gegeben, was auch Goës that, der damals als kaiserlicher Botschafter in Rom weilte. Auch Fürst Lichtenstein wurde wieder im Interesse des Kaisers nach Rom geschickt. Er wie die beiden Cardinäle Kollonitsch und Goës baten auch diesen Papst wieder um Subsidien zum Türkenkriege. Der Papst wies auf die leeren Kassen des Staatsschatzes hin. Später gab er etwas, aber bei weitem nicht so viel als Innocenz XI. 1691 spendete er 75,000 Kronen und 1698 200,000 fl. Er wollte nicht den Schein der Parteinahme für den Kaiser Leopold gegen Ludwig XIV. auf sich laden. Sonst zierten diesen Papst vortreffliche Eigenschaften. Gegen den Nepotismus erklärte er sich auf das entschiedenste in einer eigenen Bulle; gegen die Armen zeigte er sich grenzenlos freigebig, diese, erklärte er, „seien seine Nepoten". Der päpstliche Palast war wie in ein Hospital umgewandelt.[1])

Jos. Maurer.

1) L. v. Ranke, die römischen Päpste, 3. Bd., S. 170 u. ff.

XIV.

Deutsche und Czechen in der Vergangenheit und Gegenwart.

III.[1])

Das Versöhnungs-Kabinet; der Sprachenstreit.

Das Kabinet Taaffe, welches mit dem 12. August 1879 an die Stelle des seit Monaten zwischen Leben und Sterben schwebenden Ministeriums Auersperg II. trat, bildete für die bis dahin dominirende „Verfassungspartei“ trotz der monatelangen Ministerkrise dennoch eine „Ueberraschung“. Man hatte sich nämlich auf Seite dieser Deutschliberalen in den Wahn eingewiegt, daß in Oesterreich die Berufung von Ministerien, die der „Verfassungspartei“ nicht angehören, ganz undenkbar sei. Aus dieser Wahnvorstellung erklärt sich auch das selbstmörderische Verhalten der Partei und ihrer Führer gegenüber dem Kabinet Auersperg sowie während der langwierigen Krisis. Die „Verfassungstreuen“ meinten wohl, der Kaiser von Oesterreich müsse sich den „Parlamentariern“ auf Gnade und Ungnade ergeben; denn die „Ministermacher“ säßen nur auf den Bänken der deutschliberalen Partei. Die Herren hatten die Episode Hohenwart rasch vergessen und auch sonst aus der Geschichte wie aus der parlamentarischen Erfahrung nichts gelernt, gleichwie sie die Personen, Dinge und Verhältnisse in der Gegenwart, insofern diese nicht die eigenen persönlichen oder parteilichen Interessen betrafen,

1) Im II. Art.: S. 49 Z. 10 v. u. st. „realisirten“ l. „centralisirten“; S. 51 Z. 14 v. u. st. „Beruhigung“ l. „Beunruhigung“; S. 69 Z. 1 v. o. st. „strafbarer“ l. „strafweiser“.

außer Acht ließen. So kam, was kommen mußte: „Die Partei wurde nicht gestürzt, sie stürzte selbst, weil sie nicht die moralische Kraft besaß, sich auf der errungenen Höhe zu erhalten.“

Wie wenig diese Verfassungstreuen ihre eigene Situation und die öffentlichen Zustände in Oesterreich kannten, das bewies auch ihre fernere Haltung gegenüber dem Kabinet Taaffe, das die Partei weder im Parlament noch in der Presse „ernsthaft“ nehmen wollte. Man hoffte, diese „Wiederauflage der Episode Hohenwart“ werde ebenso rasch wie diese dahinschwinden. Darum setzten diese Parteileute ihre unsinnige Negationspolitik unverändert fort, wiesen jeden Annäherungs- und Verständigungsversuch von Seite der Regierung mit Spott und Hohn zurück, verfolgten rücksichtslos die einzelnen „liberalen“ Mitglieder des Ministeriums und fanden keine höhere Lust als die Opposition gegen Alles und gegen Jedermann um jeden Preis. Graf Taaffe mußte sich bald überzeugen, daß auch mit den besonnensten Elementen dieser vordem herrschenden Partei ein Zusammengehen nicht möglich sei. Darum entschloß er sich, durch anderweitige legale Mittel das vorgesteckte Ziel anzustreben.

Graf Eduard Taaffe war bei seinem Regierungsantritte kein Neuling auf politischem Felde; er hatte vielmehr seit 1867 wiederholt im obersten Rathe der Krone gesessen. Schon im Kabinete Beust (seit 7. März 1867) bekleidete er den Posten eines Ministers des Innern und wurde (27. Juni) Stellvertreter des Ministerpräsidenten. Auch im „Bürgerministerium“ unter dem Fürsten Carlos Auersperg übernahm Graf Taaffe (30. Dezember 1867) ein Portefeuille, nämlich das für Landes-Vertheidigung und öffentliche Sicherheit. Schon am 24. September 1868 erhielt er erstlich interimistisch, dann seit 17. April 1869 definitiv das Ministerpräsidium in dem bald zerfallenden „Bürgerministerium“, in welchem Graf Taaffe mit dem Grafen A. Potocki und Dr. Johann Berger die autonomistisch gesinnte Minorität bildete, die am 15. Jän-

ner 1870 aus dem Ministerium schied. Aber schon nach drei Monaten, am 12. April 1870, trat Graf Taaffe als Minister des Innern in das neugebildete, doch ebenfalls nur kurzlebige Ministerium Potocki, welches im November 1870 seine Entlassung nahm und am 4. Februar 1871 durch das Kabinet Hohenwart abgelöst wurde. Bald darauf wurde Graf Taaffe zum Statthalter von Tyrol ernannt, welchen Posten er bis zum 15. Februar 1879 bekleidete. Damals trat er neuerdings als Minister des Innern in das ephemere Kabinet Stremayr ein, um endlich am 12. August 1879 die Bildung eines neuen Ministeriums auf selbstständigem Programm zu übernehmen.

Es ist also eine reiche politische und parlamentarische Erfahrung, welche Graf Taaffe unter den verschiedensten Verhältnissen sich zu erwerben Gelegenheit hatte. Mit reifer Ueberlegung und im vollen Bewußtseyn übernahm er jetzt die Leitung der Staatsgeschäfte. Was er und seine Minister-Collegen dabei anstreben, das legte der Ministerpräsident in seiner Programm-Rede vom 5. Dezember 1879 im Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsrathes mit klaren Worten dar: „Es hat sich mir eben die Nothwendigkeit dargestellt, daß, wenn wirklich ein ächt parlamentarisches Leben in Oesterreich bestehen soll, das Parlament voll seyn muß. Es müssen alle Elemente des Kaiserstaates versammelt seyn und ihr Wort in die Wagschale legen können. Dadurch ist ein großer Schritt zur Bekräftigung des verfassungsmäßigen Lebens geschehen. Man hat das Ministerium, welches sich eben diese Aufgabe gestellt, mit dem Namen eines Coalitions-Ministeriums bezeichnet. Nun eben dieses Coalitions-Ministerium will eine Versöhnung und Vereinigung der verschiedenen nationalen Parteien herbeiführen, es will mit einem Worte die Nationalitäten Oesterreichs vereinigen. Bei diesem Streben will ich aber nicht eine nationale Mehrheit, ich will im Parlament Oesterreicher, ich will eine österreichische Mehrheit haben. Denn Oesterreich besteht ja eben aus

verschiedenen Nationalitäten, deren Rechte auch gewahrt werden müssen . . . Auch ich theile die Ansicht, daß nicht regiert werden kann, wenn die Deutschen an die Wand gedrückt sind, aber auch die Slaven dürfen nicht an die Wand gedrückt werden, denn sie sind gleichberechtigte Faktoren unseres Oesterreich und eben der Begriff der Nationalitäten, die in Oesterreich leben, die zusammen bilden den Oesterreicher und wenn die Nationalitäten gegenseitig und diese von der Regierung anerkannt werden, dann werden auch alle gute Oesterreicher seyn."

Das tiefempfundene Hauptübel im parlamentarischen Leben Oesterreichs war die fortgesetzte politische Passivität der Czechen in Böhmen, deren Fernbleiben von den legislatorischen Arbeiten des Reichsrathes diesen Vertretungskörper als unvollständig oder verstümmelt charakterisirte und dessen moralisches Ansehen schmälerte. Die Schaffung eines österreichischen Vollparlaments, in dem die Volksstämme aller Königreiche und Länder in gesetzlicher Weise vertreten sind, war demnach die nächste Aufgabe des Grafen Taaffe. Der Ministerpräsident löste dieselbe einmal durch ein Compromiß mit dem böhmischen Großgrundbesitz und dann durch ein statthaftes Abkommen mit den czechischen Parteiführern, wornach diese in den Reichsrath eintreten und sich an den Arbeiten desselben betheiligen werden, ohne jedoch ihren „principiellen" Standpunkt hinsichtlich des böhmischen Staatsrechts aufzugeben.

Der Versuch gelang, die Czechen traten in den Reichsrath ein unter Einlegung der von Sr. Maj. vorher gebilligten Rechtsverwahrung, welche dann Dr. Franz Rieger in seiner Adreß-Rede vom 17. Oktober 1885 im Namen seiner Parteigenossen wiederholte. Die Czechen stellen sich dabei in erster Linie auf das kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860, nach welchem „die Gerechtsame und Freiheiten der verschiedenen Königreiche und Länder aufrecht erhalten werden sollten"; sowie auf das allerhöchste Reskript vom 12. September 1871, von welchem weiter oben die Rede war. Da nun

das Oktober-Diplom zugleich einen ausdrücklich berufenen Bestandtheil der gesetzlichen österreichischen Verfassung bildet: so befinden sich die Czechen nach Rieger's Erklärung „auf verfassungsmäßigem Boden". Daß es aber mit dieser Enunciation und mit jener Verwahrung keineswegs auf die Herbeizerrung eines neuen staatsrechtlichen Streites abgesehen war, das bezeugt die Thatsache, der zufolge die Czechen während der ganzen Zeit ihrer bisherigen Anwesenheit im Reichsrathe, also innerhalb sechs Jahre, „mit großem Fleiße diesen (staatsrechtlichen) Fragen aus dem Wege gegangen sind", weil es ihr „ernstes Bestreben ist, den Frieden zu erhalten", und weil es ihnen stets „darum zu thun war, die Verhältnisse Oesterreichs in friedlicher Weise zu ordnen und zu lösen."

Die hier citirte Rede des Czechenführers Dr. Rieger besitzt jedoch auch nach anderer Richtung hin große Bedeutung. Sie kennzeichnet nämlich mit prägnanten Worten auch die Stellung der Czechen zum österreichischen Staate und zur habsburgischen Monarchie überhaupt. In schlagender Weise legte Dr. Rieger zunächst dar, daß nicht er und seine politischen Freunde „das Reich zu einem föderalistischen Gebilde umwandeln oder zersplittern wollen", sondern daß diese Absicht wohl bei Denjenigen zu suchen sei, die „das alte Königreich Böhmen, welches die Natur selbst zu einem untheilbaren Ganzen gebildet hat und dessen Untrennbarkeit durch die Verfassung gewährleistet ist, in zwei Provinzen theilen wollen." Ferner seien jene die zersetzenden Föderalisten, deren Programm die Abtrennung Galiziens, Dalmatiens und der Bukowina vom österreichischen Staate fordert. Mit Recht weist Dr. Rieger die Forderung eines engeren „staatsrechtlichen" Verhältnisses zwischen Oesterreich und Deutschland zurück, sobald dieses Verhältniß etwas Anderes seyn soll, als das bestehende „völkerrechtliche freundschaftliche Verhältniß zum deutschen Reiche, worin wir eine Garantie des Friedens erblicken." Eine andere Verbindung müßte ja auch die Verfassung Oesterreichs stören.

Dabei erklärte Rieger gegenüber der deutschnationalen Reichsrathsopposition: „Eines kann ich Sie versichern, daß in Bezug auf die Einheit und Machtstellung Oesterreichs, auf das eifrige Bestreben, Oesterreich in dieser Richtung zu schützen, soweit eben seine Einheit heute noch zu schützen ist, insbesonders aber auch seine vollständige Unabhängigkeit und Souverainetät zu schützen, wir Niemanden von Ihnen etwas vorgeben. Insoferne es sich handelt um die treue Anhänglichkeit an die allerhöchste Dynastie, ist das wieder ein Punkt, wo wir Ihnen nichts nachgeben.“ Und Dr. Rieger wollte damit keine bloße loyale Phrase ausgesprochen haben, denn er fügt mit Nachdruck hinzu, daß „für seine (d. i. für die czechische) Nationalität der Fortbestand und die Einheit dieser Monarchie die besten Garantien ihrer Existenz bedeuten.“

Man wird Angesichts solcher Erklärungen, die mit der Enunciation Palacky's vom 11. April 1848 vollkommen übereinstimmen und denen die parlamentarischen Thaten der Czechen seit ihrer Wiederbetheiligung am verfassungsmäßigen Leben in Oesterreich entsprechen, nicht mehr die sinnlose Behauptung ungestraft wagen können, daß die Czechen „nach auswärts gravitiren“, daß sie es also auf eine „Zertrümmerung Oesterreichs“ abgesehen haben. Würde der Eintritt der Czechen in den Reichsrath auch nur den klaren Gegenbeweis von diesen Behauptungen geliefert haben, so müßte man denselben schon als ein bedeutendes Resultat der Wirksamkeit des Grafen Taaffe betrachten.

„Ja“, so heißt es von anderer Seite, „Graf Taaffe hat diesen Eintritt der Czechen auf Kosten der Verfassung und zum Nachtheil des Deutschthums erhandelt.“ Wäre das der Fall, dann würde die Opposition sich allerdings im Recht befinden und der österreichische Ministerpräsident wandelte alsdann denselben schlimmen Weg, den vor ihm die Deutschliberalen zum Verderben des Staates gewandelt sind und der sie selber zum Sturze gebracht hat. Aber ist denn die Verfassung und das Deutschthum in Oesterreich wirklich bedroht

oder gar schon angegriffen oder benachtheiligt worden? Ist es wahr, daß Graf Taaffe in seinen „Concessionen“ an die Czechen bereits jene Grenze überschritten habe, wodurch die genügende Erfüllung der Staatsaufgaben unzulässig werde?

Man nenne doch mit genauer Angabe des Sachverhalts, wo, wann und wie durch das Kabinet Taaffe die gesetzliche Verfassung verletzt oder alterirt worden ist! Man bezeichne uns jene Thatsache, der gemäß der österreichische Staat in Folge der Regierungsthätigkeit des Grafen Taaffe seine Aufgabe nicht mehr genügend erfüllen könne? Hat etwa seit 1879 das Ansehen und die Machtstellung Oesterreichs eine Einbuße erlitten? Ist Oesterreichs Bedeutung und seine Allianzfähigkeit im Rathe der europäischen Großmächte seitdem verringert worden? Oder hat der Zustand seiner Wehr- und Finanzkraft heute eine Schwächung gegen das Jahr 1878 erfahren? Befindet sich die Administration und die Justiz in schlechterer Verfassung? Ist das Unterrichtswesen weniger leistungsfähig? Sind die öffentlichen Verhältnisse, insofern deren Zustände von der Wirksamkeit einer Regierung und ihrer Organe abhängen, schlimmer, als sie unter den allgemein europäischen Constellationen und Einwirkungen seyn können?

Wohl gibt es heute in Oesterreich eine politische Fraktion, die mit bedauerlichem Eifer bemüht ist, über ihr Vaterland im In- und Auslande die bösesten Nachrichten zu verbreiten, und die namentlich dem traurigen Geschäfte der Verunglimpfung der eigenen Heimath zu dem Zwecke obliegt, um dadurch vielleicht die Einmischung einer fremden Macht herbeizuführen. Diese Partei der „Schmerzenskinder“ hat sich auf böhmischer Erde gebildet und ihre Sendlinge gehen von hier in das benachbarte deutsche Reich, um da in Wort und Schrift die Anklagen und Beschuldigungen über die Regierung ihres Staates und ihre andersprachigen Landesgenossen zu erheben. Wir wollen diesen Anschuldigungen einzeln in's Antlitz blicken und deren Wesen auf Grund untrüglicher Thatsachen kennzeichnen.

Vor Allem muß jedoch zur Orientirung für jene Jahre,

denen die faktischen Zustände in Böhmen nicht ganz geläufig seyn sollten, die Ursache dargelegt werden, weßhalb Graf Taaffe (und wohl jede ernsthafte Regierung in Oesterreich) ein besonderes Gewicht auf die Verständigung mit den Czechen und deren werkthätige Mitarbeit am öffentlichen Leben legt, ja legen muß.

Der czechoslavische Volksstamm nimmt schon numerisch unter der Bevölkerung der österreichisch-ungarischen Monarchie eine hervorragende Stelle ein. Bei einer Gesammtbevölkerung von 37,883,500 Seelen entfallen nämlich auf diesen Volksstamm, zu welchem ethnologisch Czechen, Mähren und Slovaken gehören, 7,045,500 Seelen oder über 18.6 Procent der Bevölkerung. Der czechoslavische Stamm ist somit numerisch stärker als der magyarische, welcher nach der günstigsten Zählung ungefähr 6½ Millionen Seelen ausmacht. Nimmt man jedoch nur allein die westösterreichische Population in Betracht, dann gewinnt das Gewicht der Czechen auch numerisch sehr bedeutend. Bei einer cisleithanischen Bevölkerung von 21,797,200 Seelen machen die Czechen 5,180,900 Seelen oder 23.77 Procent der Bevölkerung aus. Sie sind also nach den Deutschen (8,008,800 Seelen oder 36.75 Procent) der zahlreichste Volksstamm in der österreichischen Hälfte der habsburgischen Monarchie.

Zu diesem Momente der bedeutenden Zahl kommt dann die nicht minder wichtige Thatsache der geographischen Situation dieses Volksstammes, der in geschlossenen Massen von den Südabhängen des böhmischen Erzgebirges bis an die südlichen Berglehnen der ungarischen Nordkarpathen wohnt, hier seit Jahrhunderten ein wichtiges Verbindungsglied zwischen dem mitteleuropäischen Staats- und Volkswesen und Osteuropa bildet und durch seine völlige Abgeschlossenheit innerhalb der Grenzen der Monarchie zugleich auf dieses Reich allein angewiesen ist. Gleich den Magyaren haben auch die Czechen nur im Verbande mit Oesterreich eine gesicherte Zukunft zu hoffen; würde dieses Reich nicht bestehen, dann

wären Czechen und Magyaren der Absorbirung durch ihre mächtigeren Nachbarn im Westen und Osten anheimgefallen. Aus der Erkenntniß dieser Thatsache erklärt sich in erster Linie bei den Czechen deren aufrichtiger Eifer zur Aufrecht-erhaltung der ungeschwächten Machtstellung Oesterreichs, wie dieß aus den verschiedenen Erklärungen der competenten Führer, eines Palacky und Rieger, unzweifelhaft hervorgeht. Bei den Magyaren ist diese Erkenntniß noch immer nicht zu allgemeiner Ueberzeugung gelangt, und doch hat sie hier ganz dieselbe Berechtigung. Für Czechen und Magyaren ist die habsburgische Monarchie heute mehr denn je eine Nothwendigkeit. Wer also ein Freund des blühenden Fortbestandes dieser Monarchie ist, der muß auch ein kräftiges Gedeihen dieser beiden Nationalitäten wollen.

Die hohe Wichtigkeit der Czechen im Staatswesen Oesterreichs ergibt sich weiter noch aus der namhaften Stellung, welche dieses Volk auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Cultur sich errungen hat. Die Deutschliberalen werfen in der Regel die „Slaven" verächtlich und ungeschieden in Einen Topf. Ist das schon an sich ein grober Fehler und sträflicher Leichtsinn, so wird ein solches Gebahren den Czechen gegenüber zur schreienden Ungerechtigkeit oder zur lächerlichen Ueberhebung. Schon aus unserer flüchtigen Skizze über die früheren Geschicke des czechischen Volkes konnte man ersehen, daß dasselbe eine ruhmvolle politische und culturelle Vergangenheit hinter sich hat; daß es eine europäische Nation ist, deren Wirken in der Culturgeschichte von Mitteleuropa manche ehrende Erinnerung zurückgelassen hat. Es ist ein historisches Volk, eine Nation mit selbstständigem politischem Bewußtseyn und voll aufstrebender Lebenskraft. Bedenkt man den elenden Zustand nach dem 30jährigen Kriege und sieht man heute auf dieses Volk, dann wird wohl kein Zweifel an der Lebens- und Existenzfähigkeit desselben mehr aufkommen.

Die österreichischen Deutschliberalen haben es in der Zeit ihrer Parteiherrschaft hauptsächlich darin verfehlt, daß sie in

eigensüchtiger Verblendung oder in nationaler und persönlicher Abneigung die große Wichtigkeit des czechischen Volkes für Oesterreich nicht erkannt oder mindestens nicht entsprechend gewürdigt haben. Es ist eine auf Grund der Wirklichkeit beruhende Ueberzeugung, wenn wir abermals betonen, daß diese Verkennung und Nichtachtung, resp. die Unterschätzung der wirthschaftlichen, culturellen und allgemein politischen Bedeutung der Czechen eine wesentliche Ursache zum Sturze der deutschliberalen Partei gewesen ist. Graf Taaffe hat aus dem Schicksale seiner politischen Vorgänger Vieles gelernt und darnach seine Maßregeln eingerichtet. Als es ihm gelungen war, die Czechen in den Reichsrath zu bringen, war der Erfolg dieser That ein außerordentlicher; denn sie bewies die Unhaltbarkeit jener Behauptung, als ob durch den Vorbehalt der Czechen irgend eine Verletzung der Verfassung geschehen sei, und führte dem Parlamente eine Anzahl bisher schmerzlich entbehrter leistungsfähiger Kräfte zu.

Aber die aus ihrer Herrschaft durch eigene Schuld verdrängte deutschliberale Partei gab ihre falsche Position darum noch nicht auf; sie änderte nur die Taktik ihrer Angriffe. Es begann jene ungewöhnlich rührige, kein Mittel scheuende nationale Agitation unter den Deutschen in Böhmen, wodurch der ohnehin schon vorhandene Nationalitätenzwist zu einem haßerfüllten Rassenkampf gesteigert werden sollte.

Das nächste Angriffsobjekt für die Deutschnationalen, vor deren Terrorismus sich allmählich auch die bisherigen besonneneren Führer der Partei des Prager „Deutschen Casinos", ein Dr. Herbst, ein Schmeykal, Plener u. A. beugen mußten, bildete die vielberufene Ministerialverordnung vom 14. April 1880, mittelst welcher die Gleichberechtigung der beiden landesüblichen Sprachen (deutsch und czechisch) bei den politischen, Gerichts- und staatsanwaltschaftlichen Behörden in Böhmen und Mähren geregelt wird. Diese Verordnung wurde vom damaligen Justizminister Stremayr erlassen, also von einem langjährigen Anhänger der deutschliberalen Partei und Mit-

gliede des Kabinets Auersperg-Lasser. Schon dieser Umstand läßt darauf schließen, daß die Verordnung kein deutschfeindliches Attentat seyn konnte. Und das ist sie auch in der That nicht.

Die Mehrzahl jener heftigen Gegner dieser Sprachenverordnung, welche die Wort- und Federführer der Opposition ihren gläubigen Hörern und Lesern sofort als „Sprachenzwangs-Verordnung" zu discreditiren suchten, kennt kaum oberflächlich den wahren Inhalt der eilf Paragraphe der incriminirten Verordnung, von welcher der Abgeordnete Dr. v. Plener noch am 5. Dezember 1885 im böhmischen Landtage behauptet, daß sie „die Interessen und Gefühle der deutschen Bevölkerung Böhmens empfindlich verletzt habe". Und am 15. dess. Monats führte derselbe Redner des Weitern aus, wie seit dem Erlasse der Sprachenverordnung „große Unzufriedenheit bestehe, welche die deutschen Abgeordneten veranlaßt habe, durch eine Reihe paralleler Aktionen der eingetretenen Mißstimmung Ausdruck zu geben". Die Verordnung, so behauptet Hr. v. Plener, lege den „deutschen Gemeinden seitens der Behörden eine zweisprachige Verwaltung auf"; es sei „eine Chicane, wenn in deutschen Bezirken czechische Klagen nur zu dem Zwecke eingereicht werden, um staatsrechtlichen Anschauungen Ausdruck zu geben". Es sei eine Chicane, wenn „von den Egerer Handelsgerichts-Beisitzern die Kenntniß der czechischen Sprache gefordert werde, die faktisch Niemand verstehe". „Müsse es nicht bei Berufsaspiranten die bittersten Gefühle erwecken, wenn sie wegen mangelnder Kenntniß der czechischen Sprache vom Staatsdienste ausgeschlossen werden?" Durch obige Verordnung seien „thatsächlich alle Eingeborenen der deutschen Landestheile vom Staatsdienste ausgeschlossen". Ausgediente deutsche Unteroffiziere könnten keine Versorgungsposten mehr finden, sobald sie des Czechischen nicht kundig sind. „Der Deutsche sieht sich zurückgestoßen, aus keinem anderen Grunde, als weil er Deutscher ist...."

Hört man diese und ähnliche Klagen und Beschuldigungen, dann muß wohl der Gedanke auftauchen, daß die Verordnung vom 14. April 1880 sicherlich äußerst drakonische Maßregeln von entschieden deutschfeindlicher Tendenz vorschreibt. Was ist die Wahrheit? Die rigoroseste Prüfung der Verordnung wird finden, daß sie im Grunde nur Folgendes vorschreibt: Jeder Böhme und Mähre, ob er czechisch oder deutsch spricht, soll befugt seyn in jedem Theile Böhmens und Mährens, sei er „rein" czechisch oder „rein" deutsch, oder zähle er eine aus Czechen und Deutschen gemischte Bevölkerung, in seiner Muttersprache, ob czechisch oder deutsch, Recht zu suchen und zu verlangen; jede der beiden Landessprachen soll vor jedem Gerichte in Böhmen und Mähren gleiche Geltung haben. Das und nicht mehr ist der wesentliche Inhalt der Sprachenverordnung vom 14. April 1880. Sie stellt im Verkehre der Behörden und Gerichte mit dem Volke und den autonomen Corporationen die Gleichberechtigung der beiden Landessprachen fest. Sollte diese Zuerkennung des gleichen Rechtes an die Czechen „die Interessen und Gefühle der deutschen Bevölkerung Böhmens empfindlich verletzt haben"? Wie wäre das denkbar? Die Verordnung tastet nicht im Mindesten ein Recht der Deutschen an; sie muthet mit keiner Silbe den Deutschen in Böhmen, sowohl den Einzelnen wie auch deutschen Corporationen, Gemeinden oder autonomen Behörden zu, daß sie gerichtliche Bescheide, Protokolle 2c. in czechischer Sprache annehmen oder gar czechische Verwaltung einführen sollen. Von irgend einem Zwange der Deutschen zum Gebrauche des Czechischen ist in dieser Verordnung keine Spur zu finden. Oder ist das schon eine Verletzung des Deutschen, wenn auch der Czeche in seinem Heimatlande sich bei Amt und Gericht seiner Muttersprache bedienen darf? Oder sollte schon die gesetzliche Rechtsgleichheit an sich eine empfindliche Verletzung der Interessen und Gefühle der Deutschen seyn? Eine derartige Annahme oder Voraussetzung würde unseres Erachtens

die gröblichste Beleidigung enthalten und müßte von allen Deutschen entschieden zurückgewiesen werden.

Die Sprachenverordnung mag allerdings den Beamten und Richtern unbequem seyn; das geben wir gerne zu; allein die Ursache dieser Unbequemlichkeit liegt nicht an der Verordnung, sondern nur an den betroffenen Personen. Vor Allem ist wohl zu beachten, was Graf Richard Belcredi am 15. Oktober 1885 im österr. Herrenhause nachdrücklich hervorhob. Die Sprachenverordnung ist nämlich kein „Novum welches die heiligsten Rechte der Deutschen verletzt;" ein „solches Urtheil ist wirklich nur durch die nationale Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen". Der Graf beruft sich auf die bezeichnende Thatsache, daß man im Jahre 1843, als er beim mährischen Gubernium in Brünn in den Staatsdienst treten wollte, von ihm den vorschriftsmäßigen Nachweis der Kenntniß der czechischen Sprache gefordert habe. „Die Sache ist sehr einfach", bemerkt Graf Belcredi; „man beurtheilte damals die Verhältnisse sachlich. Man meinte, ein Beamter müsse doch zunächst mit der Bevölkerung verkehren können, er müsse die Bevölkerung verstehen und auch von ihr verstanden werden. Die Kenntniß der zweiten Landessprache sei daher unerläßlich."

Aber die Bestimmungen der angefochtenen Sprachenverordnung sind in ihrer Geltung noch weit älter als das Jahr 1843. Wir haben schon bei anderer Gelegenheit[1]) uns auf ein Theresianisches Hofdekret vom 9. Juli 1763 berufen, worin es heißt, daß „zu denen erledigten Dienststellen (in Böhmen) ohne Ursache und caeteris paribus keine andere als solche Subjekta, welche böhmisch reden und schreiben, in Vorschlag zu bringen seien". Auch aus späterer Zeit liegen ähnliche behördliche Vorschriften vor. Im Jahre 1803 entschied die oberste Justizstelle, es „unterliege keinem Anstande, daß es nach Weisung des § 13 der Allgemeinen Gerichtsordnung jedem Kläger freistehe, seine Klage in der gleichen landes-

1) Vgl. unsere Studie „Die Sprachenfrage in Oesterreich" in den „Histor.-polit. Blättern" 1884, Bd. 94, p. 13.

üblichen deutschen oder böhmischen Sprache einzubringen". Im April 1848 erfloß die allerhöchste Verordnung, daß die „vollkommene Gleichstellung der böhmischen Sprache mit der deutschen in allen Zweigen der Justizpflege als Grundlage zu gelten habe, und im Mai desselben Jahres eröffnete mit Genehmigung des Justizministeriums das böhmische Appellationsgericht den ihm unterstehenden Gerichten, daß „so wie es jedermann freistehe, alle gerichtlichen Eingaben entweder in deutscher oder in böhmischer Sprache zu überreichen, auch die Gerichtsbehörden verpflichtet seien, die Protokolle in jener Landessprache aufzunehmen und die Erledigungen und Erkenntnisse in jener Landessprache hinauszugeben, welcher die Partei mächtig ist". Selbst in dem Decennium des Absolutismus respektirten zwei Justiz-Ministerialerlässe von 1852 und 1854 diese sprachliche Gleichberechtigung und ein Erlaß von 1861 schärfte deren Beobachtung neuerdings ein. Alle diese Verordnungen (und das ist von wesentlicher Bedeutung) sind für alle Gerichte in ganz Böhmen ergangen; von einer Unterscheidung nach Sprachgebieten ist in ihnen mit keiner Silbe die Rede.

Diese Thatsachen und eine bis auf die Gegenwart fortgeübte Praxis beweisen somit bis zur Evidenz die Unrichtigkeit jener Behauptung, als ob die Sprachenverordnung vom 14. April 1880 in Böhmen und Mähren „etwas Neues" geschaffen und „Rechte der Deutschen" empfindlich gekränkt oder verletzt haben würde. Haben doch die Gerichte in Reichenberg, Eger und Böhmisch-Leipa, also gerade in fast „rein deutschen" Bezirken noch vor dem Erlasse dieser Verordnung erklärt, daß „mit den Parteien jederzeit in ihrer Sprache verkehrt, in Strafsachen jede Vernehmung in der Sprache des Vernommenen, deutsch oder czechisch, vorgenommen und jedes Urtheil in der Sprache des Angeklagten gefällt, ebenso im Civilprozeß jederzeit in der Sprache der Parteien mit ihnen verhandelt werde."[1])

1) Durch diese neueren Verordnungen und gerichtlichen Erklärungen ist zugleich entschieden widerlegt, was Hr. v. Plener im böhmischen

Doch nicht bloß in der Verwaltungsgeschichte Böhmens sowie in der daselbst fortdauernden üblichen Praxis hat die Sprachenverordnung ihre Berechtigung, sondern sie ruht vor Allem auch auf gesetzlicher Basis. Das Palladium der Deutschliberalen in Oesterreich, die Dezember-Verfassung vom Jahre 1867, spricht im Art. XIX in der bestimmtesten Weise die volle „Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben“ seitens des Staates aus. Die Vorschrift dieses Gesetzartikels läßt keinerlei Umdeutung zu und dennoch wurde eine solche wiederholt versucht.

Man erinnert sich wohl noch jener heftigen Sprachdebatte im österreichischen Abgeordnetenhause zu Anfang des Jahres 1884 im Interesse der Dekretirung der deutschen Sprache zur Staatssprache in Oesterreich. Es wurde damals von Seite der Opposition die Ansicht aufgestellt und verfochten, daß die gesetzliche Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen die Festsetzung des Deutschen als der „Staats-“ oder gar „Reichssprache“ nicht ausschließe. Die Majorität des Abgeordnetenhauses lehnte jedoch diese Ansicht ab.[1]) Neuestens glaubte nun Hr. v. Plener die volle Gleichberechtigung durch eine höchst eigenthümliche Interpretation des Begriffes „landesüblich“ oder „Landessprache“ erschüttern zu können. Er behauptet nämlich, „landesübliche Sprache“ bedeute eigentlich nur „die im betreffenden Bezirke übliche Sprache“, „landesüblich“ sei also gleichbedeutend mit „bezirks- oder gerichtsüblich“. Bedarf diese Verdrehung der Begriffe noch einer besondern Widerlegung? Wenn man die Dinge auf den Kopf stellt, müssen sie allerdings verkehrt seyn.

Landtage am 15. Dezember 1885 mit folgenden Worten behauptet hat: „Die ganze Gesetzgebung und gesammte Gerichtspraxis in den Fünfziger- bis Siebziger-Jahren geht darauf hinaus, daß in deutschen Bezirken ausschließlich deutsch amtirt werde. In dieser Zeit werde weder durch ein Gesetz noch durch die gerichtliche Praxis die Zweisprachigkeit normirt, noch werde das Bedürfniß für dieselbe angeführt.“

1) Das Nähere s. „Die Sprachenfrage in Oesterreich“ l. c. p. 98 ff.

Auch daran hat man herumgedeutet, was man unter dem „Lande" in „landesüblich" und „Landessprache" zu verstehen habe. Nun die „Königreiche und Länder", welche die staatsrechtlichen Bestandtheile Oesterreichs bilden, sind durch Geschichte und Gesetz so bestimmt individualisirt, daß abermals nur absichtliche Entstellung der Thatsachen und Begriffe hierin Zweifel erheben oder Verwirrungen hervorrufen kann. Wer vom Lande Böhmen oder Mähren spricht, der denkt sicherlich nicht bloß an die von Czechen oder von Deutschen bewohnten Distrikte oder Bezirke dieser Länder, sondern an die ganze, von historischen Grenzen scharf markirte territoriale und politische Individualität, welcher allein der betreffende Landesname zukommt. Heißt es also im G.-A. XIX vom Jahre 1867: „Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt": so hat diese gesetzliche Vorschrift eben für den ganzen territorialen Umfang des betreffenden Landes (nicht aber bloß eines Bezirkes, Distriktes oder Landestheiles) ihre Giltigkeit.

Die Gegner der Verordnung erkannten auch die Wahrheit und Richtigkeit dieser Auffassung und darum griffen sie zu einem anderen Mittel, um ihre Absicht, die Aufhebung der gesetzlichen Gleichberechtigung beider Landessprachen in Böhmen zu erreichen. Sie heckten nämlich das Projekt der territorialen Zweitheilung Böhmens nach sprachlichen Gesichtspunkten aus. Das einheitliche Königreich Böhmen sollte darnach in zwei streng geschiedene Gebiete, in ein deutsches und ein czechisches, zerlegt werden. Sind dann auf diese Weise zwei „Länder" mit getrennter Administration entstanden, dann hat man auch die Einsprachigkeit „Deutsch-Böhmens" erreicht und die Beamtenaspiranten dieses neuabgezirkelten Landes werden von der entsetzlichen Pflicht zur Erlernung des verhaßten Czechischen befreit. Eine Scheidung hat ohnehin schon in der Bildung deutscher und czechischer Schulbezirke, in der Einsetzung deutscher und czechischer Schulinspektoren, in der Einrichtung deutscher und czechischer Lehrerbildungs-Anstalten,

Gymnasien, Realschulen, Polytechniken, Universitäten begonnen. Eine solche Theilung würde allerdings einige gemischte Bezirke und Gemeinden nicht umgehen können und beide Nationalitäten müßten mehrere Tausende ihrer Angehörigen in dem „fremden“ Territorium zurücklassen. Aber dieser Verlust würde durch die Gewinnung der Zurückgebliebenen des andern Volksstammes wieder wett gemacht werden. „Und wie ist es mit der Landeshauptstadt Prag?“ fragten wir den Urheber dieses Theilungsprojektes, als er uns seinen abenteuerlichen Plan im Prager „Deutschen Casino“ zum ersten Male entwickelte.

„Prag muß wieder deutsch werden, wie es bis 1866 gewesen. Der heutige Prager Czechismus ist nicht ächt, er ist künstlich aufgelegt. Lassen die äußeren Verhältnisse in der Politik Oesterreichs einen Umschwung zu, dann werden die eifrigsten Prager Czechen von heute wieder die enragirtesten Deutschen seyn und der czechische Spuck wird mit einem Male verschwinden.“ Solchen Luftgebilden jagt man im Prager Deutschen Casino nach; was Wunder, wenn man bei solchen unsinnigen Spekulationen den klaren Einblick in die Verhältnisse verlor und statt realer Politik nur unfruchtbares Parteiwesen treibt! Das aberwitzige Theilungsprojekt wurde Anfangs von den besonneneren Führern der Deutschen selbst theils mit Entrüstung, theils mit Lachen zurückgewiesen; je siegreicher aber der Deutschnationalismus in Böhmen um sich griff, je rücksichtsloser der Terrorismus der nationalen Parteifanatiker von Reichenberg, Leitmeritz, Warnsdorf, Leipa u. a. O. sich geltend zu machen wußte: desto mehr Anhänger fand auch die Theilungs-Idee, bis zuletzt Dr. Herbst im Reichsrathe und Dr. Schmeykal und dessen Parteigenossen im böhmischen Landtage diese abstruse Idee mit aller Ernsthaftigkeit zu behandeln versuchten.

Oesterreich sollte darnach nach französischem Vorbilde in eine Reihe national abgegränzter Departements eingetheilt werden, wobei selbstverständlich alle natürlichen und geschichtlichen Grenzen verrückt, die historisch-politische Individualität

der einzelnen Königreiche und Länder beseitigt würden. Herbst und Plener bemühten sich durch eine künstliche Nationalitäten-Arithmetik diese neuern „Verwaltungsdistrikte" auszurechnen und stellten an die nichtdeutsche und autonomistisch gesinnte Majorität im Reichsrath und im Landtage die Zumuthung, daß diese zu der Zertrümmerung der österreichischen Länder-Individualitäten und zur Einführung einer Administration auf Grund des destruktiven „reinen" Nationalitätenprincipes die Hand bieten möge.

Ungeheuerlich wie jene Forderung war diese Zumuthung; beide wurden auf das entschiedenste abgewiesen. Unter dem Schlagworte: „Schutz den Deutschen! Ordnung im Staate!" wollte man augenscheinlich eine Privilegialstellung für die Deutschen, eine Helotisirung der Nichtdeutschen und einen heillosen Wirrwarr in der Verwaltung herbeiführen. Die Czechen und sicherlich auch ein sehr großer Theil der Deutschen in Böhmen werden es niemals zugeben, daß ihr Heimatland wie ein Bettlermantel in mehrere nationale Fetzen zerschnitten und administrativ aufgetheilt werde. Eine billige Aenderung in der nationalen Zusammensetzung der Verwaltungsbezirke begegnet keinem Widerspruch, und es hat der böhmische Landtag im Jahre 1884 in dieser Richtung einen Beschluß gefaßt. Da ist es nun merkwürdig, daß von all den deutschen Gemeinden in den sprachlich gemischten Bezirken keine einzige um die Ausscheidung aus dem bisherigen Bezirksverbande und die Angliederung an einen „rein deutschen" Bezirk gebeten hat.

Man macht in Böhmen überhaupt die interessante Wahrnehmung, daß gerade in den national gemischten Gemeinden und Bezirken das Zusammenleben beider Volksstämme im Allgemeinen ein friedliches und freundschaftliches ist. Die nationalen Fanatiker beider Volksstämme sind zumeist dort anzutreffen, wo die Eine oder die andere Nationalität die Mehrheit oder gar das entschiedene Uebergewicht besitzt. In den gemischten Bezirken ist auch die Kenntniß der beiden Landessprachen

ziemlich allgemein und dieser Umstand trägt ebenfalls zur Abschleifung der nationalen Gegensätze wesentlich bei.

Die gesunde Vernunft und das reale Bedürfniß des Lebens hatte im Jahre 1865 in Böhmen das Gesetz geschaffen, demzufolge in deutschen Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) die czechische Sprache, in Lehranstalten mit czechischer Unterrichtssprache aber die deutsche Sprache für alle Schüler obligatorischer Lehrgegenstand seyn soll. Hauptsächlich gegen diese Bestimmung des Gesetzes richtete sich die dritte Alinea des Artikels 19 der österreichischen Grundgesetze von 1867, derzufolge zur Erlernung der zweiten Landessprache kein Zwang angewendet werden dürfe. Da jedoch die Mittelschulen keine Pflichtschulen sind, so kann diese Vorschrift eigentlich doch nur auf die Volksschule Bezug haben. Wer nicht deutsch oder czechisch als zweite Landessprache lernen will, braucht eben nicht in die Mittelschule zu gehen.

Wenn daher besonnene Politiker Böhmens, wie Graf R. Clam-Martinitz, Dr. Rieger, Jirecek, Erzbischof Graf Schönborn u. A. heute bemüht sind, die Erlernung der beiden Landessprachen in den Gymnasien und Realschulen mindestens fakultativ, d. h. auf Wunsch der Eltern verbindlich zu machen, so handeln sie ebensowohl im Interesse einer Verständigung und Versöhnung der beiden Volksstämme wie auch zu Gunsten der studirenden Jugend und deren besserem Fortkommen. Denn obgleich die Sprachen-Verordnung vom 14. April 1880 die übrigens vollkommen gerechtfertigte Forderung, daß in den zweisprachigen Ländern Böhmen und Mähren jeder öffentliche Beamte, Richter ꝛc. beider Landessprachen kundig seyn müsse, nicht aufstellt: so liegt es doch in der Natur der Sache, daß die Regierung ganz im Sinne jenes alten Hofdekrets vom J. 1763 denjenigen Aspiranten und Beamten den Vorzug geben muß, die caeteris paribus der deutschen und der czechischen Landessprache mächtig sind.

Hält also ein Vater seinen Sohn von dem Erlernen der andern Landessprache ab, dann beschränkt er selber dessen

zukünftige Lebens-Aussichten. Diese Thatsache hat denn auch trotz des Partei-Terrorismus der „Nurdeutschen“ viele Eltern bewogen, daß sie nach wie vor ihre Kinder zur Erlernung des Czechischen anhalten. Im Jahre 1883 haben von 4754 deutschen Gymnasialschülern in Böhmen 1455, von 1770 deutschen Realschülern 401, also zusammen 1856 Mittelschüler das Czechische als zweite Landessprache erlernt. Noch eifriger betrieben die Czechen die Erlernung des Deutschen, von dem ja Dr. Rieger öffentlich erklärt hat: „Jeder gebildete Czeche muß Deutsch wissen.“ Er wurde deßhalb von dem Fanatiker des „Jungczechenthums“, Dr. J. Gregr, in heftiger Weise angegriffen. Denn hinsichtlich des nationalen Fanatismus stehen „Jungczechen“ und „Jungdeutsche“ in Böhmen auf Einer Stufe. Komisch ist es nur, daß die eifrigsten nationalen Parteigänger hüben wie drüben eigentlich dem andern Volksstamme entsprossen sind. Herr Gregr (eigentlich „Gröger“) ist der Sohn eines eingewanderten Deutschen und genetisch ebensowenig ein Czeche als Dr. Schmeykal oder der „deutsche“ Bauer Krzepek von deutscher Abstammung sind. Die Kreuzung und Mischung der Familien und Geschlechter hat in Böhmen und Mähren ganz wunderliche Blüthen getrieben.

Um so auffälliger ist die Erbitterung, mit welcher in Böhmen und Mähren die so vielfach verschwisterten Volksstämme heute einander befehden. Sinnlose Trennung der seit Jahrhunderten gemeinsam lebenden und arbeitenden Bevölkerung ist das Feldgeschrei der Nationalfanatiker geworden; Trennung selbst auf wirthschaftlichem Gebiete, obgleich hier sogar die enragirtesten Teutonen, wie z. B. Dr. Pickert, die unparteiische Behandlung von Seite der Landesbehörden und der Czechen anerkennen mußten. Es war eine bloße Rancune, daß unter dem Hochdrucke der schamlosesten Parteiagitation am 31. Juli 1884 siebenundzwanzig Delegirte deutscher Bezirke in Böhmen ihren erzwungenen Austritt aus dem Landesculturrath erklärten. Die Partei Krzepek-Pickert, diese Hauptwühler im nördlichen Böhmen, schädigte dadurch die Interessen der deutschen

Landwirthe auf's empfindlichste. Was schadets? Wenn nur der Parteiterrorismus abermals triumphirte!

Die „Nurdeutschen" in Böhmen blicken mit Verachtung auf das Czechische herab und Herr von Plener erklärte im Landtage zu Prag: „Das Deutsche ist mehr als Landessprache, es ist die Staatssprache und Böhmen ist nur ein Theil Oesterreichs." Dieser Satz ist in seinem ersten Theile total unrichtig, weil er auf einer falschen Annahme beruht. Das Deutsche an sich ist freilich mehr als bloße Landessprache für Böhmen, es ist aber auch mehr als die gesetzlich nicht vorhandene, obgleich von Jedermann thatsächlich anerkannte „Staatssprache" Oesterreichs; es ist eben, wie Graf Taaffe im österreichischen Herrenhause am 15. Oktober 1885 betonte, eine „Weltsprache, die ohne jeden behördlichen oder gesetzlichen Schutz eine besondere Stellung einnimmt oder eine solche einnehmen muß." Aber nicht darum handelt es sich bei der Diskussion im böhmischen und mährischen Landtag. Hier, d. h. in den Ländern Böhmen und Mähren, hat das Deutsche als die andere Landessprache nicht um ein Jota mehr Recht, wie die czechische Sprache. Die Deutschböhmen und Deutschmährer sind eben nicht die Deutschen überhaupt, sondern sind deutschsprachige Bewohner Böhmens und Mährens, die schon deßhalb sich den Eigenthümlichkeiten dieser ihrer Heimatländer zu fügen haben. Im Rahmen dieser Länder (und nur in dieser Ausdehnung) darf zwischen dem Deutschen und Czechischen in Schule, Amt und öffentlichem Leben rechtlich kein Unterschied bestehen. Daß die Deutschböhmen nebstbei den Vortheil haben, durch ihre Muttersprache dem großen deutschen Culturvolke anzugehören, ist wohl für sie ein großes Glück, aber keineswegs ihr Verdienst; am allerwenigsten gibt es ihnen eine Berechtigung, die Czechen deßhalb gering zu schätzen und ihre Sprache als inferiores Idiom zu verschmähen.

Anderseits wäre es ebenso unstatthaft, wollte man die czechische Sprache über ihr natürliches, historisches und gesetzliches Gebiet hinaus künstlich erweitern. Eine solche Intention

Stuhl; die gehobene Rechte schwingt eine Ruthe über dem vor ihm knieenden Knaben, dem er mit der Linken das Kinn hält und den Kopf in die Höhe reckt. Ein Buch ist nicht zu sehen, aber den Hintergrund füllen kleine Sterne, vielleicht sollen es emsige Bienen vorstellen. — Die Umschrift des Siegels ist nicht gut mehr zu erkennen. Ich lese: Sigillum Scolae . . . nova . . . . Hux.

Der Versteigerungskatalog der Kunstsammlungen des Hugo Garthe in Köln 1877 S. 95 Nr. 2687 bot ein ovales Messingsiegel an, Maria mit dem Jesukinde und mit der Umschrift SIG. SCHOLAR. WIBLINGENSIVM, Höhe 2½, Breite 2 Cent. Diese verlockende Nachricht regte zur Nachfrage des derzeitigen Verbleibes an, und es fand sich, daß das britische Museum den Stempel erworben. Ein Siegelabdruck vergewisserte mich, daß der Stempel jünger ist als das 16. Jahrhundert und somit außer Betracht fällt. Uebrigens zeigt der schön geschnittene Stempel die hl. Katharina, in der Linken die Palme, in der Rechten das Schwert, unterhalb das getheilte Rädchen.[1])

Die gedruckte Literatur bietet also unserem Nachforschen nur Weniges.

Eine Anfrage bei den Archivstellen zu München (sowie ganz Bayern), Wiesbaden und Darmstadt führte zu negativem Ergebnisse. Die Münchener Stelle erläuterte ihre gef. Antwort dahin: „Das Vorhandenseyn von Schulsiegeln mußte schon von vornherein als zweifelhaft erscheinen, da oft und wiederholt nach interessanten und besonders bezeichneten Siegeln im Reichsarchive zur Ergänzung seiner großen Siegelabgüsse-

1) Die heraldische Ausstellung zu Berlin, welche am 31. Mai 1882 schloß, begriff auch Siegel. Sowohl der Ausstellungskatalog als die genaue Durchsicht eines Fachmannes vermochten nicht ein dabei vorfindliches Schulsiegel zu constatiren. Um's Jahr 1870 besaß weder das germanische Museum noch das k. Staatsarchiv zu Hannover derartige Siegel, wie aus den Abdrücken beider Sammlungen im Besitze des Herrn Amtsrichters Huffschmid in Boxberg sich ergibt.

Sammlung gesucht worden, und solche Siegel, wie E. H. sie verlangen, gewiß schon aufgefallen wären. Schulsiegel aus dem Mittelalter in dem Sinne, daß sie der Schule als solcher, als einer selbstständigen Körperschaft und in amtlicher Weise gehörten, dürften, wenn überhaupt solche vorkommen, zu den äußersten Seltenheiten gehören . . . Die den Domkapiteln und Stiftern bezw. Klöstern unterstehenden Dom- und Klosterschulen werden auch rücksichtlich der Siegelung ihrer Documente als Theile des Ganzen betrachtet worden, und für diese kaum ein specielles Siegel zur Anwendung gekommen seyn."

Auf ein Gesuch am Staatsarchive zu Coblenz erfolgte der nachstehende Bescheid.[1])

„Die von Ihnen gesuchten Beziehungen auf das Schulwesen sind auf Siegeln von Scholastern geistlicher Stifter in der That mehrfach festgestellt worden, auffallender Weise freilich nicht auf Siegeln von Scholastern des Domkapitels zu Trier.

Die Scholaster des Domcapitels zu Trier bedienten sich schon früh ihrer privaten Siegel, beispielsweise bei einer Urkunde vom Jahre 1272 der Scholaster Cuno. Wo Amtssiegel gebraucht wurden, findet man in den Siegelbildern durchgehends den Siegler entweder allein oder in Beziehung zu einem Heiligen dargestellt, in dem man, auch in den Fällen, in welchen er als solcher nicht geradezu charakterisirt erscheint, ohne Zweifel den Stiftsheiligen St. Peter zu erkennen haben wird. So zeigt z. B. das Siegel des Domscholasters Theomar an einer Urkunde aus dem Jahre 1230 den Scholaster allein in knieender Stellung, die Hände zum Gebete erhoben. Dagegen stellt beispielshalber das Siegel des Scholasters Herbrand an einer Urkunde vom Jahre 1308 diesen Stiftsherrn dar, wie er, einen Palmenzweig in den Händen tragend, vor St. Peter kniet, welcher, den Heiligenschein um das Haupt, in der Rechten einen Schlüssel, in der Linken ein Buch hält. Ein zweites Siegel desselben Scholasters an einer Urkunde aus dem Jahre 1325 enthält ein gleiches

1) Zwecks Erledigung der Anfrage wurde die Untersuchung au sieben Archivgruppen ausgedehnt, und wurden Tausende von Urkunden vorgenommen.

Bild mit unwesentlicher Veränderung der Stellung der genannten beiden Personen. Der Scholaster Diethard von Ulmen siegelt hinwieder im Jahre 1330 mit seinem Privatsiegel. Und diesem Beispiele folgen, soweit deren Siegel bekannt geworden sind, die späteren Scholaster des Domstiftes bis zum Jahre 1460.

Ist damit Ihre Anfrage, ob die Stiftsscholaster des Domcapitels zu Trier den von Ihnen eingesandten Skizzen gleiche oder ähnliche Siegel geführt hätten, soweit die Bestände des hiesigen Staatsarchivs deren Beantwortung ermöglichen, verneint, so gilt dasselbe hinsichtlich Ihrer Anfrage, ob die Dechanten des Trierer Domcapitels solcher Siegel nachweisbar sich bedient hätten.

Wohl aber gleichen die Bilder auf den Siegeln einzelner Dechanten und Scholaster des Stifts St. Castor zu Coblenz mehr oder weniger den Skizzen von Siegelbildern, welche Sie eingeschickt haben. So stellt z. B. das Siegel des Dechanten Magister Johannes an Urkunden aus den Jahren 1253 und 1264 den Stiftsherrn im Profil dar, auf einem Sessel sitzend, vor ihm ein Pult, auf dem ein Buch liegt. Aehnlich ist das Bild in dem Siegel, welches der Scholaster Diether von Montabaur in den Jahren 1311—1320 führte: der Stiftsherr sitzt auf einem Stuhle, vor ihm steht ein Pult mit einem Buche, in dem er zu lesen scheint.

Auch das Siegel des Scholasters Magister Hertwich vom Stifte St. Florin zu Coblenz, welches an einer Urkunde aus dem Jahre 1321 sich findet, weist ein gleiches Bild auf, doch sitzt hier der Stiftsherr nicht auf einem Stuhle, sondern in einer gothischen Nische.

Charakteristisch ist schon das Siegel des Scholasters Werner von Vallendar vom Stifte St. Castor zu Coblenz, des Amtsnachfolgers des ebenerwähnten Diether von Montabaur: an Urkunden aus den Jahren 1322—1342 vorkommend, zeigt dasselbe den Scholaster auf einer Bank sitzend, das rechte Bein unter das linke geschlagen, in der linken Hand ein Buch, in der rechten eine Ruthe haltend.

Noch klarer treten die Beziehungen zur Schule auf den Siegeln der Scholaster des Stifts St. Martin zu Münstermaifeld hervor, und zwar in fast ununterbrochener Reihenfolge vom Ende des 13. bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus. So stellt

das Siegel des Stiftsscholasters Arnold von Ulmen an Urkunden aus den Jahren 1293, 1306 und 1312 den Siegler in ganzer Gestalt dar, in der linken Hand ein Buch haltend, mit der rechten einen Stab über dem Kopfe des vor ihm knieenden Schülers schwingend. Arnold's Amtsnachfolger Anselm bediente sich in den Jahren 1313 und 1315 eines Siegels, auf welchem er unterrichtend abgebildet ist: er sitzt auf einem Podium, die Beine hängen herab, die Linke zeigt auf ein Buch, das auf einem zur Seite stehenden Pulte liegt, die Rechte hält eine Ruthe, vor ihm hockt ein Schüler. Derselbe Anselm führte ein zweites, an Urkunden aus den Jahren 1314, 1322 und 1323 sich findendes Siegel, auf dem eine nicht weniger klare Unterrichtsscene dargestellt ist; der Scholaster sitzt auf einem Sessel, vor ihm sitzt auf einem niedrigeren Bänkchen der Schüler, auf dessen Beinen ein Buch liegt, mit gesenktem Kopfe dem Lehrer die rechte Hand hinreichend, welche dieser mit der Linken festhält, während er mit der Rechten eine Ruthe schwingt. Anselm's Nachfolger Euno siegelte mit einem Siegel, welches den Scholaster allein zeigt, in der einen Hand ein Buch, in der anderen eine Ruthe haltend. Doch schon in den Siegeln des Amtsnachfolgers Gerlach Mayr kehren die früheren Bilder wieder. Das erste Siegel desselben, welches an einer Urkunde aus dem Jahre 1347 vorkommt, stellt den Scholaster stehend dar, eine Geißel in der Linken haltend, vor ihm hat ein Schüler sich auf das rechte Knie niedergelassen und streckt ihm bittend die Hände entgegen. Ein ähnliches Bild enthält das zweite Siegel desselben, welches an einer Urkunde aus dem Jahre 1350 sich findet: der Scholaster sitzt auf einem Stuhle, auf den Knieen ein Buch haltend und die Geißel schwingend, vor ihm hockt der Schüler.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zahl der Siegel mit diesen und ähnlichen Beziehungen auf das Schulwesen sich würde vermehren lassen, könnten die zeitraubenden Nachforschungen mit gleicher Sorgfalt auch auf die übrigen Urkundengruppen des Staatsarchivs ausgedehnt werden. Die vorstehenden Mittheilungen werden indessen genügen, das Vorkommen solcher Siegel im Bereiche des alten Erzstifts Trier überzeugend zu erweisen."

Vorstehendes möge als Versuch zur Lösung der Frage dienen und zugleich als Anregung zu anderweitigem Nachforschen. F. F.

XVI.

Zeitläufe.

Die Todtgeburten der inneren Politik im Reich u[nd] Staat; das Branntwein-Monopol.

Am 26. Januar 18[...]

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht, nichts was uns [...] gnügen macht." Der Geist des Servilismus hat [...] öffentliches Leben wie Schneckenschleim überzogen. Aber [...] aufmerksam zuhorcht, mag doch den trübseligen Ton des [...] Volksliedes mehr und mehr durchklingen hören. An [...] Palais in der Wilhelmsstraße zu Berlin kann man nicht [...] vorbeigehen ohne Gefahr, einen herabfallenden Dachziegel [...] den Kopf zu bekommen.

In neuester Zeit werden auch die angenehmen U[eber]raschungen in unverbrüchlichem Geheimniß vorbereitet. [...] Tabakmonopol hat der Reichskanzler seinerzeit als sein „le[...] Ideal" im Voraus öffentlich angekündet. Aber schon [...] Colonialpolitik trat plötzlich aus dem tiefsten Dunkel [...] das verblüffte Publikum. Man wußte in den ministeri[ellen] Kreisen Englands davon, während das Reichspublikum [...] dieser „nationalen" Errungenschaft noch gar keine Ah[nung] hatte. Ebenso unversehens trat die „nationale" That [...] Polen-Ausweisung in's Leben. Wer hätte das kurz v[orher] noch für möglich gehalten? War es doch unvergessen,

cher Entrüstungssturm von Berlin aus angefacht ward, als während des Krieges von 1870 sechszigtausend Deutsche aus Paris ausgewiesen wurden. Eine ganze Reihe amtlicher und officiöser Organe hat diese Maßregel, wodurch Tausende fleißiger Arbeiter, die theilweise in Frankreich festen Wohnsitz und Familie gegründet hätten, in's Verderben gestürzt seien, als eine Barbarei verurtheilt, über die ein Schrei des Unwillens nicht nur in Deutschland, sondern im ganzen neutralen Europa ergehe.[1]) Und nun geschah ganz dasselbe gegen harmlose polnische Insassen im tiefsten Frieden. Während aber die Welt von ihrem Erstaunen über diese That sich noch nicht erholt hatte, bereitete sich in aller Heimlichkeit bereits die schwerste aller Ueberraschungen vor: der Antrag auf Einführung des — Reichs-Branntwein-Monopols.

Wer hätte auch d a s für möglich gehalten? Ich will nichteinmal sagen: für möglich gehalten zu der Zeit, als das Reich auf die Abmachungen von Versailles gegründet wurde, und die Verweisung seiner Finanzgebahrung auf die Matrikular-Beiträge als eine wesentliche Schranke gegen den Zug zum Unitarismus gepriesen worden ist? Ich will nur sagen: wer es damals, als das Tabakmonopol im Reichstage mit erdrückender Mehrheit abgewiesen wurde, für möglich gehalten hätte, daß binnen wenigen Jahren ein Reichsmonopol von viel größerer Tragweite und ungleich bedenklicherm Charakter in Antrag gebracht werden könnte? Das Verlangen ist allerdings eminent „national". Denn seitdem Rußland im Jahre 1863 das Branntwein-Monopol als einen moralischen Krebsschaden bei sich abgeschafft hat, bestand eine solche Ausbeutung des Schnapsconsums in keinem Lande der Welt mehr. Die deutsche Nation allein würde sich der Ehre er-

1) In der Reichstags-Sitzung vom 16. Januar sind diese tugendhaften Ausbrüche völkerrechtlichen Bewußtseyns den leeren Bundesraths-Bänken zahlreich vorgerupft worden. Der Abgeordnete Bamberger meinte: es werde schließlich dahin kommen, daß „der Begriff ‚Nationalität' mit dem der Brutalität verwechselt werde."

freuen, ein kaiserliches Reichsamt für Einkauf, Veredelung und Verkauf des Branntweins im Großen wie für den Verschleiß in versiegelten Amtsflaschen zu besitzen.

Man hat vom Reichskanzler gehört, daß es sich mit dem „nationalen" Gedanken nicht vertrage, einen französischen Ordensmann in den deutschen Colonien Afrika's dem armen schwarzen Volke das Evangelium verkünden zu lassen. Aber ein französischer Professor ist berufen worden, um für das deutsche Reich das Branntweinmonopol zu projektiren. Das nationale Verständniß hätte hiefür nicht ausgereicht. Vor einigen Jahren ist zwar mit großem Geräusch und aus der eigensten Initiative des Kanzlers eine Art Nebenparlament unter dem Namen „Volkswirthschaftsrath" in's Leben gerufen und absichtlich den Berufsparlamentariern „mit der langen Zunge", als welche von volkswirthschaftlichen Dingen kein rechtes Verständniß haben könnten, entgegengestellt worden. Dieser Rath der berufenen Experten hat auch ein paarmal getagt, scheint aber seitdem verduftet zu seyn. Jedenfalls ist er über das Branntweinmonopol nicht gefragt worden. Obwohl der Antrag von Preußen an den Bundesrath eingebracht worden ist, wurde der preußische Staatsrath gleichfalls nicht gefragt. Auch diese Institution ist vor zwei Jahren mit großem Geräusch wieder in's Leben gerufen worden. Man hat hin und her gerathen über die Absicht, welche der Kanzler dabei gehabt habe, um so mehr als der Kronprinz zum Vorsitz berufen wurde. Jetzt weiß man, daß auch dieser hohe Rath gar nichts davon zu wissen braucht, wenn Preußen das Reich zu einer Maßregel von der größten politischen, finanziellen und socialen Tragweite veranlassen will. Vielleicht läßt man ihn ein ander Mal wieder über irgendeine Bagatelle hin und her reden, die nicht gerade hochpersönlich behandelt zu werden braucht.

Mit dem Antrage auf das Branntweinmonopol hat nun der Kanzler einen entscheidenden Schritt gethan und die gesetzgebenden Faktoren unmittelbar an den Scheideweg gestellt.

Folgen sie dem Winken seiner Hand, dann gibt es kein Aufhalten mehr; er ist sich der Consequenzen bewußt in seinem Fortschreiten, und er hat einen mächtigen Bundesgenossen: den Capitalismus. Vor anderthalb Jahren hat sich in Berlin ein neuer Verein gebildet unter dem Titel: „Verein zur Wahrung der wirthschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe". Man nannte ihn spottweise den „Verein mit dem langen Namen", und er hat anfangs viel Staub aufgewirbelt. Jetzt ist er soviel wie verschollen. Warum? Vielleicht weil die Herren eingesehen haben, daß es klüger sei, nicht viel Aufsehens zu machen und in aller Stille zuzuwarten, wie der Herr Reichskanzler ihre Geschäfte besorgen werde. Das hat er auch gethan, und thut es jetzt erst recht, Alles im Interesse des Capitalismus.

Der Verein wollte programmgemäß Stellung nehmen wider eine angeblich „gegen die Erwerbsthätigkeit gerichtete feindliche Strömung". Mit dieser Erwerbsthätigkeit waren aber nicht die vielen Millionen Menschen gemeint, die in der Landwirthschaft und im Gewerbe mit Mühe und Noth ihre Existenz erhalten, sondern der Großhandel und die Spekulation, vor Allem die Börse. Die Berliner „Kreuzzeitung", die damals noch nicht zu Kreuze gekrochen war, glaubte die vermeintliche Regierungspolitik zur Socialreform gegen den Verein vertheidigen zu müssen. Sie sagte: „Daß dabei in erster Linie das mobile Capital in seiner Wucherung beschnitten und auf seinen legitimen Zweck, arbeiterweckend und belebend zu wirken, zurückgedrängt werden muß; daß die Bildung riesiger Vermögen, die in verderblicher Fruchtbarkeit immer weiter wuchern, erschwert, noch besser unmöglich gemacht werden muß: liegt auf der Hand. Das wollen aber alle diese Herren nicht." Und der Reichskanzler will es ebensowenig. Das Blatt fährt in seiner mißverständlichen Einbildung fort: „Stark bereits mit Capital versehen, wollen sie ganz im Gegentheile die Kräfte desselben auf das Unbeschränkteste ausnützen und es in thunlichst ungemessenster Progression ver-

mehren."[1]) Nun ist aber der Reichskanzler damit vollkommen einverstanden; das ehemalige amtliche Organ, die „Provincialcorrespondenz" hatte ja schon vor Jahr und Tag ausdrücklich erklärt: jedes gesetzliche Hemmniß gegen den Proceß der Capitalbildung wäre ein „Rückfall in die Barbarei."

Auf preußisch-conservativer Seite war damals die Meinung vertreten, daß der Ueberwucherung des Capitalismus auf dem Wege der direkten Steuer entgegengetreten werden müsse. Der Berliner Professor Wagner trat als Vorkämpfer dieser Finanzpolitik auf. Er sagte im preußischen Abgeordneten-Hause: die sociale Politik führe mit Nothwendigkeit dahin, daß da, wo mit den Mitteln der modernen Concurrenz ungerechter Reichthum erworben sei, eine starke Steuer eingeführt werden müsse. Er betonte insbesondere: jeder Staat, welcher indirekte oder Verbrauchssteuern habe, die ihrem Wesen nach progressiv, nach der Menge der verbrauchten Genußmittel, wirken, müsse diese progressive Steuer durch eine umgekehrte Progression in der Personalsteuer ausgleichen.[2]) Der Reichskanzler aber wollte im Gegentheil die direkten Steuern eher beseitigen, und am wenigsten wollte er von einer Progressivsteuer wissen. Als er das Tabakmonopol plante, sprach er zwar zu demselben Herrn Wagner, der übrigens inzwischen von der Bildfläche des Parlaments klüglich verschwunden ist, das bekannte Wort vom „Patrimonium der Enterbten", die aus dem Ertrag dieser indirekten Steuer, des Tabakmonopols, entschädigt werden sollten. Aber Gott

1) „Kreuzzeitung" vom 9. Aug. 1884.

2) Herr Wagner fügte bei: „eine stärkere Heranziehung der Wohlhabenden sei auch schon deßhalb nothwendig, weil bei den untern Classen 80 bis 90 Procent des Einkommens für nothwendige Lebensbedürfnisse ausgegeben werden müssen, bei den mittleren und wohlhabenden Classen aber nur 50 bis 60, respektive 30 bis 40 Procent." Wiener „Vaterland" vom 27. Febr. 1883; vergl. „Christlich-sociale Blätter". 1883. Heft 7. S. 204 f.

weiß, was daraus geworden wäre. Auch dem Branntwein-Monopol ist wieder eine solche Sage vorausgegangen, daß aus dem Ertrag der Alters- und Invaliditätsversicherung für die Arbeiter auf die Beine geholfen werden solle. In der amtlichen Vorlage aber ist davon Alles still.

Der Verein „mit dem langen Namen" verdankte seinen Ursprung zunächst dem langwierigen und heißen Kampf wegen der Börsensteuer. Abermals erwachten da sanguinische Hoffnungen. „Sehr allmählig", schrieb O. Glagau, „fast ohne es zu wissen und zu wollen, hat Fürst Bismarck den Kampf mit der Börse aufgenommen, und der Ausfall dieses Kampfes ist noch nicht abzusehen; denn die Börse ist hundertmal schwerer zu besiegen als der Lindwurm des Ritters St. Georg, und die Macht der Judenschaft ist größer als die der Könige und Kaiser." Hierin dürfte auch der Reichskanzler nicht verschiedener Meinung gewesen seyn; darum betrachtete er die Vorsicht als den bessern Theil der Tapferkeit. Durch die merkwürdigen Wandlungen, die das Börsensteuer-Projekt durchzumachen hatte, wurde es derartig zurecht gestutzt, daß schließlich ein rein fiskalisches Gesetz, und nichteinmal ein gutes finanzielles Geschäft, herauskam. Damit konnten sich die „Heidelberger" so gut wie der Verein „mit dem langen Namen" versöhnen. Die „Germania" aber hat bei diesem Anlaß ein treffendes Bild von der reichskanzlerischen Steuer- und Finanzpolitik entworfen, wie sie jetzt im Branntweinmonopol ihre Krönung finden soll.

„Wenn genug indirekte Steuern, besonders Schutzzölle, noch einige Verstaatlichungen und — sehr langsam und allmählich — die Arbeiterversicherungen bewilligt werden, dann ist Fürst Bismarck zufrieden, im Uebrigen ist er voll und ganz Manchestermann. Börsenordnungen und Börsencontrole liegen ihm nicht am Herzen; die allmählige Aufsaugung der mittleren und kleinen Gewerbe durch die Großproduktion betrachtet er als ein unvermeidliches Verhängniß, thut wenigstens nichts dagegen; irgend welches Eingreifen in die Produktion durch eine wirksame Arbeiterschutz-Gesetzgebung hält er für eine Störung der Lebensbe-

dingungen der Produktion; für eine wirksame Börsensteuer hat er sich nie interessirt, eine besondere Capitalrentensteuer und eine auch mäßige progressive Einkommensteuer hat er lange bekämpft und erst zuletzt ganz ungenügende Vorschläge in dieser Richtung zugelassen; auch die Zucker- und Spiritussteuer, im Wesentlichen auch Großproduktionssteuern, bildet er nicht aus, noch nach den Erklärungen der vergangenen Woche hat die Regierung in dieser Beziehung kein Programm; von Luxussteuern hat der Kanzler nie etwas hören wollen, dagegen haben wir, ebenfalls in der letzten Woche, in der Zuschrift nach Aachen, von Neuem gesehen, daß er an dem alten Plane weiterer indirekter Steuern auf den Massenverbrauch des Volkes festhält, obgleich alle diese Steuern nach unten in progressiver Weise drücken."[1])

Das fragliche Programm liegt nun vor in dem Antrag auf Verstaatlichung des gesammten Spiritushandels. Nur die Fabrikation des Rohmaterials soll noch Privaten überlassen bleiben, aber auch nicht ihrer Freithätigkeit. Der Staat muß bestimmen können, wer fabriciren darf, und wie viel sowohl die bisherigen Brennereien als die etwa neu concessionirten produciren dürfen. Alles Weitere bis zum Detailverkauf besorgt der Staat durch seine Angestellten, und der Ertrag des Geschäftes wird auf 200 bis 300 Millionen jährlich geschätzt. Davon sollen in Preußen allein über 100 Millionen an direkten Steuern ersetzt und nachgelassen werden. Und diese Bestimmung ist nicht etwa nur ein ausgeworfener Köder für die Gemeinden, denen auch noch ein besonderer Zuschlag auf den Branntwein gestattet wird, sondern sie liegt in dem systematischen Bestreben des Kanzlers, allmählig alle direkten Staatssteuern durch indirekte zu ersetzen.

Aber weßhalb dann gerade das Monopol? Warum gerade die gehässige Monopolwirthschaft, die für den Anfang auch noch Millionen an Entschädigungen für alle depossedirten Interessenten am Branntweingeschäft bis zum letzten Boudicker herab zu tragen hat? Andere Staaten beziehen aus dem

1) „Der Culturkämpfer." Berlin 1884. Hft. 102. S. 7.

Spiritus enorme Summen durch die Fabrikatsteuer, warum soll das deutsche Reich nicht lieber denselben Weg versuchen? Aber das wäre zwar eine finanzielle, jedoch nicht zugleich eine „politische Stärkung des Reichs;" und gerade diese wird von der Verstaatlichung erwartet. Gegen die Fabrikatsteuer wehrt sich die einflußreiche Classe der Großbrenner auf Tod und Leben; sie würden die Opposition verstärken, wogegen das Monopol sie zu abhängigen Leuten macht sammt der ganzen Armee der beim Staatsbetrieb Bediensteten. Man zählt in Norddeutschland allein 3000 bis 4000 große Brenner, von welchen der Reichskanzler selbst einer der größten ist. Sie sollen am Gewinn nicht nur nichts verlieren, sondern es wird ihnen vielmehr ein höherer Ankaufspreis garantirt als der jedesmalige Preis auf dem Weltmarkte ist. Dagegen müßte sich das Reich beim Absatz in's Ausland natürlich an die allgemeine Preisconstellation halten und also das Produkt nach dem Maßstabe der Concurrenz auch unter den Selbstkosten absetzen. „Mit anderen Worten" — wir citiren ein liberales Blatt[1]) — „die deutschen Steuerzahler, die schon bisher für die Ausfuhrprämie zu Gunsten der Zuckerfabrikanten aufkommen mußten, damit die Industrie dem Auslande billigen Zucker liefern könne, würden in Zukunft dem Auslande auch billigen Branntwein liefern." Die Steuerzahler, nicht die Brenner; was können die letzteren mehr verlangen?

Wenn nun die großen Brenner sogar besser gestellt werden sollen als bisher[2]), ein höherer Gewinn von der Ausfuhr

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. Decbr. 1885.

2) Die großen Brenner besser stellen: was das heißt, mögen folgende Angaben zeigen. „Die deutsche Branntwein-Industrie hat in den letzten acht Jahren eine geradezu colossale Entwicklung gewonnen. Die Brutto-Einnahme aus dem Branntwein ist von 65 auf 166 Millionen Mark gestiegen, gleichzeitig aber auch der Betrag der gezahlten Ausfuhrvergütungen von 18 Millionen auf — 127. Ein immer größerer Theil der Produktion ist zur Ausfuhr gelangt, so daß die Reichskasse selbst einen Theil der

aber für das Monopal nicht in Aussicht genommen werden kann: wo sollen dann die 200 bis 300 Millionen für die Reichskasse herkommen? Offenbar von dem Branntweinconsum im Inlande. Wie kann man aber dann von einer erheblichen Verminderung dieses Consums in Folge des Monopols und von einer moralischen Wirkung desselben gegen die grassirende „Branntweinpest" sprechen? Der Widerspruch ist handgreiflich. Das Monopol kann besseren, von gesundheitsschädlichen Substanzen gereinigten, sogenannten „entfuselten" Trinkbranntwein zu dreifach erhöhtem Preise versprechen, aber es muß rechnen, daß Branntwein getrunken werde nach wie vor. Der Massenverbrauch desselben beschränkt sich aber auf die niederen Stände und die ärmeren Classen; für diese zählt er in Norddeutschland sogar zu den Lebensmitteln. Woher kämen also die 200 bis 300 Millionen Einnahmen der Reichskasse aus dem Spiritus? Sie würden aus den Taschen des „armen Mannes" genommen, um nebenbei Steuererleichterungen für die Bessersituirten zu ermöglichen, und insbesondere die Reichen von der Furcht vor dem Gespenst progressiver Besteuerung zu befreien.[1])

Nur der erste Schritt fällt schwer. Ist derselbe aber mit der Monopolisirung des Branntweins einmal geschehen, so werden sich die weiteren Schritte von selbst ergeben. Warum

---

Steuer, welche sie von dem im Inlande consumirten Branntwein erhoben hat, den Spiritusbrennern in Form von Bonifikationen gezahlt hat, um ihnen die Ausfuhr zu möglichst billigen Preisen zu erleichtern." Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. Decbr. 1885.

1) Ueber diesen Vortheil hat der deutsche Monopolvorschlag plötzlich auch der republikanischen Bourgeoisie in Frankreich ein Licht aufgezündet. „Unter allen Umständen wird das Branntwein-Monopol nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt werden, auf welcher es auch den Vortheil gewähren wird, daß es den radikalen Antrag auf eine allgemeine progressive Einkommensteuer als einen fiskalischen Pleonasmus beseitigt." Pariser Correspondenz der „Allg. Zeitung" vom 15. Januar.

nicht auch das Tabakmonopol? Das Spritmonopol wird dem Reichskanzler doch nicht die Freude an seinem „letzten Ideal" verdorben haben. Dasselbe ließe sich sogar als Luxussteuer ganz gut empfehlen, und die „Pfeife des armen Mannes" könnte sogar mit besserem Kraut versehen werden, ohne wie der entfuselte Schnaps theuerer werden zu müssen. Auch ließe sich die Tabakregie mit dem Apparat für das Branntweinmonopol mit Vortheil combiniren.[1]) Lägen aber einmal so enorme Produktionszweige in den Händen des Staats, so wäre nicht abzusehen, warum nicht auch die großen Verkehrsmittel der Neuzeit in dieselben Hände gelegt und als Reichseisenbahnen centralisirt werden sollten. Alle Todten des Reichskanzlers wären der Auferstehung sicher, wenn mit der Verstaatlichung des Branntweinhandels der Anfang gemacht wäre, und die Nation würde den neuen Begriff vom Staat als allgemeinem Brodvater endlich leibhaft vor Augen sehen.

Der Kanzler braucht Geld, Geld und wieder Geld. Würde es aus den indirekten Steuern nach den aufgestellten Berechnungen der Reichskasse zufließen, so würden auch noch andere politische Kümmernisse von selbst entfallen. Die Schnüre des Geldbeutels gingen aus der Hand der Parlamentarier in die der Minister über. Das allgemeine Wahlrecht ist nach Hrn. von Helldorf ein bedauerlicher Zwischenzustand; aber es ließe sich dann durch die Hunderttausende alter und neuer Kostgänger der Reichs- und Staatskrippe noch ganz anders „discipliniren", als der große Meister in Frankreich das einst vermochte, und überdieß käme auf das Ergebniß der Wahlen überhaupt nicht mehr viel an. Auch über den geheimen Wahlmodus brauchte sich der Minister des Innern keine grauen Haare mehr wachsen zu lassen. Ob einjährige oder zweijährige Etatsperioden: das wäre ganz gleichgültig. Selbst die Skrupel des

1) Die findigen Franzosen haben das sofort herausgefunden. Dieselben Organe, welche sie für das Tabakmonopol bereits besitzen, könnten, auch für die Geschäfte des Branntweinmonopols verwendet werden: also die Tabaktrafik zugleich Schnapsladen u. s. w.

Fiskus wegen der an ärmere Abgeordnete verabreichten Parteidiäten wären gegenstandslos; die Parteien würden sich die unnütze Ausgabe vielleicht sogar selber ersparen, und die Erwählten ihre Photographien im Sitzungssaal auflegen lassen: der Effekt bliebe sich gleich.

Was werden aber die süddeutschen Staaten thun, welche in Betreff der Besteuerung des Branntweins und Bieres vertragsmäßige Reservatrechte haben? Wenn vor fünfzehn Jahren die zum Abschluß der Verträge entsendeten Minister Bayerns den Geist vor sich gesehen hätten, der jetzt in der Reichsverfassung regiert, so wären sie aus Versailles wahrscheinlich davongelaufen. Sie haben wenigstens ihrem Gebieter sowie der Landesvertretung hoch und theuer geschworen, daß die Selbständigkeit der Einzelstaaten gegen undeutsche Gelüste nach dem Unitarismus vollauf gesichert sei. Inzwischen ist freilich viel Wasser die Isar hinabgelaufen, und der Finanzstrik um den Hals ist unter allen Todesarten noch die süßeste. Es soll ja auch gar nicht wehe thun. Sie sollen den Monopolapparat einheimisch bestellen dürfen und zudem aus dem Ertrag des Monopols nach dem Matrikularfuß betheiligt werden, so daß Bayern 20 Millionen mehr erhielte, als ihm im Verhältniß zum bayerischen Branntweinconsum zukäme.

Aber — „das Interim hat den Schalk hinter ihm." Ein Artikel der Reichsverfassung bestimmt, daß die Bundesstaaten bestrebt seyn sollen, eine Uebereinstimmung der Gesetzgebung über die Besteuerung der Getränke, nicht nur des Branntweins, sondern auch des Biers, herbeizuführen, und man weiß, welche Rolle der Malzaufschlag im bayerischen Budget spielt. Nun wollen wir darüber einen Berliner reden lassen: „Wenn es sich in Zukunft, und vielleicht in einer gar nicht fernen Zukunft, um eine gemeinsame deutsche Biersteuer handelt, würden die genannten Staaten gar nicht in der Lage seyn, von den Einnahmen aus derselben einen verhältnißmäßig größeren Theil zu fordern unter Berufung darauf, daß der

Consum von Bier in Süddeutschland erheblich größer ist als im Norden. Man würde fragen, weßhalb die drei Staaten die Vertheilung der Einnahmen nach Verhältniß der Leistungen nicht damals beantragt hätten, als es sich um die Vertheilung der Einnahmen aus der gemeinschaftlichen Besteuerung des Branntweins gehandelt habe?"[1]) Hienach wäre also ein bayerischer Profit aus dem Branntweinmonopol lauteres Hexengold.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß mit der Eröffnung der neuen Reichsfinanz-Politik der Kanzler es für angezeigt erachtete, den Kaiser selbst die große Demonstration vom 1. Dezember gegen „die Möglichkeit einer Entwicklung des Reichstags in unitarischer Richtung", wie er sich ausdrückte, machen zu lassen. Es war in jener Sitzung, wo die polnische Interpellation wegen der Ausweisungen auf der Tagesordnung stand, daß Fürst Bismarck mit einer kaiserlichen Botschaft auftrat, welche die Rechte der Landeshoheiten gegen parlamentarische Einmischungen entschieden verwahrte. Nun hat zwar der Reichskanzler wiederholt erklärt, daß er die Stütze des Reichs, die er im Reichstag gesucht, nur im Bundesrath gefunden habe; er hatte erst noch in der Missionsdebatte dem Centrum zugerufen, es möge sich doch lieber an die „katholischen Könige von Bayern und Sachsen" halten; aber gegenüber dem Auftreten mit der kaiserlichen Botschaft in der dramatischen Scene vom 1. Dezember hinterblieb doch der allgemeine Eindruck, es heiße mit Kanonen auf Spatzen schießen, wenn man der Interpellation ein solches Gewicht beilege. Das war aber auch nur Nebensache; die Hauptsache war, Stimmung zu machen für das Monopol und die politischen Bedenken der Reservatstaaten zu beschwichtigen. Man hatte ihnen eben erst erlaubt, die bekannten Auslieferungsverträge mit Rußland abzuschließen, jetzt wurde ihnen der kaiserliche Schutz gegen alle etwaigen Reichstags-

1) Berliner Correspondenz der „Allg. Zeitung" vom 14. Jan. 1886.

sprünge zugesagt. Die „Kreuzzeitung" gerieth in stürmisches Entzücken über eine so entschiedene Absage gegen den Unitarismus. „Mit diesem Akt hat sich der König von Preußen, der zugleich der Schöpfer des Reichs und der erste deutsche Kaiser ist, ein- für allemal in unabänderlicher Weise zum Princip des Föderalismus bekannt; denn wer traut es einem späteren Hohenzollern-Fürsten zu, daß er an dem Worte drehen und deuteln werde?" So jubelte sie. Schade nur, daß das maßgebende Organ der enthusiastischen Collegin sofort unter dem Tische auf den Fuß trat: die Botschaft habe nur die Bundesstaaten über den dummen Ausdruck „Reichsregierung" in der Interpellation des Polen Jazdzewski beruhigen wollen, vertrage also keine Consequenzmacherei.

Von dem Schicksal dieser Monopolfrage im Reichstag hängt eine folgenschwere Entscheidung ab; und die Verführungen sind bedrohlich. Nachdem aber der Reichskanzler entschlossen ist, mit festem Fuß die Wege des Staatssocialismus zu betreten, besteht um so weniger ein Grund, das Socialistengesetz noch länger fortbestehen zu lassen. Es hat in die öffentliche Discussion eine Lücke gerissen, die sich nun in hohem Grade fühlbar macht. Gerade sie sollen jetzt mitreden müssen, und zwar nicht nur im Reichstag.

XVII.

Fürstenbergisches Urkundenbuch.[1])

Das fürstenbergische Urkundenbuch hat einen so wohl begründeten Ruf, daß ein neuer Band desselben in maßgebenden Kreisen berechtigtes Interesse hervorruft. Der jüngst erschienene fünfte Band läßt dasselbe nicht nur nicht abnehmen, sondern steigert es noch. Er ist der Anfang, der 1. Bd. eines zweiten Theiles des Urkundenbuches, der sich die Aufgabe stellt, alle Quellen zur Geschichte der fürstenbergischen Lande in Schwaben bis zum Jahre 1510 zu veröffentlichen, während die früher erschienenen Bände das Material zur Hausgeschichte in gründlicher Weise zusammentrugen, aus welchen dann als schöne Frucht hervorging: Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum J. 1509 (Tübingen 1883) von Dr. S. Riezler, damals f. f. Archivrath, nun Oberbibliothekar an der k. Hof- und Staatsbibliothek in München. Der Besitzstand des fürstenbergischen Hauses, das mit den Baden-Zähringer, Oettinger, Zoller und Württemberger zu den ältesten, noch im Mannesstamme erhaltenen Geschlechtern Schwabens gehört, war schon früh sehr bedeutend. Nach der von Baumann und Riezler bearbeiteten trefflichen Karte in dem eben genannten Werke Riezler's war das fürstenbergische Standesgebiet, das achalmische, urachische, freiburgische und fürstenbergische Jurisdiktionsgebiet und der Besitzstand außerordentlich ausgebreitet. Alle Urkunden nun,

---

1) Sammlung der Quellen zur Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Lande in Schwaben. Herausgegeben von dem fürstl. Archive in Donaueschingen. V. Bd. gr. 4° (IV, 575) Tübingen 1885.

welche sich auf Orte und Theile dieses Gebietes beziehen, sollen zur Wiedergabe gelangen, soweit sie überhaupt aufzufinden sind.

Band V erstreckt sich zeitlich von 700 bis 1359 und umfaßt an 1300 einzelne Urkunden, welche dem ganzen Wortlaut nach oder als Regesten in 566 chronologisch auf einander folgenden Nummern Aufnahme finden. Sie handeln über Käufe, Schenkungen, Lehen, Stiftungen, geben Weisthümer, Urbarien, Zinsrödel, Zeugenverhöre u. dgl. wieder, und liefern so ein sehr reiches Material zur Orts- und Adelsgeschichte, zur Rechtsgeschichte, geben Aufschluß über Klöster und Kirchen, geistliche Stellen und Würdenträger. Zur Geschichte der Bischöfe von Constanz, um ein Beispiel anzuführen, liefert das Werk über 170 Nummern, wobei auf Domkapitel, Dompröpste, Generalvikare u. s. w. wohl eine gleich große Zahl kommt. Wiewohl die reichhaltigen Urkundenwerke: Fr. von Weech, Codex diplomaticus Salemitanus und Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, wie auch sonstige Druckwerke zahlreiche Urkunden schon veröffentlicht haben, ist die Zahl der noch nicht edirten oder ungenügend bearbeiteten Urkunden immer noch sehr bedeutend. In die Bearbeitung derselben theilen sich Dr. Baumann, der jetzige f. f. Archivvorstand, Dr. Riezler, Dr. Mayerhofer, k. Kreisarchivsekretär in Bamberg, Dr. Schulte, seit 1. Decbr. 1885 Archivrath am Gen.-Landes-Archiv zu Karlsruhe, zu denen als fleißiger Mitarbeiter noch der f. f. Archiv-Registrator A. Schelble tritt. Die Redaktion des V. Bds. hat zudem Dr. Baumann besorgt, dessen Name genügt, die Zuverlässigkeit des trefflichen Werkes außer Zweifel zu setzen. Bezüglich der diplomatischen Bearbeitung der Urkunden hat Baumann die maßgebenden Grundsätze, welche Riezler aufstellte (vergl. Vorwort zu Bd. I.), beibehalten. Auf Bereicherung der Siegelkunde ist ebenfalls Bedacht genommen; es sind nicht nur alle vorkommenden Siegel nach dem vortrefflichen sphragistischen System des ausgezeichneten Heraldikers (leider am 26. Decbr. 1884 verstorbenen) Fürsten F. K. von Hohenlohe-Waldenburg beschrieben, es werden im Anhang 87 schöne Siegelabdrücke gegeben. Das sehr umfangreiche, zuverlässige Register, das nicht weniger als 79 Seiten umfaßt, ist Dr. Schulte's verdienstliche Arbeit.

XVIII.

Frankreich im letzten Stadium der Zerrüttung.

Die Niederlage bei den letzten Wahlen hat die Republikaner etwas unsanft aus ihrer Glückseligkeit geweckt. Sie hatten sich stets gerühmt, der wahre Ausdruck der Gesinnungen und Bestrebungen des Volkes zu seyn, und nun mußten sie erfahren, daß das Volk in großer Masse ganz Anderes verlangt, als sie ihm bieten und bieten können. Es half nicht viel, sich mit der Versicherung zu trösten, das Volk habe sich von den Conservativen täuschen lassen, und das Weitere sei durch die Uneinigkeit der Republikaner selbst verschuldet. Alle Schattirungen der Partei sahen aber ein, daß etwas geschehen müsse, um der drohenden Gefahr vorzubeugen und das Volk wieder zu gewinnen. Auch hiebei fehlte es indeß wiederum an Einigkeit und klarem Blick. Das leitende Blatt der Opportunisten, die „Republique française“, welches sonst keine Grenzen der Anmaßung kannte, war dießmal rathlos. Es wußte nichts Besseres anzurathen, als mit Vertrauen auf die Entschließungen des leitenden Ministers Brisson zu harren und sie auszuführen. Die „Justice“, Organ der von Clemenceau geführten Radikalen, trat allerdings entschlossener auf, aber wohl nur, weil das Blatt wußte, daß seine Rathschläge weniger auf Ausführung zählen können. Sie verlangt Trennung von Kirche und Staat, Einkommensteuer, Verstaatlichung der Eisenbahnen, Rückzug von der Colonialpolitik und allerlei financielle und sociale Reformen.

Also, nachdem die Wähler ausdrücklich genug die kirchenfeindlichen Maßnahmen der Republik verurtheilt hatten, glaubten die Radikalen erst recht, durch eine schärfere Kirchenverfolgung den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Die „Gemäßigten" getrauten nichteinmal offen zu widersprechen, denn das würde sie ja zu Rückschrittlern, zu Feinden der Republik gestempelt haben. Sie suchten die Sache anders anzufassen. Der „Temps" machte zuerst den Vorschlag, zur Feier des hundertjährigen Bestandes der Republik, 1889, einen über ganz Frankreich sich erstreckenden Verein zu gründen, welcher durch Vorträge, Zeitschriften, Bücher, Feste und alle tauglichen Mittel das Volk über das Wesen der Republik belehren sollte. Dadurch würden am besten die Vorurtheile bekämpft, welche der Republik entgegenstünden und welche den Erfolg der Monarchisten bei den Wahlen ermöglicht hätten. Der Versuch der Gründung eines solchen Vereins wurde auch gemacht, aber seit der ersten Sitzung der Gründer hat nichts wieder von ihm verlautet. Offenbar zweifeln die Republikaner selbst daran, daß das Volk sich werde belehren lassen.

Auch auf Seite der Conservativen wurde ein Versuch gemacht, durch Wort und Werk auf das Volk zu wirken. Sich auf die Mahnungen Papst Leo XIII., namentlich auf die Encyklika Humanum genus berufend, schlug Graf Albert de Mun in einem öffentlichen Brief die Bildung einer „katholischen Vereinigung" vor, welche folgende Ziele zu erstreben hätte: für die Kirche volle Freiheit und öffentlichen Schutz, Befreiung der Priester vom Wehrdienst, Vereinsfreiheit, aufrichtige Durchführung des Concordates; für die Familie volle Unterrichtsfreiheit, Religionsunterricht in den Volksschulen, Abschaffung des Ehescheidungsgesetzes, Freiheit letztwilliger Verfügungen; für das arbeitende Volk Sonntagsruhe, Abschaffung der Nachtarbeit der Frauen, allmälige Beseitigung der verheiratheten Frauen und der Kinder aus den Fabriken, Schutzmaßregeln gegen Unfälle, Krankheit und Alterssorgen, genossenschaftliche Gliederung der Gesellschaft.

Der Graf wies auf die Katholiken hin, welche in Belgien politische Erfolge errungen, in Oesterreich die Aenderung des Schulgesetzes in Angriff genommen haben, in Deutschland den Culturkämpfern einen bewundernswerthen Widerstand entgegensetzen. Einige Deputirten erklärten öffentlich ihre Zustimmung. Obwohl der Graf ausdrücklich betonte, die von ihm beabsichtigte Vereinigung solle im Einverständniß mit den Conservativen handeln, so erhoben sich doch deren Blätter fast einstimmig gegen den Plan, weil durch denselben die Partei der Rechten gespalten werden würde. Darin mögen sie Recht haben. Die conservativen Deputirten sind zwar alle von der Nothwendigkeit der Religion für die sociale und politische Erhaltung überzeugt. Aber für das, was der Graf de Mun anstrebt, fehlt den meisten das Verständniß gänzlich, weil ihre kirchlichen Ueberzeugungen nicht immer stichhaltig sind. Besonders fehlt das Verständniß für die Lösung der socialen, wirthschaftlichen und politischen Fragen auf christlicher Grundlage. Die Leute stecken noch meistens bis über die Ohren in den volkswirthschaftlichen Irrlehren des Liberalismus. Ehe hier nicht mit den Vorurtheilen gänzlich aufgeräumt seyn wird, ist das Programm des Grafen de Mun undurchführbar, ja ein sicheres Mittel, die Partei der Rechten zu sprengen. Deßhalb hat auch der Graf, um die Einigkeit der Rechten nicht zu gefährden, für jetzt auf seinen Plan verzichtet.

Die Republikaner waren durch dies Programm förmlich aus dem Häuschen gebracht, sahen im Geiste schon Scheiterhaufen, feudale Mißbräuche, Herrschaft der Geistlichkeit und ähnliche Schreckgespenster sich drohend erheben; aller Fortschritt, alle Errungenschaften der Aufklärung und Gesittung stünden in Gefahr. Es war ein Ausbruch des Hasses und der Wuth, wie er nicht schlimmer gedacht werden konnte. In ihrer Blindheit sahen die Republikaner gar nicht ein, daß das Programm weniger aggressiv wäre, als das derjenigen Conservativen, deren Endziel unbedingt auf sofortige Beseitigung der Republik gerichtet bleibt. Graf de

Mun sagte gar nichts von der Staatsform; er wies nur darauf hin, daß dieselbe durch die jetzige Strömung sehr wohl geändert werden könne, und man daher bereit seyn müsse, nicht bloß die momentanen Angriffe abzuwehren, sondern auch an die Neuschaffung zu denken. Man kann die Besorgniß herauslesen, die künftige Regierung werde seinem Programm nicht günstig seyn. Der Graf will die Republik nicht als solche bekämpfen, sondern sich auf die Geltendmachung der christlichen Grundlagen des Staates verlegen. Aber das ist es ja gerade, was den französischen Republikanern verhaßter ist als alles Andere. Graf de Mun vertritt den christlichen Staat der Zukunft, wie er aus der Erneuerung des kirchlichen Lebens und nach Ausstoßung der liberalen Irrlehren erstehen würde. Davon aber haben bis jetzt nur Wenige einen Begriff. Möchte er ihnen werden, bevor sie durch bittere Erfahrungen belehrt werden.

Am 16. November verlas der Ministerpräsident Brisson in der Kammer die Deklaration der Regierung, welche mit der Mahnung an die Republikaner beginnt, einig zu seyn, da ohne dieß keine thatkräftige Regierung und kein Fortschritt verwirklicht werden könne. Weiter wird der wirthschaftliche Nothstand beklagt und Erhöhung der Steuern möglicher Weise in Aussicht gestellt; denn die Republik dürfe nichteinmal den Schein eines Defizits bestehen lassen. Die überseeischen Unternehmungen sind nach Ansicht des Kabinets zu kostspielig geworden. Es soll aber Abhülfe geschaffen werden, indem ein französischer Resident in Hue eingesetzt und ein aus Eingebornen bestehendes Heer in Tonking gebildet wird. „Der in religiöser Hinsicht neutrale Laienstaat soll die Gewissensfreiheit und die freie Uebung der Gottesverehrung schützen; unglücklicherweise hat aber die unverhüllte Feindschaft einer großen Zahl Geistlicher gegen unsere Staatseinrichtungen, ihre Einmischung in den Parteikampf, im Lande eine tiefgehende Spaltung verursacht.“ So sagte Hr. Brisson; aber er gesteht dennoch zu, daß, nach den Aeußerungen des

allgemeinen Stimmrechts, die Mehrheit der Franzosen die Trennung von Kirche und Staat nicht verlange. Die Regierung will daher die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft kräftigst vertheidigen und die verirrten Mitglieder der Geistlichkeit zum Gehorsam zwingen. Nach einigen unklaren Versprechungen für die Arbeiterbevölkerung schließt das Schriftstück mit der Strafandrohung für die Beamten, welche die Republik bekämpft haben.

Trotz der in Aussicht gestellten abermaligen Säuberung des Beamtenstandes, welche durchaus den Gesinnungen der republikanischen Mehrheit entspricht, fand die Deklaration nur sehr mäßigen Beifall, so zwar, daß man mit derselben die Ministerkrisis bereits eröffnet sah. Trotzdem dauerte dieß „todte Ministerium" noch bis zu Ende Dezember, erlangte sogar noch die Bewilligung von 79 Millionen für das Tonking-Unternehmen als Vertrauensvotum und besorgte die Wahl des Präsidenten der Republik.

Während ein schon zu Boden liegendes Ministerium noch fortwirthschaftete, als ob nichts geschehen wäre, wußte die Kammermehrheit nichts Besseres zu thun, als an den Wählern ihre Mißerfolge zu rächen. Die von ihr vorgenommenen Wahlvernichtungen sind eine schamlose Vergewaltigung des allgemeinen Stimmrechts. So lange das Suffrage den Republikanern günstig war, galt jede Wahl als der wahre Ausdruck des geheiligten Volkswillens, vor dem sich Alles beugen müsse. Jetzt aber, wo dasselbe sich gegen die Republikaner wendet, muß es zurechtgewiesen und bestraft werden, wie ein ungezogenes Kind. Da sonst kein ernstlicher Einwand gegen die conservativen Wahlen geltend gemacht werden konnte, so mußten die „klerikalen Umtriebe" herhalten. Der Artikel irgend eines obscuren kirchlichen Wochenblättchens, irgend ein zweideutiges Wort seitens eines Geistlichen, eine von irgend einem Zwischenträger hinterbrachte Verleumdung genügten, um die Wahlen eines Departements umzustoßen.

Bezüglich der Wahlen im Departement Tarn- und Garonne sagte der Berichterstatter, der Republikaner Simyan: „Die Wahl wurde im ersten Wahlgange entschieden; während der ersten 20 bis 25 Tage wurde keine Einwendung gegen dieselbe laut. Die Geistlichkeit hat sich dort noch weniger als anderswo eingemischt. Der ‚Temps' bezeugt, daß die Nothlage des Ackerbaues den Ausfall der Wahl entschieden hat. Die Gewählten haben eine Mehrheit von 3500 Stimmen. Die Abtheilung (zur Wahlprüfung) hat, da nichts Ernstliches gegen die Wahl vorliegt, mit allen gegen 4 Stimmen sich für die Gültigkeit ausgesprochen." Da trat ein Redner mit einigen unbestimmten Klagen gegen die Geistlichen auf und darauf erklärte Paul Bert: „Ich stimme für Umstoßung. Wenn die Einmischung in einigen Pfarreien nachgewiesen worden ist, wie es hier der Fall, dann ist dieselbe überall vorhanden gewesen; es fehlen bloß die Beweise. Ich behaupte daher, die Wahl ist von Grund aus gefälscht." Das war entscheidend; die Wahl wurde umgestoßen.

In derselben Sitzung (21. Nov.) wurde indeß der wahre Grund eingestanden, warum die Republikaner sich so eifrig beflissen, conservative Wahlen umzustoßen. Der Berichterstatter Laur beantragte, die Wahlen des Departements Cotes-du-Nord für gültig zu erklären: „Da die Conservativen ein Uebergewicht von 30,000 Stimmen erlangt haben, und es nicht möglich ist, innerhalb eines Monats — d. h. der Frist, während welcher die Ersatzwahlen statthaben müssen — den politischen Geschmack dieses Departements umzuändern, hat die Abtheilung nicht angenommen, daß durch die Umstoßung ein anderes Wahlergebniß herbeigeführt werden könnte." Das heißt doch mit dürren Worten eingestehen, daß die Republikaner alle Wahlen der Conservativen umstoßen wollten, wo sie durch Anwendung der Gewaltmittel ein anderes Wahlergebniß herbeiführen zu können hofften.

Im Departement Landes drohten die Republikaner schon vor der Wahl: „Stimmt nicht für die Conservativen, sonst

lassen wir die Wahl umstoßen." Nach der Wahl beschlossen der Präfekt und das republikanische Wahlcomité, daß die Wahl jedenfalls ungültig seyn müsse. Einer der unterlegenen republikanischen Bewerber erklärte in einem dortigen Blatt: „Ich bin bereit zu einem neuen Wahlfeldzug, wenn die Republikaner so beschließen. Ich glaube nicht, daß das Ministerium sich der Nichtigerklärung widersetzen wird. Doch sind zwei Bedingungen zu erfüllen: erstens darf die Präfektur die Umstoßung nicht abrathen; zweitens muß die republikanische Liste etwas abgeändert werden." Also nicht Gründe des Rechtes, sondern nur der Wille der republikanischen Behörden und Comité's entscheiden über die Giltigkeit der Wahlen. Gelegentlich der Vernichtung der Wahlen des Lozère-Departements sagte der Republikaner Thevenet rund heraus: „Die Conservativen haben ein Uebergewicht von nur 1568 Stimmen; es bedarf daher nur der Verschiebung von 800 Stimmen, um den Republikanern die Mehrheit zu verschaffen; da kann man den Versuch wagen."

Natürlich werden nur conservative Wahlen umgestoßen. Dagegen wurden die republikanischen Wahlen der Provinz Constantine gutgeheißen, obgleich die Gewählten nur eine Mehrheit von 101 Stimmen erhalten hatten und der schändlichste Stimmenkauf erwiesen war. Namentlich hatten die dort sehr zahlreichen Juden ihre Stimmen ganz offen und regelrecht gegen Baarzahlung verkauft. Keine Behörde ist gegen diese Ungesetzlichkeiten eingeschritten, denn alle Beamten und Richter sind Geschöpfe und Diener der bisher dort gewählten Deputirten. Sie arbeiteten daher mit allen Mitteln an deren Wiederwahl, von der ja ihre Stellung abhängt.

„Wir sind verrathen": so schreien alle schlechten Soldaten nach der Niederlage und so schreien die Republikaner nach ihren Mißerfolgen bei den Wahlen. Die Beamten mußten die Verräther seyn; denn ihre Pflicht ist es ja, unbedingt die Wahl von Republikanern durchzusetzen. Die Ministerien und selbst die Presse wurden mit Anklagen gegen

Beamte überschwemmt, welche die Republik verrathen haben sollten. Deßhalb mußte eine neue Säuberung stattfinden, umsomehr als man etwas Besseres gerade nicht zu thun wußte. Der „Temps" sagte sehr treffend: „Die Personen wechseln, wenn das Land einen Wechsel der Politik verlangt, heißt das Land vollends außer sich bringen, indem man nochmals alle seine Hoffnungen täuscht." Schärfer hat selbst kein feindliches Blatt das Treiben dieser Republik verurtheilt. Welches Zutrauen soll auch das Volk fassen, wenn die Stützen der Republik selber (wie es in dem Aufruf zu den zweiten Stichwahlen in Paris geschah) eingestehen müssen: „Die Republik befindet sich heute in einer neuen Krisis, der Bestand der Regierung ist bedroht."

Wirklich gehen die Republikaner bereits mit Plänen um, welche sie als „freiheitsmörderisch" zu bezeichnen pflegen, wenn solche Gedanken von den andern Parteien gehegt werden. Die republikanischen Comité's des Charente-Departements veranstalteten geradezu einen Petitionssturm, um die Abschaffung der Preßfreiheit, der Wahl der Maires (durch die Gemeinderäthe) und ähnliche Maßnahmen zu erlangen, welche geeignet wären, „das Ansehen und die Gewalt der Behörden zu verstärken." Zur Begründung wird einfach angegeben, daß diese Rechte und Freiheiten gegen die Republik ausgeschlagen seien. Die „Republique française" und andere republikanische Blätter fanden diese Forderungen ganz nach ihrem Geschmack und lobten die Antragsteller. Denn Volksrechte und Volksfreiheiten können nur zuläßig seyn, wenn sie der Republik dienen.

Inzwischen hat die Regierung, um die Gelüste der Mehrheit zu befriedigen, gegen die Geistlichkeit ein förmliches System von Ausnahmemaßregeln eingerichtet. In langer Reihenfolge wurde den Pfarrgeistlichen der Staatsgehalt entzogen, natürlich unter der Anschuldigung, bei den Wahlen feindlich gegen die Republik aufgetreten zu seyn. Wie fadenscheinig dieser Vorwand war, erhellt daraus, daß auch in

Departements, wo nur republikanische Candidaten in den Wahlkampf eingetreten waren, z. B. Cantal, Pfarrgeistliche auf diese Weise heimgesucht wurden. Dabei schrieb der Cultusminister Goblet an die Bischöfe Briefe, um ihnen Vorwürfe über ihr und ihrer Geistlichen Verhalten zu machen. Doch kam er dabei schlecht an. So wies der Bischof von Viviers in seiner Antwort eingehend den Ungrund aller dieser Anklagen nach: „Vom 5. bis 9. September waren meine Priester nicht zu geistlichen Uebungen versammelt, konnten also dabei nicht gegen die Republik und für die monarchische Restauration aufgestachelt werden. Ein Hirtenbrief konnte am 20. September in den Kirchen nicht verlesen und erklärt werden, da ich einen solchen erst am 29. schrieb, der erst am 9. Oktober, also nach den Wahlen, öffentlich verlesen wurde. Ich habe keine Missionäre in die Pfarreien geschickt, besonders auch keine deutschen, da meines Wissens niemals deutsche Missionäre in meiner Diöcese vorgekommen sind. Wenn das kirchliche Wochenblatt seine Befriedigung über das Wahlergebniß in unserm Departement geäußert hat, so ist dieß seine persönliche Sache, es ist keineswegs das Blatt der Diöcesanbehörde. Von allen in Ihrem Briefe enthaltenen Anklagen ist keine einzige begründet, keine einzige Behauptung entspricht der Wahrheit, keine Zeile ist ohne irrige Angaben.“ Die merkwürdige Correspondenz schlug oft noch eine schärfere Tonart an. Dem Herrn Bischof von Pamiers schrieb Goblet, bei der Anzeige, daß 36 Pfarrern die Bezüge gesperrt würden, folgenden Brief:

„Herr Bischof! Die Anweisungen, die Sie kürzlich Ihrer Geistlichkeit ertheilt, die Erklärungen, die Sie bei Gelegenheit Ihrer letzten Hirtenreise abgegeben, Ihr Brief an den Bürgermeister von Roquefixade, die nur zu bekannten Anschauungen der Geistlichen Ihrer Umgebung, Alles deutete darauf hin, daß die Geistlichkeit des Bisthums Pamiers sich zu einer lebhaften Theilnahme am Wahlkampfe vorbereitete; allein diese mißbräuchliche Einmischung in Dinge, die dem Priesterberufe fern liegen, hat meine Besorgnisse noch übertroffen und hat einen so bedenklichen

Charakter, daß eine strenge Strafe geboten scheint. Ihre Priester, Herr Bischof, haben in ihrem Feldzuge zu Gunsten der Feinde unserer republikanischen Einrichtungen alles Maß überschritten; unehrliche Ränke, Hetzpredigten, Schimpfreden, Verläumdungen, Drohungen, Alles schien ihnen ein richtiges Mittel zur Beeinflussung der Wähler. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht gedacht haben können, sie würden sich zu solchen Ausschreitungen hinreißen lassen; allein es ist eben nicht leicht, dem Ueberschwang vorzubeugen, wenn man die Leidenschaften unvorsichtig entfesselt, und die Priester werden das Recht haben, die Verantwortlichkeit für die Ordnungsstrafen, die ich ihnen aufzuerlegen verpflichtet bin, Ihnen, Herr Bischof, und Ihren Rathgebern aufzubürden, die ihnen das Losungswort ausgegeben haben, dessen Tragweite sie nothwendig übertreiben mußten. Ich habe nicht nöthig, auf die Einzelnheiten der Anklagen einzugehen, die Sie eben so gut kennen wie ich, die aber alle Strafen erheischen. Es genügt, Ihnen heute zu sagen, daß ich, vom ersten Dezember angefangen, das Gehalt der nachbenannten Priester Ihres Bisthums unterdrücke u. s. w."

Der Bischof fertigt den klobigen Minister, welcher nicht einmal nöthig hält, seine Anschuldigungen näher darzulegen, also ab:

„Wenn die Geistlichkeit inmitten der allgemeinen Unruhe unbewegt und gleichgiltig, stumm und theilnahmslos geblieben wäre, daß sie nichteinmal ihren Stimmzettel abgegeben hätte, so würde sie die ungerechte Beschimpfung verdienen, mit der man uns manchmal verfolgt: nämlich weder in unsere Zeit noch zu unserem Lande zu gehören. Ich erkenne deßhalb ohne Schwierigkeit an, daß die Wahlen weder die Geistlichkeit noch den Bischof von Pamiers gleichgiltig gelassen haben. Wäre es also verfassungswidrig, seinen Stimmzettel abzugeben, wenn man Wähler ist? Wäre es etwa aufrührerisch, mit den Nachbarn zu plaudern und ein Urtheil über die Menschen abzugeben, welche den Anspruch erheben, die Lenker der Geschicke Frankreichs zu werden, wenn man Franzose ist? Wäre es unehrlich, einen christlichen Rath zu ertheilen, den Katholiken zu sagen, daß sie den offenkundigen Feinden des Glaubens nicht die Mittel bieten dürfen,

ihm zu schaden, wenn man die Sendung hat, im Namen Jesu Christi zu lehren? Hieße es etwa seine Pflicht verletzen, der Freund seiner Freunde und der Gegner seiner Gegner zu seyn, wenn man die Ehre hat, einer Körperschaft anzugehören, der die Wahrung der erhabensten Güter des Glaubens und der Gesellschaft anvertraut ist? Das sind ernste Fragen und nur das Gewissen kann sie beantworten. Man beschuldigt uns unehrlicher Ränke, Schimpfreden, Verläumdungen, Drohungen. Wir kennen dieses Verfahren, aber bloß, weil wir augenblicklich Opfer desselben sind. Wenn wir gleichgültig und selbstsüchtig zusehen sollen, wie Frankreich erniedrigt wird, wie das katholische Volk in Unruhe lebt, Gott aus seinen Tempeln verjagt wird, wenn die Ausübung unserer ursprünglichsten und heiligsten Rechte Ihnen eine Empörung scheint, so können Sie uns nach Ihrem Belieben heimsuchen, die Gehälter unterdrücken, den Gottesdienst zerrütten, die Armen des Scherfleins ihres Seelsorgers berauben, diesen selbst zum Bettler machen und auf diese Weise das Elend unserer Sprengel, die ohnehin durch die schlechte allgemeine Lage zu Grunde gerichtet sind, vervollständigen. Wir verzichten nicht auf das Recht, für Frankreich und Gott zu arbeiten, und auf die Ehre, für sie zu leiden."

Der Bischof von Grenoble ließ sich nicht mit einer Widerrede begnügen. Er machte die Sache beim Staatsrathe anhängig, welcher nun zu entscheiden haben wird, ob die Regierung das Recht hat, den Pfarrern ihr Einkommen willkürlich zu entziehen.

Am 24. December genehmigte die Kammer, nach mehrtägiger erregter Berathung, die von der Regierung zur Fortsetzung der Eroberung Tonkings und Annams geforderten 79 Millionen. Die Rechte stimmte geschlossen dagegen, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Bischofs Freppel, welcher ganz besonders betonte, es sei Frankreichs unwürdig, die dortigen Christen, deren jetzt schon 30 bis 40,000 niedergemetzelt sind, schmählich im Stiche zu lassen und sie ihren Feinden an's Messer zu liefern. Der Graf de Mun hatte sich freiwillig ferngehalten, um sich nicht mit der Rechten zu

entzweien. Nach seinen Grundsätzen hätte er nicht a
als für die Vorlage stimmen können. Die Rechte hat
bar nur aus Parteirücksichten also gehandelt, denn im G
kann sie gar nicht gegen das Tonking-Unternehmen sey
elendiglich dasselbe auch durch die Republikaner verp
wurde. Wäre die Rechte am Ruder, so könnte sie gar
anders, als die Expedition fortsetzen. Freilich haben die
erfolge und Vorfälle in Tonking vielfach Mißstimmung
vorgerufen. Aber wegen vorübergehender Mißstimmun
Volkes darf man sich nicht von seinen Grundsätzen abbr
lassen. Es ist stets eine der katholischen Sache f
Haltung, sich durch die Opposition gegen ein Ministeri
wichtigen Abstimmungen leiten zu lassen. Aber da li
ja gerade: die französischen Conservativen sind kein „Cent
sie stellen nicht die katholische Sache unbedingt obenan, s
das Parteiziel.

Das Ministerium Brisson setzte die Bewilligung
lich nur durch, weil es die Kabinetfrage stellte und w
Einberufung des Congresses, behufs der Wahl des Präs
der Republik, von seinem Verbleiben abhängig war. D
und kurz vor Neujahr würde ein Ministersturz heillos
wirrung angerichtet und die Republik in Gefahr g
haben. Trotzdem kamen für die Tonking-Vorlage nu
Stimmen gegen 270 zusammen, und unter dieser Me
befanden sich nicht nur die Stimmen der Minister, s
auch mehrere in betrügerischer Weise abgegebene Sti
wie dieß übrigens hierzulande gang und gäbe ist. Die m
entscheidenden Beschlüsse der Kammer pflegen hier
Fälschung der Abstimmung zu Stande zu kommen.

Bei der Präsidentenwahl spielten die mannigfalt
Ränke und Zettelungen offen und im Geheimen mit. Wä
der letzten Jahre, und solange er Präsident der Kammer
galt Brisson als der selbstverständliche Nachfolger des
Grevy, dem das aber gar nicht angenehm war. In s
Schlauheit benutzte er den Sturz Ferry's, um Brisson

Uebernahme des Ministerpräsidiums zu veranlassen. Während der acht Monate seiner Ministerherrlichkeit hat sich denn auch Herr Brisson gründlich abgenützt. Bis dahin hatte man ihn als eine bedeutende Kraft und als einen unbeugsamen Charakter gepriesen und verehrt. Jetzt war er als eine der vielen Nullen und schwankenden Rohre durchschaut, auf welche die dritte Republik angewiesen ist. Trotzdem hatte Brisson seine Hoffnungen auf den Präsidentenstuhl nicht aufgegeben, sondern im Vereine mit seinem gambettistischen Anhang dafür gewirkt und gegen die Wiederwahl Grevy's gearbeitet. Der aber warb nun desto eifriger um die Stimmen der Radikalen, denen er alle möglichen Versprechungen machte.

Noch kurz vor dem Zusammentreten des Congresses wurde eine Flugschrift an die Deputirten und Senatoren gerichtet, worin die Wiederwahl Grevy's entschieden verworfen wurde: Grevy sei zu alt und hinfällig, die Republik also plötzlichen Gefahren ausgesetzt; die Frage der Nachfolge bleibe eine stets offene Frage, was Ränke und Intriguen im Parlamente wie im Lande hervorrufen müsse; Grevy werde unmöglich noch sieben Jahre lang die Regierung zu führen im Stande seyn; seine Wiederwahl schaffe einen höchst bedenklichen Präcedenzfall, durch den Frankreich der Diktatur und dem Cäsarismus ausgesetzt werde. Der letzte dieser Gründe ist entschieden durchschlagend. Das hatte auch der radikale Abgeordnete Hubbard begriffen, indem er schon geraume Zeit vorher in einer öffentlichen Versammlung erklärte: „Derselbe Mann darf nicht vierzehn Jahre nacheinander die höchste Gewalt innehaben, dieß hieße die Republik in Einem Mann verkörpern und, ohne es zu wollen, zur Monarchie zurückkehren. Im Gegentheil man wird die Lebensfähigkeit und Stärke der Republik am besten dadurch beweisen, daß man jetzt, ohne Störung, einen Präsidenten durch einen andern ersetzt.“ Gewiß, besser konnte die Lebensunfähigkeit der Republik nicht dargethan werden als dadurch, daß sich deren berufene Vertreter gezwungen sehen, die Regierung 14 Jahre hindurch

demselben Manne anzuvertrauen, weil die Wahl eines Andern ihnen unmöglich war. Selbst die radikale Republik, bei welcher wir in Frankreich jetzt angekommen sind, ist also hier nur eine verkappte Monarchie, das äußerlich verunstaltete und innerlich verschlechterte Gebäude einer monarchischen Regierung.

Der am 28. December in Versailles versammelte Congreß war wiederum nicht dazu angethan, das Ansehen des republikanischen Parlamentarismus zu erhöhen. Daß es dabei zu Handgreiflichkeiten kam, ist noch das Geringste. Der Senatspräsident Royer behandelte die Versammlung wie einen Haufen Schuljungen, indem er seine Allgewalt an die Stelle einer Geschäftsordnung setzte, welche von dem die Nationalsouverainetät vertretenden Congresse verlangt wurde. Von der Rechten hatte Kerdrel das Wort verlangt, um in deren Namen die Verlegung der Präsidentenwahl zu beantragen, da, durch die Umstoßung der Wahlen an vier Departements, nicht ganz Frankreich im Congreß vertreten sei, wie es der Verfassung entspricht. Aber Royer hatte die Rednerbühne durch eine Anzahl Diener umstellen lassen, welche den Zugang zu ihr mit Gewalt verwehrten. Er erklärte, in Ermanglung einer Geschäftsordnung habe er volle Befugniß über die Versammlung, und das Verlangen, für den Congreß erst eine Geschäftsordnung festzusetzen, schlug er rundweg ab. Er gestattete Niemand das Wort, indem er behauptete, der Congreß habe nicht zu berathen, sondern sei in diesem Augenblicke nur eine Wahlversammlung. Ein Haufen wüthender Republikaner leistete ihm durch Schreien und Toben mit Füßen und Fäusten Beistand. Der Terrorismus beherrschte die Versammlung. „Räuberhöhle,“ „Diebe,“ „Betrüger,“ „Taugenichtse“ und noch viel ärgere Schimpfworte erschallten von allen Seiten. Selbst durch mehrere Unterbrechungen der Sitzung konnte der tobende Sturm nicht bewältigt werden. Unter solchen Umständen wurde Grevy zum Präsidenten wiedergewählt, indem er von den 860 Stimmen der Versammlung 467 erhielt. Die ganze Rechte enthielt sich; Brisson erhielt 68 Stimmen, ob-

wohl er seine Bewerbung zurückgezogen hatte, nachdem eine von seinen Freunden am Vorabend versuchte Versammlung von Abgeordneten „zur Besprechung der Präsidentenwahl" nicht zu Stande zu bringen war. Die vergewaltigte Rechte veröffentlichte eine Verwahrung gegen die unter solchen Umständen zu Stande gekommene Wahl des Staatsoberhauptes.

Nach der Wiederwahl Grevys trat das Ministerium Brisson sofort zurück. Erst am 6. Januar kam unter Freycinet das neue Kabinet zu Stande, in welchem die Radikalen stärker als bisher in irgend einem Ministerium vertreten sind. Sie zeigen sich daher auch ungewöhnlich befriedigt. Am 14. Jan. erließ Grevy eine Botschaft an die Kammer, worin er erklärt, in seiner Wiederwahl nicht sowohl eine Anerkennung seiner bisherigen Dienste als einen Beweis erblicken zu wollen, welchen Werth Frankreich auf die Beständigkeit der Regierung legt. Grevy strengt sich dann an zu behaupten, Frankreich wolle keine Monarchie mehr, sondern die Republik sei für immer die nothwendige Regierung, die einzige, welche dem Lande Wohlstand, Ruhe, Macht und Größe verschaffen und allein Dauer haben könne. Er scheint wirklich gar nicht zu bemerken, daß seine Wiederwahl gerade ein der Republik gegebenes Armuthszeugniß, eine glänzende Anerkennung der Vorzüge der Monarchie ist. Ein vierzehn Jahre regierender Präsident unterscheidet sich nur durch die Wahlcomödie von einem König. Ein Volk, eine Kammer, welche einen Präsidenten nach siebenjähriger Amtsdauer wiederwählt, bekunden in eindringlichster Form das Bedürfniß einer stetigen, also monarchischen Spitze. Es ist daher einfach lächerlich, wenn Grevy den wiederholten Sturz der Monarchie durch Revolutionen zu Gunsten der Republik zu verwerthen sucht und deßhalb die Monarchie als unhaltbare und bloß vorübergehende Staatsform zu bezeichnen beliebt.

Er dringt wiederholt auf „Stabilität der Regierung", indem er dieselbe als den Willen des Landes darstellt und dem Parlament anheimstellt, nun auch durch die That für

die Stabilität der Minister zu sorgen. Hiezu sei die Bildung einer regierungsfähigen Mehrheit unbedingt geboten. Da aber er selbst nie das Gegengewicht gegen die Willkür der Kammer gebildet, vielmehr oft selbst zum Sturze seiner Minister mitgewirkt hat, kann eine solche Mahnung des Mannes nur Achselzucken und Heiterkeit erregen. Gilt doch als erwiesen, daß Grevy einst sehr wesentlich zum Sturze des Ministeriums Gambetta beigetragen hat. An dem Sturze Ferrys im letzten Sommer war er ebenfalls betheiligt. Denn dadurch entledigte er sich mit Einem Schlage zweier Mitbewerber um den Präsidentenstuhl. Ferry hatte die besten Aussichten, ebenso der damalige Kammerpräsident Brisson, bis er durch den Rücktritt Ferrys gezwungen wurde, das Ministerium zu übernehmen, in dem er sich schnell abnützte, wie vorauszusehen war.

Auch die am 16. Januar verlesene Deklaration des Ministeriums Freycinet betont die Nothwendigkeit der Einmüthigkeit unter den Republikanern, da sonst keine Regierung Dauer haben könne. Das Schriftstück verspricht die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt, das Aufhören der überseeischen Kriege, indem die gemachten Eroberungen in Madagaskar, Annam und Tonking behauptet, aber nur als Schutzgebiete eingerichtet werden sollen. Eine Hauptrolle spielt die „Säuberung des Beamtenstandes", und der Geistlichkeit wird vorgeworfen, daß sie sich in den Kampf der Parteien gestürzt und in die letzten Wahlen eingemischt habe, weßhalb Gegenmaßregeln angekündigt werden und die Trennung von Kirche und Staat in Aussicht genommen wird.

Die Feindseligkeiten gegen die Geistlichen sind denn auch seit zwei Monaten die einzigen Thaten der Regierung, insbesondere des Cultusministers Goblet, welchen Freycinet aus dem vorigen Kabinet übernommen hat. Der Minister hat alsbald auch mit der Einziehung der staatlichen Beiträge (von je 450 Fr.) zu den Gehältern der Vikare begonnen: Den Präfekten befahl er, diese Maßregel als eine durch die

Zeitumstände gebotene Sparsamkeit darzustellen. Anderseits mußte der Minister in einem Rundschreiben an die Präfekten eingestehen, daß bei der Verwaltung der Volksschulen große Unregelmäßigkeiten vorgekommen seien und Geld in Menge verschleudert werde; trotz der Neubauten (welche über eine halbe Milliarde verschlungen haben) seien die Ausgaben für Schulmiethen gestiegen!

Die wirthschaftliche Nothlage und die Ebbe im Staatsschatz werden fortan immer mehr die Lage beherrschen. Das sicherste Zeichen des wirthschaftlichen Rückganges ist das fortwährende Sinken der Staatseinnahmen. Letztere haben 1885 zwar nur 11½ Millionen weniger ergeben als im Vorjahr; aber bei Verbrauchsteuern, aus denen die Staatseinnahmen vorwiegend fließen, pflegt der Ertrag sonst jährlich um einige Procent zu steigen, wie dieß auch in Frankreich der Fall gewesen. Der Rückgang ist daher der Beweis eines allgemeinen wirthschaftlichen Nothstandes. Die steigende Noth erhellt auch aus andern Thatsachen. So sind die Einnahmen der Eisenbahnen seit drei Jahren fortwährend zurückgegangen, 1885 allein um 37½ Millionen. Wie von unterrichteter Seite nachgewiesen wird, dürfte die schwebende Schuld gegenwärtig wohl wieder drei Milliarden betragen, obgleich vor vier Jahren ein Anleihen von 1200 Millionen gemacht worden ist, um wenigstens einen Theil der schwebenden Schuld zu tilgen. Ein anderer Nachweis bestätigt, daß innerhalb der drei letzten Jahre 542 Millionen über den Budgetvoranschlag ausgegeben worden sind.

Zur Jahreswende schildert ein gemäßigt republikanisches Blatt, die „Liberté“, den Zustand Frankreichs also: „Die öffentlichen Stellen sind von den gierigen Günstlingen der jakobinischen Sippe eingenommen, die Kirche wird verfolgt, der Richterstand herabgewürdigt, das Heer zerrüttet, die Gewissensfreiheit vergewaltigt. Die Finanzen werden im Innern und nach außen toll vergeudet, Hunderte von Millionen und Tausende von Menschenleben in überseeischen Unternehmungen

geopfert. Ueberall eine verworrene, zweideutige, unduldsame, gewaltthätige Politik, welche durch den Zufall der Ereignisse geleitet wird. Ueberall Unfähigkeit der Führer und Mitschuld der ebenso unfähigen parlamentarischen Mehrheit; überall Unerfahrenheit mit Anmaßung gepaart, nirgendwo ein Mann oder ein Gedanke. Schicksal, Ansehen, Ehre und Zukunft Frankreichs den Launen politischer Stümper preisgegeben, welche nichts gelernt haben und deßhalb zu Allem fähig sind."

Der „Radical", welcher seinem Namen gar sehr entspricht, urtheilt seinerseits: „Das sechszehnte Jahr der Republik beginnt nicht unter so günstigen Aussichten, als man hätte erwarten können. Dank der opportunistischen Regierung befinden wir uns in einer Krisis, deren Gefahren indessen nicht übertrieben werden dürfen. Die Republik bleibt trotzdem unverwüstlich aus vielen Gründen, wovon der einzige genüge, nämlich, daß keine andere Regierung in unserm Lande möglich ist. Viele Fehler sind geschehen, und alle sind verschuldet durch die Abirrung von den Principien und das Nichthalten der Versprechungen. Das Land hat sich nicht geändert, seine Vertreter haben es getäuscht. Nichts ist verloren, sofern die Bahn der demokratischen Reformen eingeschlagen wird, welche Frankreich erwartet."

Wie alle Radikalen, behauptet nun das Blatt, durch die letzten Wahlen habe das Land sein Verlangen nach radikaler Umgestaltung des Staatswesens kundgegeben. Wenige Tage nachher aber (9. Januar) muß sich das Blatt selbst die Frage stellen: „Sind wir fähig zu regieren? Hievon hängt Alles ab. Es steht aber sehr zu befürchten, daß die Unfähigkeit des Parlamentes der Unfähigkeit der Minister entspricht." Sehr hoffnungsreich für Frankreich!

XIX.
Deutsche und Czechen in der Vergangenheit und Gegenwart.

IV.

Die nationale Schulfrage; die deutschliberale Agitation und ihre Mittel; die Lage des Klerus.

Zu den „tiefen Leiden des deutschen Volkes in Böhmen" gehört nach der Behauptung des Reichsraths-Abgeordneten Dr. Knotz auch die „Vergewaltigung deutscher Schulen," die angeblich ein „tägliches Ereigniß" seyn soll. Insbesondere wende sich „auch der Haß der Czechen gegen die deutschen Vereinsschulen." In gemischten Gegenden seien jene Eltern, welche ihre Kinder in die deutschen Schulen schicken, den brutalsten Gewaltakten ausgesetzt. Man beschimpfe sie öffentlich, bedrohe sie mit Ausweisung, mit Entziehung der Gewerbeconzession u. s. w. Auch sonst erhebt man von deutscher Seite wiederholt Klagen über die Mißgunst czechischer Majoritäten gegenüber den deutschen Schulen. Wir stehen nicht an zu bekennen, daß der czechische Fanatismus manchen Orts zu diesen Klagen ganz begründeten Anlaß geboten hat. Allein es ist doch hinwiederum offenkundige Thatsache, die ja auch Dr. Knotz anerkennt, daß die Feindseligkeiten der Czechen hauptsächlich gegen die Schulen des „deutschen Schulvereins" gerichtet sind. Der im Jahre 1880 gegründete „deutsche Schulverein" hat statutenmäßig die löbliche Aufgabe, armen deutschen Gemeinden oder deutschen Sprachinseln in der fremd=

sprachigen Diaspora zur Errichtung und Erhaltung der Elementarschulen die erforderlichen materiellen Mittel zuzuwenden. Kein gerechter Mann kann diese Tendenz tadeln, vorausgesetzt, daß dieselbe ehrlich und aufrichtig befolgt wird.

Nun liegen aber offenkundige Beweise vor, daß der deutsche Schulverein in Oesterreich auf religiös-sittlichem Gebiete dem vulgären liberalistischen Indifferentismus huldigt und außerdem deutschnationale Propaganda betreibt. Es ist ihm oft weniger um den Schutz und die Bewahrung des etwa bedrohten Deutschthums als darum zu thun, daß er nichtdeutsche Kinder in seine Schulen locke. Im April 1884 wurde auf der Schulvereins-Versammlung zu Brünn ausdrücklich betont, „es genüge nicht, wenn in den Schulvereinsschulen in deutscher Sprache unterrichtet werde, sondern der Lehrer müßte auch ein ‚deutschnational' fühlender Mann seyn." Der Obmann des deutschen Schulvereins in Oesterreich, der Abgeordnete Dr. Weitlof in Wien, gehört zu den Anregern und Gründern des „Deutschen Clubs" im Reichsrathe, einer Partei, welche die Aufnahme des Epithetons „österreichisch" in den Parteinamen perhorrescirt hat.

Es wurde amtlich bekundet, daß in einzelnen Schulen des „deutschen Schulvereins" die deutschsprechenden Kinder in entschiedener Minorität sich befanden. Selbstverständlich haben die Czechen auch ihrerseits einen Schulverein, die „Matice školská" errichtet, welcher die Wirksamkeit des deutschen Vereines abzuschwächen strebt, sich übrigens von verletzender Propaganda fernzuhalten sucht. Unter den mehr als 8000 Schülern in den czechischen Schulen der „Matice školská" war im J. 1884 angeblich kein einziges Kind deutscher Nationalität. Immerhin bleibt dieser erbitterte Kampf um die Schule auf beiden Seiten tief beklagenswerth, weil ja im Grunde kein Theil ernstliche Ursache zur Klage hat. Deutsche und Czechen sind in Böhmen und Mähren mit Lehranstalten in ihrer Muttersprache ausreichend versehen, namentlich für die Deutschen liegen die Verhältnisse in beiden Ländern besonders günstig.

Die Bevölkerung Böhmens beträgt nach der letzten Volkszählung 5,527,263 Seelen; davon sind 2,054,174 oder 37.17 Procent Deutsche und 3,470,252 oder 62.79 Procent Czechen. Gemäß dem neuesten amtlichen Berichte des österreichischen Unterrichtsministeriums bestehen in Böhmen 4584 Volks- und Bürgerschulen, darunter 2064 oder 45 Procent mit deutscher und 2520 oder 55 Procent mit czechischer Unterrichtssprache. Die Bevölkerung Mährens zählt 2,140,820 Seelen, wovon 628,907 oder 29.38 Procent Deutsche und 1,507,328 oder 70.41 Procent Czechen sind. An Volks- und Bürgerschulen gibt es hier 2042, und zwar 611 oder 29.9 Procent mit deutscher, 1386 oder 67.8 Procent mit czechischer und 45 oder 3.3 Procent mit gemischter (deutsch-czechischer) Unterrichtssprache. Diese Zahlen beweisen, daß insbesondere die Deutschen an Volks- und Bürgerschulen in Böhmen und Mähren keinen Mangel haben. Ja im Einzelnen zeigt sich sogar eine entschiedene Verkürzung des nichtdeutschen Elements.

Aus den näheren Detailangaben geht zugleich hervor, wie trügerisch jene Behauptung ist, daß es in Böhmen ein „geschlossenes" deutsches oder czechisches Sprachgebiet gebe. Das ist nur in sehr kleinen Strichen der Fall; im Uebrigen fluktuirt die Bevölkerung hin und her und bei der zunehmenden Entwicklung der Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse erscheint die verlangte Abgrenzung und Abschließung des Landes nach Sprachgebieten, wodurch das einheitliche Königreich Böhmen eigentlich in eine Reihe zum Theil unzusammenhängender deutscher und czechischer Partikeln zerlegt werden müßte, als ein ebenso destruktiver wie undurchführbarer Plan.

Wie unberechtigt die Klagen der Deutschnationalen in Böhmen auch in Bezug auf das höhere Schulwesen sind, darüber mögen gleichfalls einige Ziffern sprechen. Böhmen besitzt 56 Gymnasien, davon haben 25 oder 44.6 Procent deutsche und 31 oder 55.4 Procent czechische Unterrichtssprache. Noch günstiger für die Deutschen ist dieses Verhältniß in Mähren. Hier kommen von den 20 Gymnasien nicht weniger

als fünfzehn den Deutschen zu Gute, bloß drei sind czechisch und zwei utraquistisch. Bei den Realschulen ist es ähnlich. Böhmen besitzt deren 22, wovon aber 10 deutsch und 12 czechisch sind. In Mähren haben von 16 Realschulen zwölf die deutsche und nur 4 die czechische Unterrichtssprache. Wie kann man angesichts dieser Thatsachen von einer Benachtheiligung, Zurückdrängung, und Bedrohung des deutschen Schulwesens in Böhmen und Mähren sprechen?

Aber die Deutschen erhoben im Reichsrathe und im böhmischen Landtage auch die Beschwerde, daß sie von der Staatsverwaltung auf politisch-administrativem Gebiete, ja sogar vor den Gerichten nicht mit unparteiischer Gerechtigkeit und Wohlwollen behandelt würden. Im österreichischen Herrenhause war es Dr. Unger, der über diesen Punkt seine Besorgnisse aussprach. Die Verwaltung sei den nationalen (nichtdeutschen) Angriffen gegenüber „schutzlos;" die Regierung könne dem Drucke der nationalen Parteien keinen kräftigen Widerstand leisten, wenn diese sich bestreben, „die Verwaltung so viel als möglich in die Hände gleichgesinnter Parteigenossen zu bringen und die Administration auf diese Art nach und nach in nationale Bahnen zu drängen und sie so viel als möglich von nationalen Gesichtspunkten zu interpretiren." Bei solcher Entwicklung müßte dann auch „der ausgezeichnete Geist verschwinden, von dem der österreichische Beamten- und Richterstand erfüllt ist, der bisher gewohnt war, frei von politischen und nationalen Rücksichten, lediglich die Interessen des Staates und des Dienstes vor Augen zu haben und sich bei seiner Amtsführung lediglich durch Rücksichten auf das Gesetz und das allgemeine Wohl leiten zu lassen, nicht aber von politischer Connivenz und nationalen Sympathien und Antipathien."

Was hier der Präsident des österreichischen Reichsgerichts nur in hypothetischer Weise, doch mit unverkennbar tadelnder Absicht im Allgemeinen beklagte: das suchten im Unterhause die Redner der Opposition aus Böhmen durch confrete Anschuldigungen zu belegen. In ihrer Interpellation vom

7. Oktober 1885 erhoben die Abgeordneten Plener, Heilsberg und Genossen die Beschwerde über „eine Reihe gewaltthätiger Excesse seitens der czechischen Bevölkerung gegen Deutsche" und behaupten, daß hiebei die Deutschen „seitens der Behörden nicht den gesetzlichen Schutz für die Sicherheit der Person gefunden" hätten, was übrigens erklärlich sei bei einem Regierungssystem, welches „den allgemeinen Versuch der Verdrängung der Deutschen aus ihrer früheren Stellung im Staate" eröffnet habe. Darum verlangen die Beschwerdeführer die „Gewährung eines ausreichenden Schutzes für die Deutschen in Böhmen," deren „Stellung in diesem Lande seit sechs Jahren immer mehr bedroht werde." Und der Abgeordnete Knotz behauptete am 19. Oktober 1885 im österreichischen Reichsrathe, daß „nur die Regierung und die Sicherheitsbehörden gegen diese Gefahr der Deutschen ihre Augen verschließen." Unter der Maske der Versöhnung und Gleichberechtigung sei es dieser Regierung gelungen, den Rassenhaß der Slaven gegen die Deutschen bis zur höchsten Potenz zu entflammen, Prätensionen der Gegner wachzurufen, die auf nichts Anderes gerichtet seien, als auf das Verderben, die Vergewaltigung des deutschen Volkes. Die Richter würden zu willkürlichen Werkzeugen der Regierung degradirt u. s. w.

Diese heftigen Angriffe und Beschuldigungen gegen die Regierung und deren Organe, namentlich gegen den derzeitigen Statthalter in Böhmen, den FML. Freiherrn von Kraus, wurden vom Ministerpräsidenten Graf Taaffe mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen, und man muß auch in der That staunen, wie ernste Politiker von der Qualität eines Herrn von Plener sich zu solch vagen, allgemeinen Anklagen ohne überzeugende Beweise verleiten lassen konnten. Die bedauerlichen Excesse und Verkehrs-Beschränkungen, welche an verschiedenen Orten in Böhmen zwischen Deutschen und Czechen in der letzten Zeit vorgekommen sind, verdienen jedenfalls eine scharfe Verurtheilung und Bestrafung und diese wurde den nachgewiesenen Thätern auch jedesmal zu Theil. Es ist aber doch ganz un-

statthaft, diese Ausbrüche der Leidenschaft und Rohheit Einzelner einem ganzen Volksstamme zur Last zu legen. Reibereien zwischen Deutschen und Czechen hat es immer gegeben und an Wirthshausbalgereien selbst mit blutigem Ausgange fehlt es auch in Gegenden und Ländern mit ungemischter Nationalität keineswegs.

Die deutschnationale Opposition ist nicht im Stande nachzuweisen, daß die Regierung und deren Organe bei diesen Excessen ihre Pflicht versäumt haben oder gar parteiisch vorgegangen seien. Allerdings ist uns bekannt, wie die Parteisucht, aus Anlaß der leidigen Königinhofer Affaire selbst das Urtheil des Gerichtshofes im Auslande verdächtigt hat, weil eben der deutschnationale Hauptheßer ein Sohn Israels gewesen. Das Semitenthum spielt überhaupt in den deutsch-czechischen Streitigkeiten eine bezeichnende Rolle. Es ist überall an der Spitze der Fanatiker zu finden und insbesondere auf deutscher Seite haben jüdische Schriftsteller und Journalisten das Heft in der Hand. Die meisten deutschen Zeitungen in Böhmen werden entweder von Juden geleitet oder es üben diese auf den Geist und Inhalt einen maßgebenden Einfluß aus. Neben ihnen führen das große Wort der Verhetzung eingewanderte Schriftsteller aus dem deutschen Reiche, zum Theil vaterlandslose catilinarische Existenzen, welche aus der Nationalitätenhetze einen Erwerb machen und nebstbei allerlei antiösterreichischen und antikatholischen Tendenzen dienen. Man muß dieser politischen Presse in Böhmen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Deutsche und Czechen waren eifrigst bemüht, sich dieses Mittels der Agitation in möglichstem Umfange zu bedienen. Die Deutschen sind hierin unzweifelhaft im Vortheil. Pilzartig schießen deren politische Journale und Wochenblätter empor; „jedes Städtchen hat sein Blättchen," von denen die Mehrzahl nach dem Urtheile der ebenfalls deutschnationalen „Unverfälschten deutschen Worte" in Wien „in gewerblichen und wirthschaftlichen Fragen überzeugungslos ist und vom Nachdrucke lebt."

Diese deutschnationale Kleinpresse Böhmens treibt das Handwerk der faktiösen Agitation unaufhörlich und erhält die Direktiven von dem in Prag bestehenden „Deutschböhmischen Preßbureau." Dieses Bureau hat vor einiger Zeit einen Aufruf veröffentlicht, in welchem alle deutschen Stammesgenossen aufgefordert werden, wenn irgendwie im Lande Böhmen czechische Gewaltthaten gegen Deutsche verübt werden, die Daten zu sammeln, damit sie der Welt zur Kenntniß kommen und das Sündenregister, welches die deutschen Abgeordneten im Parlamente den Gegnern vorhalten, möglichst vollständig sei.

Laufen nun bei diesem Prager Preßbureau von Gesinnungsgenossen Nachrichten über Wirthshausschlägereien oder sonstige Häkeleien zwischen Deutschen und Czechen ein, so wird das geringste Ereigniß von dem Bureau nach dem Recepte der „schärferen Tonart" sofort verarbeitet, oft in's Ungeheuerliche erweitert und dann nicht bloß allen deutschen Blättern in Böhmen und Wien zugeschickt, sondern auch nach Deutschland gemeldet, damit die Welt das Märchen von der „Bedrohung des Deutschthums in Böhmen" nur ja glauben möge. Richtigstellungen oder Widerlegungen finden in der Regel keine statt. „Ist das," so fragen wir mit dem czechischen Abgeordneten Dr. Gregr, „ist das ein ehrlicher und redlicher Kampf, der da geführt wird? Bismarck nennt diese Kampfesweise eine verlogene Agitation."

Aber diese Kleinpresse terrorisirt auch auf socialem Gebiete jeden Einzelnen, der es wagen sollte, der deutschnationalen Agitation fern zu bleiben oder sich derselben gar zu widersetzen. Ein solcher Mann wird unbarmherzig verfolgt. Man untergräbt seine materielle Existenz, verunglimpft seine Person, insultirt ihn selbst öffentlich, besudelt seine Familienehre u. s. w. Nur wenige vermögen dieser Hetze und Verfolgung Widerstand zu leisten. Die Terroristen bleiben in der Regel die rücksichtslosen Sieger. Auch wußten sie auf diesem Wege alle einflußreichen Stellen in der Gemeindeverwaltung, bei Instituten, in Gesellschaften und Vereinen an

sich zu reißen oder mit ihren Leuten zu besetzen. Die Fabriksherren Nordböhmens mußten sich ihnen ebenso anschließen wie die Handelsleute, denn die journalistischen und politischen Wühler drohten sonst mit Lahmlegung der Geschäfte.

Wie exakt die Thatsachen sind, mit denen die deutschnationale Partei in Böhmen ihre Anschuldigungen zu bekräftigen sucht, wollen wir noch an zwei Beispielen darthun. Die Opposition behauptete nämlich, daß der Nationalitätenhader auch bereits in die Armee eingedrungen sei und dadurch noch bedenklichere Dimensionen angenommen habe. Dr. Knotz beruft sich dabei auf ein „geheimes Circular des Kriegsministers, in welchem die Offiziere aufgefordert werden, dem nationalen Hader im Heere vorzubeugen." Was ist aber die Wahrheit? Der Kriegsminister erklärt in einer Zuschrift an den Ministerpräsidenten, daß „ihm bisher eine Veranlassung nicht geboten war, das Eindringen nationaler Streitigkeiten in die Armee zu verhindern," daß er also auch einen solchen Auftrag (an die Corpscommandanten) nicht erlassen habe, um so weniger als er dessen sicher sei, daß jeder Corpscommandant vorkommenden Falles aus Pflicht und Ueberzeugung jedem solchen Versuche schon im Anbeginne mit allen Mitteln entgegentreten würde. „Ich bin," so schließt das Schreiben des Kriegsministers, „fest überzeugt, daß der altbewährte Geist der Armee unerschüttert ist." Hatte da der Ministerpräsident nicht ein volles Recht zu erklären, die Behauptung, daß „der nationale Zwist in der Armee Platz greife", sei keine Thatsache? Es war sicherlich höchst unpatriotisch, „mit Gewalt den nationalen Zwist in die Armee hineintragen zu wollen."

Nicht minder unstichhaltig waren desselben Dr. Knotz Angriffe gegen den Klerus in Böhmen. „Unser deutscher Klerus," sagte er, „ist beinahe auf dem Aussterbe-Etat. In deutschen Gegenden finden wir czechische Priester, welche den Haß gegen das deutsche Volk predigen. Wir stehen auf dem Standpunkte, in dem uns der nationale Gedanke höher steht

als der confessionelle. Und wenn der deutsche Klerus uns gegenüber in seiner Herzlosigkeit (!) noch weiter verharrt und wir in Deutschböhmen (!) keine Geistlichen haben werden, die Herz und Gefühl für unser Volksthum haben: dann wird den Deutschen nichts Anderes übrig bleiben, als jener Confession (!) Valet zu sagen und sich einer Confession zuzuwenden, die deutsche Seelsorger stellt, die ein warmes Herz für ihr Volksthum haben. Dann wird das deutsche Volk zum Altkatholicismus oder vielleicht zum Protestantismus, dieser reinen Schöpfung des deutschen Geistes (!), schreiten." Der Gipfelpunkt dieses mit „lebhaftem Beifall" von Seite der Linken aufgenommenen Ausfalles gegen den Klerus und die katholische Kirche bildete die Apotheose des „protestantischen deutschen Kaiserreiches," das den „slavisch-klerikal-feudalen Elementen schon lange ein Dorn im Auge sei."

Wir mußten diese Tirade des Dr. Knotz im Wortlaut hierher setzen, weil sie die Verlogenheit dieser deutschnationalen Hetzer in voller Beleuchtung zeigt. Der Gegenstand selbst besitzt überdieß ungemeine Wichtigkeit. Die Lage des katholischen Klerus deutscher Nationalität in Böhmen ist dermalen eine äußerst peinliche. Die czechischen Geistlichen haben in den Beziehungen zu ihren Connationalen eine weit vortheilhaftere Situation. Unläugbar ist die Thatsache des innigeren Anschlusses an das Nationalitätsprincip bei dem czechischen Klerus, ja derselbe steht vielfach als Führer in den ersten Reihen seines Volkes, auf welches er dadurch einen außerordentlichen Einfluß ausübt. Ebenso unläugbar als tief bedauerlich ist die fernere Thatsache, daß die Geistlichen czechischer Nationalität mit ihren deutschen Amtsbrüdern wenig oder gar keinen Verkehr pflegen und hier eine Kluft entstanden ist, welche im Interesse der religiös-moralischen Erziehung des Volkes beider Nationalitäten ernstlich beklagt werden muß. Der Nationalismus überwuchert hier zuweilen die christliche Liebe und das priesterliche Pflichtgefühl. Eine collegiale Gemeinsamkeit zwischen deutschen und czechischen Geistlichen ge-

hört heute in Böhmen und Mähren wohl zu den seltenen Ausnahmen.

Die Isolirtheit des deutschen Klerus in Böhmen wird aber vollendet durch den Antagonismus, welchen die liberalen Agitatoren im Laufe ihrer politischen Wühlarbeit zwischen Geistlichkeit und Deutschthum künstlich heraufbeschworen haben. Wie das gekommen ist, das erzählt eine Correspondenz „aus Nordböhmen" vom 26. Oktober 1885 im Wiener „Vaterland" 1885, Nr. 299 auf folgende anschauliche Weise: „Der deutschböhmische Klerus protestirt gegen die lügenhaften Anwürfe eines Knotz. Möchte der Herr Abgeordnete eine kleine Gewissenserforschung bei seiner Linken anstellen, er würde zur Erkenntniß gelangen, daß gerade seine (die sogenannte deutsche) Partei, als sie am Anfange der Siebziger Jahre am Ruder war, es gewesen, die mit besonderer Vorliebe deutsche Priester, welche damals noch sehr zahlreich waren, oftmals unschuldiger Weise vor das Gericht citirte, die Aufpasser in die Predigten des deutschen Klerus sandte u. s. w. Wir können auf Aktenstücke verweisen. Die damalige ‚deutsche' Regierungspartei war es, welche die Volksschullehrer gegen den Klerus hetzte, die Katecheten zu Hilfslehrern degradirte, die Crucifixe aus den Schulen entfernen ließ, und da darf man sich nicht wundern, wenn der deutsche Klerus einem solchen Freundschaftsbündnisse fern bleibt. „Timeo Danaos et dona ferentes." Doch noch weiter.

„Wurden nicht damals unter der liberal-deutschen Regierung Professoren an Mittelschulen berufen, die deutsche Jünglinge, die Lust und Liebe zum Priesterstand zeigten, durch allerhand Bespöttelungen dieses Standes von ihrem Vorhaben abzubringen suchten, was auch noch heute vorkommt; welche die Geschichte, die Lehrmeisterin der Völker, dazu benützten den deutschen Klerus herunterzusetzen? Waren es nicht deutsche Gesinnungsgenossen von Herrn Knotz, welche ganz Nordböhmen mit einem Netze ultraradikaler Blätter bedeckten, in denen jede Woche irgend ein Geistlicher durch die

Hechel gezogen wird? Es wird nur wenige Seelsorgepriester geben, welchen dieses traurige Loos in deutschen Blättern noch nicht zu Theil geworden wäre. Die eigene Nation verhetzt ihre besten Söhne. Da soll ein junger lebensfroher deutscher Jüngling noch Muth haben Priester zu werden? Hand auf's Herz, lieber Herr Dr. Knotz, wer ist Schuld an dem Niedergange des deutschen Klerus in Böhmen?" . . .

Wie selbst ein Bischof von diesen deutschnationalen Fanatikern behandelt wird, lehrt folgendes Faktum. Der hochw. Herr Bischof von Leitmeritz, Dr. Schöbel, stellte sich in seinem Hirtenbriefe vom 6. August 1882 seinen Diöcesanen mit nachstehenden Worten vor: „Ich bin von Geburt aus ein Deutscher und erkenne mit Dank und Freude die deutsche Sprache als meine Muttersprache an; die erste Erziehung erhielt ich aber an einem Orte, wo beide Landessprachen üblich waren. Dort fand ich Gelegenheit, auch die andere Landessprache kennen und die Mitbürger slavischer Zunge achten zu lernen. Als Oberhirt einer sprachlich gemischten Diöcese werde ich die Angehörigen beider Stämme, die mir gleichmäßig anvertraut sind, als meine Söhne und Töchter im Herrn betrachten."

Dieser von ächt christlichem Geiste getragene Hirtenbrief wurde von den deutschnationalen Blättern Nordböhmens „mit Entrüstung" aufgenommen und bei der Installation des Bischofes glänzten die deutschnationalen Vereine durch ihre Abwesenheit, ein Beispiel, welches deren Gesinnungsgenossen im vorigen Jahre beim Empfange des Fürsterzbischofs zu Prag getreulich nachahmten. Als die 4000 Czechen in Aussig den Bischof von Leitmeritz baten, es mögen wenigstens zur Fastenzeit in der Dekanalkirche auch czechische Predigten abgehalten werden, und der Bischof diese gerechte Bitte erfüllte: da beschloß die Stadtvertretung von Aussig, die nöthigen Schritte beim Bischof zu thun, „damit der deutsche Charakter der Stadt gewahrt werde." Der Bischof bestand natürlich auf der Erfüllung seiner oberhirtlichen Pflicht; ein Gleiches that der

Bischof von Königgrätz, der über Anlangen von etwa 2000 in Trautenau lebenden Böhmen anordnete, daß in der dortigen Dekanalkirche das Wort Gottes ab und zu auch in böhmischer Sprache verkündet werde. Der Stadtrath aber drohte mit dem Aufgeben des Patronatsrechtes, ja ein Mitglied wollte (ganz wie Herr Knotz es verkündigt) eine Agitation zum Zwecke massenhaften Austrittes aus der katholischen Kirche einleiten.

Der Mangel an deutschen Priestern in Böhmen ist unstreitig vorhanden. Dieser Mangel ist eben die Folge des unzureichenden Nachwuchses, dessen Ursachen das obcitirte Schreiben aus Nordböhmen erörtert hat. Im Jahre 1884 befanden sich im Seminar der Prager Erzdiöcese unter 165 Klerikern nur 27 Deutsche, in Leitmeritz waren 67 Czechen und 44 Deutsche, in Budweis 105 Czechen und nur 17 Deutsche, in Königgrätz 122 Czechen und 12 Deutsche. In allen vier Priesterseminarien Böhmens gab es also bloß 100 Kleriker deutscher Nationalität neben 432 Czechen. Gemäß dem Verhältnisse der Bevölkerung im Lande (37:63) hätten ungefähr doppelt soviel deutsche Kleriker, genau 197 Deutsche gegen 335 Czechen seyn müssen. Wenn also die Bischöfe Böhmens oft genöthigt sind, in deutsche Gemeinden Geistliche czechischer Abkunft zu senden, die aber selbstverständlich der deutschen Sprache kundig seyn müssen: so entspringt das keiner „Vorliebe für die Czechen" oder einer „Czechisirungssucht," wie die Deutschnationalen behaupten, sondern es ist das eine Folge jener Verhetzung der Jugend und des Volkes gegen Priesterthum und Kirche, wie sie gerade von „freisinnigen" deutschen Schulmeistern und Professoren sowie von der „gesinnungstüchtigen" deutschen Hetzpresse Böhmens mit besonderem Eifer betrieben wird.

Wenn diese Werkzeuge einer ultranationalen Propaganda heute mit dem Abfall von der Kirche drohen und die deutschen altkatholischen Apostaten als „ächt deutsche Priester" preisen, so ist das wieder nur Parteimanöver und fortgesetzte Hetz-

politik. Die „ächt deutschen Priester" der böhmischen „Altkatholiken" sind zur Hälfte Czechen, alle aber ein bedenkliches Conglomerat schiffbrüchig gewordener Existenzen. „Der deutsche Klerus in Böhmen," so erklärt mit männlicher Entschiedenheit die oben citirte Stimme aus Nordböhmen, „steht wie seine Vorfahren treu zur Kirche, treu aber auch zum Volke; er ist stark wie die deutsche Eiche und wird den Sturm der eigenen Nation überdauern. Man schaffe ächtes katholisches Familienleben, man bilde auf katholische Weise deutsche Jünglinge, man stopfe den liberal-deutschen Winkelblättern den Mund und es werden sich genug deutsche Jünglinge zum Priesterstande melden.[1])"

V.

Schluß-Wort.

Böhmen und Mähren bieten heute allerdings den Schauplatz ebenso unerquicklicher wie politisch und auch volkswirthschaftlich bedenklicher nationaler Kämpfe dar. Czechen und Deutsche stehen in getrennten Lagern einander feindlich gegenüber; außerdem ist aber jeder Volksstamm wieder in sich selber gespalten. Auf Seite der Czechen sind den „Alt-Czechen" die „Jung-Czechen," auf deutscher Seite den „Deutschösterreichern" oder den „Prager Kasinoten" die „Jungdeutschen" und deren antisemitische Ausläufer, die „Nurdeutschen" entgegengesetzt; und dieser „häusliche" Zwist der einzelnen

---

1) Nicht ohne bedeutsames Interesse erscheint die Thatsache, daß in der Generalversammlung des „Allg. deutschen Schulvereins," welche im Herbste 1885 zu Dresden abgehalten wurde, die Anregung gegeben wurde, es mögen „von nun an alle zur Verfügung stehenden Mittel zur Protestantisirung Nordböhmens verwendet werden." Der Vorsitzende erklärte, 10,000 Mark seien bereits zum Zwecke der Agitation vorhanden. Vgl. das Wiener „Vaterland" 1885, Nr. 346.

Nationsfraktionen unter einander wird mit der gleichen Erbitterung geführt wie der Kampf gegen den „gemeinsamen Feind.“ Das „Jungczechenthum“ gefällt sich namentlich in der Cokettérie mit dem Demokratismus; es fordert das „allgemeine Stimmrecht“ und ist von husitischen Reminiscenzen nicht frei. Die Aversion gegen das Deutschthum ist bei diesen Nationalisten ebenso stark wie die Abneigung der Deutschnationalen gegen das Czechoslavische.

Was soll daraus werden? Diese Frage hat nicht bloß die jetzige österreichische Regierung wiederholt ernst erwogen, sondern besonnene Männer der „kriegführenden“ Parteien selbst haben bei verschiedenen Anlässen die Gelegenheit wahrgenommen, um zum Frieden zu mahnen und die ersehnte Verständigung anzubahnen. Die historische Gerechtigkeit erfordert die Constatirung der Thatsache, daß insbesondere der anerkannte, maßgebende Führer der Czechen, Dr. Ladisl. Rieger, mehrere Versöhnungsversuche unternommen hat. Wir erinnern hier nur an dessen Schreiben vom 1. August 1883, mit welchem derselbe den Obmann des deutschen Vertrauensmänner-Clubs in Prag, Dr. Schmeykal, zur Verständigung der beiden Volksstämme aufgefordert hat. „Um den Frieden im Lande dauernd zu begründen,“ heißt es daselbst, „ist ein freier, durch die beiden Volksstämme zu schließender Pakt, der nach vorausgegangener außerparlamentarischer Verständigung vom Landtage beschlossen und als Landesgrundgesetz unter besonderen Schutz der Krone zu stellen wäre, wohl das sicherste Mittel.“ Deßhalb ladet Dr. Rieger zur Entsendung von 3 bis 5 Vertrauensmännern der Deutschen ein, welche mit der gleichen Anzahl czechischer Vertrauensmänner auf Grund der beiderseitigen Vorschläge eine Vereinbarung über „ein Gesetz zur Durchführung der nationalen Gleichberechtigung und zum Schutze der beiden Nationalitäten in Böhmen anzustreben hätten.“ Nach einigen Tagen langte von Dr. Schmeykal die Antwort ein: die deutschen Vertrauensmänner lehnten die Anträge des Dr. Rieger mit aller

Entschiedenheit ab. Gleichwohl äußerte sich derselbe Rieger in seiner Reichsrathsrede vom 17. Oktober 1885: „Wir sollten uns doch Alle zusammen zu Gemüthe führen, daß ja wir auch verpflichtet sind, für die Verständigung und für die Harmonie, Jeder nach seinen Kräften, zu sorgen. Und greifen wir alle auf unsere Brust und fragen wir unser Gewissen, ob wir in dieser Beziehung alle unsere Pflicht gethan haben?" Gelegentlich der Sokolfeier in Chotebor im September 1885 hielt Dr. Rieger eine öffentliche Ansprache, in welcher er die häufigen Zwistigkeiten zwischen beiden Nationalitäten entschieden verdammte und unter Anderem sagte: „Hier sollen wir niemals zur Selbsthilfe greifen. Wir müssen auf unserem Rechte bestehen; wir müssen aber unserem Rechte auf dem Boden des Gesetzes Geltung verschaffen. Es sind Uebergriffe vorgekommen, die wir bedauern müssen. Diese gründliche Verbitterung bedarf nur der ausgleichenden Zeit und wir hoffen, der Friede wird sich bald einstellen."

Die „ausgleichende Zeit" reicht jedoch unseres Erachtens zur Herstellung des nationalen Friedens in Böhmen nicht aus; es gehört auch auf beiden Seiten die richtige Erkenntniß und der gute Wille dazu. Daran fehlt es leider gerade in den heute noch maßgebenden Kreisen der Deutschen in Böhmen. Wenn ein Mann von einiger Besonnenheit, wie etwa der Abgeordnete Dr. Ruß vor seinen Wählern, zur Mäßigung und Verständigung mahnt, dann wird er von der journalistischen Meute der Deutschnationalen sofort derart angegriffen und terrorisirt, daß der einsichtige doch willensschwache Mann wieder nachgeben und in die herrschende „schärfere Tonart" einstimmen muß. Männner wie Herbst, Wolfrum, Banhans u. A., die trotz ihres aufrichtigen Deutschthums doch auch Gerechtigkeit gegen die anderssprachigen Mitbürger ausüben und überdieß an der altösterreichischen Gesinnung festhalten wollten: wurden durch die nordböhmischen Teutonen aus ihren Wahlbezirken verdrängt oder politisch gänzlich mundtodt gemacht.

Die nationale Furie ist im nördlichen Böhmen; sie rast

gegen Alles, was sich ihr nicht willig unterordnet. Die Wortführer dieses Fanatismus gehen aber auch über die Grenze, um in der Fremde bei Turner- und Sängerfesten die Klagen gegen die Regierung ihres eigenen Vaterlandes zu erhöhen und die Einmischung fremder Volks- und Staatsgewalt in die Angelegenheiten ihrer Heimath zu erbetteln. Diese Fanatiker des Nationalismus verfehmen übrigens Jedermann in ihrer eigenen Partei, der noch einige Neigung für das angestammte österreichische Vaterland besitzt. So ergeht es z. B. Herrn von Plener selbst, weil er jüngstens in einer Rede im Prager „Deutschen Kasino" zur Einigkeit gemahnt und an die Pflichten der Deutschen gegenüber dem österreichischen Staate erinnert hat.

Dr. Knotz erklärte bald darauf in einer Rede: „Des Deutschen Wahlspruch müsse seyn: ‚Fort mit den alten Traditionen'! Denn auf Grund dieser Traditionen habe man den Deutschen einreden wollen, daß sie sich in Oesterreich gar nicht als Deutsche, sondern nur als sogenannter Leim und Kitt fühlen dürfen." Und die Reichenberger „Deutsche Volkszeitung" des Reichsrathsabgeordneten Prade schreibt: „Auch wir wollen die Einigkeit des deutschen Volkes (in Oesterreich), aber wir wollen sie auf einer festen, nach allen Richtungen hin gesicherten Grundlage und fassen als solche Grundlage eben ein nationales Programm auf, welches die ewige Rücksicht auf einen bestimmten Staatsgedanken und auf die eigene Regierungsfähigkeit über Bord wirft, in der nationalen Erziehung des Volkes eine Hauptaufgabe erblickt und in der rücksichtslosen nicht nur politischen, sondern auch socialen Bekämpfung der Gegner stets neue Kraft schöpft und findet." Ebenso charakteristisch äußert sich dasselbe Blatt zu Anfang Jänner dieses Jahres. Da heißt es schlankweg: „Eine deutschnationale Partei kann niemals eine specifisch-österreichische Partei seyn. Wir können uns für ein angebliches Interesse des österreichischen Staates als solches nie, sondern nur dann begeistern, wenn damit das Wohl unseres deutschen

Volkes Hand in Hand geht. Wir können uns sehr wohl denken, daß in einem bestimmten Entwicklungsstadium des nationalen Lebens für ein anderes Entwicklungsstadium eine andere Staatsform, ja Staatsverbindung die zweckmäßigere sei." Es ist damit nur jenes Programm genauer interpretirt, das der journalistische spiritus rector dieser antiösterreichischen Deutschnationalen in Wien, Dr. Friedjung, in seiner „Deutschen Wochenschrift" seit Jahr und Tag propagirt und das bekanntlich in dem Schlagworte gipfelt: „Aufräumung mit dem alten Gerümpel von der gesammtstaatlichen Idee und parlamentarischer Zusammenschluß Oesterreichs mit dem deutschen Reiche."[1]) Ueber Oesterreich als selbstständigen Großstaat wollen diese deutschnationalen Landpreisgeber „zur Tagesordnung" übergehen.

Was soll daraus werden? fragen wir abermals und deuten zum Schlusse noch darauf hin, daß neben und in den politischen und nationalen Parteien und Fraktionen in Böhmen und Mähren das Gespenst der socialistischen Revolution stets greifbarere Gestalt annimmt. Der Hymnus vom siegreichen Proletariat und das Kampfeslied gegen „das alte morsche Ding, den Staat" und gegen das Capital singen Deutsche und Czechen einmüthig. Angesichts dieser gemeinsamen Gefahr für alle staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen und culturellen Schöpfungen sollten denn doch die denkenden Köpfe aller Parteien, die eine Ordnung und friedliche Entwicklung überhaupt noch für wünschenswerth erachten, zusammenstehen, um in ehrlicher Auseinandersetzung und gegenseitiger Achtung des gleichen Rechtes die längst entbehrte Verständigung und Versöhnung herbeizuführen.

An der Intention hiezu mangelt es keineswegs. Von den Versöhnungsversuchen der maßgebenden Persönlichkeiten

---

1) Vgl. unsere polemische Studie „Professoren-Politik", Hist.-pol. Bl. 1884, Bd. 94, 3 Heft.

unter den Czechen war schon die Rede; die Deutschböhmen entbehren heute leider eines so einflußreichen Mannes, wie dieß Dr. Rieger bei seinen Volksgenossen ist. Darum geht die Kundgebung der Ausgleichstendenzen auf deutscher Seite schwieriger. Die Anläufe zur Constituirung der „deutschen Wirthschaftspartei" in Böhmen haben immerhin einigen Erfolg aufzuweisen. Der Reichsraths-Abgeordnete Heinrich wurde auf Grund eines solchen Versöhnungsprogrammes gewählt; eine erfolgreichere Entfaltung dieser löblichen Bestrebungen war unter dem Hochdrucke des deutschnationalen Terrorismus nicht möglich. Allein das Eis ist gebrochen und Herr Heinrich, sowie dessen nähere politische Freunde sind entschlossen, den Kampf unentwegt fortzusetzen. Besonnene Männer auf deutschliberaler, doch gut österreichisch-gesinnter Seite, namentlich der liberalen Groß-Grundbesitzer und Groß-Industriellen in Böhmen und Mähren, dürften angesichts der antiösterreichischen Enthüllungen des Deutschnationalismus und des wachsenden Socialismus endlich auch zur Einsicht gelangen, daß ein Zusammenschluß der staatserhaltenden Kräfte ein Gebot dringlicher Nothwendigkeit geworden sei.

Nach dieser Richtung hat unzweifelhaft die politisch-nationale Entwicklung beider Volksstämme in Böhmen und Mähren zu geschehen. Sie gewinnt einen günstigen Verlauf, sobald die Führer auf beiden Seiten sich über einige Cardinalpunkte rückhaltlos verständigt haben. Als solche Punkte treten hervor: die volle Gleichberechtigung der beiden Volksstämme in Schule, Amt und öffentlichem Leben, die Erhaltung der historisch-politischen Individualität der beiden Länder, die Pflege der Landesautonomie auf der verfassungsmäßigen Grundlage und die Treue an der Einheit des österreichischen Staates, an der souveränen Großmachtstellung der habsburgischen Monarchie. Für einen wahren Patrioten Oesterreichs sollte doch eine Verständigung auf dieser Basis nicht schwierig seyn. Die Regierung aber ist nach Gesetz und Pflicht berufen, solchen Tendenzen alle Förderung ange-

deihen zu lassen, ja sie muß derlei Bestrebungen überall unmittelbar zu wecken und zu kräftigen suchen; die gegentheiligen Absichten der Extrem-Nationalen jedoch mit aller Schärfe ahnden. Das politische Programm des Grafen Taaffe, wie es die kaiserlichen Thronreden von 1879 und 1885 wiederholt deklarirt und der Graf im Parlament erörtert hat, lautet kurz dahin: „Unter Wahrung der Einheit und Machtstellung des Reiches allen österreichischen Ländern und Völkern die gleiche Pflege ihrer geistigen und wirthschaftlichen Interessen zu Theil werden zu lassen."

Dieser oberste Leitstern der Regierungspolitik in Oesterreich schließt jedwede Hegemonie irgend eines Volksstammes mit der Helotisirung der andern Stämme aus. Es gibt in Oesterreich keine „geborne herrschende Nation." Dr. Rieger sagt mit Recht: „Die Leitung in einer Gesellschaft, welcher Art sie immer seyn mag, wird stets dem Fähigsten zufallen und demjenigen, der auch die Eigenthümlichkeiten der Andern, ihre Bedürfnisse gerecht zu würdigen und zu achten entschlossen ist." Wer also die Kräftigung eines der historisch und staatsrechtlich verbündeten Völker Oesterreichs zu hemmen oder zu unterdrücken sucht, der schädigt zugleich die staatliche Gesammtheit selbst. Leider übt das Regime Taaffe in diesem Punkte noch zu viel Nachsicht und Milde. Hier möchte man immer wieder den Ruf erheben: „Landgraf werde hart!" Oesterreich ist kein nationaler Staat, es ist eine historisch gewordene politische Bildung, welche im Wesentlichen auf zwei Momenten ruht: auf der Dynastie und auf dem gemeinsamen Interesse der Selbsterhaltung der hier wohnenden verschiedensprachigen Völkerstämme. Wird einer dieser Grundsteine erschüttert oder gar weggenommen: dann zerfällt der ganze Bau in Trümmer.

Die Aufgabe der Freunde und Anhänger Oesterreichs ist also klar vorgezeichnet. Es gilt einerseits all jenen Bestrebungen entgegen zu treten, welche die Einheit und Machtstellung des Reiches oder das friedliche Beisammen-

leben der Völker Oesterreichs gefährden. Solche Bestrebungen sind der extreme Nationalismus, wo und wie er sich auch zeigen mag, der ungemessene Föderalismus, welcher die ohnehin zwiespältige Monarchie mit dem losen Verbande Kroatiens und Galiziens zu atomisiren droht, und der ebenfalls übertriebene Centralismus, der zumeist im Dienste deutschliberaler Hegemoniegelüste oder einer herrschsüchtigen Bureaukratie das berechtigte historisch-politische Eigenleben der einzelnen Königreiche und Länder zu unterbinden sucht. Anderseits haben die österreichisch-gesinnten Elemente bei allen Volksstämmen und allen politischen Parteien sich zusammenzuthun, um den bedrohten Boden des gemeinsamen Staats- und Gesellschaftswesens zu kräftigen, und vor jeder Erschütterung durch politische, nationale oder socialistische Umsturzbestrebungen zu bewahren. Für staatsrechtliche Experimente im Sinne der böhmischen Fundamental-Artikel ist heute ebensowenig Zeit und Gelegenheit wie für eine Wiederaufrichtung des einseitigen Regiments des Deutschliberalismus.

Das gegenseitige Mißtrauen der noch stets maßgebenden staatserhaltenden Elemente muß schwinden, wenn die angedeuteten Gefahren siegreich bewältigt werden sollen. Vor Allem sind die beiden wichtigsten Nationalitäten Oesterreichs: die Deutschen und die Czechen, in wohlverstandenem Eigeninteresse berufen, den langwierigen Streit endlich zu schlichten. Die Geschichte der böhmisch-mährischen Länder zeigt es klar, daß die wiederholt versuchte Vergewaltigung des Einen Volkselementes durch das andere noch jedesmal mißlungen ist und zum Nachtheil des angreifenden Theiles geendigt hat. So oft jedoch beide Volksstämme sich verständigen und vertragen konnten, da gedieh auch die materielle und geistige Cultur beider in erfreulicher Weise. Eine Absorption des Einen Volkes durch das andere war nie möglich, ist nicht möglich. Diese Thatsache sollte doch niemandem mehr zweifelhaft seyn. Nicht minder deutlich und unläugbar sind aber auch die empfindlichen Verluste, die schweren Einbußen, welche Deutsche

und Czechen bei Fortdauer der heutigen Zustände erleiden. Man sehe doch nur, wem damit gedient wird! Den Krakehlern und Wühlern, den Landpreisgebern und Socialisten arbeitet man in die Hände. Möchte man doch des schönen Wortes gedenken, das der gut czechisch gesinnte, aber auch in deutschen Kreisen wohlgeachtete Schulrath, Dr. Joseph Wenzig, im Jahre 1847 über die Verbindung des „stattlichen Paares Teut und Slawa" gesagt hat! Böhmen und Mähren sind weit und fruchtbar genug, damit hier „die deutsche Eiche grüne, während die slavische Linde neben ihr blüht."

Lernen diese beiden Volksstämme sich verstehen, dann ist die größte innere Schwierigkeit in der österreichischen Hälfte der habsburgischen Monarchie beseitigt. Wir hoffen auf diese endliche Beilegung des unseligen Streites, denn wir glauben fest an den kräftigen Fortbestand dieser altehrwürdigen Monarchie, welche ebenso ein Hort ist für die in ihr wohnenden verschiedensprachigen Völker wie eine nothwendige Schutzwehr für Europa gegen den Osten.

XX.

Zur Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts.

Bausteine für die Musikgeschichte von Fr. X. Haberl. I. Wilhelm Du Fay. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1885. (134 S.)

Nicht plötzlich und mit einem Male, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus, erscheint in der Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts „der Fürst der Musik," Giovanni

Pierluigi da Palestrina;[1]) er beginnt nicht die Kunst der Harmonie, er schließt vielmehr ein Jahrhundert der Kunstblüthe ab. Dieses ist nunmehr eine Thatsache, deren allgemeine Annahme sich in Folge der musikhistorischen, archäologischen Studien der modernen Zeit Bahn gebrochen hat.[2])

Zu den Vorpalestrinern[3]) nun gehört auch der Canonikus der Kathedralkirche von Cambrai, Wilhelm Du Fay, dem der Ehrentitel „inventor artis novae, luna totius musicae atque lumen cantorum" wegen seiner außerordentlichen Leistungen als Componist und Sänger zu Theil geworden. Ihn hat Franz Xaver Haberl, von 1871—1882 Domkapellmeister in Regensburg, jetzt Direktor der kirchlichen Musikschule dort, in erwähnter Schrift zum Gegenstande einer Monographie gemacht, oder vielmehr sein Buch, welches zunächst „Bausteine"[4]) liefern sollte zum Leben und Wirken Du Fay's, ist unter der Hand des Sammelnden zu einer Biographie desselben geworden. Da unser Autor mit dem ausdauernden Fleiße des Forschers und der scharfsinnigen Kritik des Historikers die eminenten theoretischen und prakti-

1) Die Musikhistoriker schwanken in der Bestimmung des Geburtsjahres zwischen 1514, 1524, 1526; Haberl vermuthet auf Grundlage seiner Untersuchungen im städtischen und domkapitelschen Archiv Palestrinas im Zusammenhange mit anderen verbürgten Nachrichten 1526. Vgl. Musica divina sive thes. concent. select. tom. I. Ratisb. Pustet, 1885 praef. p. XLIX. Bekanntlich starb P. den 2. Februar 1594 unter dem Beistande seines hl. Beichtvaters Filipo Neri.

2) Vgl. Histor. polit. Blätter 42. Bd. S. 895 u. ff.

3) Vgl. „Componisten vor Palestrina. Ein Beitrag zur Apologie des Mittelalters" v. A. Walter. Cäcilienkalender 1884 S. 17—33.

4) Haberl, den Dr. Witt den ersten Bibliographen auf dem Gebiete der kirchlichen Musik bezeichnet, hat im Sinne, unter diesem Titel „Bausteine" kleinere und größere Archivaufschlüsse, vermehrt durch Bibliothekfunde und verarbeitet unter Benützung und Herbeiziehung der bereits vorhandenen Literatur, als zwanglose Artikel in Zeitschriften oder selbstständig zu publiciren.

schen Kenntnisse „im Palestrina-Stile" verbindet, so liegt uns eine literarische Erscheinung vor, welche nicht eine bloß ephemere Bedeutung hat, sondern für die Musikgeschichte des 15. Jahrhunderts geradezu reformirend und grundlegend ist. Die ältesten Quellen, zum Theil zeitgenössische, vor allem des 15. und 16. Jahrhunderts: Martin le Franc, Joh. Tinktoris, Adam von Fulda, Franchinus Gafor, Wilhelm Cretin, Glarean, Coclicus, S. Heyden, Hermann Fink, Vincenzo Galilei und Joh. Nucius (Himmelwitzer Abt, abbas Gymielnicensis) wurden geprüft; die bio- und bibliographischen Schätze aus dem päpstlichen Vatikan- und Staats-Archive, aus dem Kapitel-Archive von St. Peter, aus dem Archive der päpstlichen (sixtinischen) Kapelle in Rom und dem Domkapitel-Archive in Trient wurden gehoben; die Bibliotheken der Universität und des musikalischen Lyceums in Bologna[1]) wurden studirt und excerpirt.

Auf Grund und im Lichte dieser archäologischen Studien nun zerstreuen sich die Nebel historischer Irrungen und Verwirrungen, welche um unsern Vorpalestriner sich dicht und scheinbar undurchdringlich gewoben hatten, und es erscheint das klare wahre Bild Du Fay's mit seinem reich bewegten Leben, mit seinem ganzen künstlerischen Ansehen und Wirken, seinen vielfachen Beziehungen zu den hervorragendsten Fürsten und Höfen seiner Zeit.

Wenn in diesen Blättern über Haberls Du Fay referirt wird, so soll selbstverständlich unser Niederländer nicht nach seiner musikalisch-technischen Seite gewürdigt werden. Solange seine Werke nicht in ihrer Totalität vorliegen, ist überhaupt ein ästhetisches Endurtheil nicht möglich;[2]) auch das was der

---

1) Die großartigste und reichhaltigste Musikbibliothek der Welt in Bezug auf Manuskripte und Drucke des 16. u. 17. Jahrh.

2) Während Ambros II. 456 meint: „außer Rom besitzt nur die k. Bibliothek zu Brüssel und Cambrai einige Compositionen von Du Fay", im Ganzen vielleicht 10 Messen, 3 Lieder, 1 Gloria

aus Wenigem gerne systematisirende Ambros über unseren Componisten sagt, muß sehr mit Vorsicht aufgenommen werden. Adhuc sub iudice lis est.

Von allgemeinem Interesse ist im Kreise der Gebildeten unsere Schrift deßwegen, weil sie innerhalb des Lebens-Rahmens eines künstlerisch angesehenen und hochbedeutenden Mannes des 15. Jahrhunderts ein kunst- und culturgeschichtliches Bild dieser Zeit bietet. Mit Du Fay (und Binchois) nahmen jene gelehrten Schulen von Contrapunktisten ihren Anfang, welche den belgischen Componisten europäische Berühmtheit verschafften und nicht bloß Zutritt an den fürstlichen Höfen, sondern auch an den bedeutendsten Kapellen der Christenheit eröffneten. Der musikalische Ruhm und die künstlerische Bedeutung der Niederländer verschwindet nun nicht mehr bis zu Roland de Lattre (Orlando di Lasso, geb. 1520). Und wenn z. B. Okegheims Schüler Josquin de Près, der Propst des Domkapitels von Condé, eine Popularität und einen Ruhm genoß wie kein belgischer Meister; wenn er der erste Musiker seiner Zeit (Zarlino), ein Riese der Tonkunst (Burney), das Idol von ganz Europa (Baini) genannt wird; wenn er der einzige war, dessen Musik von den Kapellen jener Zeit gesungen wurde; wenn er in gleicher Weise in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Ungarn, Böhmen und Spanien verehrt wurde: so legten eben die genannten Künstler den Grund zu diesem musikalischen Glanze; in ihren Werken knospet die Rose, welche in ihrer vollen Entfaltung das Staunen der Welt hervorruft.

Du Fay's Künstler-Thätigkeit umfaßt beinahe zwei Drittel des 15. Jahrhunderts und erstreckt sich — ähnlich wie bei dem Propste von Condé — auf die Niederlande,

— kennt Haberl (S. 88) circa 150 Compositionen von weltlichen, geistlichen und liturgischen Texten, vertheilt in den Archiven und Bibliotheken von Trient, Bologna, Modena, Rom, Brüssel, Paris, Cambrai, München. Vgl. dazu S. 114.

Frankreich, Italien, Burgund, Savoyen, Provence. Es ist wahrscheinlich, daß er an den burgundischen Hof berufen wurde, um den Grafen Karl von Charolais Musik zu lehren; am burgundischen Hofe herrschte in dieser Zeit Philipp der Gute (1419—67), welcher Handel und Industrie, aber auch Kunst und Wissenschaften förderte. An Pracht und Reichthum wollte er alle Könige, selbst den Kaiser übertreffen. In der Provence lebte König René von Anjou, der Gute, gestorben 1480 in Aix. 1434 durch Kaiser Sigismund in Basel als rechtmäßiger Erbe von Lothringen erklärt, durch die Königin Johanna II. zum Erben von Neapel und Sizilien bestimmt, von Eugen IV. als König von Neapel anerkannt, von den Catalanen mit der Krone von Aragon geschmückt, verzichtete er auf Alles, lebte einsam in der Stille nur der Wissenschaft und Kunst; er war ein gründlicher Mathematiker und Theolog, sehr bewandert in der hl. Schrift; er dichtete und malte mit Glück. Mit ihm war unser Du Fay in Verbindung; denn in seinem Inventar befindet sich ein Prachtdegen, Geschenk Renés von Anjou, den er (Du Fay) seinem Freunde, dem Bischofe von Arras vermachte. Daß Du Fay 7 Jahre in Savoyen war — bei wem und wo, ist nicht mit Sicherheit zu eruiren — ergibt sich aus den Akten der Testamentsvollstreckung: „Geschenk an Pierre de Wez pour avoir gardé l'hôtel du défunct pendant l'espace de 7 annees qu'il fut demeurer en Savoye, et pour avoir, pendant son absence, touché les revenus de ses biens, et en avoir tenu compte.“

In Paris, dem Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens der damaligen Zeit, erwarb er sich von der Sorbonne den magister in artibus und den baccalaureus in decretis.

Herzog Amadeus VIII. der Friedfertige stiftete nach dem Tode seiner Gemahlin Maria von Burgund 1430 die Einsiedelei zu Ripaille bei Genf für 6 Ritter des hl. Moriz und zog sich 1434, nachdem er zu Gunsten seines Sohnes abgedankt, mit 5 Genossen dahin zurück, um sich einem ascetischen

Leben zu widmen. Vom schismatischen Theile des Basler Conciliums zum Gegenpapst erwählt, stellte er sich als Felix V. dem Papste Eugen IV. entgegen. Haberl vermuthet, daß Martin le Franc, welcher sich Sekretär des Papstes Felix V. nannte und Du Fay am burgundischen Hofe kennen lernte, über unseren Canonikus von Cambrai und seine musikalischen Erfolge in Paris dem Papste erzählte und ihn für die päpstliche Sängerkapelle empfahl.

Unter den Päpsten Martin V. (1401—31) und Eugen IV. (1431—47) war Du Fay Mitglied der Sängerkapelle in Rom, auch auf Reisen mit dem Papste, z. B. 1435 und 1436 in Florenz, wo er den Gesang für die Einweihung der Muttergotteskirche componirte. Gerade deßwegen hat unser Meister auch ein allgemeineres Interesse, weil er uns im Gange und in der Entwicklung der Kunstgeschichte die Bedeutung und Wichtigkeit der Flamländer in Italien, bez. in Rom darstellt. Schon im 15. Jahrhundert hätte die römische Musik in jene Bahnen einlenken müssen, auf welche sie um das Jahr 1600 gerieth, auf das Streben nämlich, die antike Musik unter ähnlichen Bedingungen und Modificationen wieder aufleben zu machen wie die antike Baukunst; sie hätte schon damals die Gestalten der Göttersage singend, tanzend, agirend auf der Schaubühne einführen müssen. Wenn nun aber die Musik rein, streng und keusch in dem bunten Treiben dasteht, so ist dieses wesentlich auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß sie auch in dem im vollen Strome der Renaissance schwimmenden Italien von den Niederländern gepflegt wurde, die ihre heimische Kunst wie ihre heimische Denk- und Gefühlsweise über die Alpen gebracht haben. Indem die Niederländer auf der Grundlage des autorisirten gregorianischen Kirchengesanges eine echt kirchliche Kunstmusik schufen, indem sie den Schwerpunkt der Musik in die religiöse Tonkunst legten, bewahrten sie die Musik vor dem Geschicke, in dem bunten und tollen Festtreiben raschen Lebens- und Kunstgenusses zu Grunde zu gehen, Ernst und Würde zu verlieren und nur als

Magd bei Götteraufzügen und Tänzen zu dienen.[1]) Vielleicht können wir sagen, wenn wir es recht verstehen: ohne Du Fay kein Palestrina!

Uebrigens, hätten Einzelheiten unseres Buches wirklich gar keine allgemeine Bedeutung, jedenfalls ist es uns ein erfreuliches und wohlthuendes Zeugniß dafür, daß an dem geistigen Frühlingsleben unserer katholischen Wissenschaft auch die musikalisch-archäologische[2]) Theil nimmt. Nicht bloß die Profan- und Kirchenhistoriker fahren in die Goldbergwerke der Wissenschaft, graben im Scheine der Leuchte des heiligen Glaubens in den dunklen Schachten der Vergangenheit und fördern edle, werthvolle Schätze zu Tage; auch der Musik-Historiker und Archäologe forscht in den Archiven und Bibliotheken[3]) und bringt kostbare, ungeahnte Schätze ans Licht, zerstreut dadurch das Dunkel, in welches namentlich die vorpalestrinische Kunstgeschichte gehüllt war: Sicherheit und Wahrheit tritt an die Stelle von Vermuthung und Dichtung; alberne Anschauungen und Vorurtheile müssen aus ästhetischen, kunstgeschichtlichen Werken verschwinden;[4]) ja es gibt Männer,

---

1) Haberl S. 100 u. 101; vgl. Ambros III. S. 6.

2) Neben Hawkins, Burney, Martini, Forkel, Lichtenthal, Kiesewetter, Ambros, Coussemaker, Fétis, Baini, Rochlitz, Willems, Clewyk, Pinchart, Schubiger, Eitner, Schlecht, Arnold, Becker, Houdoy, Morelot, van der Straeten muß in Zukunft ehrend auch genannt werden Franz Xaver Haberl.

3) Vgl. Histor.-polit. Blätter 94. Band, S. 705—25, 786—804, bes. 722. Ja, nach des hl. Chrysostomus Worten: „faciamus collationes et sodalitia ut ex singulorum studio omnes recte agamus“ war ein wissenschaftlicher Austausch und ein geistiges Zusammenarbeiten unter den Forschern im Campo santo bei St. Peter. Vgl. Haberl, S. 53.

4) Es haben die Musikhistoriker des 17. und 18. Jahrhunderts eine ganz eigenthümliche Gabe gehabt, die Geschichte der Begründer und Meister des polyphonen Stiles immer unklarer und verwirrter darzustellen; aber der köstlichste Roman findet sich in einer Pariser Musikzeitung vom Jahre 1837, besprochen in der

deren Geschichte neu geschrieben werden muß. Zu diesen gehört auch auf Grund der vorliegenden Archiv- und Bibliothek-Studien der Niederländer Domherr und Componist Wilhelm Du Fay.

Vor Allem steht nun nach Quellen und Urkunden fest, daß wir in der Musikgeschichte nicht zwei Du Fay haben, einen päpstlichen Kapellsänger und einen Canonikus in Cambrai — beide sind identisch. Den großen Irrthum beging Baini, dem alle übrigen nachschrieben: er läßt Du Fay schon 1380 (bis 1430) in die päpstliche Kapelle aufgenommen werden. Haberl weist aus dem päpstlichen Archive (S. 55 ff.) nach, daß Du Fay nicht schon 1380, sondern erst 1428 in die päpstliche Sängerkapelle aufgenommen wurde; daß diese Aufnahme in der regelmäßigen Weise geschah, indem er als Neueingetretener unter den letzteren mit geringem Gehalte aufgezählt wird; nach einer Abwesenheit von 1433—1435 verläßt Du Fay im Juni 1437 definitiv die Kapelle, nachdem er ein Canonikat an der Kathedrale zu Cambrai erhalten hat.

Um nun die Hauptdata aus dem Leben unseres Musikers anzuführen, so ist Du Fay nicht vor 1400 in Chimay, einem Städtchen Hennegau's geboren. Es sei ferne von uns, jemand wegen Belgomanie zu tadeln oder wegen Deutschthümelei zu loben: im Reiche des Geistes, der Wissenschaft und Kunst gibt es keine Schranken der Nationalitäten; aber wir nennen trotzdem mit einem gewissen Hochgefühl unsern Contrapunktisten einen Deutschen. Als Knabe lernte er an der Domschule im nahen Cambrai, war da chorialis, d. h. verpflichtet, dem täglichen officium divinum beizuwohnen und nebst dem Gesange auch in grammatica facultate sich unterrichten zu lassen; jedenfalls nahm er da auch die Elemente seiner philosophischen und kanoni-

---

Leipziger Allgem. Musik-Zeitung — 30. Band — siehe S. 33. Anmerk. 1.

stischen Bildung in sich auf.[1]) Wie schon erwähnt, war in dieser Zeit der Zug der Niederländer Musiker nach Rom: der Priester Nikolaus Grenon brachte sogar einen kleinen Knabenchor mit. Dadurch wurde auch die Reiselust und Sehnsucht unseres Wilhelm geweckt und er wurde Dezember 1428 unter die Sänger der päpstlichen (Martin V.) Kapelle aufgenommen, in deren Listen er sich nun befindet, mit Ausnahme zweijähriger Abwesenheit, bis 1437. Schon 1436 war ihm, ob von Cambrai aus oder vom Papste, ist unbestimmt, ein Canonikat an der Kathedrale von Cambrai verliehen worden; er wird aber in einem Aktenstücke (vom 21. März 1437) von der Verpflichtung der Installation und der Residenz als Mitglied der päpstlichen Kapelle dispensirt. Erst vom Jahre 1450 bis zu seinem Tode 1474 befindet er sich beständig in den Rechnungen. Du Fay wurde in der Stephanskapelle in Cambrai beerdigt. Auf seinem Grabsteine heißt es: Hic inferius iacet[2]) venerabilis vir magister guillelmus Dufay musicae, baccalaureus in decretis, olim huius ecclesiae chorialis, canonicus et sanctae Waldetrudis monten. qui obiit anno domini 1474 27. Nov.

Es erübrigt nur noch, die historischen Combinationen Houboys (histoire artistique de la Cathédrale de Cambrai) und Haberls zu besprechen. S. 100 wird „den Einflüssen Pierre d'Aillys, dieses energischen Mannes, der 1425 oder 1429 (wohl 1419?) starb und in der Kathedrale zu Cambrai beerdigt ist, zugeschrieben, daß nach 1421 so viele Sänger aus Cambrai in die päpstliche Kapelle eintraten 2c. und daß auch Wilhelm Du Fay 1428 sich um die Mitgliedschaft in

---

1) In welcher er sich auf der Universität Paris durch 5jähriges Studium dann noch weiter vervollkommnete.

2) Du Fay führt nie den Titel presbyter, war auch nicht Dignitär, da ihm das Doktorat der Theologie oder des kanonischen Rechtes fehlte. Er scheint nur den Ordo des Subdiaconates gehabt zu haben. S. 104.

derselben beworben hat". Wenn nach Cardinal Hergenröther[1]) d'Ailly als Legat in Avignon am 9. August 1420 gestorben ist, so ist die obige Erzählung des Zuges der Niederländer nach Rom wohl so zu verstehen, daß des Cardinals von Cambrai geistiger und moralischer Einfluß, sein Eifer und gutes Beispiel für die Einheit mit Rom, der auch noch nach seinem Tode fortwirken konnte, jene Thatsache uns begreiflich macht.

Du Fay war, wie erwähnt, am burgundischen Hofe. Houdoy (siehe Haberl S. 46) meint nun: „dieser Aufenthalt erkläre auch die Beziehungen, welche er mit dem König Ludwig XI. hatte, der damals als Dauphin von Frankreich am Hofe seines mächtigen Vetters eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, sowie jene zu René von Anjou, dem König und Künstler, der einige Jahre lang in der Gefangenschaft Philipps des Guten zubrachte." Dieses gleichzeitige Zusammenseyn würde für die Zeit des Aufenthaltes entscheidend seyn; aber sie ist historisch nicht erklärlich. Der Dauphin Ludwig floh nach Burgund, als er 1456 von seinem Vater bekriegt wurde, und lebte in Gemappe bei Brüssel. René aber befand sich in Burgund, als Anton von Vaudemont am 2. Juli 1431 ihn besiegt und gefangen genommen hatte: da lieferte er ihn dem Herzog von Burgund aus, der ihn bald in diesem, bald in jenem Schlosse festhielt; erst 1432 wurde er freigelassen.[2]) 1431 war aber Ludwig XI. erst acht Jahre alt.

Mir scheint der Aufenthalt am burgundischen Hofe wie auch in Savoyen und bei René in die Zeit zu fallen nach dem Aufenthalte in Paris, wo er behufs der Erlangung des magisterium und des Baccalaureates 5 Jahre verweilte, von 1437—1442, also nach 1442. In Paris feierte Du Fay seine musikalischen Triumphe; denn so singt (um 1440) Mar-

---

1) Vgl. Kirchenlexikon s. h. v. I. Band. S. 372.

2) Vgl. Weiß, Weltgeschichte, III. Bd. 2. Abth. S. 1442 u. 1444.

tin le Franc in seinem Gedichte „le Champion des dames", welches dem Herzog von Burgund gewidmet war:

„Tapissier, Carmen, Cesaris
Vor kurzem sangen sie so schön,
Daß staunen mußte ganz Paris,
Ja Alle, die dem Sang gelauscht.
Doch nie noch diskantirten so
In wohlgewählter Melodie
(So sagen deren Hörer mir)
Als Wilhelm Du Fay und Binchois.
Denn neue Praxis ꝛc. . . . .
Daher auch findet ihr Gesang
So freudig, doch nach fester Norm,
Viel Beifall und Bewunderung."

Also Du Fay als Componist und Sänger ein berühmter Mann seiner Zeit; gegenüber den französischen Kunstgenossen zeichnet er sich in Paris, dem Centralpunkte der Wissenschaft, Kunst und feinen Bildung, durch eine neue Compositionsweise aus.

1442—49 vermuthet Haberl (S. 103) den siebenjährigen Aufenthalt in Savoyen, indem Du Fay bei Herzog Amadeus VIII. oder vielmehr Papst Felix V. war. Aber nach oben Erzähltem wurde Amadeus schismatischer Papst, lebte als solcher in Basel von seiner Krönung an, 24. Juli 1440, und begab sich 1443 unter dem Vorwande, für seine Gesundheit zu sorgen, nach Lausanne.[1]) Schon 1434 hatte Amadeus die Regierung niedergelegt, um sich dem beschaulichen Leben zu widmen, verließ Savoyen und ging in die Einsiedelei bei Genf. Also war Felix wohl von 1434 an nicht mehr in Savoyen.

Was noch im Lebensbilde Du Fay's fehlt, sind keine wesentlichen Züge; darüber werden uns übrigens noch Studien in den nordfranzösischen und belgischen Archiven aufklären.

---

1) Ritter, Kirchengeschichte II, 58.

So sei denn Haberls „erster Baustein“ nicht bloß jenen aufs beste empfohlen, welche Musikgeschichte des 15. Jahrhunderts schreiben: für sie ist natürlich das Buch unumgänglich nothwendig; auch die Historiker, welchen die Geschichte nach Cicero's schönem Worte eine testis temporum, vita memoriae, nuntia vetustatis ist und Zeugniß geben soll vom geistigen und künstlerischen Leben eines Volkes, vom Fortschritte und Gange der Cultur, werden darin viel Neues finden und das Alte bestätigt sehen. Ja wer immer Sinn und Herz für den wissenschaftlichen Aufschwung der Zeit hat, der muß seine Freude haben an dem Buche Haberls, denn es ist eine werthvolle Frucht am Baume der Archäologie, ein glänzendes Zeugniß der Kritik und des Forscherfleißes eines katholischen Priesters und Gelehrten, welcher damit sich ebenbürtig an die Seite der meist protestantischen Musik-Archäologen stellt. Möge er recht bald „die Geschichte der päpstlichen Kapelle im 15. Jahrhundert“ als zweiten Baustein folgen lassen!

A. W.

XXI.

Leo XIII. und die katholische Presse.

Kaum ein einziges Jahr ist in dem denkwürdigen Pontifikat Leo's XIII. vergangen, in welchem der hl. Vater nicht die eine oder andere bedeutende katholische Wahrheit in ebenso tiefsinniger wie gemeinverständlicher Weise in kraftvollen Send-

schreiben der katholischen wie der außerkatholischen Welt erörtert hätte. Bis zur Stunde ist die Zahl derselben auf siebzehn gestiegen.

1. Am 21. April 1878, genau zwei Monate nach der Erhebung auf den Stuhl Petri, erging die bedeutungsvolle Encyklica Inscrutabili Dei consilio, welche die Bedeutung der Auctorität für den Bestand der menschlichen Gesellschaft darlegt und als festeste Schutzwehr für die Autorität die katholische Kirche preist.

2. Apostolici muneris beginnt das Schreiben vom 28. Dezember 1878, in welchem der Papst die gefährlichen Lehrsätze des Socialismus brandmarkt, aber auch die Quellen aufdeckt, aus welchen jene nothwendig hervorfließen, und die staatlichen Autoritäten zur Verstopfung dieser Quellen auffordert.

3. In der denkwürdigen Encyklica Aeterni Patris vom 4. August 1879 wird der hl. Thomas von Aquin auf den Leuchter gestellt und das Studium seiner Werke als Vorbedingung der Wiedererneuerung der theologischen und namentlich der philosophischen Wissenschaften bezeichnet.

4. Am 10. Februar 1880 erließ der Papst das Sendschreiben Arcanum divinae sapientiae, welches die Natur und Erhabenheit des christlichen Ehebundes erläutert, und die sogenannte bürgerliche Ehe, sowie die mit ihr nothwendig gegebene Leichtigkeit der Lösung des Bandes entschieden verwirft.

5. Auf den Orient und seine großen Lehrer wies der Papst hin im Schreiben Grande munus vom 30. Sept. 1880. Indem er die Verehrung der Slavenapostel Cyrillus und Methodius auf die ganze Kirche ausdehnte, wandte er den morgenländischen Missionen durch Stiftung und Erweiterung von Schulen und Seminarien in erhöhtem Maße seine Aufmerksamkeit zu.

6. In besonders zutreffender Weise trat der hl. Vater für die orientalischen Schulen, sowie für den Verein von der hl. Kindheit ein in dem Rundschreiben Sancta Dei civitas vom 3. Dezember 1880.

7. Die geistlichen Schätze der Kirche eröffnete er den Gläubigen durch Ankündigung eines allgemeinen Jubiläums in der Encyklica Militans Jesu Christi Ecclesia vom 12. März 1881.

8. Der modernen atomistischen Gesellschaftslehre und namentlich ihrer grundstürzenden Auffassung von der Natur und Bedeutung der öffentlichen Gewalt trat der Papst entgegen in dem Sendschreiben Diuturnum illud vom 29. Juni 1881, welches zugleich die katholischen Grundsätze über Ursprung, Natur und Pflichten der Regenten in umfassender Weise darlegte.

9. Zunächst dem italienischen Episkopat gewidmet, aber wegen seiner principiellen Bedeutung für den Klerus aller Zeiten und Zonen beherzigenswerth erscheint die Encyklica Etsi nos vom 15. Februar 1882, welche der Geistlichkeit den Betrieb der Wissenschaft, den Laien eifrige Theilnahme am öffentlichen Leben der Kirche einschärft.

10. Ein Sendschreiben, welches sogar die Londoner „Times" zur Bewunderung hinriß, erging am 17. Sept. 1882. Auspicato concessum anhebend, schildert es in unnachahmlich sinniger Weise den hl. Franz von Assisi und trifft heilsame Anordnungen zur Wiederbelebung des dritten Ordens.

11. Am 8. Dezember 1882 wandte sich der hl. Vater in dem Schreiben Cum multa sint an Episkopat und Volk von Spanien, pries den dortigen Eifer der Katholiken, warnte aber auch vor Uebertreibungen, deren Vermeidung nur durch enge Verbindung mit den Bischöfen zu erreichen sei.

Nicht minder reich an denkwürdigen Lehrbriefen ist das zweite Lustrum im Pontifikat Leo's XIII.

12. Unter dem 30. Mai 1883 erhielt der dritte Orden vom hl. Franziskus durch die Encyklica Supremi Apostolatus Officio neue Statuten.

13. Am 18. August 1883 rief Leo XIII. im Schreiben Saepenumero considerantes den Gelehrten die Grundsätze christlicher Geschichtsschreibung in's Andenken zurück.

14. Mit außerordentlichem Beifall nahmen alle Schichten der katholischen Bevölkerung auf dem Erdball die denkwürdige Encyklica Supremi Apostolatus vom 1. September 1883 auf, welche den Monat Oktober der Muttergottes vom Rosenkranz widmete.

15. In Frankreich hatten 1884 die gesetzgebenden Körperschaften durch Beseitigung der Unauflöslichkeit des Ehebundes und Einführung der Scheidung vom Bande der Ehe sich eines schweren Angriffs auf die natürliche Sittlichkeit und einer noch bedenklicheren Verletzung des christlichen Rechtes von fast 40 Mill. Bürgern schuldig gemacht. Dazu kam die Entchristlichung der Elementarschule, welche die am Ruder befindliche christusfeindliche Partei mit einer an Brutalität grenzenden Rücksichtslosigkeit zu Wege brachte. Ein Abbrechen des diplomatischen Verkehrs zwischen Rom und Paris schien bevorzustehen. Da erließ der Papst am 8. Februar 1884 das Schreiben Nobilissima Gallorum gens, welches die Lage der Kirche in Frankreich in ebenso taktvollen als freimüthigen Worten der Christenheit kundgab, aber auch den dortigen Katholiken die ihnen gegenüber den allseitig bedrohten Interessen der Religion obliegenden Pflichten an das Herz legte.

16. In die Fußstapfen seiner Vorgänger Clemens XII. und Pius VII. tretend, verwarf Leo XIII. durch die Encyklica Humanum genus vom 20. April 1884 die staats- und kirchenfeindlichen Bestrebungen der Freimaurer und bezeichnete zugleich die Mittel, um denselben in erfolgreicher Weise entgegenzutreten. Mag das Wesen der Freimaurerei in den Logen der verschiedenen Länder mehr oder weniger stark hervortreten: über allen Zweifel erhaben ist, daß der Papst es in dem genannten Schreiben nicht mit solchen Abstufungen, sondern mit der Sache selber zu thun hatte. Aus diesem Grunde war es von Seiten der englischen Freimaurer gänzlich unberechtigt, im Publikum den Glauben zu erwecken, als blieben sie vom päpstlichen Verwerfungsurtheil gänzlich unberührt.

17. An das Schreiben Superiore anno vom 30. August 1884, welches abermals das Rosenkranzgebet für den Monat Oktober anordnete, schließt sich

18. Die berühmte Encyklica Immortale Dei vom 1. November 1885 über die christliche Verfassung der Staaten. In großartigen Zügen entwirft dieses Dokument ein Bild von der Entstehung, Einrichtung, Gewalt der Staaten und ihrem Verhältniß zur Kirche, und zwar unter ausgiebiger Verwerthung des am 8. Dezember 1864 von Pius IX. erlassenen Syllabus errorum, welchen der gegenwärtige Papst damit öffentlich und feierlich besiegelt hat.

19. Der allerjüngsten Vergangenheit endlich gehört der Brief des Papstes an den Kanzler des deutschen Reiches Fürst Bismarck vom 31. Dezember 1885 an. In verbindlichen Worten dankt Leo XIII. dem Kanzler dafür, daß seinem staatsmännischen Gedanken der von den Monarchen Deutschlands und Spaniens angenommene Vorschlag der Anrufung des päpstlichen Vermittleramtes in der Carolinenfrage entsprungen, erinnert aber auch an die Nothwendigkeit der freien Ausübung des apostolischen Oberhirtenamtes und erblickt in der glücklichen Lösung der Carolinenfrage eine günstige Vorbedeutung für die Hinwegräumung aller Hindernisse, welche sich demselben in Preußen annoch entgegenstellen.

20. Am 6. Januar 1886 erließ der Papst an die preußischen Bischöfe das inhaltsschwere Breve Jam pridem. In demselben gedenkt der hl. Vater der klaffenden Wunden, aus welchen die preußische Kirche annoch blutet, namentlich erwähnt er den Mangel an Freiheit in der Erziehung der Geistlichkeit und in der Ausübung der kanonischen Jurisdiktion, sowie den Ausschluß katholischer Missionare von deutschen Colonialgebieten. Indem er aber seine Bereitwilligkeit zur Herbeiführung eines geordneten Verhältnisses zwischen Kirche und Staat nochmals betont, fordert er die Bischöfe auf, in Gebet und Geduld auszuharren und namentlich zu bedenken, daß die Bedeutung des Kampfes, welcher um sie

woge, weit über ihre Sprengel hinausgehe und die Interessen der allgemeinen Kirche berühre.[1])

Außer den genannten Schreiben behauptet ein Brief des Papstes an den Erzbischof von Paris, Cardinal Guibert, vom 17. Juni 1885 eine ganz hervorragende Stellung. Der hl. Vater selbst hat ihm eine besondere Bedeutung beigelegt, indem auf seinen Befehl sämmtliche in dieser Angelegenheit ergangene Zustimmungsschreiben des Episkopats in einer Sammlung vereinigt wurden und in prachtvoller Ausstattung soeben die Vatikanische Presse verlassen haben.[2]) Der Titel dieser für den Geschichtsschreiber der Kirche bedeutenden Collektion muß nach dem Grundsatz beurtheilt werden: a potiori fit denominatio. Denn außer dem päpstlichen Anwortschreiben bringt dieselbe auch den Brief des Erzbischofs von Paris an Leo XIII. vom 4. Juni 1885, sowie die zustimmenden Adressen der Bischöfe aller Länder zu den in dem päpstlichen Briefe ausgesprochenen Grundsätzen.

Geographisch vertheilen sich die Briefe auf Frankreich (S. 17 bis 95), Italien (S. 95 bis 151), Oesterreich-Ungarn (S. 151 bis 171), Spanien und Portugal (S. 171 bis 195), Belgien (S. 195 bis 199), deutsches Reich sammt Elsaß-Lothringen (S. 199 bis 209), Großbritannien und Irland (S. 209 bis 219), Holland (S. 219 bis 223), Amerika (S. 223 bis 235) und Australien (S. 235 bis 237).

1) Wie die meisten vorangehenden Schreiben Leo's XIII., so ist auch das genannte Breve, sammt der Constitution über die christliche Staats-Ordnung in officieller Ausgabe, lateinisch und deutsch bei Herder in Freiburg erschienen. Möchte nun aber auch der Tag nicht ferne liegen, an welchem wir eine handliche lateinische Ausgabe der Leo-Akten nach dem Vorgange der Franzosen erhalten: Leonis Papae XIII. acta ab initio Pontificatus sui ad annum usque 1885. Parisiis. 32. pag. 276.

2) Sanctissimi Domini Nostri Leonis divina providentia Papae XIII. epistola ad Archiepiscopum Parisiensem, Romae 1885. Ex typographia Vaticana. Folio. pag. 250.

Zur Entstehung des päpstlichen Briefes an Cardinal Guibert ist zu bemerken, daß der letztere dem Papst am 4. Juni 1885 meldete, die französischen Katholiken seien in bedenklicher Weise gespalten und diesen widerstreitenden Meinungen verleihe man in der Presse gerade in einem solchen Augenblick Ausdruck, wo die Energie geschworener Feinde der Religion und Kirche sich verdoppele, also „alle guten Christen, die Mitglieder der Geistlichkeit, namentlich aber die Bischöfe und Würdenträger der Kirche sich um die erhabene Person des Stellvertreters Jesu Christi schaaren müssen, um unter seinem Einfluß und seiner Leitung den guten Kampf in unentwegter Treue auszufechten.“

Darauf spricht der Cardinal den rührenden Satz aus: „Das Uebel der Zwietracht besitzt stets seine Quelle in tiefgewurzelter Eigenliebe und übermäßigem Selbstvertrauen, welches man nicht zu bewältigen vermag. Während einer bischöflichen Amtsführung von vierundvierzig Jahren, welche von so vielen erschütternden Ereignissen begleitet wurde, hat meiner Seele mehr als einmal der Gedanke vorgeschwebt, das Oberhaupt der Kirche hätte jeweils statt der wirklich getroffenen Maßregeln vielmehr andere ergreifen sollen. Indeß ließ Gott der Herr mich stets erkennen, daß ich die Gnade jenes persönlichen Beistandes von Jesus Christus nicht empfangen, welcher dem hl. Petrus und seinen Nachfolgern versprochen worden, und die Erfahrung hat mir gezeigt, daß die Päpste, unter welchen ich gelebt, die Kirche mit der nämlichen Weisheit geleitet, wie ihre Amtsvorgänger in den neunzehn Jahrhunderten der Vorzeit es gethan.“ (S. 11—12).

Etwa um die nämliche Zeit hatte der Cardinal-Bischof Johannes Pitra an den holländischen Publicisten Abbé Browers einen Brief gerichtet, in welchem er seinen Klagen über die Schwierigkeiten Ausdruck lieh, mit welchen die Vertreter der guten Sache in der Presse Tag für Tag zu kämpfen hätten. Auch glaubte er der Sorgen, von welchen katholische Publicisten gequält würden, gedenken zu sollen.

Die letzteren würden von den Feinden der Kirche, aber ebenfalls nicht selten auch im eigenen Hause verfolgt. Unter den vom Cardinal aufgezählten Publicisten befand sich einer, welchem der Papst selbst sein Mißfallen zu erkennen gegeben hatte. Als die gegnerische Presse den Brief Pitra's in geradezu unverantwortlicher Weise gegen den hohen Verfasser ausbeutete, richtete der Cardinal am 20. Juni aus dem Benediktinerkloster S. Callisto ein von ebenso viel kindlicher Pietät als edler Mannhaftigkeit zeugendes Schreiben an den hl. Vater, in welchem er seine Zuschrift an Browers beklagte und seine vollste Zustimmung zu den Anordnungen kundgab, mit welchen der hl. Vater unterdessen hervorgetreten war.

Denn Pitra's Brief war Leo XIII. als von solcher Tragweite erschienen, daß er am 17. Juni das mit den Worten „Epistola tua peramanter scripta" anhebende Schreiben, welches unsere Sammlung eröffnet, an Cardinal Guibert richtete. Darin wendet sich das Oberhaupt der Kirche wider jene Publicisten, die sich in ungemessener Kritik der Träger der hierarchischen Gewalt ergehen und sich in den Gedanken einwiegen, als stehe auch ihnen ein Antheil an der Kirchen-Regierung zu. Ganz im Gegentheil, bemerkt der hl. Vater, sind die Gläubigen den Bischöfen und diese dem Papst zu Gehorsam verbunden. Diese Stellung wird durch offene, wie durch versteckte Auflehnung verkannt. Denn dem Bischof den Gehorsam verweigern und das bischöfliche Ansehen in der päpstlichen Autorität ersticken wollen, würde nicht minder dem Geist der Kirche widerstreben, als das Verfahren derjenigen, welche den einen Papst und dessen Handlungsweise gegen den andern in den Kampf führen. Von der Appellation an eine allgemeine Kirchenversammlung wäre ein solches Auftreten kaum zu unterscheiden. Fordert der hl. Vater von allen Katholiken Befolgung dieser Grundsätze, dann legt er dieselben den Vertretern der Presse noch besonders an's Herz. „Denn in allen Angelegenheiten, welche die Religion und die Handlungsweise der Kirche betreffen, liegt ihnen wie allen

übrigen Christen die Pflicht ob, sich mit Herz und Seele den Anordnungen der Bischöfe und des Papstes zu unterwerfen" (S. 6). Mit andern Worten: nur insofern dient die katholische Presse den großen Interessen der Religion und der Kirche, als sie sich mit den Bischöfen in Vereinigung weiß.

In allen Theilen des katholischen Erdkreises hat dieser Fundamentalgrundsatz kräftigen Widerhall gefunden. In erster Linie kommen die Briefe der französischen Bischöfe in Betracht. In edler Sprache abgefaßt, vielfach wahre Muster jener höheren Epistolographie, welche an das goldene Zeitalter der Literatur erinnern, spiegeln sie den trefflichen Geist wieder, von welchem die Prälaten des westlichen Nachbarlandes beseelt sind. Der Zerrissenheit der politischen Parteien gegenüber bildet die Einheit der Bischöfe unter sich, wie nicht minder ihr enger Anschluß an den Stuhl Petri ein erhebendes und trostvolles Schauspiel.

„Den in jenem Briefe ausgesprochenen Grundsätzen", schreibt Cardinal-Erzbischof Caverot von Lyon, „stimme ich mit Geist und Herz vollständig bei und bewundere wiederum das Licht, welches der hl. Geist dem Oberhaupt der Bischöfe spendet. Denn das edelste Gut der Kirche besteht in der Einheit ihrer Mitglieder (S. 17). „Sie haben", bemerkt Cardinal-Erzbischof Desprez von Toulouse, „alle Gläubigen, namentlich aber die katholischen Schriftsteller daran erinnert, daß sie die Fundamentalgrundsätze der Hierarchie verletzen würden, wollten sie sich die Befugniß des Urtheils und der Kritik über die Anordnungen desjenigen anmaßen, welcher zum Zweck der Leitung der Heerde Christi in besonderer Weise den Beistand des Geistes der Weisheit empfangen hat" (S. 19). Der algerische Episkopat preist den Papst, „weil er eine Tyrannei neuer Art, welche die Hierarchie zu knechten drohte, überwunden habe" (S. 21).

Dieser Versuch zur Vergewaltigung ging von einer gewissen T a g e s p r e s s e in Frankreich aus. „Sie haben", bemerkt der Erzbischof von Auch, „das große Princip aus-

gesprochen, welches die Katholiken beim Gebrauche der Presse und der Erörterung religiöser Fragen leiten soll: Hochachtung gegen die Bischöfe, welchen man folgen, die man aber nicht beherrschen soll" (S. 25). Je weittragender der Einfluß der Presse, um so bedeutungsvoller erscheint das Schreiben des hl. Vaters, welches ihren vernünftigen Gebrauch regelt. „Die wichtige Rolle, welche die Presse spielt", schreibt der Bischof von Autun, Msgr. Perraud, hochangesehen in seinem Vaterlande als klassischer Schriftsteller und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, „eine Rolle, welcher besondere Umstände ein erhöhtes Gewicht verliehen, verstärkte von Tag zu Tag jene Gefahr, welche Euere Heiligkeit mit scharf blickendem Auge in dem Brief an den Cardinal-Erzbischof von Paris dargelegt hat. Die Folgerichtigkeit dieses aufrührerischen Gebahrens würde trotz aller Vorsichtsmaßregeln sich bald bis zu den letzten Consequenzen entwickelt haben. In die Auktorität der zur Leitung der Kirche berufenen Bischöfe war bereits Bresche gelegt, der Augenblick mußte nahen, in welchem man in verkappter oder offener Weise auch das Ansehen des Papstes bekämpfte. Wir nähren die Hoffnung, daß die wiederholte Ermahnung Eurer Heiligkeit den Geist der Unordnung bannen werde" (S. 48). „Denn", bemerkt der Bischof von Laval, „sind wir wahrhaft fromm und dem Papst aufrichtig ergeben, so müssen wir, um mit Bossuet zu reden, uns vor jedweder Willensäußerung des Papstes beugen" (S. 70). Den nämlichen Geist des Dankes für den ungebeugten Muth, mit welchem der Papst für das Ansehen der Bischöfe eingetreten, sowie treuer Befolgung aller Mahnungen des Oberhauptes der Kirche weht aus den übrigen Briefen der französischen Bischöfe hervor. Eine indirekte feierlichere Verwahrung gegen das zu Zeiten des Vatikanischen Concils von den Janus-Männern verbreitete Sophisma, es würde die päpstliche Gewalt die Gerechtsame der Bischöfe fortan verschlingen, als in diesen Briefen der französischen Prälaten enthalten, ist nicht denkbar.

In jener wunderbaren Uebereinstimmung der Herzen und Geister, wie sie nur der übernatürliche Glaube zu erzeugen vermag, lassen die italienischen Bischöfe, lauter theologisch und philosophisch durchgebildete Männer, die nämlichen Gedanken zum Ausdruck kommen. Von besonderem Belang erscheinen die Auslassungen der preußischen und deutschen Bischöfe. „Die zu Fulda versammelten Bischöfe", schrieb der Bischof von Trier, Msgr. Korum, im Namen und Auftrag seiner bischöflichen Amtsbrüder am 11. August an den Papst, „erklären sich vollkommen einig mit den Gedanken und Gesinnungen Seiner Heiligkeit, und bekunden ihre vollständigste Unterwerfung unter die in dem Briefe an den Cardinal-Erzbischof von Paris niedergelegten Grundsätze, sowie ihren festen Willen, sich nach den vom gemeinsamen Vater der Gläubigen ausgehenden Verhaltungsmaßregeln mit kindlichem Gehorsam in aller und jeder Beziehung zu richten" (S. 199). Im Schreiben Inter praeclare gesta vom Monat September 1885 bezeichnen die bayerischen Bischöfe die in dem päpstlichen Brief dargelegten Grundsätze „als im höchsten Grade geeignet zur Heilung der Wunden der Zeit und zur Abwehr größerer Uebel" (S. 205).

Doch genug der Citate aus einer Sammlung, welche eine Fülle der tiefsinnigsten Gedanken darbietet und als herrliches Denkmal der Einheit zwischen Hirt und Heerde glänzt.

Nur wenige Wochen und der achte Jahrestag der Erwählung und Krönung Leo's XIII. wird aus dem Schooß der Zukunft emporsteigen. Möchte die göttliche Vorsehung dann auch jene Zeit anbrechen lassen, welche der hl. Vater in folgendem von der „Civiltà Cattolica" jüngst zum ersten Mal veröffentlichten Distichon[1]) besungen:

Auspicatus Ecclesiae triumphus.
Auguror: apparent flammantia lumina coelo,
Sidereoque rubens fulget ab axe dies.

---

1) Civiltà cattolica 1885. 5 Settembre p. 514.

Continuo effugiunt, subitoque exterrita visu
Tartareos repetunt horrida monstra lacus,
Gens inimica Deo portentum invita fateri,
Fletuque admissum visa piare scelus.
Tunc veteres cecidere irae, tunc pugna quievit.
Pectora mox dulci foedere iungit amor.
Quin et prisca redit pietas neglectaque virtus,
Candida pax, castusque et sine fraude pudor.
Illustrat vetus illa Italas sapientia mentes,
Longius errorum pulsa proterva cohors.
O laeta Ausoniae tellus! o clara triumpho!
Et cultu et patria, religione potens.

Köln. Dr. Bellesheim.

XXII.

Dr. Wegele's Katheder an der Universität Würzburg.

Als zwanzigster Band der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, welche „auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern" durch die königliche Akademie der Wissenschaften herausgegeben wird, ist vor Kurzem die „Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus von Dr. Franz X. Wegele" erschienen. Dr. Wegele hat das Material sehr fleißig zusammengetragen und manchen wenn auch kurzen Anlauf zur Unparteilichkeit versucht. Trotz diesem lobenswerthen und von uns ganz und voll anerkannten Streben, auch nach der anderen Seite Gerechtigkeit zu üben, tritt der einseitig protestantisch-preußische Standpunkt des öffentlichen Professors der Geschichte an der katholischen Universität Würzburg so stark hervor, daß es uns der Mühe werth erschien, auf diesen Standpunkt aufmerksam zu machen, wenn auch nur um eine neue Illustration zur Gutmüthigkeit der bayerischen Katholiken zu liefern. Um nicht beschuldigt zu werden, Worte und Sätze aus dem Zusammenhang gerissen zu haben, fügen wir lieber den einen oder andern Satz mehr bei, der sonst überflüssig erscheinen könnte.

Der wahre Katholicismus, der ja nur im innigen Anschluß an Rom bestehen kann, ist dem Professor an der katholischen Universität „ein fremdes Reis:“ „Wie dem aber seyn mag, daß die Gegenreformation Deutschland und der deutschen Bildung zum Segen gereicht habe, sollte man sich doch bedenken, leiser oder lauter auszusprechen. Es wurde damals noch mehr als im 11. Jahrhundert ein fremdes Reis in den Stamm unseres nationalen Wesens und unserer Cultur gepfropft, das wir, Dank unserer Biegsamkeit, bis auf den heutigen Tag nicht zu überwinden vermochten und welches einen edlen Theil unserer Kraft gelähmt hat und gelähmt erhält. Nicht als wären die Kreise, welche sich der vordringende Eroberer unterwarf oder gehorsam erhielt, mit geistiger Unfruchtbarkeit geschlagen worden, aber unleugbar sind sie seitdem im geistigen Ringen in das Hintertreffen gerathen und haben sich erst von der Zeit an wieder zur Ebenbürtigkeit erhoben, als sie anfingen, mit Erfolg an den Fesseln der Fremdherrschaft zu rütteln. Es hat sich dann auf diesem Wege auch herausgestellt, daß weniger in der Ermannung des Katholicismus, als in der Gestalt, in welcher dieselbe vor sich ging, der eigentliche Schaden für sein Verhältniß zur deutschen Cultur lag. Was auch auf Seite der protestantischen Höfe und Fraktionen gesündigt worden ist, der verhängnißvollste Irrthum war es doch, die große Thatsache der Reformation überhaupt durch Sophistik, Intrigue und Gewalt wieder aus der Welt schaffen zu wollen. Wir möchten doch wissen, was aus Deutschland geworden wäre, wenn dieser Gedanke den schließlichen Sieg erfochten hätte. Daß das leidenschaftliche Verlangen nach der Zurückeroberung von ganz Deutschland einen guten, ja den schwereren Theil der Schuld an dem Unheile trägt, das der große deutsche Krieg über unsere Nation gebracht, wird man immer wieder vergeblich in Abrede zu stellen versuchen; die neuere Geschichtschreibung hat denn doch endlich allen diesen Einwänden und Ausflüchten für jeden Sehenden ein gründliches Ende gemacht.“ (S. 343 f.).

Wahrhaft katholisch und wahrhaft national sind dem Professor Wegele Gegensätze. So bemerkt er über Suffrid Peters: „Er gehört der katholischen Partei an, ist aber doch voll

Begeisterung für die Vergangenheit seines Vaterlandes" (S. 414). Von Heinrich Leo's „einseitiger Vorliebe" für das Papstthum handelnd meint Wegele: „Sein gut preußisches Gefühl hielt ihn, scheint es, ab, den letzten Schritt zu thun (zu convertiren), der niemanden hätte verwundern können" (S. 1036).

Ebenso unverträglich ist wahrer Katholicismus mit dem „selbständigen deutschen Geistesleben"; es „bleibt nicht minder gewiß, daß die davon (von den Einwirkungen der Gegenreformation) betroffenen Landschaften durch den Sieg der kirchlichen Restaurationspolitik für lange Zeit dem befruchtenden Zusammenhange mit dem selbständigen deutschen Geistesleben entfremdet worden sind" (S. 401). Wie manche Gedanken bei Wegele sich wiederholen, so auch der bereits angeführte von den Fesseln: „Wie man sich das jedoch auch zurechtlegen und es beurtheilen mag, Thatsache ist es, das katholische Deutschland weicht in Sache der geistigen Thätigkeit und nationalen Bildung vorläufig zurück, und es dauert das genau so lange — und zum Glück nicht allzulange — bis es die Ketten, die seine freie Bewegung hemmen, lockert oder abstreift" (S. 467). Und wiederum: „Der Gegensatz der Bekenntnisse war befestigt, aber immerhin blieb es ein nicht hoch genug zu preisendes Glück, ein unschätzbarer Gewinn für die geistige Freiheit und unsere gesammte Zukunft, daß die Partei, die unser Volk wieder in die gesprengten Fesseln schlagen und unter das Joch der Unfreiheit und sittlichen Unselbständigkeit mit der Waffe in der Hand hatte zurückführen wollen, schließlich unterlegen war und unsere Nationalität in diesem Freiheitskampfe gesiegt hatte. (S. 471).

Für dieses Prädikat der „sittlichen Unselbständigkeit" mögen sich die geistlichen Professoren der Würzburger Hochschule bei ihrem Collegen bedanken, zugleich für dessen Auffassung des Cölibats. Bei der Beurtheilung Aventins heißt es: „nichts destoweniger bleibt seine laute Entrüstung über die gewaltsame Einführung des Cölibats und die Umkehr des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat ... eine berechtigte und von den Folgen gerechtfertigte" (S. 272). Und Leibniz „war nicht so gutmüthig, wie mancher der neuesten deutschen Geschichtschreiber in Gregor VII. trotz alledem nur einen Martyrer und um die

Sittlichkeit hoch verdienten Papst zu erblicken, und zwischen Cölibat und Sittlichkeit erlaubt er sich einen wesentlichen Unterschied zu machen" (S. 657).

Die „große Thatsache der Reformation" begründet „die nahezu größte" Epoche unserer Geschichte. So steht es zu lesen in dem durchaus einseitigen Lobeshymnus auf Ranke: „Zugleich steht Ranke[1]) hier (in seiner deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation) völlig auf nationalem Boden und entrichtet dem Vaterlande die Schuld des dankbaren Sohnes, indem er die nahezu größte, originellste, weltbewegende Epoche ihrer Geschichte mit voller Hingebung und mit der ganzen Meisterschaft seiner Kunst und in der vollen Anschaulichkeit, die der erhabene Gegenstand verlangt und verdient, vor unseren Augen noch einmal sich vollziehen läßt" (S. 1050). Ferner: „Daß nur profane und selbstsüchtige Beweggründe die Reformation veranlaßt und ihre Fortschritte gefördert hätten, rufen seinen (Pufendorfs) vollen vernichtenden Zorn hervor und mit Recht wälzt er die Verantwortlichkeit für die, der Reformation auf dem Fuß gefolgten Unruhen und Friedensstörungen auf diejenigen zurück, die sich den eingeführten Verbesserungen und berechtigten Neuerungen nach Kräften widersetzt haben" (S. 538).

Wie Professor Wegele in Folge dieser religiösen Anschauungen auch die politischen Verhältnisse betrachtet, braucht eigentlich nicht mehr eigens hervorgehoben zu werden. Vernehmen wir wenigstens die Expectoration über die Habsburger: „Es kam dazu, daß in dem kritischen Momente (Zeitalter der Gegenreformation) unser Geschick an eine Dynastie geknüpft ward, die kein Verständniß für die idealen Bedürfnisse unseres Volkes mitbrachte, deren Interessen weit über den Rahmen der unserigen herausfielen, und die zugleich Macht genug besaß, ihre antinationale Politik durchzusetzen[2]), oder, als dies nicht

1) Nach vielfältigem protestantischen Urtheil ist Ranke's Reformationsgeschichte durch Janssen's deutsche Geschichte völlig überholt: Janssen wird aber bei der Aufzählung der bedeutenderen noch lebenden Historiker nicht einmal genannt.

2) Wir erinnern zum Ueberfluß nur an die Kämpfe der Habsburger gegen Franzosen, Schweden und Türken. Ohne die Habsbur-

mehr der Fall war, es nicht verschmähte, Unterstützung zu suchen, wo und wie sie ihr immer entgegengebracht wurde." Auch die Gesinnungsgenossen in dieser Richtung wie die Albertiner in Dresden will der Professor nicht von Schuld freisprechen, ebensowenig die Wittelsbacher. „Das bairische Fürstenhaus hat zwar die Habsburger und die Herrschaft Roms in Deutschland, wie es meinte, seiner eigenen Stellung wegen sekundirt, aber es ist, wie wir gerade auf unserem Gebiete sehen werden, doch noch immer ein erheblicher Unterschied zwischen dem Systeme, das in München, und dem, das in Wien vertreten wurde." (S. 343.)

Nach diesem religiösen und politischen Maßstab müssen sich auch die einzelnen Historiker messen lassen. Wie wird es dabei den entschiedenen Vertretern „der Fesseln", „der Ketten", „des Joches der Unfreiheit und sittlichen Unselbständigkeit" ergehen? Wehe den Armen! „Als er (Friedrich Schlegel) nach seinem Uebertritt nach Wien gegangen war, hielt er hier, im Jahre 1810 vor einem gewählten Publikum Vorträge über die neuere Geschichte. Von dem Schwung, von welchem seine Seele noch vor relativ wenigen Jahren erfüllt war, ist hier freilich nichts mehr zu entdecken, ebensowenig von selbständig wissenschaftlicher Forschung. Geistreiche Betrachtungen sind es, die wir bekommen, aber oft genug verkehrte und irreführende . . . aber die Art und Weise wie er über die Reformation redet, erweckt den Verdacht, daß er selbst nicht recht glaubte, was er sagte" (S. 980), also mit andern Worten ein Heuchler war. Hurters Werk über Ferdinand II. „steht an Geistesarmuth und Verranntheit in der gesammten Literatur dieser Art einzig da" (S. 1037). „Den Hauptschlag (gegen Kaiser Friedrich II.) vermeinte aber C. Höfler[1]) in seinem seiner Zeit viel berufenen Buche über diesen Kaiser zu führen. Den vollständigen Mangel jeder wahren nationalen Gesinnung — der übrigens diese Richtung charakterisirt — könnte man sich gefallen lassen, wenn nur die Sicherheit der Forschung und das Streben nach Gerechtigkeit nicht in zu hohem Maß darunter litten" (S. 1037).

ger wären vielleicht die Vorfahren des Herrn Professors in türkischer Gefangenschaft verschmachtet.

1) Höfler hat sich später nach Wegele gebessert S. 1038.

Mit Ehrfurcht und Bewunderung schauen die Katholiken Deutschlands zum alten Vater Görres, „der fünften Großmacht" seiner Zeit empor. Aber nach Professor Wegele „wurde sein Standpunkt immer ungeschichtlicher und seine Anschauungsweise immer verzerrter. In der Schrift ‚Europa und die Revolution' ist ihm die Reformation bereits der ‚zweite Sündenfall,' und solche und ähnliche Einfälle werden unter einem Wust von Spielereien, dichterischen Bildern, hinkenden Gleichnissen vorgetragen, bei welchen der gesunde Menschenverstand beschämt entweicht." „Die Grundlage (der Vorlesung über die Gliederung der Weltgeschichte) erweist sich als eine Kaprice und die Gliederung als eine phantastische Erfindung . . . So war der Weg von allen Seiten her zur ‚Geschichte der Mystik' geebnet, die aller Wissenschaft und allem Denken mit derber Hand in das Gesicht schlägt. Was noch übrig blieb, war der glühende Haß gegen den modernen Geist und das protestantische Preußen, wie er im Athanasius und der Wallfahrt nach Trier u. s. w. sich Luft machte. Dahin war es mit dem Extremen und Romantiker von ehedem und mit einer von Haus aus reich angelegten, mit Geist und hoher Anregungsgabe ausgestatteten Natur gekommen, die sich leider niemals selbst in Zucht genommen" (S. 982). Das hat der Katholicismus aus einem genialen Manne gemacht!

Wenn Herr Professor Wegele diese Zeilen vielleicht lesen sollte, so wird er wahrscheinlich entrüstet werden über solche „Ketzerriecherei" und „gemeine Denunciation." Wir können ihm deshalb versichern, daß er nach unserer Meinung an manchen Stellen seine persönlichen Gefühle zurückzudrängen versucht hat, um nicht durchaus ungerecht zu werden. Aber das kann er uns nicht verwehren, daß wir seine Anschauungen vor das größere Publikum bringen, denn wir sind von der Nothwehr dazu gezwungen: Sollen wir bayerische Katholiken für katholisches Geld unsern katholischen Söhnen ohne jeden Protest eine Weltanschauung einimpfen lassen, die von einem solchen Haß gegen alles wahrhaft Katholische getragen ist? Auf einer protestantischen Universität, wie z. B. Leipzig, muß Alles vom Rektor bis zum Pedell protestantisch seyn, und wenn vereinzelte Ausnahmen vorkommen, so weiß man, daß sie ungefährlich sind; wehe

dem, der es wagte, dort durch und durch katholische Anschauungen zu vertreten! Müssen wir nicht protestiren, wenn auf der stiftungsgemäß ausschließlich katholischen Universität Würzburg ein Professor die einseitig gehässigen protestantischen Ideen vertritt, und dabei noch seine katholischen Mitbürger antinationaler Tendenzen zu beschuldigen wagt?

XXIII.

Zeitläufe.

Die Polen-Debatte im preußischen Landtag und die Verruferklärung des Reichstags.

Am 12. Februar 1886.

Am 28. Januar hat Fürst Bismarck im preußischen Landtag die Welt in einer Debatte, zu der 37 Redner eingezeichnet waren, durch eine zweistündige Rede in Erstaunen gesetzt, maßloser als je. Am Schluß der Rede hat er dem Reichstag in dessen gegenwärtiger Stimmung und Haltung mit der Mobilmachung der Landtage, vor Allem des preußischen, und ihrer Souveraine im Bundesrath gedroht. Wie sind diese sonst über die Achsel angesehenen Landtage plötzlich zu der neuen Ehre gekommen? Sehr einfach: weil der preußische Landtag eine Majorität besitzt, die „über den Stock springt“, und weil der gegenwärtige Reichstag keine Mehrheit besitzt, die über den Stock springt, insbesondere nicht in Steuer- und Finanzsachen.

Dieser Reichstag hatte sich aber auch beikommen lassen, über die von Preußen verfügte Ausweisung von 30 bis 40,000 seiner polnischen Insassen, trotz des entschiedenen Widerspruchs des Reichskanzlers, ein abfälliges Urtheil zu votiren, als ob diese Maßregel inhuman, unpolitisch und völkerrechtswidrig wäre. Der Reichskanzler hatte vor einem solchen

Unterfangen nicht nur für seine Person dringend gewarnt, und zum vorhinein erklärt, daß er sich ansonst an den preußischen Landtag wenden würde. Er kam überdieß mit einer kaiserlichen Botschaft in die Sitzung, worin sich der Kaiser gegen Uebergriffe in die Hoheitsrechte des Königs von Preußen verwahrte.

Der Kanzler wollte daher auch bei der illegalen Verhandlung über die polnische Interpellation nicht gegenwärtig seyn; er verließ an der Spitze der anwesenden Bundesraths-Mitglieder den Saal. Als aber beim nächsten Gegenstand der Tagesordnung, der zufällig der „Etat des Reichskanzlers" war, der unvermeidliche Abgeordnete Dr. Windthorst das Wort ergriff, und vom Präsidium nicht verhindert werden konnte, vor dem verblüfften Hause das verbotene Thema zu besprechen, da kam der Kanzler mit dem Zuge der Bundesräthe zu derselben Thüre wieder herein, und betheiligte sich nun selber an der Discussion. Er warnte den Reichstag abermals vor „unitarischen" Gelüsten; unter Anderm stellte er die sonderbare Frage: „Wo wäre das Reich, wenn der König von Preußen das Gefühl hätte: ich war früher ein mächtigerer Monarch, als ich es jetzt bin; wenn er Anlaß hätte, die Opfer zu bereuen, die er gebracht? Wo bliebe dann das deutsche Reich ohne Preußen?"

Der unglückliche, um seine Opfer besorgte König von Preußen! im preußischen Landtag mußte er gerächt werden. Auch diese neue Scene wurde sorgsam arrangirt; es war abermals Herr Windthorst, der hinter das Geheimniß gekommen ist. Derjenige Theil der einst so mächtigen und von oben gehätschelten nationalliberalen Partei, welcher in Heidelberg, als der obere Wind sich drehte, sein Glaubensbekenntniß abgeschworen hat, um in dem Fürsten Bismarck den Einen und alleinigen Allah zu verehren, hat zwei Führer von alten Zeiten her, die aber dem Parlament entsagt haben, und deßhalb die „Hinterfront-Marschälle" oder „Hintertreppen-Politiker" genannt werden. Einer derselben kam nach Berlin, und entwarf in hohem Einverständniß das Concept eines

Antrags, dessen Richtung bereits in der Thronrede zur Eröffnung des preußischen Landtags im Allgemeinen angedeutet war. Zu einer Mehrheit für den Antrag bedurften aber diese Nationalliberalen nicht nur der sogenannten Freiconservativen, sondern auch der „Conservativen" von der Kreuzzeitungs-Partei. Weil diese Herren einen der Ihrigen als Minister des Innern im Kabinet haben, mußte der nationalliberale Entwurf insoferne abgeändert werden, als er einen Tadel gegen den Minister zu enthalten schien. Alsdann aber einigten sich die drei Parteien, und der Entwurf ging als Antrag der drei — „nationalen Fraktionen" an den Landtag.

So hatte man nun diese Conservativen da, wo man sie längst haben wollte: im Lager der „Mittelpartei." Das war die erste Frucht der bei den Haaren herbeigezogenen Polenaffaire. Freiherr von Fechenbach könnte jetzt seine Schrift über die „Partei Bismarck sans phrase" [1]) in vermehrter Schlußausgabe erscheinen lassen. Es war nichtsdestoweniger mindestens für diejenigen positiven Leute, die hinter der „Kreuzzeitung" stehen, ein harter Kampf, bis sie sich dazu hergaben, mit den Nationalliberalen gemeinsame Sache zu machen. Von den Anderen ließ sich von vornherein erwarten, daß sie der gefürchteten „conservativ-klerikalen Allianz" gerade so lange angehören würden, als der Reichskanzler das Centrum brauchen konnte, wie bei der neuen Zollpolitik. In dem Maße, als er immer offener für die Schaffung der „Mittelpartei" eintrat, erkaltete zunächst der Eifer dieser Conservativen gegen die Maigesetze. Für das Organ selbst bot dann die Paderborner Affaire einen bequemen Vorwand zur Schwenkung. Es erhielt zwar von dem Blatte, das der Kanzler „mit Nutzen liest", ab und zu immer noch Rippenstöße, wogegen die Conservativen als solche gelobt wurden,

1) „Nocheinmal: ‚die Partei Bismarck sans phrase'. Beleuchtung und Würdigung meiner gegnerischen Kritiker und ihrer Kritiken nebst Vergleich der Deklaranten der 1850ger mit denjenigen der 1870ger Jahre. Von Freiherrn von Fechenbach-Laudenbach." Augsburg. Huttler. 1885.

weil „sie im fortschreitenden Assimilirungsproceß mit den Mittelparteien immer fester zusammenwachsen." Es war ein jämmerlicher Anblick, das Organ sich krümmen und winden zu sehen.

Am 16. November vor. Js. berief sich das Blatt gegen die Stöße der „Norddeutschen" darauf, schon vor drei Wochen erklärt zu haben: daß „das Centrum durch die gegenwärtig von ihm eingeschlagene Richtung uns nöthige, eine derartig degenerirende Partei aus unseren Berechnungen auszuschließen und jede andere Combination, so wenig anmuthig sie auch an sich seyn möge, für erträglicher zu halten". Also auch die Combination mit den Nationalliberalen in der Mittelpartei! Am 3. December erinnerte sich das Blatt doch wieder seines langjährigen Kampfes gegen die Nationalliberalen und gegen die Maigesetzgebung; es erklärte als sein Bestreben, „die conservativen und im guten Sinne des Worts positiven Elemente, die jetzt latent und fast völlig gebunden im Centrum ruhen, aus der Umschlingung frei zu machen", und wenn noch möglich eine Entwicklung aufzuhalten, in der die schwerste Gefahr für die Zukunft des Reiches zu erblicken sei. Zum Königsjubiläum aber wagte die „Kreuzzeitung" endlich den Satz niederzuschreiben: „Es hatten die Feinde Deutschlands das, was sie durch äußere Waffengewalt nicht hatten erreichen können, durch eine Verbindung der katholischen Kräfte im Innern des Reiches zu erlangen gesucht und eine traurige Spaltung im Volke erzeugt, die in bedauerlichen Kämpfen sich fortspinnt".[1]) Das Feigenblatt war somit gefunden, es hieß — „national".

„Was ist denn aber ‚national'? Niemals ist mit diesem Worte größerer Mißbrauch getrieben worden": so sagte der Abgeordnete Rickert, als er Namens der deutsch-freisinnigen Fraktion auf die große Rede des Fürsten Bismarck vom 28. Januar erwiderte. So, wie man heute mit dem Worte „national" streitet, kann man den Begriff unschwer definiren.

---

1) Siehe über diese „Infamie" die Berliner „Germania" vom 8. Januar 1886.

Er ist nichts Anderes als die Verläugnung und Verhöhnung des Satzes: justitia regnorum fundamentum. Die „Kreuzzeitung" hat sonst jene Gesinnung sehr gut gekannt, welche sich mit dem Schlagwort „national" deckt und unter diesem Deckmantel sich Alles erlauben zu dürfen meint. Sie hat noch unter dem 18. Decbr. v. Js. geklagt: „Für das Preßorgan unserer Regierung existiren objektive Wahrheiten überhaupt nicht; alle Dinge werden lediglich vom taktischen Gesichtspunkt aus behandelt." Darin sei, meinte das Blatt, ein Beispiel gegeben, das auf die sittlichen Begriffe im Volke gefährlicher wirken müsse als ein halbes Dutzend roher socialdemokratischer Pamphlete. Kurz vorher hatte das genannte Preßorgan, die „Norddeutsche," den von Preußen und Bayern mit Rußland abgeschlossenen Auslieferungs-Vertrag zum Anlaß genommen, um sich nochmals gegen die veraltete Vorstellung vom Recht und der Gerechtigkeit auszusprechen. Das kanzlerische Leibblatt stellt den „schwankenden Vorstellungen von der göttlichen Gerechtigkeit" gegenüber die „allein berechtigte utilitarische Auffassung der Rechtsordnung" auf. „Die Ueberzeugung der Völker," sagt das Blatt, „wurzelt immer fester in der Auffassung, daß das Recht nicht in jenen Vorstellungen seine Grundlage und Richtschnur zu suchen habe." Es ist zu ergänzen: sondern im „nationalen Interesse."

Man mag die Rede des Reichskanzlers von vorne oder von rückwärts lesen, man wird nirgends auf den Begriff eines Rechts stoßen, vor dem er stille zu stehen hätte. Es klingt überall durch, als wollte er sagen: wie hätte ich „nationale" Politik machen können, und wie könnte ich ferner „nationale" Politik machen, wenn solch ein Ding mir zwischen die Füße laufen dürfte? Bei einer früheren Gelegenheit hat er dieses Ding als „juristische Zwirnsfäden" bezeichnet. Die Polen haben sich für ihre Rechte auf die Verträge, die Besitzergreifungspatente und königlichen Proklamationen berufen, geradeso wie die rheinisch-westfälischen Katholiken gegen die Maßregeln des Culturkampfs gethan haben. Ihre Adressen wurden nicht angenommen und confiscirt; den Polen rief

Fürst Bismarck jetzt zu: „Ich gebe keinen Pfifferling auf irgend eine Berufung an diese Proklamation.“ Er wollte sagen: das nationale Interesse erfordert heute dieß und morgen etwas Anderes. Er bezeichnete die königlichen Proklamationen auch als den „Irrthum eines edeln Herzens,“ nicht ohne das stolze Bewußtseyn, daß die von ihm inaugurirte nationale Politik gegen solche Irrthümer gefeit sei, weil sie zwar einen Magen, aber kein Herz hat.

Der Abg. Windthorst hat gemeint, das Umsichwerfen mit dem Wort „national“ sei heutzutage ein sehr einträgliches Geschäft. „Man braucht jetzt offenbar nur einen Gegenstand als national zu bezeichnen, und der Kanzler hat das Geld in der Tasche.“ Der Herr Abgeordnete kennt aber seinen mächtigen Gegner viel zu genau, um damit sagen zu wollen, daß der Kanzler mit dem Wort nur sein parlamentarisches Spiel treibe. Nein, er gebraucht es vielmehr mit dem Ernste des Fanatismus; es ist ihm die Waffe, womit er alle Anfechtungen des christlichen Rechtsbegriffs zurücktreibt und die Mahnungen der justitia fundamentum regnorum in den Wind schlägt. Damit hängt auch die Erscheinung zusammen, welche der Abgeordnete Windthorst in derselben Rede bemerklich gemacht hat: „Ich habe für deutsches Wesen, deutsches Reich, deutsches Recht alle Sympathie, nur verwechselt der Reichskanzler deutsch sehr häufig mit preußisch.“ Es sieht ja in der That viel besser und idealer aus, zu sagen: das war für die Nation, anstatt zu sagen: das war für Preußen und seine Profite.

Gerade die Rede vom 28. Januar hat der Kanzler benützt, um unwillkürlich ein Bild von dieser optischen Täuschung zu geben. Er klagt in langer Auseinandersetzung über die unverdiente Verkennung, welche ihm in den ersten Jahren seiner Amtirung als Minister gerade von denen zu Theil geworden sei, die doch die gleichen Ziele wie er verfolgt hätten. Allerdings habe er — und man sollte meinen, das wäre für die Verfolger von dazumal ein Milderungsgrund gewesen — seine bewußte Absicht nicht aussprechen dürfen; er habe unmöglich sagen können, was er vorhabe, „ohne sämmtliche Großmächte

zu entfremden und den europäischen Seniorenconvent schleunigst gegen uns aufzubringen." „Die Saat (für die deutsche Sache), die ich sorgfältig cultivirte, wäre im Keime erstickt worden durch einen combinirten Druck des gesammten Europa, das unsern Ehrgeiz zur Ruhe verwiesen hätte."

Am meisten erbittert den Redner die Behandlung, die er wegen des geheimen Auslieferungsvertrages mit Rußland vom Jahre 1863 habe erfahren müssen. Da habe z. B. der Abg. Waldeck in der Kammer gesagt: „Wem die Thatsache, daß Preußen die Gendarmendienste für Rußland thut, nicht die Schamröthe auf die Stirne treibt, ist nicht werth, ein Deutscher, nicht werth, ein Preuße zu seyn."[1]) Und doch sei er, der Kanzler, gerade bei diesem Vertrag von der Absicht, „Deutschland auf nationalem Wege zu dienen, in welcher Absicht er sich durch keine Anfeindung habe irre machen lassen," geleitet gewesen. Es habe sich darum gehandelt, die französisch-polnische Politik im russischen Kabinet auszustechen; und „von allen europäischen Kabineten von damals habe man sich nur von diesem, ich will nicht sagen, eine Unterstützung, aber doch ein tolerari posse unserer deutschen Politik allenfalls erwarten können."

Der Reichskanzler führt noch mehrere Beispiele schmerzlicher Verkennung aus jener Zeit an, tröstet sich aber dann mit dem Gedanken, daß inzwischen „23 Jahre politischer Civilisation über uns hinweggegangen seien, und wir doch nicht mehr so bösartig seien wie damals." Er hat hierin sehr Recht. So hat z. B. die „Kölnische Zeitung," ein oppositionelles Hauptorgan in der Confliktzeit, noch am 24. Mai 1866 von einer „völlig grundsatzlosen Politik der bloßen Macht und des rücksichtslosen Ehrgeizes" geschrieben, welcher aber sein Ziel verfehlen möchte, und nicht am wenigsten deshalb, weil er die sittlichen Mächte, welche die Welt bewegen,

1) Ganz ähnlich hat sich übrigens auch jetzt wieder der Abg. Rickert in seiner Erwiderung auf die Kanzlerrede über den von Preußen und Bayern neuerlich mit Rußland abgeschlossenen Auslieferungsvertrag geäußert.

zu wenig in Anschlag bringe. „Sind denn," rief das Blatt aus, „christliche Staaten weiter nichts als Infusorien, die sich mit der Gier des Raubthiers in jedem Wassertropfen bekämpfen und verschlingen?"[1]) Eben diese Kölnische Zeitung ist jetzt nicht nur „national" im höchsten Grade, sondern auch ein auserlesenes officiöses Organ. Es ist das nur Ein Beispiel der zahllosen nationalliberalen Conversionen, die Fürst Bismarck zu verbuchen das Vergnügen gehabt hat.

Als nun der Reichskanzler am 28. Januar endlich auf die heutigen Polen und die Erklärung der „ganz zweifellosen Fortschritte der polnischen Bevölkerung" zu sprechen kam, da „fiel ihm vorzugsweise", wie er sich ausdrückte, die ehemalige katholische Abtheilung im preußischen Cultusministerium und deren damaliger Chef, Herr Ministerialdirektor Krätzig', ein. Die fragliche Ministerialsektion sei unter der Leitung dieses Herrn ein polonisirendes Organ innerhalb der preußischen Verwaltung, ein Institut in den Händen einiger großen polnischen Familien geworden, in deren Dienst sich diese Behörde behufs Polonisirung in allen zweifelhaften deutsch-polnischen Distrikten gestellt habe. Das hat man nun zwar von dem Fürsten nicht zum ersten Male gehört. Aber neu war doch, daß er den Herrn Krätzig — „von dem ich hoffe, daß er noch lebt", wie der Redner höhnisch beifügte — beschuldigte, der eigentliche und alleinige Ursächer des Culturkampfs gewesen zu seyn. „Wer mich in den Culturkampf hineingezogen, das ist Herr Krätzig, der Vorsitzende der katholischen Abtheilung; das ist eigentlich der Grund, auf den ich überhaupt in den Culturkampf gerathen bin; für meine persönliche Auf-

1) Als der sogenannte Moniteur am Rheine im vorigen Herbst die Keckheit hatte, den Katholiken den Patriotismus abzusprechen, weil die Süddeutschen die preußische Politik von 1866 nicht gebilligt hätten, hat die „Kölnische Volkszeitung" eine ganze Blumenlese solcher liberalen Urtheile veröffentlicht, und die „Germania" [27. August 1885] hat den Spiegel auch in der Reichshauptstadt aufgestellt. Es wäre ein wahres Verdienst, wenn diese Sammlung aus der Zeit vor unserer „politischen Civilisation" vervollständigt würde.

fassung hätte es wohl gar keinen Culturkampf gegeben." Der Redner bemerkte selbst, es werde Leute geben, die das nicht glauben wollten. Jedenfalls aber lag die Frage nahe, warum es denn nicht mit der Auflösung der katholischen Abtheilung und mit der Beseitigung des Herrn Krätzig sein Bewenden haben konnte? Warum der Krieg gegen die katholische Kirche auf der ganzen Linie, unter dem Feldgeschrei „Los von Rom", der angeblichen Begünstigung der Polen durch Herrn Krätzig folgen mußte?

Diese Episode in der Rede des Kanzlers hätte übrigens auch wegbleiben können, das Stück Culturkampf in der preußischen Polenfrage wäre doch für Jedermann sichtbar gewesen. Man haßt in den Polen nicht nur die fremde Nationalität, sondern ebenso sehr die Katholiken. Darum erscheinen neben dem polnischen Adel sogar auch deutsche Geistliche, welche die Polen pastoriren, als ein gefährliches Element. Es war in der Debatte mehrfach ein Rescript vom 26. Juli v. Js. erwähnt, wodurch angeordnet worden sei, daß bei den Ausweisungen Polen protestantischer und russisch-orthodoxer Confession verschont werden sollten. Ein polnischer Abgeordneter wollte eine solche Mittheilung von einem Oberpräsidenten mit eigenen Augen gesehen haben; der Minister erklärte die Sache für eine Mystifikation; aber thatsächlich sind solche Fälle unläugbar vorgekommen. Daß auch bei dem Antrage der „nationalen Parteien" in der preußischen Kammer die protestantische Propaganda ihre Rolle spielte, beweist nicht nur die Haltung ihrer Presse, sondern auch die Klage, welche der Cultusminister schon vor zwei Jahren im Reichstage darüber erhoben hat, daß die protestantische Bevölkerung in den polnischen Provinzen in stetem Rückgang gegenüber der katholischen begriffen sei, was sich nur dadurch erklären lasse, daß „die werbende Kraft des Polenthums zahllose Uebertritte von Evangelischen zur katholischen Religion zur Folge gehabt habe."[1]) Das war also schon die „Verschiebung der sprachlichen

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 5. September 1885 aus einem Berliner Bericht an den „Pesther Lloyd".

und confessionellen Verhältnisse," die von Berlin aus dem österreichischen Kabinet als Grund der massenhaften Polen-Ausweisungen angegeben worden ist. Und das wenigstens konnte nicht abgeläugnet werden, daß man in Wien den Wortlaut der preußischen Note in diesem Sinne verstehen konnte.

Nun soll aber dem Uebelstand gründlich abgeholfen werden. Durch eine germanisirende Colonialpolitik à la Kamerun soll, nach der Ausweisung der eingewanderten, jetzt auch die Zahl der seßhaften Polen bis zum allmähligen Verschwinden vermindert werden, „mit unnachsichtlicher Energie, auch wenn noch zwanzig Reichstags-Resolutionen kommen", wie der Reichskanzler sagte. Der bestellte und von der Mehrheit der preußischen Abgeordneten im vorhinein unterzeichnete Antrag bewilligt die für die entsprechenden Maßregeln, insbesondere auf dem Gebiete des Schulwesens und der allgemeinen Verwaltung, sowie zur Förderung der Niederlassung deutscher Landwirthe und Bauern in diesen Provinzen erforderlichen Mittel" — ungezählt und unbesehen. Es ist von einem Anlehen ad hoc zu hundert Millionen die Rede. Auch der Landtag wird also demnächst ein Ausnahmegesetz, ein finanzielles, beschließen. Die Achtung der allgemeinen staatsbürgerlichen Rechte ist eben nicht mehr „national".

Die Feder sträubt sich, auf die Erläuterung näher einzugehen, welche der Reichskanzler an den Antrag der „nationalen Parteien" geknüpft hat. Bekanntlich hat er die Frage aufgeworfen, ob „Preußen in seinem und des deutschen Reiches Interesse nicht unter Umständen in der Lage seyn könnte", gleich den ganzen polnischen Adel zu expropriiren. Für 100 Millionen Thaler, meinte er, ließe sich das machen, und die Herren könnten dann mit ihrem Geld „nach Paris oder Monaco", mit andern Worten zur Spielbank wandern. Indeß „beabsichtige die Regierung gar nicht, im jetzigen Augenblick so weit zu gehen"; er meine nur, im Publikum sollte man sich das überlegen. Für jetzt sollen nur, nach dem Antrag der „nationalen Parteien", den polnischen Negern so viel Güter als möglich abgekauft werden, um Weiße darauf an-

zusiedeln. Der Kanzler macht aber noch darauf aufmerksam, daß diese Colonisten Garantie geben müßten, „Deutsche zu bleiben, Deutsche mit deutschen Frauen, nicht mit polnischen Frauen". Als sehr zweckmäßig für den Weg der Administration bezeichnet er ferner die möglichst zahlreiche Versetzung polnischer Beamten und Soldaten in deutsche und deutscher Beamten und Soldaten in polnische Provinzen — „immer unter der Bedingung, daß diese keine Polinen heirathen". Dieser wichtige Umstand war den nationalen Antragstellern entgangen.

Doch genug von dieser neuesten Art „nationaler" Colonialpolitik und ihrem eiskalten Hohn! Es ist oft schon die Rede davon gewesen, daß sich die mitteleuropäische Entwicklung mehr und mehr zum Raçenkampfe zuspitze; und daß in Rußland die „franzosenfreundlich-polnische Politik" seit dem Jahre 1863 nicht für immer ausgeschlossen ist, hat man in Berlin erst noch vor ein paar Jahren zu bemerken geglaubt. Auch jetzt wieder sprach der Kanzler von der Möglichkeit einer Läuterung „in dem Feuer europäischer Coalitionen". Wenn aber irgend etwas geeignet ist, Oel in das Feuer des Raçenhasses zu schütten, so ist es ein solches Auftreten des Reichskanzlers. In Oesterreich sind bereits alle Blätter voll von der Rückwirkung desselben; auch die Deutschen in den russischen Ostsee-Provinzen mögen sich darüber ihre Gedanken machen. Wenn einmal der nationale Fanatismus die Schranken des christlichen Moralprincips derart durchbricht, dann ist ein friedliches Zusammenleben der Völkerraçen allerdings auf die Länge nicht möglich. In der Debatte vom 28. Nov. v. Js. über die Ausschließung der katholischen Orden von den afrikanischen Missionen hat der Kanzler gesagt: „Sogar die jesuitische Färbung wäre mir, wenn ich nur der rein deutschen nationalen Tendenz dabei sicher seyn könnte, nach meinen persönlichen Ueberzeugungen kein unübersteigliches Hinderniß". Aber man weiß jetzt, was er „national" nennt, und in diesem Sinne gibt es nicht nur keine nationalen Jesuiten, sondern auch keine nationalen Christen.

Die ganze Rede des Kanzlers vom 28. Januar war eigentlich nur die Fortsetzung der Debatte vom 1. Dec. v. Js. und das dem Reichstag damals schon angedrohte Strafgericht. Ich gehe nun zum Landtag, sagte er damals, und als er hier zum ersten Male seit 1881 wieder erschien, war es, um den preußischen Landtag gegen den deutschen Reichstag auszuspielen und in's Feld zu stellen. An die früheren Klagen über die „Friktionen" innerhalb und oberhalb des Ministeriums reihen sich nun die Anklagen wegen der „Obstruktionspolitik" der Reichstagsmehrheit. Allerdings meinte der Redner zunächst eine „Obstruktion in den Finanzquellen". Aber unter allerlei dunkeln Redewendungen sprach er doch im Allgemeinen von einer Politik, deren Advokat er „noch" nicht sei, der sich aber Preußen an der Spitze der verbündeten Regierungen schließlich zuwenden müßte, um sich von der Reichstagsmehrheit unabhängig zu stellen und ohne dieselbe sich selbst zu helfen. Was immer das für eine Politik seyn mag, jedenfalls kann es dann nicht lange mehr dauern, bis endlich alle Dinge im Reich vom Baumeister selbst von den Füßen auf den Kopf gestellt sind. Herr Windthorst sagte einige Tage später im Reichstage: „Die Freunde des Herrn von Bennigsen und alle Conservativen sind mit Einem Male Partikularisten geworden, und ich stehe hier als — Unitarier." (Große Heiterkeit!)

XXIV.

Zur Geschichte des Bisthums Bamberg.[1])

In der Einleitung zum Artikel: „Zur Geschichte der Bischöfe von Eichstätt" (Bd. 96 S. 720 dieser Blätter) sagt der Verfasser, daß nur vier bayerische Diöcesen eine Spezialgeschichte

1) Die Geschichte des Bisthums Bamberg. Nach den Quellen bearbeitet von Johann Looshorn. I. Band: Die Gründung und

haben: Augsburg von Placidus Braun, Speyer von Frz. X. Remling, Regensburg von Prof. Janner und Eichstätt von Jul. Sax. Wir freuen uns an diese vier Spezialgeschichten als fünfte die Geschichte des Bisthums Bamberg anreihen zu können, von der kürzlich der erste Band erschienen ist. Der Verfasser ist ein Bamberger Diöcesangeistlicher, der mit Liebe an seinem heimatlichen Boden hängt, der mit Begeisterung für den Gründer der Bamberger Diöcese erfüllt und der mit Eifer dem archivalischen Studium über seine Mutterdiöcese obgelegen ist.

Wie er selbst in dem Vorworte sagt, sind die benützten Archivalien wohl nahezu alle schon durch den Druck veröffentlicht, doch ließ er sich die Mühe nicht gereuen, dieselben abermals einer gründlichen Musterung zu unterziehen, das bisher richtig veröffentlichte als solches zu constatiren, Verbesserungen oder neue Funde anzureihen, wodurch das Werk erst seinen eigentlichen Werth erhält. Der Natur der Sache nach ergaben sich für diesen ersten Band drei Hauptabschnitte: 1. Die Zeit vor der Gründung des Bisthums, 2. die Gründung durch Kaiser Heinrich II. und 3. das Bisthum in der Zeit vom 1007—1102. In dem ersten Abschnitte spielt das Bisthum Würzburg, dem ja das ganze Gebiet des jetzigen Bamberger Bisthums gehörte, die Hauptrolle. Am ausführlichsten und mit vieler Liebe ist die Gründung des Bisthums durch Heinrich den Heiligen behandelt. Hier ließe sich mit dem Verfasser rechten und die Frage, ob eine so ausführliche Geschichte des Kaisers und seiner Gemahlin in eine Geschichte des Bisthums Bamberg gehöre, verdient jedenfalls eine Beantwortung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach den gründlichen Arbeiten von Giesebrecht, Siegfr. Hirsch und Harry Breßlau in den Jahrbüchern des deutschen Reichs unter Heinrich II. ein so tiefes und breites Eingehen in die Geschichte des Kaisers nicht nothwendig gewesen wäre; andererseits aber zeigt die ganze Darstellungsweise des Verfassers, daß es in seiner Absicht lag, nicht nur den Gelehrten und Geschichtskundigen eine historisch genaue Darlegung der Verhältnisse der damaligen Zeit und die Resultate der bisherigen Forschung zu

---

das erste Jahrhundert des Bisthums Bamberg. Oder: Die Heiligen Kaiser Heinrich und Kunigunda. München. P. Zipperer's Buchhandlung (M. Thoma.) 1886. (1 Taf. VIII u. 544 S.)

geben, sondern allen Bewohnern des jetzigen Diöcesanbezirkes, den Freunden der Bamberger Geschichte und namentlich dem Klerus, von dem er kaum ein so tief eindringendes Geschichtsstudium über die Geschichte des denkwürdigen Kaisers voraussetzte, eine Darstellung in die Hand zu geben, in der sich jeder eben so gut über die Person und den Charakter des Herrschers unterrichten konnte. Dieß hat der Verfasser erreicht. Hatte er ja mit seinen Vorgängern manche Streitpunkte in's Reine zu setzen. So kämpft er z. B. gegen Riezler's Urtheil über Heinrich an, der den Kaiser weder genial noch vom Glücke begünstigt, aber klug und rastlos thätig nennt, während Looshorn's Urtheil über den Herrscher zu ganz anderen Resultaten gelangt. Der Verfasser begnügt sich überhaupt nicht mit der bloßen Geschichtserzählung. Er hält mit seinem Urtheile über einzelne Personen und Thatsachen nicht zurück; er ist weit entfernt Alles gut zu heißen, was von geistlicher Seite kommt. Sein kritischer historischer Standpunkt ist nicht der diplomatische, es ist der rein sittliche, und von dem aus beurtheilt er nicht nur Heinrich und Kunigunde, sondern auch den ersten Bischof der Diöcese Eberhard I. (1007—40) und seine Nachfolger bis Ruotpert (1075—1102). So beurtheilt er den am 20. April 1075 abgesetzten Bischof Hermann I. auf's schärfste, wie er auch Bischof Ruopert als nicht an diese Stelle gehörig kennzeichnet. Nicht minder scharf ist auch seine Kritik über die weltlichen Herrscher. Einstweilen verweisen wir auf das fleißig gearbeitete Buch selbst, dem wir in den folgenden beiden Bänden, in denen es seine Fortsetzung und den Abschluß finden soll, nur eine theils durchgearbeitetere Sprache und theils eine etwas kürzere Fassung wünschen. Jedenfalls begrüßen wir mit Genugthuung, daß auch die kaiserliche Stiftung des Bisthums Bamberg und ihre weitere Entwicklung eine historische Darstellung gefunden hat, welche den Bisthumsgeschichten anderer Diöcesen würdig zur Seite steht. Da zu unserer großen Freude eben die vom Verfasser seinerzeit im Bamberger Volksblatte angeregte 700jährige Feier der Heiligsprechung des Bischofs Otto I. in Vorbereitung genommen worden ist, so wäre zu wünschen, daß der zweite Band der Bisthums-Geschichte, welche mit dem Leben des hl. Otto beginnt, rechtzeitig zu dieser Jubelfeier als Festschrift erscheine.

XXV.

Venedig und die Mönche zu St. Lazzaro.

I.

„Ecco la bella Venezia!" Mit diesem Rufe deutete mein Kutscher über die weiten, bläulich-grünen Wasser der Lagunen hin, als ich zum ersten Male vor fünfundvierzig Jahren in Mestre angekommen war. Dort drüben lag sie, die Wunderstadt, von einem leichten Nebelschleier umhüllt, die jedoch ihre vielen Thürme, Kuppeln, Kirchen und Paläste in leichten Umrissen erkennen ließ. Mein Herz schlug mächtig bei diesem Wort; staunend und schweigend sah ich über die Fluth hinüber, die ein erfrischender Ostwind kräuselte. Wohl stand ich noch in den ersten Jünglingsjahren, aber so Vieles hatte ich gelesen über diese merkwürdige, in ihrer Art einzige Republik, ihre großen Bürger, kühnen Seefahrern tapferen und glücklichen Feldherrn, klugen und scharfblickenden Staatsmänner; die ganze schicksalsvolle Geschichte dieses Inselstaats trat lebendig vor meine Seele. Zwar hatte mein Lehrer, der uns Knaben in die Weltgeschichte einzuführen sich bemühte, seine Bewohner als ein „schmutziges Krämervolk" dargestellt, aller höheren Ideen baar und nur dem Gewinne ergeben, was ich aber schon damals nicht recht begreifen konnte, da ich dabei immer an die Krämer des Gymnasialstädtchens dachte, die Zucker und Tabak viertelpfundweise verkauften, und doch schon wieder von den Dandolo's hörte und so manchen anderen Seehelden. Auch in den Lehrbüchern der Kirchen-

geschichte hatte ich später so Manches gelesen, was mich vermuthen ließ, daß die „Signoria" vom Orient her ein gutes Stück Byzantinismus mit herübergebracht hatte nach der Riva degli Schiavoni, und die Kirche ebenso eifersüchtig überwachte wie ihre Dogen. Prima siamo Veneziani, poi Cristiani — dieser Spruch mochte so ziemlich als Regierungsmaxime gelten; so lange diesem nicht entgegengetreten wurde, konnte Jeder in der Stadt des hl. Marcus unbehelligt leben, wenn er nur dabei noch die Regel befolgte: „Udi, vedi, tace, Se vuoi viver in pace."[1]) Della Serenissima Signoria non si parla, nè bene nè male[2]), war der Inbegriff aller Weisheit für die Venetianer Bürger. Der Servitenmönch Paolo Sarpi, dieser Calvinist in der Mönchskutte, wie Bossuet ihn nannte, den die Republik zu ihrem „Consultore teologico" mit einem Gehalte von 800 Ducaten ernannt hatte, den sie später verdoppelte, durfte seinem ganzen Hasse gegen Rom Luft machen, da er seine spitze Feder, in Galle getaucht, in den Dienst der Republik stellte. San Marco hatte gerade damals gegen St. Petrus sich aufgelehnt, und so war er eben zur rechten Stunde gekommen und konnte, wie ehedem der Franciskaner Wilhelm Occam zu Kaiser Ludwig dem Bayern gesprochen, zu dem Rathe der Zehn sagen: „Tu me defendis gladio, et ego te defendam calamo". Wohl hat ihn Pallavicini in seiner Geschichte des Concils von Trient nicht nur übertroffen durch den Reichthum der von ihm mitgetheilten Urkunden, ihm nicht nur in mehr als dreihundert Fällen seine Unwahrheit und Entstellungen nachgewiesen, sondern er war ihm auch durch die Eleganz der Sprache und den Adel seiner Gesinnung weit überlegen, aber Sarpi hatte die Spötter auf seiner Seite, und diese haben immer Recht, da sie keine Gründe brauchen. Luther war in dieser Weise des Kampfes vorangegangen, und

1) Höre, sehe, schweige, so hast du Friede gleich.

2) Von der durchlauchtigsten Herrschaft spricht man nicht, weder Gutes noch Böses.

Voltaire hatte ein Jahrhundert nachher sich als Meister darin bewiesen.

Ich blickte zurück in die uralte Geschichte der Stadt; ich gedachte der Hunneneinfälle, der hochlodernden Flammen von Aquileja und der reichen ehedem hier blühenden Städte, wie Altinum (das heutige Altino); ich stellte mir die Schaaren vor, die voll Angst vor der gewaltigen Gottesgeißel nach den Inseln flüchteten, um da durch Pfahlbauten in großem Verhältnisse vor den grausamen Verfolgern sich zu schützen. Ich gedachte der mehr als hundertjährigen Kämpfe mit den Türken, erinnerte mich an den Opfertod des heldenmüthigen Marc Antonio Bragadino zu Famagosta; vor meinen Augen entfaltete sich das Schauspiel des Bucintoro, auf dem der Doge mit allem Stolze und der Pracht der mächtigen Republik sein „Sposalizio" feierte, und sich als Herr des Meeres proclamirte; nur der Adel, dessen Name in das goldene Buch eingetragen war, der große Rath, welcher die erbliche Aristokratie der „Signoria" bildete, begleitete ihn, hundertachtundsechzig Ruderer, auserlesen aus den besten Männern des Arsenals, setzten die Galeere in Bewegung, und das Volk vom Glanze des Goldes geblendet und von den Fanfaren betäubt, jauchzte seinen Gebietern zu, und hatte längst vergessen, daß gerade sie es waren, durch die ihm sein mehr als fünfhundertjähriges Recht entrissen wurde, das ihm einen Antheil an der Regierung sicherte.

Daß jedoch nicht bloß der Gewinn die treibenden Kräfte bildete für die Unternehmungen dieses Volkes, daß große Ideen seine Seele bewegten, hohe Vaterlandsliebe, Religiosität und Kunstsinn, davon überzeugt uns jedes Blatt in seinen Geschichtsbüchern, jeder Stein an seinen Monumenten. Und daß ein Volk ohne große Opfer, männlichen Starkmuth und Ausdauer, rastlose Arbeit und unbeugsame Widerstandskraft von geringen Anfängen zu solcher gewaltiger Macht und weithin gebietendem Einflusse sich nicht erheben kann, mögen wir aus der Entwicklungsgeschichte aller Völker zur Genüge

entnehmen. War auch seit uralten Zeiten, seit der Besetzung der verschiedenen Inseln, welche später den Gesammtnamen Venedig trugen, die Stadt gespalten in die beiden Parteien der „Nicolotti“ und „Castellani“[1]) (jene trugen schwarzes Barett und schwarzen Gürtel, diese dagegen beide roth), so schwiegen doch alle Gegensätze, wenn das Vaterland in Gefahr war.

Nicolotti, Castellani,
Siamo tutti Veneziani

war ein bis zu diesem Jahrhundert bekanntes Wort. War es doch gerade die Verweichlichung, der entnervende Genuß, der Trieb nach Besitz ohne ernste Arbeit, die Ruhe auf den Lorbeeren der Ahnen, ohne Impulse zu Höherem und ohne weiteren Blick, was im vorigen Jahrhundert die Republik gestürzt hat. Die Dandolo, Venier, Morosini, Bragadino auf der einen, Lodovico Manin auf der andern Seite sind die Typen für dieses zweifache Venedig; dort der Kampf bis zum Siege oder Tode, hier Rathlosigkeit und verächtliche Feigheit. Und auch seinen Conflikt mit dem Papste und seine Freundschaft mit dem geriebenen Serviten können wir einigermaßen entschuldigen; waren es ja doch mehr politische Rücksichten, die hier vorwalteten, als religiöse Antipathien. Venedig blieb eine treue Tochter der Kirche, trotz so mancher Versuche von Genf her, den Calvinismus auszubreiten, trotz seiner Toleranz, die es als Handelsvolk und Herrscherin über Schismatiker und Ungläubige in ausgedehnterem Maße übte, als es in jenen Zeiten Sitte war; seine gewaltigsten, schönsten, reichsten Denkmäler, die es errichtet hat, sind seine Kirchen; Venedig ist und bleibt in der That die Stadt der schönen Kirchen. Und wer mit aufmerksamem Blicke Venedig durchschifft und durchwandert hat, mußte staunen, wenn er in den engsten Gäßchen Kirchen erblickte von der edelsten Bildung, und er konnte sich kaum der Rühr=

1) So genannt von den beiden äußersten Punkten, Castello und S. Nicolo.

ung erwehren, wenn er sah, mit welch' liebender Sorge sie rein gehalten sind und gepflegt, während fast ringsum seinem Auge nur Ruinen begegnen und die bitterste Armuth. —

II.

Ecco la bella Venezia! Nun lag es vor mir: wie ein mächtiges Schiff schien es dort drüben über der Fluth zu schwimmen, leichte Rauchwolken schwebten darüber wie glänzendes Segelwerk. Eine Barke ward gemiethet, und mit jedem Ruderschlage, der uns vom Lande entfernte, ward mir wohler. Die Reise war lange und mühselig gewesen und zuletzt hatte noch das Rufen und Lärmen der vielen Bootsleute, die heftig gestikulirend sich an mich und meine Begleiter herdrängten und unter sich schalten und stritten, was aber bald wieder mit Lachen abwechselte, unsere Geduld auf eine harte Probe gesetzt, und uns schmerzlich unsere stille Heimath vermissen lassen. Mehr und mehr ward es ruhig um uns her, kaum vernahm man den Stoß der Ruder, auch die zwei Schiffer, die uns führten, waren schweigsam geworden. Wir waren Alle bewegt und auch wehmüthigen Herzens; nun sollte uns nicht bloß die Ferne, sondern auch das Meer von dem Vaterlande trennen. Die Reise sollte ja noch weiter hinein gegen Süden gehen, und der Aufenthalt dort lange Jahre währen. Wirst du einst wohl wieder heimwärts fahren? Diese Frage mochte Mancher da bang und leise in seiner Brust hören; doch wir wollten sie nicht hören, und Einer der Genossen, wohl gesangeskundig, stimmte mit hellem Klange das Lied an: O pescator dell'onda! Wir Alle fielen ein, und sangen uns so die Beklemmung von der Brust weg. Langsam mit gemessenen Ruderschlägen schwammen wir hinüber; die Stille ringsum, als wir geendet hatten, das ruhige Gewässer, die Abendkühle nach heißem Tage und all' den Aufregungen und lautem Treiben, wie es das Reisen in Italien damals mit sich brachte, versetzten mich in eine eigenthümliche Seelenstimmung; es drang mir bis ins Herz hinein und brachte Friede und Zuversicht. Immer größer,

immer deutlicher stieg nun die Stadt vor uns auf, in stiller ruhiger Majestät tauchte sie aus dem Meere empor und schien uns entgegen zu kommen; die Sonne, die uns zur Rechten stand, neigte zum Untergange und warf ein Purpurroth darüber hin, die Kuppeln von S. Marco und S. Maria della Salute flammten auf im lichten Schein und der Streif, den unsere Gondel in den Wogen zog, glitzerte in buntem Farbenspiel. Das war ein Eindruck, so mächtig und tief, wie ich ihn später nie mehr empfand. Ganz natürlich; wie sollte es auch anders seyn bei einem jungen Menschen, der immer nur in den engen Verhältnissen eines kleinen deutschen Städtchens gelebt hat, und nun diese Zauberstadt vor sich sieht, und mit ihr die großen Jahrhunderte ihrer Geschichte, wo ihm nur Monumente entgegen treten, wie sie die Welt zum zweiten Male nicht hat!

Ich habe seitdem oftmals Venedig wieder gesehen. Vieles hat sich geändert, die Stadt selbst, die nun durch den Bau der Brücke, die sie mit dem Festlande verbindet, zur Halbinsel geworden ist, und wohl auch der Blick des Beschauers. Gib dem Greisen das Auge des Jünglings, und er wird wieder sehen, wie ein Jüngling, hat schon Aristoteles gesagt. Aber immer und immer war der Eindruck ein überwältigender, und wir lernen verstehen die Worte, mit denen der berühmte Latinist Sannazaro Venedig verherrlicht hat.

Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toto ponere jura mari,
Hinc mihi Tarpejas, quantumvis Jupiter arces
Objice et illa mihi moenia Martis, ait,
Si Pelago Tiberim praefers, urbem aspice utramque,
Illam homines dices, hanc posuisse Deum.

Als in Adria's Fluth Neptun erblickte Venedig
Stehen auf sicherem Grunde mächtig gebietend dem Meer,
„Wenn Du auch", sprach er, „Jupiter, die Tarpejischen Burgen
Stellest vor Augen mir jetzt und jene Mauern des Mars,
Und die Tiber dem Meer vorziehst, blick' an beide Städte,
Jene ist menschliches Werk, diese erbaute ein Gott."

Die Humanisten jener Zeit haben den Mächtigen des Tages viel geschmeichelt; wenn wir es Einem verzeihen dürfen, so ist es Sannazaro, denn er hat seine Muse in den Dienst des Größten gestellt, was es auf Erden nach Rom gibt. Die stolze Republik hat ihn auch nicht unbelohnt gelassen; für jeden seiner Verse soll der Dichter hundert Ducaten erhalten haben; und ihm wurde zugleich die Ehre zu Theil, daß sein Bild, von Titian gemalt, im Saal des Großen Rathes eine Stätte fand.

Noch erinnere ich mich des tiefen Eindruckes, den damals die Worte auf mich machten, die in großen goldenen Buchstaben am Fries eines Palastes angebracht waren: Non nobis domine, non nobis, sed nomini Tuo da gloriam. So oft ich auch später wieder nach Venedig kam, suchte ich ihn wieder auf. Es bildet einen eigenthümlichen Gegensatz, dieses Wort und der Anblick von Verlassenheit und Verödung, den er jetzt darbietet; es war mir wie eine mächtige Erinnerung an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe, es brauchte keiner Worte und keiner Inschrift mehr, um uns an ein anderes Wort zu erinnern: Sic transit gloria mundi! Der Palast selbst rief es uns mit lauter Stimme zu. Mitten in ihrer Größe, in vollem Machtgefühl hatten die guten Venetianer doch nicht vergessen, Gott die Ehre zu geben. Es mag seyn, daß selbst in diesem Bekenntnisse ihrer Demuth sich das Bewußtseyn geltend macht, etwas zu seyn in der Welt und unter den sie bewundernden und beneidenden Nationen; aber es war doch ein Tribut, den sie ungescheut Gott zollten, dem sie ihre Größe verdanken wollten, und nicht der Tapferkeit ihrer Seehelden und Kriegsleute, noch der Klugheit ihrer Gesandten an den Fürstenhöfen, aus deren in neuerer Zeit bekannt gewordenen Berichten wir erkennen, daß sie in der Kunst der Diplomatie, in Scharfblick und feiner Beobachtungsgabe allen anderen Völkern vorangegangen sind, und sie weit übertroffen haben.

Es ist ein gemischtes Gefühl, das der Ankömmling empfindet,

wenn er zum ersten Male durch den canal grande nach dem Markusplatze fährt; die historische Größe wirkt mächtig auf ihn ein, gerade darum bildet aber auch der Verfall in der Gegenwart einen desto schneidenderen Gegensatz. Schon die schwarzen Gondeln mit ihrer gleichfalls schwarzen Decke über der kleinen Cajüte, die still durch die Wasser gleiten, der eintönige Ruf ihrer Führer, wenn sie in einen Seitenkanal einbiegen, der in den stillen Wassergäßchen wiederhallt, hat etwas Fremdartiges und Melancholisches. Doch dem läßt sich noch so mancher Reiz abgewinnen; das Alles ist uns nicht neu, aus den vielen Beschreibungen und Poesien aus und über die Lagunenstadt ist es uns längst bekannt, und fast kommen wir in Versuchung unsern Gondoliere aufzufordern, eine Strophe aus Tasso zu singen. Freilich würden wir uns da augenblicklich enttäuscht sehen, die Gondoliere kennen Tasso nicht mehr, sie kennen nur noch ihr Elend, von dem sie uns den ganzen Weg entlang erzählen und von dem Unglück ihrer einst so reichen „Venessia“. Wenden wir nun aber unsere Augen zur Rechten und Linken, die Reihen der Paläste hinauf und hinab, welch' ein Anblick! An den einst glänzenden, nicht selten im edelsten Geschmacke aufgeführten Prachtbauten sind die Fenster mit Brettern verschalt, die goldene Krone über dem schönen Portale ist halb zerbrochen und ihre Zinken sind herabgefallen, aus den Mezzaninen flattert im Winde die zerrissene Wäsche der dort wohnenden armen Familien, die sie zum Trocknen da aufgehängt haben, Moos und allerlei Kraut hat sich an den Stufen angesetzt und die Feuchtigkeit hat bis hoch hinauf den Mauern ein grünlich-graues Aussehen gegeben; man erkennt es deutlich, die Besitzer dieses Hauses haben nicht mehr die Mittel, sie in baulichem Zustande zu erhalten. Gehen wir aber erst in die entlegeneren Stadttheile, in die Gegend beim Giardino pubblico, da wird der Anblick des Ruines geradezu beängstigend; so viele äußerst dürftig gekleidete Frauen, ein dünnes abgetragenes Tuch, das sie über Schulter und Kopf geworfen haben, schützt sie

nur wenig vor der feuchten Kälte eines Wintertages; an ihren Füßen haben sie zoccoli, Sandalen von Holz, um das Schuhwerk zu sparen, fast Alle sind früh gealtert und auf ihrem Angesicht liegen die Spuren von vielem Hunger, den sie schon in ihrem Leben gelitten haben; fast ein Drittheil der Bevölkerung besteht aus Armen und Solchen, welche die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehmen. Aber wie viele verschämt Arme mag es da nicht geben? Du kniest in einer Kirche, neben dir ein Mann, gut gekleidet, oder eine Frau, die den besser stehenden Kreisen anzugehören scheint; mit einem Male stößt sie dich leise, und streckt ihre Hand aus; sie braucht kein Wort zu reden, diese abgemagerte blasse Hand, diese durchfurchten Wangen erzählen genug.

Der Deutsche, der im Spätsommer eine Vergnügungsreise nach Venedig macht, und einige Tage hier zubringt, lernt das eigentliche Venedig doch nicht kennen. Wenn in der lauen Sommernacht der Marcusplatz in tageheller Beleuchtung strahlt, auf seinen breiten Marmorquadern und unter den Arkaden der Procuratien eine lebensfrohe Menge sich drängt, von der die Einen den rauschenden Klängen der Musik zuhören, Andere in den eleganten Café's ihr Sorbetto schlürfen, wieder Andere alle die Kostbarkeiten betrachten, welche an den Schaufenstern der Gold- und Juwelierläden ausgelegt sind und im Lichte der vielen Gasflammen ihren Glanz entfalten und die Diamanten in allen ihren Farben blitzen, da fühlt er sich wie berauscht von dieser zauberischen Pracht, der ganze Platz erscheint vor ihm, wie der reichste Prunksaal der Welt, Alles dünkt ihm nur Lust und Genuß zu athmen, und sinnend mag da Mancher die Hand an die Stirne legen und sich fragen: Ist es denn nur ein Traum oder Wirklichkeit? Wenn wir dann von dem Mittelpunkt uns entfernen und an S. Marco und dem Dogenpalast vorüber nach der stillen Piazzetta gehen, wenn wir da hinausblicken über die Lagune hin, über die der Mond sein ruhiges Licht ausgießt, wo die Standbilder des geflügelten Löwen und

des Ritters Georg von ihren uralten Säulen zu uns niederblicken, der Thurm des St. Marcus stolz und kühn zu dem dunklen Nachthimmel hinaufstrebt und die edlen Linien der von Sansovino erbauten Bibliothek, der Basilica und des Dogenpalastes in diesem magischen, Alles in ein sanftes Blau hüllenden Lichte rein und übersichtlich hervortreten, ja da mag man stehen und sehen und auch phantasiren, hier wo Alles so überwältigend auf unsere Phantasie einwirkt, bis tief in die Nacht hinein und kann sich nicht satt sehen. Aber nun komme Einer hierher an einem kalten, nebeligen Decembertage. Der Zauber ist gelöst, die harte Prosa tritt an uns heran. Alles steht noch da, wie damals, als wir es in den Zaubernächten unseres ersten Aufenthaltes hier gesehen, Alles noch, die St. Marcuskirche, Dogenpalast, Sansovino's Prachtbau und die unübertrefflich schönen alten Procuratien, so einfach und so groß; ja, wem ein offenes Auge dafür gegeben ist, der wird gerade in dieser durch den Nebel gedämpften Beleuchtung, wo keine grellen Lichter und tiefe Schatten das Gesammtbild weniger vollständig auf uns wirken lassen, erst recht die Reinheit der Formen, diese wahrhaft vornehme Pracht der Bogen und Säulen bewundern können. Aber der Marcusplatz mit seinen Palästen ist jetzt nicht mehr ein Festsaal voll genußfroher Menschen, sondern nur noch ein Monument aus alter Zeit, eine Erinnerung an vergangene Herrlichkeit. Der Künstler, der in den Gallerien die Meisterwerke der Venetianer-Schule studirt, der Geschichtsforscher, der seine Tage in der Bibliothek von S. Marco zubringt, die von zwei Geistlichen, F. Petrarca und Cardinal Bessarion begründet wurde, der Mann von tieferer Bildung überhaupt wird auch jetzt nicht weniger gern da weilen, ja vielleicht noch lieber, weil ihn nichts in seinen Betrachtungen stört; aber was die große Masse der Reisenden da suchte und sah, ist nicht mehr da. Was sich auf dem Platze bewegte, unter den Procuratien ging und saß, das waren eben meistentheils Fremde; sind sie fortgegangen, dann wird es stiller

hier und leerer, wie in einem Badeorte, ist die Saison vorüber. Nur die Straßenverkäufer bleiben und die Bettler und Bettlerinen, die unter verschiedenen Namen ihr Handwerk treiben, und auch die Café's sind ziemlich leer, wiewohl gar mancher Venetianer den ganzen Abend bei einer Schale „nero“ da zubringt.

III.

Oftmals seit jenen Tagen, da ich zum ersten Male Venedig sah, hat mich mein Weg nach dem Süden wieder dorthin geführt. Das erste Mal wieder nach den Stürmen des Jahres 1848—49. Die zwei Stunden lange Brücke, welche die Oesterreicher über die Lagune geschlagen, mag als ein Meisterwerk im Brückenbau mit Recht gerühmt werden; aber sie hat die Stadt eines ihrer schönsten Reize beraubt. Dieses feierliche Emporschweben aus dem Meere gleich einer Atlantis, wie wir es damals sahen, dieses allmälige und immer klarer werdende Hervortreten der Umrisse der schönen Stadt, wobei mehr und mehr die einzelnen Theile von dem großen Ganzen sich lösten und auseinandertretend deutlich sichtbar wurden, war so überraschend, so erhaben, so einzigartig, wie es zum zweiten Male in der Welt nicht gefunden wurde. Nun führt der Bahnzug in raschem Laufe den Fremden in die Stadt hinein. Er sieht sie nicht eher bis er an der Station angekommen ist. Will er aber doch einen Gesammteindruck gewinnen, so mag er den Glockenthurm besteigen, wo sich ihm, besonders bei einem klaren Sonnenuntergange, ein entzückendes Schauspiel bietet. Da liegt die Stadt vor ihm, die, wie Alfieri sagt:

Sol se stessa, e null' altra somiglia. 1)

auf einhundertundzwanzig Inseln gebaut, von fünfundzwanzig kleineren in engerem oder weiterem Kreise umgeben,

1) Nur sich allein und keiner andern gleicht.

in einer Ausdehnung von drei Stunden; unser Auge verfolgt die lange Kette von Inseln und Dünen, welche die Stadt gegen das Meer schützen, blickt hinüber nach den schöngeformten Euganeischen Hügeln im Westen und den Ausläufern der Alpen im Osten, überschaut zu seinen Füßen die hundert Thürme und Kuppeln der Kirchen, die aus dem Gewirre der Häuser, Canäle und Sträßchen sich erheben.

Allein auch jetzt, trotzdem daß die Lagunenkönigin nicht mehr auf einer Insel thront, bleibt Venedig ein Einziges in der Welt, was uns immer mit neuem Zauber zu sich hinzieht, wo wir immer und immer wieder gerne weilen. Wer könnte sich denn auch da müde sehen? Auch muthet es uns so eigenthümlich an, wenn wir wieder nach jenen Orten zurückkehren, wo wir einst in den Tagen unserer Jugend gewesen, die für die Geschicke unseres späteren Lebens, die Entwicklung unseres Geistes, die Bildung unseres Charakters bedeutungsvoll geworden sind. Es ist uns dann, als ob jene Zeiten wiederkehrten mit all' dem Erhebenden und Beglückenden, was wir dort empfanden, als ob jene großen Gedanken, starken Gefühle, jene jugendkräftige, gehobene Stimmung über solchen Räumen schwebten; oft mögen wir wohl uns da täuschen, aber lauter Täuschung ist es doch nicht. Wie die Weise eines Liedes, der Klang einer Glocke uns zuweilen mächtig ergreift, weil sie uns an die Heimath erinnern und an die Tage unserer ersten Jugend, so rufen solche Orte in weit höherem Maße tausend Erinnerungen in uns wach.

So fand ich denn auch bei meinem zweiten Besuche in Venedig Manches anders geworden. Das Jahr 1848—49 lag dazwischen, Venedig war wieder, wenngleich nur auf kurze Zeit, Republik gewesen, unter ihrem Haupte Daniele Manin. Sonderbares Zusammentreffen! Er trug denselben Namen, wie der letzte Doge, unter dem Venedig eine Beute des corsischen Eroberers geworden war. Allerdings war dieser neue Freistaat ein ganz anderer, als die alte aristokratische Republik; und so war auch der Name dieses neuen Dogen

nicht in dem goldenen Buche eingetragen; er stammte nicht aus altem edlen Geschlecht, sondern war jüdischer Abkunft. Aber durch Eines hatte er doch sich selbst geadelt, durch den heldenmüthigen Widerstand, den die Stadt gegen die belagernden Oesterreicher leistete. Es war in der That ein Riesenkampf, und hüben und drüben wurde mit äußerster Zähigkeit und hoher Tapferkeit gestritten. Gerade Oesterreich war es, das die durch ihre Lage schon feste Stadt mittels Bastionen und weit vorgeschobener Forts noch fester, fast uneinnehmbar gemacht hatte. Für Venedig war die Belagerung eine schreckensvolle Zeit; aber auch von den Belagerern hielt der Tod eine furchtbare Ernte, mehr als zwanzigtausend Mann fielen ihr zum Opfer, durch Kugeln und Fieber hinweggerafft, und ihre Gebeine modern in den sumpfigen Niederungen von Mestre bis hin nach Padua und Treviso. Erst als nach langen erbitterten Kämpfen das starke Fort Marghera, der Brückenkopf, gefallen war, und die Bomben auf den Marcusplatz fielen, war Venedigs Schicksal entschieden; die Bevölkerung war durch Hunger und Seuchen der Verzweiflung nahe, und der Donner der Geschütze, deren Kugeln mit furchtbarem Widerhall in den engen hohen Gassen und Canälen barsten, ward übertönt von dem Jammerruf der Unglücklichen. Venedig mußte fallen.

Jetzt ward es wieder still, noch stiller in der stillen Stadt, als je zuvor. Aber es war eine unheimliche Stille. Die Italiener belegten die Café's, die von österreichischen Offizieren besucht wurden, mit dem Bann, und vermieden so viel als möglich den Umgang mit den „barbari Tedeschi"; der Haß wurde mit gleichem Haß vergolten, namentlich von Seite der Frauen. Bei den abendlichen Concerten auf dem Marcusplatze, wobei die österreichischen Regimentsmusiken spielten, sah man kaum einen Italiener aus den gebildeteren Ständen, noch weniger Italienerinen; nur Leute aus dem Volke und Fremde fanden sich ein; weit von da, in abgelegenen Stadttheilen, machten jene ihre Abendspaziergänge.

„So kann es nicht fortgehen," sagte ich damals zu meinem Begleiter. „Warum nicht?" entgegnete dieser; „alle Straßen und Plätze sind neuerdings durch Brücken verbunden, so daß die Truppen jeden Augenblick zusammengezogen werden können, alle Dispositionen sind längst getroffen, in einer Stunde ist die gesammte Besatzung aufgestellt und ganz Venedig starrt von Waffen, um jeden Versuch zum Aufstand zum zweiten Male blutig niederzuschlagen." „Gerade deßwegen kann es so nicht fortgehen." Einmal sah ich eine Abtheilung Kroaten auf dem Rückweg von ihren Uebungen mit klingendem Spiel daherziehen; da fiel mir ein wohlgekleideter Mann auf, der unter seiner Thüre stehend die Soldaten vorbeimarschiren sah; den Ausdruck von verhaltener Wuth und Verachtung in seinem Gesicht habe ich lange nicht vergessen können. „Jetzt können wir uns nicht regen," sagte mir Einer, „denn wir sind ja nur „come una mosca contro un elefante;" aber" — dann schwieg er.

Man muß auch hier billig urtheilen. Oesterreich wahrte sein gutes, verbrieftes Recht, seine Regierung hatte viele Wunden geheilt, welche die französische Occupation geschlagen, und das österreichische Heer that seine Pflicht; auch die Zwanzigtausend, die vor Venedig gefallen, haben sich für eine große Idee geopfert, die der Treue, die sie ihrem Kriegsherrn geschworen, und sie verdienen unsere wärmste Sympathie. Aber man kann gut deutsch und auch gut österreichisch seyn, ohne dabei zu vergessen, daß doch Italien im Ganzen und Großen ein Land uralter Cultur ist, was sich selbst bei den Männern aus den niedersten Classen alsbald kund gibt; ein lebhaftes Ehrgefühl, reger Sinn für das Schöne, eine gewisse angeborene Sitte und leichte Umgangsformen zeichnen den Italiener zu seinem Vortheile aus, und bei seiner bekannten Mäßigkeit und Nüchternheit wird er in seiner Heiterkeit nie roh und brutal. Daß er sich dem Kroaten gegenüber, den er wie alle übrigen Völker der Monarchie mit dem Gesammtbegriff „Tedeschi" bezeichnete, in vielfacher Beziehung überlegen fühlte,

dürfen wir ihm daher leicht zu gut halten. Alle betrachtete er als Barbaren, und voll Entsetzen flüsterten die Frauen sich die Kunde zu, daß diese neu angekommenen Truppen mit ihrer harten, unmöglich zu verstehenden Sprache mit bestem Appetit Talglichter verspeisten und nicht übel Lust hätten, die kleinen Kinder an ihren Bajonetten zu spießen!

IV.

Das Jahr 1866 kam; die Italiener, zu Land und zur See geschlagen, mußten den Rückzug antreten; aber Preußen eroberte für sie bei Königgräz Venetien. Nun fiel der Trauerflor, welcher bei allen Verbrüderungsfesten der Italiener die venetianische Fahne bisher umhüllt hatte; Reden über Reden wurden gehalten, und mit einem uns Deutsche anwidernden und völlig ungenießbaren Bombast ward die künftige Größe des Vaterlandes zu den Sternen gehoben, das nun, von den Fesseln Austria's frei, sich wieder aufschwingen werde zu seinem früheren Glanze. Sie hatten eben vergessen, daß gerade Oesterreich es war, das Venedig aus tiefem Verfalle wieder hob, und mit jedem Jahre große Summen Geldes unter die Bevölkerung brachte. Bei dem „studium immane loquendi" dieser Sorte von Politikern ist dieß eine der verhängnißvollsten Verirrungen und einer der beliebtesten Gemeinplätze Aller, die als ächte Patrioten gelten wollen, daß sie die Gegenwart und die Jahrhunderte, die hinter uns liegen, gar nicht zu kennen scheinen, und mit einem salto mortale bei Cola di Rienzo, Arnold von Brescia, ja noch weiter zurück in der Vorzeit bei Brutus und dem Römischen Senat anlangen, gerade als wäre seitdem gar nichts geschehen, und hätte die ganze übrige Welt geschlafen. Schon Friedrich der Rothbart hatte ihnen einst die rechte Antwort darauf gegeben, als die Abgesandten von Rom zur Zeit Arnoldo's 1155 in sein Lager kamen, und ein gleiches Possenspiel vor ihm auf-

zuführen gedachten, und viel von der Macht und Würde des „Senatus Populusque Romanus“ sprachen.[1])

Wenn nun derartige Rodomontaden uns widerlich und verächtlich sind, so erfreut uns desto mehr der historische Sinn, der mit Trauer um das Verlorene gemischte Stolz des ächten Venetianers bis zum armen Gondoliere herab auf die Vergangenheit seiner Stadt, deren Flotten einst die Meere beherrschten und die den Welthandel in ihrem Hafen concentrirt hatte.[2]) Da sind keine klingenden Phrasen voll kindischer Selbstüberschätzung, wohl aber erkennen wir noch das immer lebendige Bewußtseyn, Bürger eines Gemeinwesens zu seyn, dessen Geschicke erfüllt sind, das aber heute noch Gegenstand der Bewunderung für den Geschichtsforscher ist.

Eines Abends saß ich im Giardino pubblico im Kreise solcher Bürger; mit freudigem Danke nahmen sie das Interesse wahr, das ich für ihre Stadt und Geschichte an den Tag legte. Es war ihnen sichtlich ein Vergnügen, auf alle meine Fragen zu antworten, höflich und zuvorkommend erzählten sie von den großen Ereignissen der Vergangenheit,

1) Otto von Freising, der Oheim Barbarossa's, hat uns dessen Antwort aufbewahrt. „Der Kaiser, mit Recht über eine so hochtrabende anspruchsvolle Rede erzürnt, unterbrach den langathmigen, periodenreichen Redeschwall und sagte: Willst du wissen, wo der alte Ruhm Roms, der würdevolle Ernst des Senats, die tapfere Zucht der Ritterschaft, die Taktik des Lagers und der unbezwingliche Schlachtenmuth geblieben ist? Bei uns Deutschen ist jetzt alles dieß zu finden, auf uns ging alles dieß mit dem Reiche über. Bei uns sind deine Consuln, bei uns dein Senat, bei uns deine Legionen. Die Weisheit der Franken und das Schwert der Ritterschaft haben dich erhalten . . . Nicht einmal von den weichlichen Griechen vermochtest du dich durch eigene Kraft zu befreien“ u. s. f.

2) Nach dem Gesetz mußten alle zum Export auch aus weit entfernten Ländern bestimmten Waaren zuerst in Venedig magazinirt werden; erst von hier wurden sie wieder ausgeführt. Daher der Reichthum der Stadt.

nannten sie die Namen der berühmten Seehelden, und als ich nach dem Namen des letzten Dogen frug, der die Republik an Napoleon I. ausgeliefert hatte, antwortete augenblicklich ein dabeistehender Knabe, der unseren Gesprächen aufmerksam gefolgt war: „Manin, Sior“.

An diesem Abend machte ich eine Fahrt vom Lido hinüber nach Santa Maria della Salute. Bereits neigte die Sonne zum Untergange, die Stimmen von der Riva degli Schiavoni her waren verhallt, es herrschte eine große feierliche Stille; ein lichter Streif bezeichnete die Spur des Weges, den unsere Gondel in der ruhigen Lagune gemacht hatte. Da läutete es Ave Maria; von allen Richtungen her, von San Giorgio Maggiore, von der Giudecca und allen Inseln ringsum wurden die Glocken laut; es war ein Wogen und Wallen von Klängen wie vom Himmel herab und aus den Fluthen herauf, und die manigfaltigen Stimmen schmolzen zusammen zu einem mächtigen Strome von Tönen, in dem unsere Gondel schwamm. Der Gondoliere, ein greiser Mann, nahm sein Käppchen vom Haupte und betete; ich war tief bewegt. Noch glänzte die Kuppel der schönen Kirche della Salute im letzten Abendstrahl, dann sank die Nacht herab, und der Mond, rein und klar am Himmel stehend, warf ein weißes zitterndes Licht über die Wellen hin. Der leise Ruderschlag störte nicht den großen Frieden dieser Dämmerstunde. Sie ward mir das Bild eines unendlich Höheren, über uns die unvergänglichen Sterne, hier unten ringsum Ruinen, Gräber, Tod; das ist unser Leben, alles Menschenleben.

Als ich die hohe Marmortreppe zur Kirche hinaufstieg, die einst zum Dank für Abwehr der Pest die Stadt gebaut hatte, fand ich die Thüre offen und das Innere erleuchtet; eben hatte die Andacht begonnen, und vieles Volk war versammelt. Sie sangen eine Litanei, mit gedämpfter Stimme, halb Rede, halb Gesang, wie es vielfach in Italien Sitte ist; eben folgte ein Lied mit dem bei jeder Strophe wiederkehrenden Schlusse: Madre, madre, madre di noi pietà!

Dreimal riefen sie zur Mutter Gottes um Erbarmen, immer höher, immer stärker, immer flehender wurden ihre Stimmen beim Worte „madre", als wollten sie in's Innerste ihres Herzens dringen. Ich blickte hinauf zu der Marmorstatue der flehenden Venezia über dem Altare, die zur allerseligsten Jungfrau mit aufgehobenen Armen um Hülfe ruft; im Halbdunkel trat das schöne Bild wie eine Verklärung heraus, und von einzelnen Strahlen der Kerzen bald mehr bald weniger beleuchtet, erschien es wie lebendig und bewegt. — Das ist die Signatur von Venedig, wie es da liegt im Gebete und um Hülfe fleht in seiner großen Noth, seiner leiblichen und geistlichen Noth. Wer zum ersten Male nach Venedig kommt, der mag, weil er es wünscht, an ein Wiederaufleben der Blüthe dieser Stadt glauben, wenn er das mehr laute als rege Leben unter den Procuratien sieht und die Händler mit allen möglichen nützlichen und überflüssigen Dingen, die sich ihm da aufdrängen und mit großer Zungenfertigkeit ihre Waaren anpreisen; auch kann er hie und da noch einen Griechen in der Fustanella sehen oder einen Alttürken, der unbekümmert um die Menge seinen Tschibuk raucht; doch wer längere Zeit in Italien gelebt und wiederholt in Venedig sich aufgehalten, dem wird dieser bunte Vorhang mehr und mehr durchsichtig, und er gelangt bald zur Erkenntniß der wahren Lage der Stadt, die ihr großes Elend dem schärferen Auge nur schwer verbergen kann. Diese wohlgekleideten, lebensfrohen Menschen, welche die Bazars füllen und in den Arkaden wandeln, sind meistens Fremde; die Stadt, die vordem unermeßliche Reichthümer besaß, lebt jetzt zum großen Theile von den Silberlire, die ihr Engländer, Deutsche, Franzosen und reiche Amerikaner bringen, Völker, von denen die Meisten ihrer Bewohner zur Zeit ihrer Größe kaum mehr als den Namen gekannt hatten. Und wenn wir diese Handelsleute näher ansehen, von den Verkäufern kostbaren Schmuckes in Gold, Mosaik und Glasfluß an, bis zu den schmutzigen, zerlumpten Knaben, die Seemuscheln und Schwefel-

hölzchen und allerlei Tand anbieten, da erfüllt es uns mit Trauer, wenn wir diese als die Epigonen jener Kaufherrn ansehen sollen, die Königreiche eroberten und denen dreitausenddreihundert Schiffe mit sechsunddreißigtausend Matrosen zu Gebote standen, die nach sechs Richtungen hin ihre Absatzquellen hatten, nach dem schwarzen Meere für Rußland und Asien, nach Constantinopel für Griechenland und die Türkei, nach Jaffa für Kleinasien und Armenien, nach Alexandrien für Aegypten, nach den afrikanischen Küsten und Spanien, nach Antwerpen, Flandern und England.

Um mit einem Blicke den Verfall der Stadt zu sehen, bedarf es nur eines Ganges nach dem Arsenal. Bei seinem Anblicke denken wir unwillkürlich an das rege Leben, das einst hier geherrscht hat, das uns der Dichter der „Göttlichen Komödie", der es selbst gesehen, so anschaulich beschreibt. Seine Phantasie kannte kein besseres Bild, um die rastlose Geschäftigkeit der bösen Geister in der Hölle zu schildern, als das der sechzehntausend Arbeiter in der größten Schiffswerfte der Welt.

Quale nell' Arzanà de' Veneziani
    Bolle l'inverno la tenace pece
    A rimpalmar li lor legni non sani,
Che navicar non ponno, e in quella vece
    Chi fa suo legno nuovo, e chi ristoppa
    Le coste a quel che più viaggi fece.
Chi ribatte da proda e chi da poppa.
    Altri fa remi, ed altri volge sarte:
    Chi terzeruolo ed artimon rintoppa. [1])

Wie in dem Arsenal der Venetianer
    Im Winter kocht der zähe Theer, mit welchem
    Die leck gewordʼnen Schiffe sie kalfatern;
Denn nicht ist's Zeit zur Schiffahrt, und statt dessen
    Baut der sein neues Fahrzeug, jener stopfet
    Die Rippen dem, das öfter schon in See stach,

1) Infern. XXI. 7.

Der hämmert vorn am Schiff und jener hinten,
Der schnitzet Ruder zu, der windet Taue,
Der flickt am Besan-, der am Bugspriet-Segel.

Auch hier ist es öde geworden; die noch beschäftigten Arbeiter verlieren sich in den weiten Räumen eines Arsenales, das das erste war in Europa und das größte, von wo die Schiffbaukunst ausging bis nach Petersburg und dem Schwarzen Meere, das für Engländer, Schweden und andere Völker eine Schule war in dieser Kunst. Aber auch hier empfinden wir Ehrfurcht vor dem hohen Sinn der Venetianer; die Löwen, welche den Eingang bewachen, darunter jener aus Porphyr mit der räthselhaften, wahrscheinlich altnordischen Inschrift, der einst im Piräus stand, beweisen offenkundig, daß es ihnen nicht genügte, Reichthümer zu sammeln und die Völker des Orients sich tributpflichtig zu machen, sondern daß sie auch die Denkmäler der Kunst zu würdigen wußten. Es war gewiß ein edler Stolz, der sie trieb, als sie die vier Rosse über dem Portale von St. Marcus zum Schmucke dieser Kirche aus Constantinopel brachten. „Magni nominis umbra", das wäre jetzt die entsprechende Inschrift über dem Hauptthore des Arsenals. Wohl steht S. Marco noch in all seiner ganzen Größe und verwirrenden Pracht; aber es sieht nicht mehr den Dogen einziehen durch seine Marmorthore im weiten, schleppenden Gewande, mit Hermelin verbrämt, das „corno" auf dem Haupte, mit ihm der glänzende Zug der ältesten, berühmtesten, reichsten Aristokratie. Fast nur armes Volk kniet auf dem kunstvollen Mosaikboden, schaulustige Fremde, den Murray oder Bädeker in der Hand, gehen mit Operngucker ab und zu; der Fußboden ist theilweise eingesunken, als wollte er mahnen an ein unheilvolles Geschick, das über die Basilica und die ganze Stadt dereinst kommen wird. Und den zwei Vulkanen, welche mit ihrem Hammer an die Glocke des Uhrthurmes anschlagen, wird es kaum mehr gegeben sein, eine glückliche Stunde für die Zukunft zu verkünden.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach! zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen,
Aus jenen Hüllen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Aeonen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurück bewegen;
Oed' ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!
Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Riesentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

(Fortsetzung folgt.)

XXVI.

Die Reformation und die bildende Kunst.

I. Reformation und Kunstgeschichte.

Jedes Kunstwerk ist uns ein Spiegel, der uns den Culturzustand seines Urhebers, seiner Zeit und seines Volkes im vollsten und klarsten Bilde zeigt. Der Künstler schöpft sein Werk aus dem Quell seines ureigenen Wesens, denn „es malt am Ende doch immer jeder sich selbst und was seines Geistes ist; was der Mensch nicht in sich trägt, kann der Künstler nicht von sich geben."[1]) Der Künstler selbst aber

[1]) Eye, Leben und Wirken Albrecht Dürers S. 38 u. 56.

wurzelt in der ganzen Denk= und Gefühlsweise seiner Zeit und seines Volkes. Deßhalb „gibt es keine Dokumente, welche inhaltsreicher und zuverlässiger wären, als die Kunstwerke.“[1])

Besonders eng ist die Kunst verwandt mit der Religion, diesem innersten und mächtigsten Faktor des menschlichen Daseyns, der alle Lebensverhältnisse beherrscht und durchdringt. Dem religiösen Drange verdankt die Kunst ihr Entstehen, die Religion gibt ihr Nahrung und Gedeihen; die Tiefe und der Reichthum der religiösen Wahrheiten und Ideen bietet ihr Stoffe von erhabenster Weihe und höchster künstlerischer Darstellbarkeit, und wie die Verschiedenheit der Kunst bei den einzelnen Völkern wesentlich bedingt ist durch die Verschiedenheit ihrer Religion, so ist auch das Schicksal der Künste an demselben Orte, ihr Aufgehen, Gedeihen, Blühen und Verblühen zumeist mit den religiösen Verhältnissen eines Volkes und eines Landes verknüpft. Wo die Völker aufrichtigen Sinnes in Frieden Gott dienen, da ist fetter Boden für die Kunst, da findet sich Zeit und Lust, Anregung und Kraft zu künstlerischem Schaffen; wo die Religion streitet oder leidet, da wird auch die Kunst bald unter dem Kreuze gehen. Das Steigen und Fallen des kirchlich=religiösen Lebens und Strebens, wie es die Kirchengeschichte darstellt, spiegelt sich ab in der Kunstgeschichte: dieß soll sich uns bestätigen an einem einzelnen Falle, an dem Verhältniß der Reformation zur bildenden Kunst.

Je mehr die junge Kirche in den ersten christlichen Jahrhunderten Freiheit und Kraft gewann, um so freudiger entwickelte sich die Kunst unter ihrem Schutze und in ihrem Dienste. Mit der Festbegründung der christlichen Religion in den deutschen Gauen beginnt auch der Entwicklungsgang der deutschen Kunst.

Im Mittelalter war „die Kirche die Schatzmeisterin des

---

1) Woltmann, die deutsche Kunst und die Reformation S. 8, vgl. Riegel, Grundriß der bildenden Künste. S. 32.

gesammten Culturkapitals."[1]) „In nie wieder dagewesener Weise hat sie das geistliche Leben der Völker beherrscht; allein von ihr empfing die Wissenschaft und die Kunst ihren Inhalt und Geist, Pflege und Recht."[2]) Alle die herrlichen Dome, angefüllt mit den Wunderwerken der Plastik, auf's reichste geschmückt an Wänden und Altären von der Kunst der Farbe, sie sind Erzeugnisse und Zeugen der Kraft, aber vor allem der religiösen Kraft des deutschen Mittelalters.

Mit dem beginnenden sechszehnten Jahrhundert war unsere deutsche Kunst daran, die Stufe der Vollendung zu ersteigen, aber sie hat eine volle Blüthe nicht gezeitigt: jäh gebrochen ist ihre Knospe im Aufgehen verdorrt. Daß dieß nicht eine gemachte Phrase, sondern Wahrheit und Thatsache ist, bezeugt die Kunst und die Kunstgeschichte jedem, der sehen kann, oder doch lesen will. Wenn in der romanischen und gothischen Zeit bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts unzählige Kirchen und Kapellen wie aus dem Boden gewachsen sind, so daß auf jedes Jahrzehnt hunderte derselben entfallen, so scheinen im 16. Jahrhundert bald die Baumeister und die Hände zu fehlen nicht nur zu kirchlichen Neubauten, sondern selbst zur Vollendung des Angefangenen. Das Ulmer Münster, von dem Lübke schreibt: „die Unruhen der aus dem Mittelalter gewaltsam sich hervorringenden Neuzeit zwangen zu einem provisorischen Abbrechen des Baues"[3]), hat ungezählte größere und kleinere Leidensgenossen. Zur selben Zeit erscheint auch die um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts so reich entwickelte und von so vielen trefflichen Meistern geübte Kunst der Bildhauerei und Bildschnitzerei in einem bedauerlichen Niedergang begriffen; die Ulmer Syrlin sind zu Ende mit ihren Kirchenstühlen und Altarschreinen, und auch in Nürnberg, in den Werkstätten eines Veit Stoß, Adam

1) Scherr, Germania S. 51.
2) Portig, Religion und Kunst I. 346.
3) Münsterblätter III. S. 72.

Kraft und Peter Vischer werden es „der Meister immer weniger; es kommt selten mehr einer zum Vorschein.“[1]) In dem reichprangenden Garten der altdeutschen Malerei geht mit Martin Schaffner die liebliche Ulmer, mit Dürer die herrliche Nürnberger, mit Burgkmaier die schöne Augsburger, mit Lukas Cranach die ganze deutsche Kunstblüthe zu Ende. Was nachfolgt, sind wenige schwache Triebe. In der Anerkennung dieser offen liegenden Thatsache sind die bedeutendsten Autoritäten einig. Janssen schreibt von dieser Zeit: „Wie die Wissenschaften, so zerfielen die Künste.“[2]) Nach Knöpfler ist gerade im Augenblick ihrer herrlichsten Entwicklung die zarte Knospe deutscher Kunst wie durch einen versengenden Reif getödtet worden.[3]) Ebenso bezeugt Waagen, das 16. Jahrhundert habe „die selbständige Entwicklung der deutschen Malerei bis zur höchsten Stufe der Ausbildung verhindert.“[4]) Thausing beklagt, daß um jene Zeit bei uns „die Sache der Kunst arg darniederlag.“[5]) Kugler sieht „im Augenblick ihrer mächtigsten Entwicklung eine gewaltige Wendung der geistigen Interessen eintreten, welche die Kunst ihrer wichtigsten Kräfte beraubte.“[6]) Woltmann überschreibt das 6. Capitel seines Werkes über Hans Holbein mit „Stockung aller Kunstthätigkeit,“ und wenn er auch nicht „an das oft wiederholte Märchen von einem allgemeinem Verfall der damaligen deutschen Kunst glauben“[7]) will, so gibt er doch das als wahr zu, „daß der reichen Entwicklung, welche die deutsche Kunst bisher genommen, keine entsprechenden Fortschritte folgten.“ Lübke weiß, daß in Deutschland damals die „Kunst als solche kaum mehr eine

1) J. Baader, Zahns Jahrbücher für Kunstwissenschaft I 240.
2) An meine Kritiker S. 211.
3) Rohrbachers Universalgeschichte der k. K. Bd. 23 S. 411.
4) Geschichte der deutschen und niederländischen Malerschulen I. 197.
5) Dürer II. 288.
6) Geschichte der Malerei. 2. Auflage Bd. II S. 88.
7) Hans Holbein S. 490.

Stätte fand."[1]) Grüneisen will unbedenklich anerkennen, daß die Kunst nach Beginn des 16. Jahrhunderts weniger glänzende Vertreter zähle, daß sie selbst gesunken sei.[2]) Nach dem Zeugnisse Rebers ist um diese Zeit die Sonne der Kunst in Deutschland untergegangen.[3]) Lindau, der Biograph Cranach's, sieht in der Kunst des 16. Jahrhunderts „einen entlaubten Baum, dessen letzte Blüthen Cranach und Holbein gleichzeitig mit in ihr Grab genommen haben."[4]) Becker schreibt: „Als eben die letzten Schritte geschehen sollten, um die Schönheit als höchstes Gesetz der Kunstschöpfung zu proklamiren, . . wandte sich die geistige Strömung ganz von der Kunstthätigkeit ab."[5]) Einer unserer neuesten Kunstschriftsteller, Ribbach, stimmt ein in dieses Urtheil, indem er sagt, daß in dem unblutigen Wettkampf um das Schöne die Vischer, Dürer, Holbein das letzte Wort nicht zu sprechen vermochten, weil eine Geistesrevolution alles beschlagnahmte, was zur Kunst hin sich absondern wollte.[6]) Und sollte das eigene Auge und sollten diese vielen Zeugen unserer Tage alle falsch gesehen haben, so hören wir noch zwei Männer, welche aus ihrer eigenen Erfahrung unseren Satz bestätigen: „hic frigent artes," hier frieren die Künste, schreibt Erasmus 1526 in dem Briefe, durch den er den nach England reisenden Holbein einem Freunde in Antwerpen empfahl.[7]) Aus derselben Zeit heraus berichtet der Straßburger Heinrich Vogtherr in seinem „Kunstbüchlein" vom Jahre 1537: Gott hat „aus sonderer Schickung seines hl. Wortes jetzt zu unseren Zeiten in ganzer deutscher Nation allen subtilen und freien Künsten eine merkliche Verkleinerung und Abbruch mitgebracht."[8])

1) Geschichte der italienischen Renaissance. S. 13.
2) De protestantismo artibus haud infesto S. 3.
3) Geschichte der neueren deutschen Kunst. S. 7.
4) Lukas Cranach S. 122.
5) Kunst und Künstler I. 280.
6) Geschichte der bildenden Künste. S. 570.
7) Waagen a. a. O. S. 196 A.
8) Janssen, An meine Kritiker S. 211.

Diese Beweise durch Thatsachen und Autoritäten werden genügen, um alles das als eitle Träumerei abzuweisen, was einzelne Stimmen immer wieder von einem neuen Aufschwung der deutschen Kunst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wissen wollen. Während ein Mitarbeiter der Allg. Zeitung (1885 Nr. 104), Svoboda, die bildende Kunst um jene Zeit wenigstens frei aufathmen sieht, läßt Portig „in den großen Städten recht eigentlich eine neue deutsche Malerei erblühen.“ Auch nach Rettberg ist die Kunst damals „veredelt und zu einer neuen frischen Blüthe getrieben,“ nach Tschackert „ungeahnt befruchtet“[1]) worden. Die zahlreichen angeführten Zeugnisse sagen uns, was wir von diesen und vielen andern ähnlichen Phrasen zu halten haben.

Indeß vom Standpunkte Svobodas aus, auf welchen sich freilich noch manche moderne Kunstschriftsteller stellen, kann uns seine Auffassung ebenso wenig befremden, als wir sie zu theilen vermögen. Es handelt sich in unserer Frage um jene bekannte Zeit, in welcher „hinter dem Schilde des Humanismus sich die Mißvergnügten und oppositionellen Geister aller Gattungen sammelten, um in Gefechtsstellung aufzurücken gegen die bestehende Autorität der christlichen Gesellschaft,“[2]) um die Zeit, „da neben einer berechtigten Begeisterung für das klassische Alterthum ein neues Heidenthum einbrach und überwucherte,“[3]) da „die Renaissance zurücklief zu dem antiken Heidenthum, um den Mysterien des Glaubens die Ideen menschlicher Dichtung und Forschung entgegenzustellen,“[4]) „da der Kirche zur Seite ein zweites Heidenthum aufwuchs mit dem Cultus des Menschlichen, mit der Sinnenherrschaft, mit dem Materialismus der Alten.[5])“ Da nun die herrschenden Ideen einer bestimmten

---

1) Theol. Literaturzeitung 1885 Nro. 17 S. 406.
2) Binder, Charitas Pirkheimer. S. 49.
3) Herzogs Encyklopädie XV. 759.
4) Katholik 1875. I. S. 16.
5) Haffner, Kölner Organ für christliche Kunst. 1866. S. 105.

Zeit sich immer auch wiederspiegeln in den Werken ihrer Kunst, so sehen wir nicht nur im Gegensatz zur Zeit des christlichen Mittelalters, in der wir, um mit Riehl zu sprechen, „auffallend viele Maler finden, die ihrer besonderen Frömmigkeit wegen gepriesen werden, die Heiligen jetzt von der Palette verschwinden,"[1]) sondern ihre Kunst selbst auch immer weltlicher werden. An die Stelle der Heiligen, welche das Mittelalter dem Himmel entnommen und auf den Altar gestellt hatte, treten jetzt Landsknechte, Bauern, mythologische Gestalten, die in Holzschnitt und Kupferstich unter dem Volke verbreitet werden. Das „erwachte Bewußtseyn von dem Werth der eigenen Persönlichkeit" tritt uns entgegen aus den zahlreichen Porträtbildern dieser Zeit, auf welche die Kunst der Farbe immer mehr beschränkt wurde. Bald wagte sich der neue „weltstürmende" Geist auch an die Grundsätze und Schranken der Sittlichkeit und entnimmt die Stoffe seines künstlerischen Schaffens, wie man zu sagen liebt, „den heiteren Seiten des Lebens, den Idealen des Glückes und des Genusses, der ungebundenen Laune und ungebrochenen Natürlichkeit." Statt der Heiligen der christlichen Kirche ziehen „nach fast tausendjähriger Verbannung die alten Götter wieder in den Himmel der Kunst ein."[2]) Großmüthig lassen diese auch widerwärtige Gestalten aus der Geschichte und dem gewöhnlichen Leben neben sich Platz nehmen und um dieser Gesellschaft würdig zu werden, müssen selbst die Personen der hl. Geschichte in einem angemessenen leichten Aufputz erscheinen. So ist die Kunst „aus der idealen Höhe herabgestiegen zu einem geistlosen Realismus, zurückgekehrt zu dem Schmutze der römischen Cäsaren, zu den Inspirationen des Epikuräismus."[3])

Je nachdem man diese Entwicklung der Kunst von der religiös-kirchlichen Auffassung des Mittelalters zur weltlichen

---

1) Culturstudien aus drei Jahrhunderten S. 118.

2) Rosenberg, Sebald und Barthel Beham S. 34.

3) Haffner, a. a. O. S. 27.

und bald genug auch sinnlichen und lasciven der Renaissance freudig begrüßt oder aber bedauert, wird sich auch das Urtheil über den Werth derselben verschieden gestalten. Wer es als Aufgabe der Kunst betrachtet, „das Naturgerechte mit naiver Unbefangenheit“ darzustellen, wer es als eine Errungenschaft der Renaissance preist, die mittelalterliche Sittigkeit als „spießbürgerliche Beschränktheit überwunden,“ in der antiken Literatur als einem „Jungbronnen“ die „Gedankenenergie zur Befreiung von engherzigen Ansichten geholt“ und die nackte Schönheit wieder zu Ehren gebracht zu haben, die „von der religiös beschränkten Kunst deßhalb perhorrescirt wurde, weil sie nach Auffassung der Kirchenväter nur einen Anreiz zur Sünde bedeute und die Aufmerksamkeit von Gott ablenke,“ wer die reine mittelalterliche Kunst wegen ihrer „eigentlich unsittlichen Geringschätzung“ des Fleisches, wegen ihrer „thörichten Furcht vor dem Anreiz zur Sünde“ bespöttelt, der mag mit A. Svoboda in unserer Kunstperiode mit ihrer „neuen freien Weltanschauung neue große Gebiete erschlossen“ und in dem gewonnenen „freien Blick“ eine Befreiung der Kunst, eine Vertiefung und Veredelung ihrer Leistungen finden;[1]) wer weiterhin in den alltäglichen hausbackenen Gestalten des Marktes, der Landstraße, der Wein- und der Badestube, des Lager- und Tanzplatzes, wer in den Göttern und Göttinen des Olympes Kunstobjekte sieht, die einer christlichen Zeit und Kunst und unserer Theilnahme ebenso würdig sind, als der Menschensohn und die unter seiner Führung siegenden Tugendhelden; wer in den kleinen Erzeugnissen des Holzschnittes und Kupferstiches und den niedlichen Produkten des Kunsthandwerkes einen vollen Ersatz erblickt für die jetzt in so enge Grenzen gebannte eigentliche Malerei und die Kunst höheren Styls, der mag sich begnügen, wie Woltmann, in dem beginnenden zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts einen bloßen „Stillstand der Kunstthätigkeit,“ also den Mangel eines ent-

1) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1885 Nr. 104 und 121.

sprechenden Fortschrittes zu statuiren, den eigentlichen Verfall des deutschen Kunstlebens aber erst mit dem dreißigjährigen Kriege eintreten lassen.[1]) Wenn man aber mit Portig dem Mittelalter zugesteht, daß „seine besten Leistungen eine Tiefe der Beseelung, eine Zartheit der Empfindung, eine Macht des Gedankens, einen Reichthum der Form offenbaren, deren das Alterthum unfähig war, daß es Werke hervorgebracht hat, an welche die Kunst der Neuzeit nicht hinreicht;" wer mit demselben Schriftsteller der Ueberzeugung lebt, „daß der Quell idealer Begeisterung nur dann rein und voll strömen kann, wenn er sich tränken läßt aus jenen Wassern, welche in's ewige Leben fließen", und den Satz als anerkannt erklärt, „daß die höchste Aufgabe der Kunst nicht etwa nur die Vorstellung der Natur und Geschichte, sondern des vom christlichen Glauben empfangenen Gehaltes sei,"[2]) der wird inconsequent, wenn er in der oben beschriebenen Kunst unserer Periode „eine neue deutsche Malerei erblühen" läßt. Wenn die Kunst auf's innigste mit der Religion verwandt ist, so können wir darin keinen Fortschritt zur höchsten Blüthe sehen, daß sie das christliche Element, welches in den Kunstschöpfungen des Mittelalters „als unmittelbarer klarer Spiegel der christlichen Religion" sich überall zu erkennen gibt, jetzt aufgegeben wird, und „an Stelle des Uebernatürlichen das menschlich Vollkommene"[3]) tritt. Nein, so gewiß die Kunsthöhe des deutschen Mittelalters der Kraft des christlichen Glaubens und der Reinheit der christlichen Sitte entsprang, und den Charakter ihres Ursprungs offen zur Schau trägt, so gewiß ist der Abfall der Kunst von diesem religiösen Inhalt, die Abschüttelung einer „engherzigen Sündentheorie", wie sie Svoboda der Renaissancekunst bezeugt, der Cult eines seichten Realismus und einer widrigen Sinnlichkeit nicht als ein Aufschwung, eine

1) Woltmann, Hans Holbein. S. 490 ff.
2) Portig a. a. O. S. 367, 435.
3) Riegel, Grundriß der bildenden Künste. S. 36.

Veredlung und „frische Blüthe“ der Kunst zu betrachten. Portig bezeugt auch selbst, daß er sich in seinem Lobe dieser Zeit verrechnet hat, indem er jenes einer Kunst spendet, „welche in der Größe der Composition zwar die italienische nicht ganz erreicht, wohl aber in der Technik hier und da übertrifft,“ welche „Gewänder von himmlischen Farben“ geschaffen und in „dem lichten Goldgrund der Bilder gewissermaßen die hl. sonnigen Regionen symbolisirt, in denen die frommen Naturen athmen.“ (S. 418). Diese himmlische Farbenpracht, der lichte Goldgrund ist nicht Sache der aufgegangenen Renaissance, welche die Farben erblassen läßt und den Goldgrund beseitigt, sondern Eigenthum der echten altdeutschen Kunst des 15. und noch des allerersten 16. Jahrhunderts, die auch wir nicht zwar als die höchst mögliche, aber als die thatsächlich höchste Stufe lieben und loben, welche die deutsche Kunst erstiegen hat, eben ehe über sie das Verderben hereinbrach.

Damit sind wir zurückgekehrt zu dem oben begründeten Satze, daß die deutsche Kunst bald nach Beginn des 16. Jahrhunderts, ohne ihre volle Blüthe zu erreichen, niedergegangen und erstorben sei. Selbstverständlich wollen wir damit nicht sagen, daß mit einem Jahre oder auch nicht in einem Jahrzehnt dieser Nieder- und Untergang sich vollendet habe. Die Künstler, welche bereits auf der hohen Warte der Kunst standen, steigen nicht zumal von derselben hernieder; das aber läßt sich nachweisen, daß die Kunst fast aller unter dem Drucke dieser Zeit leidet und daß die Kraft mancher gebrochen erscheint, wie auch jede Kunstgeschichte an Namen den Beweis liefert, daß zwar von den Schülern jener großen Meister, welche das 15. Jahrhundert dem 16. übergeben hat, „im Einzelnen noch Tüchtiges und Anziehendes geleistet wurde, aber doch im Ganzen der Erfolg der gegebenen Anregung wenig entsprach und bald genug sich gänzlich verlief.“[1]) Die deutsche

1) Von Eye, a. a. O. S. 481

Kunst ging, um das anschauliche Bild zu verallgemeinern, das Rettberg von Nürnberg gebraucht, „noch eine kurze Weile gemächlich vorwärts, aber langsamer und langweiliger, wie ein Schwungrad, dem der Trieb genommen ist, das aber noch vom ersten Schwung her in Bewegung ist.“[1])

Keine Wirkung ohne Ursache. Was ist es also, das der so mächtig emporstrebenden und bereits so hoch gestiegenen deutschen Kunstentwicklung „den Trieb“ nahm? Was hat sie verhindert, ihre Blüthenknospe zu entfalten? Was hat sie in ihrer Jugendkraft zum Falle gebracht? „Die Kunst erscheint einer edlen Blume gleich ... Die Pflege des Gärtners, Nahrung, Luft, Wärme und der goldene Strahl der Sonne ließen sie sprossen und sich ausdehnen, bis sie dann endlich die schützende Hülle der Jugend löst und erweitert und dem himmlischen Tage alle Reize ihrer entzückenden Blüthe entfaltet. Sturm und Wetter dürfen ihr nicht nahen, denn sie zerreißen die zarten Gebilde; liebende Pflege muß die rohe Hand schützend entfernt halten, die sie knicken möchte und — dennoch trotz alles Hegens und Sorgens welkt endlich die Herrliche; die Blättchen fangen an abzutrocknen und zu verschrumpfen, bis sie ganz dürre und gelb allmählich abfallen und von aller Freude und Lust nichts übrig bleibt als die Erinnerung und — die Hoffnung. . . Ganz so die Kunst, diese edelste und schönste Blume im Kranze der Gaben, mit denen die Himmlischen die Geschlechter der Menschen erfreuen und schmücken.“[2]) Dieses allmählige Herabsinken von der Höhe, dieses Verblühen und Verwelken sehen wir wie ein Gesetz der Natur sich vollziehen sowohl an der antik-heidnischen, als auch an der mittelalterlich-christlichen Kunst Italiens. Der „göttliche“ Rafael und die Kunst seiner Zeit steht auf einer Stufe, über welche hinaus nicht mehr zu kommen war; von da an geht die Entwicklung abwärts langsam, stetig durch viele Jahrzehnte, durch

---

1) Nürnbergs Kunstleben S. 167.

2) Riegel, a. a. O. S. 50.

eine große Reihe von Künstlernamen und -Hände. Ist die mittelalterliche deutsche Kunst demselben naturnothwendigen Geschicke erlegen? Ist ihr Nieder- und Untergang in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Folge des natürlichen Processes von Werden und Vergehen?

Man hat dieß behauptet. Grüneisen sucht den Grund des zugestandenen Verderbens nicht in irgend welchen politischen oder religiösen Verhältnissen, sondern in der Kunst und den Künstlern selbst. Wie die italienische, so geht ihm auch die deutsche Kunst nicht bloß thatsächlich, sondern auch nothwendig abwärts vom Vollkommenen und Reinen zum Mittelmäßigen und Sinnlichen.[1]) Dem pflichtet das „christliche Kunstblatt" bei, indem es schreibt: „Verfiel die Kunst, so folgte sie eben wieder einmal dem alten Gesetze des Verblühens und Verwelkens."[2]) Wie stimmt diese Erklärung wohl zusammen mit der von den gleichen Autoren zugleich vertretenen Behauptung, daß jene Zeit einen Fortschritt, ein Aufblühen der Kunst bezeichne? Kann die Kunst verfallen zu gleicher Zeit, da ihr „ein Erhalter, ein Befreier und Förderer" erstand, da ihr eine Quelle „befruchtender und vertiefender Kraft" sich öffnete? Die Kunst ist zerfallen und ihr „Befreier" hat sie „befreit" — von der Last und der Lust des Lebens. Doch lassen wir diesen Widerspruch; er ist nicht der einzige, welchen die Literatur auf diesem Gebiete aufweist, und kehren wir zurück zu unserer Frage: Ist die Kunst des 16. Jahrhunderts ihrer eigenen Schwäche erlegen? Ist ihr Verfall die natürliche Folge ihres Entwicklungsganges? Oder ist ihr Untergang das Werk irgend welches Feindes, der ihr vor der Zeit die Todeswunde geschlagen?

Man liest so oft, daß mit dem 16. Jahrhundert die Völker des Abendlandes und besonders das deutsche zu neuem kräftigen Leben erwacht seien. Wenn nun der deutsche Geist

---

1) A. a. O. S. 3.
2) Jahrg. 1883 S. 168.

sich um diese Zeit zu so kräftigem Fluge erhob, sollte da nicht auch seine Kunst, eines seiner liebsten Kinder, die Stufe der Vollendung ersteigen, und wie begreift es sich, daß diese jetzt gerade nieder und zu Grunde ging? Das ist nicht der Gang der natürlichen Entwicklung. Jener hohe Geistesflug muß also durch Regionen gegangen seyn, in denen der Kunst ihr zartes Leben erlosch.

Aber nicht nur jene behauptete und nicht zu läugnende Steigerung des geistigen Lebens zur Zeit der Renaissance verbietet uns an einen naturgemäßen Verfall unserer Kunst zu glauben, ihre Geschichte thut dasselbe. Diese lehrt, daß die deutsch-mittelalterliche Kunst nicht verblüht ist, daß sie vielmehr geknickt, gebrochen wurde. Ihr Verderben war in kaum drei Jahrzehnten vollendet. Ist das ein naturgemäßes Verblühen der Blume, die mehr als ein halbes Jahrtausend zu ihrer Blüthenentwicklung bedurfte? Ein solches Ende ist nur begreiflich, wenn „Sturm und Wetter die zarten Gebilde zerreißt" oder eine „rohe Hand" die Blume knickt. Sicher wäre der deutschen Kunst das Verblühen nicht erspart geblieben, aber der naturgemäße Verlauf derselben hätte nothwendig ein anderer seyn müssen. Ihr Ende zeigt uns nicht das langsame, stetige Verwelken ihrer italienischen Schwester. Hier sehen wir, wie „die Blättchen anfangen zu trocknen und zu verschrumpfen, bis sie ganz dürre und gelb allmählig abfallen." In Rafael ist die Blume ausgewachsen und „entfaltet ihren ganzen Reiz;" von da an geht es abwärts, aber eine würdige Nachblüthe durch viele Jahrzehnte und viele Meister vollendet den natürlichen Proceß. In Deutschland hat das erste Decennium des 16. Jahrhunderts noch ein paar, dessen weiterer Fortgang keinen eigentlichen Künstler mehr geboren und, was noch viel bezeichnender ist, vielen der im ersten Viertel unseres Jahrhunderts glänzenden Meister sinkt auf einmal die Künstlerhand, ehe sie vor Altersschwäche zittert oder der Tod ihr Meißel und Palette abnimmt. Ist das die Frucht natürlicher Entwicklung?

Noch mehr: die Kunst des deutschen Mittelalters ist nach dem Zeugnisse der Kunstgeschichte und dem Zugeständnisse der berufensten Kunsthistoriker (s. oben) zu Grunde gegangen, ehe sie die Stufe der Vollendung erreicht hatte, sie ist in der Knospe stecken geblieben. Das ist nicht „das alte Gesetz des Blühens und Verwelkens," sondern der giftige Hauch des Winterfrostes, welcher das jugendliche Leben vor der Zeit ertödtet.

Und auf was uns die Kunstgeschichte hinweist, eine „rohe Hand," welche die Blume der deutschen Kunst geknickt, „Sturm und Wetter", einen Winterfrost, welcher sie gewaltsam vernichtet haben muß, das zeigt und nennt die Geschichte mit aller nur wünschenswerthen Sicherheit und Bestimmtheit. Der Verfall der deutschen Kunst ist weder die Folge ihrer Altersschwäche noch das Werk des Zufalls und der Laune, er ist dieses sowenig, daß er uns vielmehr gerade den Beweis liefert, wie eng die Kunst eines Volkes mit dessen Geschicken verwachsen, wie treu sie uns das Bild einer Zeit wie im Spiegel zeigt.

Was ist es nun denn, was der mittelalterlichen deutschen Kunst das frühe Grab bereitet hat? Man sagt von einem feindlichen Fremdling, der ihr den Lebensfaden abgeschnitten habe. Dieser Fremdling, der mit Beginn des 16. Jahrhunderts in mächtigem Schritte die Alpen überstieg und der eben aufgehenden Blüthe unserer Kunst Verderben brachte, war die Renaissance, die „antikische" Art, wie Dürer sagt, deren Gewalt ihm, dem großen Meister, zu Nutzen, vielen andern zum Unheil wurde. „Der Glanz unserer germanischen Kunst erlosch, als deren Träger nicht mehr ihren Stolz darein setzten, ächt deutsche Meister zu seyn, als sie jener Tradition absagend und ihr eigenstes Wesen verleugnend mit Fremdländischem sich nährten, und einem falschen Kosmopolitismus nachzujagen begannen."[1]) Wer sich etwas in unseren Ge-

---

1) Kölner Organ für christl. Kunst. 1868. S. 18.

mäldegallerien umsieht, wird die große Veränderung wahrnehmen, welche mit der Renaissance wie in inhaltlicher so auch in formeller Hinsicht sich in unserer Kunst vollzieht. Daß diese neue antikisirende Richtung für die deutsche Kunst kein Glück bedeutet, zumal sie dieselbe vielfach ihres idealen Gehalts entleerte, ist gewiß richtig, daß sie aber das Entstehen vorzüglicher Kunstwerke nicht verhindert hat, beweisen Dürers, der beiden Holbein, Burgkmaiers, Schaffners, Barthel Behams Meisterstücke deutscher Renaissancekunst. So stehen wir immer noch vor der alten Frage: warum haben uns diese Meister keine Erben ihres Geistes und ihrer Kraft hinterlassen? Warum hat die deutsche Kunst, wenn auch in neuen Formen, als Renaissancekunst, nicht dieselbe Weiterentwicklung genommen, wie die italienische Malerei bis zur Höhe Rafaels? Warum geht sie sobald nach dem Aufgehen der Renaissance selbst unter? Die Antwort gibt uns der Genius der Künste bei Schiller:

> „Wo die Waffen klirren
> Mit eisernem Klang,
> Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren . . .,
> Da wenden wir flüchtig den eilenden Tritt.“[1])

Die Musen lieben den Frieden. „Ein fröhliches Aufblühen der Kunst setzt Wahrheit, Ruhe und Behagen des socialen Lebens voraus.“[2]) Die Kunst ist eine ebenso anspruchsvolle als zarte Pflanze; sie bedarf einer sorglichen Pflege des Gärtners, Luft, Licht und Wärme, dazu Schutz vor der Hand der Rohheit, wie vor Sturm, Frost und versengender Hitze. Alles das hat der deutschen Kunst von dem zweitel Viertel des 16. Jahrhunderts an gefehlt. Die Geschichte bewahrt die Erinnerung des gewaltigen Sturmes, der in jenen Jahren über unser Vaterland losbrach und mit seinem mehr denn hundertjährigen Wüthen den Wohlstand

1) „Huldigung der Künste.“
2) Riehl, a. a. O. S. 149.

und die Einheit unseres Volkes hinwegfegte. Im Kriege aber blüht keine Kunst, da gilt es Waffen zu schmieden. Statt des friedlichen Kampfes um das Schöne, der Italiens Kunsthöhe erzeugte, zehrt sich die deutsche Kraft auf in hartnäckiger Wort- und blutiger Waffenfehde. In diesen überwogenden Sturmfluthen ging die deutsche Kunst rettungslos unter. „Im Augenblick der mächtigsten Entfaltung, schreibt Kugler, tritt mit den Kämpfen der Reformation eine gewaltige Wendung der geistigen Interessen ein, welche alles Große und alle Begabung der Nation in ihren Kreislauf hineinzieht und die Kunst ihrer wichtigsten Kräfte beraubt."[1]) Von Eye sagt, indem er die deutsche Kunst mit der italienischen vergleicht: „Unserem Volke war eine andere ernstere Aufgabe zugetheilt, als sich mit dem leichten Schmuck der Kunst zu umgeben und darin die Sinne zu verfeinern; das Leben selbst zu bilden war uns von der Vorsehung aufgegeben und im schweren Verlauf der Geschichte, welche sich aus dieser Aufgabe entwickelte, würden alle geistigen Kräfte so sehr in Anspruch genommen, daß zur Weiterbildung der Kunst wenig übrig blieb."[2]) Denselben Grund des Kunstuntergangs nennt Wiese: „Mit der Reformation betrat das deutsche Volk auf unberechenbare Zeit den Kampfplatz, und je heftiger der Streit um Wahrheit und Freiheit entbrannte, desto leichter konnte darüber die Schönheit vergessen werden. So folgte in der That für die Kunst auf die ersten vielverheißenden Anfänge wie ein zerstörender Winterfrost eine Zeit der Oede und Entfremdung, die Nachwirkung ebenso des dreißigjährigen Krieges wie der inneren Streitigkeiten, und nicht weniger der pietistischen wie der rationalistischen Periode, wo alles Verständniß hl. Kunst verloren schien und man in den Kirchen vieles Herrliche aus alter Zeit entstellte und unter weißer Tünche begrub."[3]) Noch ein Zeuge möge sprechen, Ribbach: „Ger-

1) Geschichte der Malerei 2. Aufl. II. 88.
2) Leben Dürers S. 481.
3) Ueber das Verhältniß der Kunst zur Religion. S. 23 f.

manien sendet eine stattliche Schaar Berufener in den unblutigen Wettkampf um das Schöne. Mit besten Waffen, mit bestem Willen sind sie ausgestattet; mit verheißungsvollem Anlauf fassen sie das Ziel in's Auge; der Sieg scheint sicher, die Vollendung unvermeidlich, der Abschluß in Schönheit nahe. Da entbrannte auf anderer Arena ein Kampf, und die Vischer, Dürer, Holbein können das letzte Wort nicht sprechen . . . Die Geistesrevolution beschlagnahmt, was zur Kunst hin sich absondern will; Wort- und Waffengefecht lassen die Geister nicht mehr los; Provisorien, die Niemand halten kann, Compromisse, die nur die Keime zu neuen Kämpfen legen, Waffenstillstände, die nichts als das Aufathmen zu ferneren Waffengängen sind, lösen sich ab; Volkskrieg und Volkselend folgen und wenn Ruhe ist, so ist es die Ruhe der Todtenerschöpfung. Nicht jenen Kampf und nicht die Friedhofsluft lieben Apollo und die Musen; Gäste, diese Gäste wollen einen anderen Empfang, oder sie verschmähen zu kommen. Deutschland hat die Renaissance des Christenthums neben die der Antike stellend sein Alles, hat Wohlstand und Frieden, Staatsleben und Kunst hingegeben und sein Höchstes eingesetzt, um das Höchste zu gewinnen, die geistige Freiheit, aus der sich jegliche Vollendung ergibt."[1])

Es ist selbstverständlich, daß der Katholik über den Segen und die Bedeutung der Reformation anders denkt, als die angeführten protestantischen Historiker; aber es handelt sich uns hier nicht um die Würdigung der Reformation als solcher, sondern um ihr Verhältniß zur Kunst, um den Beweis, daß sie dieser geschadet, sehr geschadet habe; und dafür dienen uns die angeführten Stellen als um so sicherere Belege, als sie aus protestantischen Federn stammen. Es kann einem Protestanten niemand verwehren über den religiösen Werth der Reformation zu denken, was er will; er mag sie als eine so hohe, segensreiche That preisen, daß ihm der mit ihr ver-

1) Ribbach a. a. O. S. 570.

bundene Untergang der Kunst als ein wenn auch leidiger und schmerzlicher, so doch untergeordneter Verlust erscheint: wir können denjenigen nur achten, welcher von seinem Standpunkt aus consequent diese Ansicht offen vertritt; diejenigen aber beginnen etwas Unmögliches, welche gegenüber dem Zeugniß der Geschichte mit allen Mitteln den Satz festhalten und beweisen wollen, nur katholische Unwissenheit oder Verläumdung könne die Reformation kunstverderblich nennen. Die Reformation hat uns jene Wortkämpfe, jene Waffengänge und auch jene Friedhofsruhe gebracht, welche Apollo und die Musen auf Jahrhunderte aus Deutschland verscheuchten. Der Protestantismus kann die Reformation erheben und den Kunstverlust verschmerzen, aber leugnen sollte er letzteren nicht wollen.

(Fortsetzung folgt.)

XXVII.

Statthalter Alois Fischer.

Ein kaiserlich-königlicher „Demokrat."

Wer ist oder war Alois Fischer?

Noch gar nicht lange bescheint der Mond seinen Grabhügel auf dem stillen Kirchhof zu Innsbruck; seit dem Hexensabath von 1848, bis tief herauf in das sechste Jahrzehnt wurde sein Name auch außerhalb Oesterreichs nicht selten genannt und die Histor.-polit. Blätter haben sich wiederholt mit ihm beschäftigt. Nicht nur w a s der Mann, sondern fast noch mehr w i e derselbe gewesen, hat uns erst im Laufe des

eben verflossenen Jahres der rechts- und geschichtskundige Freiherr Joseph Alexander von Helfert erzählt. Derselbe hat mit der Biographie[1]) Fischer's seinem weit ältern Freunde „Alf" ein Denkmal gesetzt, wie es prächtiger und gemüthlicher wohl keinem Zweiten gelungen seyn würde. Das Bild in den Rahmen der Zeitgeschichte einfassend, charakterisirt er den Helden bezüglich seiner Verdienste summarisch mit folgender Apostrophe: „Ehre und Segen dem Andenken des Mannes, dem drei Länder unseres Kaiserstaates zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind: Salzburg, welchem er zur politischen Selbständigkeit als eigenes Kronland verholfen; Ober-Oesterreich, das er in einer gefährlich bewegten Zeit durch zwei Jahre mit Liebe und weiser Sorgfalt geleitet; Tyrol endlich, die Stätte seiner Wiege, für die zahllosen Gutthaten die aus seinem treuen Herzen dem Lande und so vielen von dessen Söhnen zugeflossen." Solche Leistungen reichen allerdings nicht aus, um den Verewigten den sogenannten großen Männern der Zeit oder auch nur Gesammtdeutschlands einzureihen. Doch dafür war er eine moralische Größe, um so achtungswerther und des Andenkens würdiger, je seltener moralische Größen und politische Charaktere mehr und mehr geworden.

Schreiber dieser Zeilen hatte das Glück, den ehemaligen Statthalter von Oberösterreich persönlich zu kennen und mit demselben Jahre hindurch in brieflichem Verkehr zu stehen. Welch unbeugsamer Freund des Rechtes und der Freiheit aber Fischer gewesen, wie opferwillig für Kaiser und Vaterland trotz mehr als Einer herben Erfahrung, wie selbstlos und insbesondere uneigennützig bis zur Unklugheit — dieß Alles haben wir erst so recht durch die Lebenskunde seines Freundes „Helf" in Erfahrung gebracht. Möge es uns gestattet seyn einige Hauptzüge daraus hervorzuheben.

---

1) Aloys Fischer. Lebens- und Charakterbild mit einem Anhange seiner Aufsätze und Aufzeichnungen von Frh. von Helfert. Wien. L. Mayer (Rudolf Brzezowsky) 1885.

Alois Fischer war der am 28. Jänner 1796 geborene zweite Sohn des Salzfaktors Joseph Joh. Bapt. Fischer in Landeck. Sein Vater war landbekannt als glühender Patriot und tapfer bis zur Verwegenheit, doch hat ihm seine Vaterlandsliebe außer einigen Medaillen nichts eingetragen als ziemlich zerrüttete Vermögensverhältnisse und einen frühzeitigen Tod, der schon 1805 erfolgte. Ueber die ersten Kapitel der Biographie, über das „Muttersöhnlein“ wie über die „Lehr- und Wanderjahre“ müssen wir hinwegeilen, so anziehend und belehrend dieselben auch geschrieben sind. Der Studiengang des Jünglings war ein ziemlich mühseliger und verzwickter, was persönliche Verhältnisse und die Wirren der Zeit begreiflich machen. Auch Fischer gerieth in seinen Studentenjahren in den Geruch der Demagogie; er war recht unschuldig daran, hatte die Folgen davon aber doch empfindlich zu büßen. Nachdem er die lange verweigerte Zulassung zu den juristischen Prüfungen 1823 endlich erreicht, wurden dieselben für ihn schwerer als für jeden andern gemacht. Er bestand jedoch glänzend und holte sich Anfangs des Jahres 1824 zu Pavia den Doktorhut beider Rechte. Er hatte das dreißigste Lebensjahr bereits überschritten, doch erst im Jahre 1828 erreichte er sein eigentliches Ziel, die Verleihung einer selbständigen Advokatur und zwar in Salzburg. Bald war er daselbst der gesuchteste und zugleich geachtetste Advokat. Freiherr von Helfert hat im Kapitel „Rechtsfreund und Freund des Rechtes“ das Advokatenleben seines „Alf“ wahrhaft idyllisch geschildert. Wir begreifen vollständig, wie Fischer ohne alles Haschen nach Volksgunst, vermöge seiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, seines anspruchslosen und gemüthlichen Wesens vor Allem die Herzen der Landbevölkerung eroberte. Abwechslung in die Eintönigkeit des Alltaglebens brachte unter anderem der Umgang mit dem Erzherzog Johann, von welchem Fischer schier regelmäßig zu den Gemsjagden in den Gasteiner Bergen eingeladen wurde.

Das Sturmjahr 1848 hat den bereits zweiundfünfzig-

jährigen Anwalt kaum überrascht, geschweige außer Fassung gebracht, allein es hat ihn aus seinem glücklichen und rentabeln Stillleben wider seine Neigung hinausgeschleudert in die hochgehenden Wogen des politischen Treibens und Strebens. Er war der Liebling des Volkes, er hatte sich um die Stadt wie um den Kreis Salzburg manigfache Verdienste erworben und mußte nunmehr zum Löwen des Tages werden. Auf den Wunsch des städtischen Magistrates hin formulirte er die bescheidenen aber praktischen „Forderungen des Volkes:“ der Kreis Salzburg sollte wiederum zu einem selbständigen Herzogthum erhoben werden und eine eigene Volksvertretung, die Stadt Salzburg aber einen selbständigen Gemeinderath erhalten. In Sturmeseile zum Ehrenbürger ernannt, um Mitglied der Deputation an den Kaiser werden zu können, kam Fischer mit dieser in der zweiten Hälfte des März nach Wien. Die Kaiserstadt glich einem gründlich aufgestörten Ameisenhaufen, in welchem kaum diese oder jene Ameise noch wußte, wo ihr eigentlich der Kopf stand. Der Biograph hat das tolle Treiben im Frühjahr 1848 ungemein anschaulich geschildert. Die Mission der Salzburger Deputation nahm den besten Verlauf. Sie hatte sich zwar einer schweren Unterlassungssünde schuldig gemacht, indem sie vergaß, der mächtig, wir möchten schier sagen allmächtig gewordenen Aula den bereits üblich gewordenen Tribut an Weihrauch darzubringen. In der zwölften Stunde erst erfuhren die Herren, welche Gefahr sie dadurch über ihre Häupter heraufbeschworen, und im Schweiße seines Angesichtes hat Fischer den Fehler bei der „Perle der Universitäten“ gutgemacht und zwar in der glänzendsten Weise. Er gehörte bereits zu den Vertrauensmännern des Ministers Pillersdorf, welche über die neue Reichsverfassung Berathung pflogen. Welchen Druck damals die von den „Geheimen“ fabricirte öffentliche Meinung selbst auf die Ruhigsten und Besten ausübte, beweist die Thatsache, daß Fischer mit allen andern Vertrauensmännern gegen eine einzige Stimme für die Emancipation der Juden sich erklärte.

Heimgekehrt fand er bereits ganz andere Verhältnisse; mehr und mehr machte sich eine wild demokratische Strömung geltend; er aber besorgte in Zurückgezogenheit das Referat über die neue Verfassung des Herzogthums Salzburg. Die Berathungen hierüber hatten den besten Erfolg, zumal Adel und Geistlichkeit, ähnlich wie ihre französischen Standesgenossen im Jahre 1789, auf ihre bisherigen Standesvorrechte freiwillig verzichteten. Anfangs Juli verweilte Fischer wiederum innerhalb der Mauern Wiens, denn er war von Stadt und Land zugleich in den einkammerigen Reichstag gewählt worden, aus dessen Schoße die junge Verfassung des alten Kaiserstaates hervorgehen sollte. Am 19. Juli wurde das neue Ministerium proclamirt, dessen Chef Doblhoff und dessen Justizminister Bach war. Jetzt „forderte“ der Reichstag die Rückkehr des Hofes aus Innsbruck nach der Reichshauptstadt. Die Hauptperson der Deputation, welche den Hof zurückgeleitete, war der Tyroler Fischer. Er entledigte sich dieses Auftrages in der unbefangensten Weise und erfuhr erst während der Reise, daß er von oben herab als ein Erzdemagoge, als ein Radikaler der ärgsten Sorte, ja als die verschlimmerte Auflage des Postmeisters von Varennes verzollt werde. Hierüber verwunderte der arglose Mann sich um so mehr, weil er gleichzeitig erfahren hatte, man gedenke keinen Andern als ihn dem kaiserlichen Prinzen Franz Joseph an die Seite zu geben. Er hätte Statthalter seines engeren Heimathlandes werden können, doch das wollte er nicht und nur schwer ließ er sich von seinem ehemaligen Studiengenossen Doblhoff bestürmen, Ministerialrath zu werden, unter der Bedingung, daß er keinen Gehalt beziehe und nur so lange in dieser Stellung bleibe, als man seiner Person zu bedürfen vermeine.

Als aus den Bergen Tyrols unheimliche Nachrichten nach Wien gelangten und man hier alles Ernstes besorgte, die Bauern könnten nach Innsbruck ziehen, um den gründlich verhaßten Liberalen die Hälse zu brechen, da wurde Ministerial-

rath Fischer auserſehen, als k. k. Hofcommiſſär Tyrol und Vorarlberg zu beruhigen. Dieſe Miſſion war keine leichte. Abgeſehen von der wachſenden Spannung zwiſchen den deutſchen und wälſchen Tyrolern und abgeſehen von der Grundentlaſtungsfrage, hatte das Proteſtantenpatent, ſowie die Aufhebung der Jeſuiten und Liguorianer die Bevölkerung in die tiefſte Aufregung verſetzt. Noch kurz vor Antritt der Dienſtreiſe hatte Fiſcher wiederholt bewieſen, welche Fülle kalten Muthes und umſichtiger Energie ihm innewohne. Nach Tyrol war ihm der Ruf vorangeeilt, er komme als der geliebte Sohn des „Antichriſten" Doblhoff eigens aus dem Babylon an der Donau, um ſeinen Landsleuten die Religion ihrer Väter zu nehmen. In dieſer gewaltigen Uebertreibung ſteckte ein Körnlein Wahrheit. Fiſcher war nämlich kein glaubensloſer Kirchenſtürmer, ſchon das Andenken an ſeine tieffromme Mutter hat ihn vor religiöſen Verirrungen bewahrt, allein ein richtiger Tyroler iſt er in religiös kirchlicher Beziehung damals doch nicht geweſen. In den Grundſätzen des Joſephinismus herangebildet, konnte er ſich von den Anſchauungen deſſelben erſt im hohen Greiſenalter vollſtändig emancipiren. Die Kirche war ihm lediglich ein Verein zu religiöſen Zwecken; eine freie Kirche innerhalb eines wahrhaft freien Staatsweſens wollte ihm nicht recht einleuchten. Er ſcheute den politiſchen Einfluß der Geiſtlichkeit und war keineswegs frei von Jeſuitenfurcht. Aber er kannte Land und Leute und war ſeiner redlichen Abſichten wie der Macht ſeiner volksthümlichen Beredſamkeit ſich bewußt. Im Oberinnthale beginnend wanderte der Hofcommiſſär nicht in goldgeſtickter Uniform, ſondern in ſchlichter Bürgertracht von Bezirk zu Bezirk. Allenthalben berief er Verſammlungen, wozu die Leute ſich vorbereiten konnten, bei denen Jeder von der Leber weg ſprechen durfte und auf Fragen ſofort Beſcheid erhielt. Welch ausgiebiger Gebrauch von der freien Meinungsäußerung gemacht wurde, beurkunden unter andern zwei Adreſſen an

die Regierung, welche auch in diesen Blättern Aufnahme gefunden (1848, 22. Bd. S. 546 bis 553).

Der Hofcommissär hatte geleistet, was damals menschenmöglich war. Er war eben im Zuge, im Auftrage des Ministeriums das Salzburgische ähnlich zu bereisen, als die Ereignisse des 6. Oktober ihn nach Wien zurückriefen. Hier traf er einen Gräuel der Verwirrung, eine Trostlosigkeit der Zustände, geeignet selbst den Muthigsten mindestens unschlüssig zu machen. Nachdem Fischer noch einige nichts weniger als angenehme oder auch nur gefahrlose Missionen besorgt, forderte er in Olmütz entschieden seine Entlassung. Graf Stadion und Doblhoff drangen in ihn, noch länger auszuharren. Auf Betreiben des Ersteren aber wurde Fischer im November 1848 zum Statthalter von Oberösterreich ernannt. Die Stimme des sonst so starken Mannes hat gezittert, als er vor dem jugendlichen Kaiser Franz Joseph den Amtseid ablegte. Er war der erste Bürgerliche, welcher an die Spitze eines Kronlandes gestellt wurde; Oberösterreich war kaum minder erregt und unterwühlt als irgend ein anderes Land; Fischer war in Folge langjähriger Erfahrungen und gereifter Ueberzeugung ein entschiedener Gegner der Bureaukratie, diese gerade aber war bis vor Kurzem in Oesterreich allmächtig gewesen; er fühlte obendrein recht wohl, daß er eigentlich nur als ein Helfer in der Noth berufen sei und bei veränderten Verhältnissen eher als nicht in eine recht schiefe Stellung hineingerathen müsse. Er selbst hat bis zum letzten Augenblick seine Statthalterschaft als die Glanzperiode seiner staatsmännischen Wirksamkeit betrachtet. Gerade über diese Zeit jedoch können wir rasch hinweggehen, weil er selbst eine ebenso interessante als lehrreiche Schrift darüber veröffentlicht[1]) hat, welche in diesen Blättern die ihr gebührende Anerkennung fand (1860, 46. Band S. 239 ff.)

---

1) Aus meinem Amtsleben. Von Dr. Alois Fischer, pens. k. k. Statthalter von Oberösterreich. Augsburg, 1860.

das alte bureaukratische Geleise kam in Fluß. Am Ende des Jahres 1850 reiste Fischer in das für ihn immer stummer gewordene Wien hinab, um seine Entlassung zu begehren. Er ließ sich bereden, sich mit einem Urlaub zu begnügen, doch kaum hatte er Wien den Rücken gekehrt, so wurde sein Statthalterposten definitiv besetzt und er unterm 5. Mai 1851 dem Ministerium des Innern als provisorischer Sektionschef zugewiesen, übrigens mit Belassung seiner bisherigen Bezüge. Weiter und immer weiter ging die politische Richtung seines Ministers und die seinige auseinander; wohl füllte er seinen Posten aus, aber mit immer weniger Lust und Liebe. Am 10. Januar 1853 ließ er melden, er werde um seine Pensionirung einkommen; bloß zehn Tage später überreichte ihm der Kanzleidiener das Decret, laut welchem er mit einem Gehalte von 2500 Gulden, den der Kaiser später aus freien Stücken auf 4000 erhöhte, in den Ruhestand versetzt wurde.

Das achte und neunte Kapitel der Biographie „Aus Gnade pensionirt“ und „Expatriirt und repatriirt“ sind höchst interessanten aber zugleich peinlichen Inhaltes, peinlich insbesondere für den, welcher den durch und durch edlen Patrioten persönlich gekannt hat. Fischer wurde, jedoch ganz mit Unrecht, als ein beim Kaiser in Ungnade Gefallener behandelt. Eine vereinzelte Stimme aus Tyrol hat gemeint, der Biograph hätte manches in der Feder lassen sollen, allein derselbe hat eher zu wenig als zuviel gesagt, und wir erachten es als die erste Pflicht eines Geschichtsschreibers, der Wahrheit die Ehre zu geben. Fischer verließ mit den Seinigen Oesterreich und ließ sich zuletzt zu Freiburg im Breisgau nieder, wo der Exminister von Wessenberg, einer seiner Gönner, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Hier gewann er neue und warme Freunde namentlich an Alban Stolz, an dem Ritter Joseph von Buß, an dem Historiker August Gfrörer und Andern.

Nachdem er aber in der Frühe des 29. Dezember 1858 seine Gemahlin, eine geborne Theresia von Frohn, als

Statthalter seines engeren Heimathlandes gewesen. Ihm und seinem Freunde Bernhard Meyer hauptsächlich war das herrliche Manifest des Kaisers „An Meine Völker" zu verdanken, ihnen das Aufgebot des allgemeinen Landsturmes, als Tyrol nach den Siegen bei Custozza und Lissa erst recht in die äußerste Gefahr gerieth. Niemand in Tyrol könnte wohl ernsthaft in Abrede stellen, man habe es hauptsächlich Fischer zu verdanken gehabt, daß binnen kurzer Zeit 20,000 Landstürmer auf den Beinen und weitere 20,000 zum Ausmarsche bereit waren. Auch diesmal hat indeß das rasche Ende des Krieges kriegerische Großthaten verhindert.

So prächtig und gemüthvoll Freund „Helf" die letzten Tage seines „Alf" in den Kapiteln seines Lebensbildes „Doch Alter mit dem Diebesschritt" und „Hinübergang" geschildert, so müssen wir uns doch auf wenige Bemerkungen beschränken. Die Ueberanstrengungen des Jahres 1866 hatten den Grund zu einem Augenübel des Greises gelegt, welche zu seiner völligen Erblindung führte. Solche Heimsuchung hat er nicht blos mit Ergebung und Geduld, sondern mit Humor ertragen und sich eine Geistesfrische bewahrt, für welche seine Diktate (Helfert, S. 230 ff.) in wahrhaft merkwürdiger Weise Zeugniß ablegen. Welche Fülle von Geist, Kenntnissen und Humor ihm überhaupt innewohnte, beweist unter anderm der „Vogelbrief" vom 16. Mai 1863, nach dessen Lektüre man sich kaum wird enthalten können, das Lebensbild ganz zu genießen. Aehnlich seinem Freunde Alban Stolz hat der kinderlose Greis all sein Hab und Gut noch bei Lebzeiten wohlthätigen und kirchlichen Zwecken gewidmet. Bis in seine letzten Lebenstage blieb er dabei bedacht, die Helden Tyrols durch Stiftungen und Denkmäler zu verherrlichen. Am 8. April 1883 schlummerte unser heiligmäßig gewordener „Alf" in das bessere Jenseits hinüber, sein Andenken aber wird fortleben, so lange es in den Alpen Tyrols noch Vaterlandsfreunde und Katholiken gibt.

Wir schließen mit den Worten, welche Ritter Bernhard

von Meyer, seinem vieljährigen Freunde nachgerufen: „Wenn doch Oesterreich nur recht viele solcher Demokraten hätte, treue Söhne der Kirche, treu ergebene Diener ihres Herrn und Kaisers, wahre Freunde ihres Volkes — für eine kleine Zahl derselben in jedem Kronland könnte man die ganze Heerde der jetzt herrschenden liberalen Volksbeglücker mit der gesammten Geld-Aristokratie und mit einem namhaften Theil des Adels in Kauf geben."

XXVIII.

Eine mathematische Eigenthümlichkeit des Kölner Domes.

Es ist männiglich bekannt, welch bedeutenden Antheil J. v. Görres, der Mitbegründer dieser Blätter, an der Wiederaufnahme des Kölner Dombaues und dadurch zugleich an der schließlichen Vollendung desselben hat. Darum möchte es nicht am unrechten Platze seyn, wenn hier eine mathematische Eigenthümlichkeit des nun vollendeten Domes, und zwar eine solche, welche unsers Wissens bis jetzt in keiner Publikation hervorgehoben wurde, in möglichster Kürze nachgewiesen wird. Die mathematische Eigenthümlichkeit, die wir hier zunächst im Auge haben, ist nicht die Proportion des goldenen Schnittes, welche Zeising in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Jahrgang 1869 Nr. 216–218) im Grundriß des Kölner Domes nachzuweisen versucht hat, sondern eine andere. Der goldene Schnitt, von dessen Auftreten im Kölner Dom wir vielleicht ein andermal Bericht erstatten werden, ist eine geometrische Proportion. Wir aber haben hier zunächst nicht

eine geometrische, sondern eine arithmetische Eigenthümlichkeit jenes Baues im Auge, eine Eigenthümlichkeit, die zunächst in Zahlen, nicht in Maßverhältnissen, begründet ist. Es kann deßhalb Jedermann, dem ein Grundriß und etwa auch noch eine Abbildung des Aufrisses des Domes zur Verfügung steht, von dem Daseyn derjenigen Eigenthümlichkeit, um die es hier sich handelt, sich überzeugen, ohne irgend eine Messung auszuführen.

Die Eigenthümlichkeit, die wir meinen, besteht in zwei Thatsachen, deren erste in folgendem Satze sich formuliren läßt:

Die Haupttheile und Hauptabtheilungen des Kölner Domes sind in einer solchen Anzahl vorhanden, daß dadurch gerade alle Primzahlen der ersten Dekade repräsentirt sind.

Die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich kurz und leicht nachweisen.

Die Primzahlen der ersten Dekade sind 1, 2, 3, 5, 7. Von diesen Zahlen nun ist die 1 repräsentirt durch den Dachreiter oder Mittelthurm, denn dieser steht singulär da. Die Zweizahl ist vertreten durch die zwei Thürme an der Westfaçade; die Dreizahl durch die drei Portale im Westen, Süden und Norden, außerdem auch noch durch die drei Schiffe des Querbaues. Die Fünfzahl finden wir in den fünf Schiffen des Langhauses und überdieß in den fünf Etagen, welche an beiden Thürmen vertikal übereinander sich erheben; die oberste Etage ist der Helm. Die letzte Primzahl der ersten Dekade endlich, nämlich die Sieben ist repräsentirt durch die sieben Kapellen des Chorschlusses. So bildet also die Schlußprimzahl der ersten Dekade den Chorschluß des Dombaues.

Die zweite mathematische, resp. arithmetische Thatsache läßt sich aussprechen im folgenden Satze:

Berücksichtigt man nicht bloß die vorhin erwähnten Haupttheile, sondern auch die Pfeiler und jene Raumabtheilungen, welche durch die Pfeiler in der vom Dome umschlossenen

Fläche erzeugt werden, so findet man dieses Zahlengesetz: Alle Zahlen der ersten Dekade spielen eine wichtige Rolle und von der Zweizahl an kommt jede dieser Zahlen auch in der zweiten Potenz vor.

Nachweis. Da die Primzahlen der ersten Dekade (1, 2, 3, 5, 7) bereits nachgewiesen sind, so ist nur noch zu zeigen, daß auch jene Zahlen der ersten Dekade, welche nicht Primzahlen sind, nämlich 4, 6, 8, 10 eine eigenthümliche Rolle spielen, und ferner ist zu zeigen, daß auch die zweiten Potenzen vorkommen.

Bezüglich der Zahlen 4, 6, 8, 10 ist Folgendes zu bemerken. Es finden sich im Dome 4 Pfeiler, welche durch ihre Stellung, Funktion und Stärke vor andern ausgezeichnet sind; das sind die Pfeiler, über welchen der Dachreiter sich erhebt. Sie schließen jenes Quadrat ein, welches die Vierung heißt, worin das Mittelschiff des Querbaues und Langhauses sich schneiden.

Die Sechszahl finden wir als maßgebende Zahl der gesammten Länge resp. Fläche des Mittelschiffes des Langhauses, denn die gesammte Fläche dieses Mittelschiffes (zwischen dem Chorschluß und der Thurmhalle) beträgt gerade 6 solche Quadrate, wie das Quadrat der Vierung ist. Ferner tritt die Sechszahl auch auf in der Zahl der länglichen Rechtecke, welche im Mittelschiff durch die Pfeiler gebildet sind in der Partie zwischen der Vierung und der Thurmhalle.

Die Zahl 8 finden wir in den zwei Pfeilerreihen, welche den Querbau in drei Schiffe theilen; jede dieser Reihen hat 8 Pfeiler.

Die Zahl 9 ist vertreten durch die 9 Oeffnungen der drei Portale im Westen, Süden und Norden, da jedes derselben 3 Eingänge hat. Ferner ruht jeder der zwei Thürme auf 3 × 3 Pfeilern.

Die Zahl 10 ergibt sich, wenn wir im Langhaus die Pfeiler zählen, welche zwischen der Thurmhalle und dem polygonen Chorschluß in einer Reihe stehen; es sind ohne den

Pfeiler, der am Beginne des Chorschlusses steht, in jeder Reihe 10 Pfeiler, und folglich in allen 4 Reihen zusammen 40 Pfeiler.

Es erübrigt jetzt noch, die zweiten Potenzen der Zahlen von 2 bis 10 aufzuzeigen, denn für 1, das in der zweiten Potenz wieder 1 ist, fällt der Nachweis aus. Von den nachzuweisenden Potenzen sind zwei bereits vorgekommen, nämlich die zweite Potenz von 2, welche 4 ist, und die zweite Potenz von 3, welche 9 ist. Es sind also noch nachzuweisen die zweiten Potenzen von 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 10.

Das Quadrat von 4, also 16, ist gegeben in der gesammten Zahl der Innenpfeiler des Querbaues, denn es sind deren gerade 16.

Die zweite Potenz von 5, also 25, finden wir, wenn wir alle jene Vierecke zählen, in welche der Grundriß des Langhauses, in der zwischen dem Querbau und der Thurmhalle liegenden Partie, durch die Pfeiler getheilt ist; es sind gerade 25 Vierecke, und zwar theils Quadrate, theils Rechtecke.

Die Zahl 6 in der zweiten Potenz, also 36, stellt sich heraus, wenn wir alle Strebepfeiler zählen, wobei jedoch am Chorschluß jene kleineren Pfeiler, welche bloß die Fenster auf beiden Seiten flankiren, nicht als Strebepfeiler zu zählen sind.

Auch die Anzahl der sämmtlichen Innenpfeiler im Langhaus und Querbau, jedoch ohne Einrechnung der Pfeiler im niedern und hohen Chor, ist 36.

Die Zahl aller Innenpfeiler, jene des Chores mitgerechnet, ist 64, also 8 × 8, also die zweite Potenz von 8.

Die zweite Potenz von 7, also 49, ist repräsentirt durch die gesammte Zahl aller Quadrate, in welche die Fläche des Grundrisses durch Pfeiler getheilt ist, denn es sind in allen Seitenschiffen des Lang- und Querhauses zusammen 48 kleinere Quadrate, wozu noch das große Quadrat der Vierung als das 49. kommt.

Ziemlich versteckt ist die zweite Potenz der Zahl 9, nämlich 81. Sie stellt sich heraus, wenn wir in dem Grund-

risse von Schmitz alle jene Flächen, welche eckige Begrenzung haben (ausgenommen den Raum des Hochaltars, den ein Halbkreis von Pfeilern umschließt), zusammenzählen; denn es sind:

a) Quadrate in Summa	49
b) längliche Rechtecke	18
c) fünfeckige Chorkapellen	7
d) trapezförmige Vierecke im Umgange	7
Totalsumma	81 = 9 × 9

Die zweite Potenz von 10 endlich ergibt sich, wenn wir zur Summe aller Innenpfeiler (64) noch die Summe aller Strebepfeiler (36) zählen, denn es sind dann 100 = 10 × 10 Pfeiler.

Verfasser dieses Artikels läßt es vorerst dahin gestellt seyn, ob die nachgewiesenen Zahlenverhältnisse in der Intention des ersten oder irgend eines andern Architekten des Kölner Domes gelegen waren, oder ob die der Architektur eigenthümliche mathematische Consequenz mit unbewußter Nothwendigkeit dazu geführt hat. Es sind aber die angegebenen Zahlenverhältnisse eine Thatsache, von der sich Jedermann überzeugen kann, und eine Eigenthümlichkeit, die Verfasser bis jetzt bei keinem andern Bauwerke in dieser consequenten Durchführung gefunden hat.

Pf.

XXIX.

Am Grabe eines Rheinischen Schulraths.

(Ein Beitrag zum „Kampf um die Schule.")

Oft und eindringlich ist seitens der Bischöfe den preußischen Katholiken die Sorge für die christliche Erziehung der Jugend als heilige Pflicht an's Herz gelegt worden. Diese Warnungen wären sicher nicht so oft erfolgt, wenn auf hohen, mittleren und niederen Schulen alles so wäre, wie es seyn sollte. Leider ist dieß seit dem Beginne des Culturkampfes nicht der Fall. Dieser hat manchen Halb= und manchen Ungläubigen veranlaßt Farbe zu bekennen; er hat ferner das Band zwischen Schule und Kirche möglichst gelockert, den katholischen Charakter mancher Schulen in Frage gestellt, Lehranstalten und Convikte, die sich nicht fügen wollten, aufgehoben, den kirchlichen Sinn der Jugend nach Kräften abzuschwächen versucht. Daß dadurch stellenweise die Zahl der katholischen Schüler sank und die Sympathien der katholischen Bevölkerung für Schulen, die viel in Patriotismus machten, nicht stiegen, ist selbstverständlich.

Nicht so selbstverständlich aber scheint es, daß die eben angedeuteten Mißstände mit Falk's Abgang nicht verschwanden. Allein die damals herrschenden Grundsätze sind heute noch nicht aufgegeben, und wenn man hier und da in der Praxis eingelenkt hat, so läßt sich ja sofort Wandel schaffen und Einhalt thun, wenn der conservative Luftzug eines Tages verweht. Zudem bedenke man, daß bei und nach Falk's Abgang die Persönlichkeiten, welche seine Ideen durchzuführen und Gegenstrebungen in

und außer den Schulen lahm zu legen bestimmt waren, ruhig auf ihren Stühlen blieben und geräuschlos fortfuhren nach Möglichkeit in dem alten Geiste zu wirken, d. h. Unterricht und Erziehung in katholischem Sinne zu erschweren.

Wer da glaubt, unsere Darstellung leide an Uebertreibung, lese das im Sommer 1885 erschienene Schriftchen: „Blätter der Erinnerung an Edmund Vogt. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker 1885." Erquickend und mühelos ist die Lektüre freilich nicht, denn durch Weihrauchwolken muß man sich den Weg bahnen bis zum Ende. Aber das ist kein Weihrauch, wie er vom christlichen Altare beim Requiem zum Himmel emporsteigt, sondern Lobreden und Lobcitate, wie sie gleichgesinnte Männer der Schule und des Lebens einem Schulrathe in's Grab nachsenden, der durch den Culturkampf gleich seinem Vorgänger an die Spitze der katholischen (?) höheren Schulen der Rheinprovinz gehoben und nach seinem Tode ohne kirchliche Ehren bestattet wurde.

So dornenvoll nach dem vorliegenden Berichte die Jugend, so rasch war die Carriere des Gefeierten, als er, ein Mann von feinen gesellschaftlichen Formen, einige Jahre lang als Erzieher im Hause einer Kölner Finanzgröße gewirkt hatte. Rasch wurde er Direktor und Schulrath. Den ersten Direktorposten bekleidete er an einem kleineren Gymnasium der Provinz, welches seit Jahren eine Art kirchenpolitischer Versuchsstation für angehende Schulleiter ist, den zweiten in dem confessionell gemischten Essen. Natürlich gewinnt er allenthalben im Fluge die Herzen, allenthalben erobert er Jung und Alt, in Essen vielleicht darum, weil er eifriges Mitglied des deutschen Vereins ist und in gefeilten Reden, aus denen unsere Lobschrift ausgiebige Proben mittheilt, Cultur kämpft.

Den Freunden ist er „ein Vorbild echter Treu' und Wahrheit" (S. 3), „dem Gottes Gnade und treue Arbeit an sich selbst es verliehen haben, mehr, als es gewöhnlich gelingt, in den Verkehr mit der Jugend ethische (?) Kraft zu legen" (S. 20). Dieses Lob klingt gleich mancher anderen Stelle des Buches recht fromm; aber christlich lautende Redewendungen beweisen noch lange keine christliche Gesinnung und Lebensführung auf dem Katheder und in der Verwaltung. Floskeln sind es auch,

wenn der Festredner auf S. 16 erzählt: „Wie er das Weihrauchfaß vor dem Altare geschwungen und in der Frohnleichnamsprozession festlich gewandet mitgewirkt, gehörte zu seinen lieblichsten Erinnerungen an sein Kindheitsparadies.“ Bald darauf heißt es von dem Manne (S. 19), „daß Niemand fleißiger und frömmer als unser Freund Gott unter der Gestalt des Gewissens gesucht und belauscht, Niemand sich redlicher in der Erfüllung des göttlichen Willens, wie er ihn erkannte, geübt, Niemand in duldsamerer Liebe die Gläubigen in allerlei Volk umfaßt hat.“ Hier wird die Frömmigkeit, wie man sieht, schon tolerant. Toleranter noch spricht der Gepriesene selbst in seiner Essener Einführungsrede vom Jahre 1875: „Ich erachte den paritätischen Charakter (des Essener Gymnasiums) . . . als einen wesentlich sittlichen Faktor, . . . wir selber (die Lehrer) wollen, wie es auch unsere Schüler sollen — die Freiheit des in sittlicher Gesinnung wurzelnden Denkens als die unentbehrliche Lebensluft des gebildeten Menschen immer mehr erkennen und empfinden, unsere Schüler sollen es im allgemeinen menschlichen und besonders im nationalen Interesse lernen, . . . daß alles, was uns trennen kann, verschwindend klein ist und seyn muß gegen das, was wir gemeinsam haben, gegen unsere gemeinsame geistig-sittliche Bildung und unser gemeinsames nationales Bewußtseyn“ (S. 32). Pathos besaß der Redner, auch wußte er, dem ja Niemand in's Wort fallen durfte, die damals beliebten, heute schon etwas abgestandenen Schlagwörter der neun- bis zwanzigjährigen Jugend schön vorzutragen, für diese eignete sich auch in hohem Grade folgende Behauptung: „Die Schule ist unter der mächtigen Einwirkung der großen Kämpfe unserer Tage, der kriegerischen wie der gesetzgeberischen Thätigkeit unseres Volkes auch eine nationale Schule in ungleich höherer Bedeutung des Wortes geworden. Der Gedanke an die glorreich vollbrachte Einigung deutscher Stämme und Staaten durchdringt, ich möchte fast sagen, den ganzen Wissensstoff, den die Schule ihren Pfleglingen bietet“ (S. 30).

Christen also und Juden, Rationalisten und Altkatholiken, sie alle umschlingt weitherzig das nationale und paritätische Gymnasium. Nur katholische Lebens- und Erziehungsauffassung paßt nicht hinein. Sie will ja den ganzen Menschen seinem

göttlichen Urbilde, von dem unsere Schrift nichts weiß, ähnlich machen, muß also Ausartungen des Nationalbewußtseyns so gut wie den falschen Humanismus, der ein lebendiges Christenthum anfeindet oder ignorirt, bekämpfen. Beide Irrwege scheint der Mann gewandelt zu seyn, auf den sich (nach S. 22 der Lobschrift) im Jahre 1879 nach Erledigung einer katholischen Schulrathsstelle in Coblenz einmüthig (?) die Hoffnungen (?) der katholischen Gymnasialmänner richteten. So behauptete wenigstens, wahrscheinlich den Berichten einiger eifrigen Culturkämpfer am Rheine trauend, ein protestantischer Schulrath in seiner Gedächtnißrede bei der laikalen Todtenfeier zu Essen.

Bei derselben Gelegenheit führte (S. 10) der Essener Gymnasialdirektor den anwesenden Primanern, Sekundanern und den aus den übrigen Classen abgeordneten Schülern vor, „was Vogt ihnen gewesen, was er unvergänglich ihnen noch sei, und . . daß derjenige, der ihn im Herzen als seinen Lehrer verehre, auch mit seinem Wollen und Streben ihm zu folgen habe. Er wies darauf hin, wie Vogt ein Vorbild unbeugsamer Pflichterfüllung . . sei.“ Er zeigte, „welche Güter es gewesen, für die er gekämpft und gelitten,“ und hob unter diesen das Vaterland hervor, „daran erinnernd, wie er den Begriff des Vaterlandes erfaßt und den wahren Patriotismus vom falschen streng geschieden habe.“

Der glückliche Schüler! Er lernt in der nationalen, paritätischen Schule den wahren Patriotismus vom falschen scheiden, lernt verachten die inneren Feinde, welche „zumal wenn die wirthschaftlichen Verhältnisse drücken, nahen . . mit ihren Verführungskünsten, machen ihre trügerischen Versprechungen . . . Wir wissen, wie gefährlich die Gegner sind; es ist die Partei, die die Rechte des Staates verkennt und den Maßstab für die Rechte und Pflichten des Staates durch eine fremde Macht bestimmt wissen will, durch eine Macht, deren rechte und wahre Thätigkeit auf einem ganz anderen Gebiete sich heilsam entfalten soll, auf welchem keine Staatsgewalt ihr Wirken hemmen will“ (S. 45). Also der Verstorbene in einer Festrede, gehalten im deutschen Vereine zu Essen. Dort heißt es gegen Ende (S. 46): „Wir wollen beiden Feinden gegenüber, denen da draußen und denen, die wir auf unserem eigenen Boden haben, unser Geburtstags-

kind (das deutsche Reich) mit dem griechischen Götterkind, dem Zeussohn Herakles vergleichen, von dem der Mythus erzählt, daß er auch schon in der Wiege zwei Schlangen erdrückt habe, die sein Leben bedrohten."

Wie der Mann, der draußen so wacker Cultur kämpfte und sich Millionen von Reichsfeinden gegenüber sah, in der Schule gesprochen hat, entzieht sich unserer Kenntniß. Jedenfalls waltete beiderseits der gleiche Geist, und darum heißt es nichts, wenn auf S. 12 ein Dichter behauptet, daß der Verstorbene „ein Schulmann nach dem Herzen Gottes war, der Jugend Wart und Eckart, zartster (!) Gärtnerhand." Die arme katholische Jugend, der solche Hand das Brod der Erkenntniß reichte, die einer unkirchlichen Todtenfeier beiwohnen mußte (oder that sie es freiwillig?), bei welcher unter dem Bilde des Verstorbenen nicht etwa das des Gekreuzigten, sondern das des vatikanischen Eros stand (S. 8), welches gewählt war, „weil es einen treffenden Ausdruck dessen enthält, was Plato unter dem Eros verstanden hat: das Trachten nach dem ewig Guten und Schönen, wodurch der Mensch zur Glückseligkeit gelangt" (S. 9). Solchem Beispiele folge, Jüngling! Christliche Ideale, Demuth und Entsagung brauchst du nicht! Weg mit dem Rosenkranze, weg mit dem Leben der Heiligen! Trachte den Idealmenschen neuer Prägung nach, die da leben und sterben ohne Dogma und ohne Credo!

Ein förmlicher Cultus war es, der bei der Todtenfeier mit dem Hingeschiedenen getrieben wurde. Da hören wir, daß „der Redner, der anwesenden Jugend gleichsam (!) die Hände entgegenstreckend, mit männlichem Aufrufe zur Nacheiferung schloß: Muthig zum Leben, fröhlich zur Heimfahrt." (S. 9). „Da erklangen," wie weiter (S. 10) berichtet wird, „die versöhnenden Melodien des Chors: Wie lieblich sind deine Wohnungen, . . . trostreiche Klänge, wie aus Himmelsregionen über die Versammlung dahin schwebend." Der Festdichter aber singt (S. 13):

„Nichts Menschliches ihm fern und alles Göttliche ihm nah:
Gestählt in Tapferkeit des Willens und der Waffenwehr,
Im Kampf mit den Megären Ignoranz, Intoleranz."

Wahrscheinlich sind diese „trostreichen Klänge" an die unduldsame Kirche gerichtet. „Trostreich" und tolerant ist jedenfalls

auch der spätere Zusatz des lichtfreundlichen Rhapsoden an der Ruhr (S. 15):

„Scheuchet zum Orkus hinab
Der scheuen Weltflucht Fledermausbrut.
Auf Baldurs lichten Höhen
Schwinget aufathmend den Hut:
In Gottes Schöpfung bleiben Meister
Die guten frohen offenen Geister."

Aber alle griechische und altdeutsche Mythologie hilft nicht an der unbequemen Thatsache vorbei, daß die Kirche den Mann, der sich Jahre lang fern von ihr gehalten hatte, nicht begraben konnte. Das ist freilich ein Ruhmestitel in den Augen einiger Schulmänner in Preußen. Darum wird ein mit der Oberleitung der katholischen höheren Schulen der Rheinprovinz betrauter Beamter, der so hervorragend gar nicht gewesen, über die Maßen gepriesen; darum weiht man ihm Todtenehren, wie sie sonst hoch verdienten, im Amte ergrauten Lehrern dort nie geworden sind; darum betheiligen sich an dem Leichenzuge in Coblenz (S. 7) Gymnasiasten aus Essen mit ihrer Fahne. Ob man sich auch so angestrengt hätte, wenn ein Kreuz dem Leichenzuge voran getragen worden wäre? Diese Frage mögen Leser beantworten, denen die Zustände und leitenden Größen am Rheine besser als uns bekannt sind. Diese Leser aber mögen zugleich den Mißständen des heimischen Schulwesens ihr wachsames Auge zuwenden, damit nicht Einflüsse wie die geschilderten unvermerkt katholische Knaben und Jünglinge auf Abwege führen und dem kommenden Geschlechte seinen Glauben, das Beste, was es vom Elternhause in die Schule mitbringt, trüben oder ganz wegnehmen.

XXX.

Zeitläufe.

Der Reichstag wegen Erstreckung des Socialistengesetzes

Am 24. Februar 1886.

Dem Reichstag liegt der Antrag der Regierung vor auf abermalige Verlängerung des Socialistengesetzes, und zwar gleich auf fünf Jahre. Die erste Geltungsdauer des traurigen Gesetzes betrug dritthalb Jahre, die zweite bewilligte der Reichstag für vierthalb Jahre, dann genügten zwei Jahre; für die dritte Erstreckung werden nun fünf Jahre verlangt. Warum? Die Meinung lag nahe, es sei eben ein parlamentarisches Handelsgeschäft beabsichtigt, sowie der Jude seine Waare überbiete, um dann für die Hälfte ablassen zu können. Indeß gibt es Leute, welche der Ueberforderung eine größere Bedeutung beilegen, und schon darum ist diese Eigenthümlichkeit der neuen Vorlage zuerst in's Auge zu fassen.

Herr Bebel hat im Reichstag offen herausgesagt: daß man vor zwei Jahren die Verlängerung des Gesetzes nur auf weitere zwei Jahre beantragt habe, jetzt aber auf fünf Jahre, und zwar „ohne nähere Begründung", das habe seinen besonderen Grund. „Damals geschah dieß mit Rücksicht auf eine Veränderung in der Spitze des Staats; wenn man nun, trotzdem daß dieser Moment näher gekommen, doch die Ver-

längerung auf fünf Jahre will, so schließe ich daraus, daß es nicht gelungen ist, bei dem künftigen Träger der Krone die Zustimmung zu dem Gesetze zu erhalten." Also — auch auf dieser Seite jener bedeutsame „Blick in die Zukunft", mit dem sich der Führer der Deutschfreisinnigen vor Jahr und Tag getröstet erklärt hat.

Zu wundern ist es freilich nicht, wenn die unter der herrschenden Diktatur leidenden Seelen ihren Blick über eine gewisse natürliche Grenze hinüber schweifen lassen. Jüngst ist ja sogar bei dem parlamentarischen Diner des Herrn Reichskanzlers ein Wink gegeben worden, in Folge dessen von einem nahestehenden Organ die auffallende Thatsache, daß der neu in's Leben gerufene preußische Staatsrath über den Antrag wegen des Branntweinmonopols nicht gehört wurde[1]), dahin erklärt worden ist, daß der erlauchte Vorsitzende des hohen Collegiums zu dem Geschäfte nicht zu haben gewesen sei. Seitdem ist auch das Ausnahmegesetz gegen die Polen an den preußischen Landtag gegangen, ohne daß der preußische Staatsrath vernommen worden wäre. Man darf wohl annehmen, daß der erlauchte Vorsitzende auch zu diesem odiosen Gesetze nicht zu haben war.

Während also der Landtag das neue Ausnahmegesetz gegen die Polen erst noch in der Arbeit hat, soll der Reichstag das Socialistengesetz sozusagen auf ewige Zeiten verlängern, und das Centrum soll sich nicht daran erinnern, daß das dritte und älteste dieser Ausnahmegesetze, das Verbannungsgesetz gegen katholische Geistliche wegen sogenannten Amtsmißbrauchs, trotz den fast einstimmigen Beschlüssen von Seite des Reichstags heute noch in Kraft besteht.

Der demokratische Führer aus Württemberg, nicht unser Mann, aber ein grundehrlicher Mann, hat im Reichstag gesagt: „Das Schlimmste, was allen diesen Ausnahmegesetzen

---

1) Diese Blätter hatten kurz vorher, im vorletzten Hefte, auf diese Hintansetzung des Staatsraths aufmerksam gemacht.

anhaftet, ist der Charakter der Gewaltsamkeit. In den Polen-Ausweisungen ist dieses gewaltsame Dreinfahren auf seinen Gipfel gelangt. Das deutsche Volk ist ein durch und durch humanes und kehrt sich mit Schaudern ab von dem, was die preußische Regierung in ihren polnischen Gränzländern vollzieht. Es gibt auch bei uns Bismarck-Schwärmer, namentlich unter der protestantischen Geistlichkeit, welche in diesen Maßregeln eine große und weise Staatskunst finden. Viele aber, die bisher blindlings den großen Mann verehrten, sind jetzt stutzig geworden, und geht es so fort, dann dürften auch seine treuesten Bekenner ihm untreu werden."

In der That wäre es unnatürlich, wenn der bloßen Gewaltthäterei bald gegen Diese, bald gegen Jene nicht endlich Jedermann satt würde, namentlich wenn das in alle Ewigkeit so fort gehen soll, und zwar ohne den gewollten Erfolg. Das Socialistengesetz ist ohne Zweifel, wenn es jemals, unter den damaligen Attentatsschrecken, populär gewesen seyn sollte, heute es nicht mehr. Und gerade in der Beleuchtung des neuen Ausnahmegesetzes gegen die Polen muß endlich selbst der gemeine Mann auf verdammliche Gedanken kommen. So ungeheuerlich dieses Vorgehen ist, so hat es doch wenigstens noch einen Sinn. Die Motive zur Anti-Polenvorlage reden von dem „Vordrängen einer durch Sprache und Sitte dem preußischen Staatsleben innerlich entfremdeten Nationalität." Darum soll dahin gewirkt werden, daß es in Preußen überhaupt keine Polen mehr gebe, also auch keine polnischen Abgeordneten und keine polnische Fraktion. Aber die Socialdemokraten zu beseitigen, hat selbst Fürst Bismarck noch kein Mittel ersehen. Der Minister des Innern hat sogar erst kürzlich gesagt, das Socialistengesetz wolle nichteinmal ihre „Bestrebungen" vernichten, im Gegentheile, sie sollen in die „parlamentarische Schulung" genommen werden. Man hat sich seinerzeit nicht zu der Consequenz aufgeschwungen, den Socialdemokraten das Wahlrecht zu entziehen. Zwei Dutzend derselben sitzen im Reichstag, gewählt von 600,000

Wählern. Der Reichskanzler hat sich sogar noch ein Dutzend dazu gewünscht, und daß sie hier ihr Programm vor aller Welt entwickeln möchten. Die Herren halten ihre Reden, und zwar nicht die schlechtesten, zum Fenster hinaus; es kann sie hören, wer will. Die Reden werden in den stenographischen Berichten veröffentlicht; man kann sie abdrucken und vervielfältigen. Im Uebrigen sind sie mundtodt wie ihre Wähler; die Einen wie die andern können ausgewiesen, von Einem Ort zum andern geschubt, jedoch nicht, wie fehlerhafte katholische Priester, verbannt werden — Alles, je nachdem es der Polizei beliebt, das Gesetz mit oder ohne Belagerungszustand strenger oder milder zu handhaben.

Herr Dr. Gneist, hochberühmt als Meister der in den Regierungsdienst gestellten alt-athenienſischen Sophistik, aber nicht mehr Reichstagsmitglied, also außer Gefahr, beim Wort genommen zu werden, hat vor einigen Monaten in einer Wahlrede gesagt: „man dürfe solche Ausnahmegesetze nicht versumpfen lassen". Die Aeußerung aus diesem Munde hat Aufsehen gemacht. Aber in Wahlreden darf man derlei Bekenntnisse nicht so genau nehmen. Kann man die Stimmen der Socialdemokraten brauchen, so sind dieselben nicht so „gefährliche Leute". In der Debatte des Reichstags sind die Beispiele von München, Hannover, Köln angeführt worden, wie die Socialdemokraten von den Nationalliberalen bei den Wahlen umschmeichelt worden sind um ihre Stimmen; das hochofficiöse Organ am Rhein hat buchstäblich erklärt: „die Zunahme der socialdemokratischen Abgeordneten sei durchaus kein Unglück, die Revolutionäre in dieser Partei bildeten die verschwindende Minorität, die Socialdemokraten seien gar nicht die schlimmsten Feinde des Staats und der Gesellschaft." Als solche wurden überall in erster Reihe die sogenannten Ultramontanen bezeichnet. Und doch soll das Unterdrückungsgesetz gegen die willkommenen Mitkämpfer in kirchlichen Fragen stehen bleiben. Wie reimt sich das? „Heute die Socialdemokratie zu Hülfe rufen und morgen sie vernichten,

verträgt sich nicht": so hat Herr Dr. Windthorst treffend gesagt.

Und was hat denn nun das Ausnahmegesetz gefruchtet? In den Motiven zu den Verlängerungsanträgen und in den Rechenschaftsberichten über das Gebahren des „kleinen Belagerungszustandes" in Berlin, Hamburg und Leipzig kehrt seit Jahren regelmäßig die Phrase wieder: ein Rückgang der socialdemokratischen Bewegung sei nicht erkennbar, dieselbe sei eher im Steigen und habe an Ausdehnung allerdings gewonnen, aber an Intensivität und revolutionärer Energie habe sie nachgelassen; die Organisation sei nicht zerstört, aber die öffentliche Agitation verhindert. Bekanntlich ist in dem sogenannten Chemnitzer Socialistenproceß erst voriges Jahr sogar der Versuch gemacht worden, die mangelhafte Wirkung des Ausnahmegesetzes dadurch zu ergänzen, daß die Socialdemokratie als eine geheime Verbindung dargestellt wurde. Wäre es möglich gemacht worden, die Paragraphen des Strafgesetzes, welche von geheimen Verbindungen handeln, auf die Socialdemokratie in Anwendung zu bringen, dann hätte man allerdings der Organisation selbst beikommen, und jede socialdemokratische Lebensäußerung als Ausfluß einer „geheimen Verbindung zu ungesetzlichen Zwecken" unter Strafe stellen können. Hier war aber doch über die „juristischen Zwirnsfäden" nicht hinüber zu kommen; und so kann man mit Recht sagen, daß die Hauptwirkung des Gesetzes nichts Anderes war als eine fortdauernd steigende Erbitterung derer, die das Gesetz vor der Verbitterung schützen sollte.

Der Minister hat sich viel darauf zu Gute gethan, daß in der Anwendung des Gesetzes eine wesentlich mildere Praxis eingetreten sei. Von hundert socialdemokratischen Versammlungen sei bloß ein Drittel verboten oder aufgelöst worden, und was die Presse betrifft, so bestünden in Berlin selbst drei solcher Blätter wie auch anderwärts. Bezüglich der erwähnten Versammlungen scheinen hauptsächlich die „gewerblichen Fachvereine" darunter verstanden zu seyn, welche vor acht Jahren

sämmtlich aufgelöst wurden, aber sich allmählig wieder gebildet haben, fast ausschließlich unter demokratischer Leitung. Bezüglich der gedachten Blätter aber hat der Minister selbst gesagt, sie seien „besserer Kategorie," wie sie es eben seyn müssen, weil das Damoklesschwert stets über ihren Häuptern schwebt. Daß seit dem ersten Erlaß des Gesetzes eine mildere Praxis eingetreten sei, gestand auch Hr. Bebel zu; aber er fügte bei: „Damals verbot man einfach alle unsere Versammlungen, und darin lag System; die gegenwärtige milde Praxis ist weit schlimmer, denn sie macht die Massen aufmerksam auf die irreguläre Handhabung des Gesetzes."

Mit anderen Worten: sie ist eine Quelle der polizeilichen Willkür. Die langen Debatten beim Reichstag strotzten von Anklagen und Vorwürfen über diese häßlichen Dinge, wie Spionage, Spitzelthum, ja sogar Provokation. Und trotz des ungeheuern Aufwandes ordentlicher und geheimer Polizei konnte derselbe Abg. Bebel sagen: „Es wird den Behörden auch schwer, socialdemokratische Schriften und Zeitungen abzufangen, weil mit den Jahren auch die Organisation der Schriftenversendung geschickter eingerichtet ist; jetzt ist sie es derart, daß jedes Quantum verbotener Schriften eingeführt werden kann." Daß von dem Züricher „Socialdemokrat" mehrere Tausend Exemplare in's Reich kommen, wurde amtlich zugestanden, und bezüglich der anarchistischen „Freiheit" Most's in New-York bemerkte Bebel: „4500 Nummern sollen allein nach Deutschland und Oesterreich gehen."

Selbstverständlich spielte auch die seit dem vorigen Sommer sichtbar gewordene Gährung im Schooße der socialdemokratischen Parteileitung bei den Debatten ihre Rolle; namentlich scheint sich der Minister viel darauf zu Gute zu thun, daß sich die widerstrebenden Elemente in der Fraktion bereits zu scheiden begonnen hätten. Auch die Motive der Gesetzvorlage hatten darauf hingedeutet: „die socialdemokratischen Wähler verlangten von ihren Vertretern die ernsthafte Betheiligung an den Aufgaben der legislativen Gewalten, namentlich die zur gesetzgeberischen Lösung der socialpolitischen Probleme."

Freilich verlangten dieß weitaus nicht alle Wähler der 24 Herren im Reichstag; und gerade die Frage war der Grund ihrer Spaltung und des Auseinandergehens in zwei Strömungen, welche endlich auch anfingen sich vor der Oeffentlichkeit herumzustreiten: Bebel und Vollmar an der Spitze der Extremen, Viereck und Frohme an der Spitze der „maßvoll Denkenden". Die Erscheinung ist gewiß nicht ohne Bedeutung, aber in Bezug auf die Schlußfolgerung daraus über die Wirkung des Socialistengesetzes kann man ganz anderer Meinung seyn als der Minister von Puttkamer.

Der alte Streit: Lassalle gegen Marx, und national gegen international, ist, wie es scheint, in der Parteileitung nie ganz eingeschlafen. Schon bei dem Kopenhagener Congreß soll es zu heftigen Zusammenstößen gekommen seyn. Als dann die 24 Herren in den Reichstag eintraten, erhob sich alsbald die Frage, wie man sich in dem „Sumpf des Parlamentarismus" zu benehmen habe und ob dem Reichstag ernstliche Anträge vorzulegen seien. Bei der Abstimmung über den Credit für die Dampfersubvention ging die Fraktion zum ersten Male seit ihrer Existenz auseinander. Als das Parteiorgan in Zürich schulmeisternd dareinreden wollte, ertheilte die Fraktion demselben einen Rüffel, weil die erwählten Vertreter der Partei das Alles schon selbst und besser wissen müßten; die Minderheit aber veranlaßte einen groben Protest aus Frankfurt a. M., der dahin lautete, die Socialdemokratie sei eine Partei der Agitation und Aktion, weiter habe der parlamentarische Lärm für sie keine Bedeutung. Es hat für uns hier kein Interesse, den nie recht aufgeklärten Streit zwischen den 24 Herren in der Presse weiter zu verfolgen;[1]) es genügt hier die abweichenden Meinungen an zwei Beispielen zu erläutern.

Nachdem Hr. Frohme in einer Frankfurter Versammlung von den Bebelianern förmlich niedergeschrieen worden war,

1) Näheres findet sich in der „Augsburger Postzeitung" vom 16. Juni und in der „Germania" vom 30. August, 1. September und 17. September v. Js.

äußerte er sich in einer von ihm berufenen Versammlung zu Bockenheim: „Die von Lassalle erweckte sociale Bewegung sei eine specifisch deutsche, die aber nur im Sinne ihres Urhebers fortgesetzt werden dürfe, wenn sie nicht ausarten solle in das wirre Gebahren des Anarchismus, jenes sogenannten Individualismus, der keine Principien mehr kenne, sondern nur noch die Befriedigung niedriger persönlichen Leidenschaften. Der Zweck des Staates sei, durch die Vereinigung die Einzelnen in den Stand zu setzen, eine solche Stufe des Daseyns zu erreichen, die sie als Einzelne niemals erreichen können; einen solchen Staat in's Leben zu rufen sei Deutschlands hohe Mission." Das hat allerdings auch Lassalle gesagt, indem er die Lösung der socialen Frage ganz besonders als den Beruf der „preußischen Monarchie" erklärte. Aber das ist schon lange her, und der Züricher „Socialdemokrat" hatte nicht ganz unrecht zu sagen, diese „schroffe Betonung eines specifisch nationalen Standpunktes höre sich an wie ein Märchen aus alter Zeit." Bezüglich der Frage selbst verwies das Organ auf den bevorstehenden Parteicongreß, bemerkte aber dazu: „Einstweilen wollen wir auf die Sammlungen verweisen, welche in den letzten Wochen ein großer Theil der deutschen Parteigenossen zur Unterstützung der französischen Arbeiterwahlen vorgenommen hat." Das war für Hrn. Frohme von der „gemäßigten" Seite.

Noch deutlicher hat sich Hr. Viereck über die Gangbarkeit des parlamentarischen Weges der Gesetzgebung für die Socialdemokratie ausgesprochen. In einer Rede, die er als Abgeordneter für Leipzig-Land am 8. August v. J. hielt, hat er insbesondere auf das Bestreben beim Reichstag für Einführung des Maximalarbeitstags und von Arbeiterkammern hingewiesen. Er stellte zwar den frappanten Satz auf, das treibende Motiv zur Socialreform bei der Regierung bestehe nur darin, daß das Militärmaß von Jahr zu Jahr zurückgehe und die Zahl der Militäruntauglichen beständig zunehme; aber er fügte bei: „Wäre dem deutschen Kaiser die traurige Lage des Volkes in ihrer ganzen entsetzlichen Wirklichkeit be-

kannt, so würde er der deutschen Socialpolitik sicherlich eine andere Richtung gegeben haben." Diese Aeußerung veranlaßte das Züricher Organ zu einer donnernden Strafpredigt: „Wir sind eine antimonarchische, eine republikanische Partei, wir bekämpfen das monarchische Princip auf's Entschiedenste; mit Aeußerungen, wie sie Viereck gethan, geräth man unrettbar auf die schiefe Ebene des Staatssocialismus, und auf jeden Fall ist man, wenn man solche, gelinde gesagt, Sentimentalitäten ausspricht, kein Socialdemokrat." In seinem eigenen Blatte hat nun zwar Hr. Viereck zugestanden, daß es besser gewesen wäre, wenn er „vom Kaiser" nichts gesagt hätte; im Uebrigen aber hielt er seine Meinung entschieden aufrecht:

„Ich habe niemals an die Möglichkeit einer sprungweisen Entwickelung insoweit geglaubt, daß wir uns heute in der capitalistischen Gesellschaft zu Bett legen und morgen durch einen plötzlichen Zwischenfall im socialen Staat wieder aufwachen könnten. Deshalb erfaßt mich auch keine Gänsehaut, wenn ich das mir entgegengeschleuderte Wort ‚Staatssocialismus' höre. Ich will hier meinen Anklägern die Freude machen, einzugestehen, daß ich so viel wie möglich ‚Staatssocialismus' herbeiwünsche! Freilich verstehe ich darunter nur eine Socialpolitik; wohl aber würde ich einen Staatssocialismus, der die Ausnahmegesetze bei Seite wirft, den Arbeitern volle Bewegungsfreiheit gewährt und die von uns vorgeschlagene Arbeiterschutzgesetzgebung aufnimmt, mit Liebknecht ‚als die Brücke ansehen, auf welcher die heutige Gesellschaft sich hinüberretten könnte in eine neue Welt, ohne in einen gähnenden Abgrund zu gerathen.' Und ich würde im Interesse der Menschlichkeit auf einen solchen Ausweg hinzuwirken suchen und trotzdem noch immer glauben, ein ‚guter Revolutionär' zu sein. . . . Ich bin überzeugt, daß es keinen verhängnißvollern Fehler für die Unterdrückten geben kann, als den, wenn sie ihrerseits — etwa nach dem Muster der Fenier oder der anarchistischen Dynamithelden — nur an die brutale Gewalt appelliren und nur die Machtfrage aufwerfen würden."

Derlei Aeußerungen des Zwiespalts unter den Führern der Socialdemokratie, einer wilden und einer zahmen Richtung, hat sich die Regierung offenbar wohlgefällig zu Ohren

genommen, und darauf bezieht sich der Satz in den Motiven der Gesetzvorlage: „Man müsse die Hoffnung festhalten, daß vor dem Ernste der legislatorischen Aufgaben die revolutionären Tendenzen auch bei der Parteileitung in den Hintergrund treten oder, wenn dieß nicht geschähe, die den Führern blindlings folgenden Massen zur Einsicht gelangen würden, daß auf dem Wege der gewaltsamen Aenderung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen kein Heil für sie zu erwarten sei."

Aber es hat nun schon lange von dem Meinungskampf der Wilden und der Zahmen in der Fraktion nichts mehr verlautet. Ohne allen Parteicongreß ist vollständige Stille eingetreten, und in der Socialistendebatte des Reichstags waren die 24 Herren Ein Herz und Eine Seele. Wie kommt das? Weil der gemeinsam erduldete Druck von außen auch innerlich widerstrebende Elemente zusammenschweißt. Wie ganz anders stünden die Dinge, wenn die Herren genöthigt wären, vor den zur Zeit „blindlings folgenden Massen" mit der Sprache in Wort und Schrift herauszurücken? Das würden aber diese Massen fordern, sobald ihre Führer sich nicht mehr mit dem gesetzlichen Schloß vor dem Munde ausreden könnten. Bei einer Partei mit so ungeheuerlichen Tendenzen muß die Verschiedenheit der Meinungen über die Mittel und Wege nothwendig klaftertief seyn, und die lodernde Leidenschaft muß Zusammenstöße herbeiführen, sobald sie Raum zur Entfaltung vor sich hat. Hr. Bebel hat einmal geäußert: die Partei empfinde das Socialistengesetz als eine wahre Wohlthat und wünsche dessen Aufhebung gar nicht. Begreiflich; ohne dieß würden sich längst zwei bis drei socialistische Sekten in den Haaren liegen und den Massen die blinde Gefolgschaft verleiden; ohne dieß gäbe es auch, vielleicht Anarchisten, aber sicher keinen Anarchismus. Geschadet hat das Ausnahmegesetz viel, genützt hat es nichts.

Man ist mit dem Socialistengesetz in einen Sumpf hineingegangen, ohne zu bedenken, daß es ungleich leichter ist, hinein- als wieder herauszukommen. Die Staatsgewalt hat auch gar

kein Verlangen darnach; ihr ist ganz wohl dabei. Im Laufe des Culturkampfs ist eine tiefwurzelnde Neigung zur Gewaltthäterei eingetreten, und in der That empfiehlt sich die Präventive des Polizeistocks durch ihre Bequemlichkeit der ruheliebenden Menschennatur. Der Reichstag aber sollte Mitleid haben mit dieser krankhaften Anlage. Der Abg. Windthorst will es denn auch abermals mit einer allmähligen Heilung versuchen; er will den Socialdemokraten die Rechte und Freiheiten wie allen den anderen Parteien zukommen lassen, aber unter strenger Ueberwachung auf dem Boden des gemeinen Rechts. Sollte der Patient dem Recept sich abermals entschieden widersetzen, dann wäre die Roßkur erst recht angezeigt: Fort mit dem Ausnahmegesetz!

Fiele der Druck des Gesetzes mit einem Schlage weg, so würde zwar aller Wahrscheinlichkeit nach ein elastischer Aufschwung der socialdemokratischen Bewegung die erste Folge seyn. Aber es wäre dann ein ehrlicher Kampf, und es wäre ein wahres Glück, wenn die Reptilienpresse somit gezwungen würde, von ihrer corrumpirenden Thätigkeit abzulassen und gegen den „wahren Feind" sich zu kehren. Auch die „Norddeutsche" würde dann von der göttlichen Gerechtigkeit wieder einen weniger utilitarischen Begriff bekommen, und selber von dem „Hange" befallen werden müssen, „sociologische Probleme im Hinblicke auf eine göttliche Approbation zu behandeln."[1]) Mehr Streit und Unfriede, als im Reich gegenwärtig und überall schon herrscht, würde auch die Aufhebung des Socialistengesetzes nicht herbeiführen. Es würde sich nur um Frontänderungen im Tumulte handeln, und zudem wäre eine gründliche Luftreinigung damit verbunden. Wer sollte aber eine solche Lüftung nicht sehnlichst herbeiwünschen? Mir wenigstens

1) Bekanntlich hat dieses maßgebende Organ an der Resolution der preußischen Generalsynode für den Schutz der Sonntagsruhe den fraglichen „Hang" sehr unliebsam vermerkt und beigefügt: „Für manche Leute wäre es besser, wenn ein Sonntag gar nicht existirte; für einen Theil der Menschheit ist er ein Danaer-Geschenk."

will es scheinen, als wenn der Genius der deutschen Nation mit lauter Stimme in den Reichstag hineinrufe: „Oeffnet die Fenster, es ist zum Ersticken!“

XXXI.

Aus der Heldenzeit Tyrols.[1])

Als Schwind sein Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester in Farben dichtete, da ließ er sich vernehmen, diese Arbeit werde „etwas abgeben, das Leuten, die für Liebe und Treue und etwas Zaubermacht Sinn haben, gefallen könne.“ Diese Worte kamen uns unwillkürlich in den Sinn, als wir das obige Erstlingswerk des jungen tyrolischen Dichters durchgelesen hatten. Liebe und Treue und nicht nur Zauber- sondern Gottesmacht: das sind so ziemlich die Elemente, aus denen sich die historisch getreu dem Tyroler Befreiungskampfe von 1809 entnommene Episode, deren Held Joseph Straub ist, zusammensetzt.[2]) Und wir müssen freudig bekennen, daß wir es hier nicht mit einer der vielen Schriftstellereien schwächlicher, patriotisch angehauchter Wohlgemeintheit zu thun haben, sondern mit einem markigen Werke, in dem jene Elemente herzerhebend zum Leben erweckt sind. Ein solcher Fund ist heut zu Tage eine wahre Freude, denn wahrlich selten sind sie geworden, die für so etwas den rechten Sinn haben.

Der Vorwurf des Stücks führt uns in das frische Bergland, als es nach dem Waffenstillstande von Znaim von den

---

1) Joseph Straub, der Kronenwirth von Hall. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe, dramatisch erzählt von Karl Domanig. Innsbruck, Wagner. 2. Auflage. 1886.

2) Die Quellen sind Straubs Autobiographie im Landesmuseum zu Innsbruck und sein Briefwechsel mit seiner Frau in den verhängnißvollen Tagen, den Domanig im Tyroler Kalender 1881 publicirte.

kaiserlichen Truppen verlassen, den von allen Weltgegenden mit erdrückenden Heeresmassen eingedrungenen Feinden unaufhaltsam preisgegeben scheint. Marschall Lefebvre hat Innsbruck und das Unterinnthal besetzt und erläßt von da am 1. August den Befehl, alle tyrolischen Commandanten: Hofer, Straub und die Andern haben sich bis zum 10. August in seinem Hauptquartier zur Verantwortung zu stellen, widrigenfalls ihre Häuser niedergerissen, ihre Besitzungen confiscirt, sie selbst für immer des Landes verwiesen und im Betretungsfalle sofort hingerichtet werden würden. Der Kronenwirth antwortet dem Herzoge von Danzig: er möge sein Haus nur abreißen lassen, Kaiser Franz werde dasselbe doch wohl wieder aufbauen.

So liegen die Dinge im Beginne der Handlung. Straub steht mit seiner Compagnie auf dem Mittelgebirge unweit Hall, in dessen Mauern die Bedrängniß sich steigert und besonders die Standhaftigkeit der Kronenwirthin den härtesten Prüfungen aussetzt. Die Bauern wollen ihren Commandanten Straub festhalten, dem der österreichische Oberst Graf Taxis den werkthätigen Dank des Kaisers für seine treuen Dienste in Aussicht stellt, wenn er etwa wie manche Andern dem Militär nach Oesterreich folgen wolle. Straub schickt seiner Frau zuversichtliche Botschaft, sie möge aushalten, nöthigenfalls sich und die Kinder verbergen bis am Frauentage (15. August) die Tyroler wieder siegreich in Hall einziehen werden. Sie solle auf diesen Tag ein Mahl bereiten. Die herausfordernde Antwort hat natürlich den französischen Marschall auf's höchste erbittert und eine Fürbitte des Pfarrers und des Bürgermeisters von Hall findet kein Gehör, sondern veranlaßt die Verfügung, daß wenn Straub sich am 10. August bis 4 Uhr Abends nicht stelle, zuerst der Bürgermeister, dann jeden Tag ein Rathsherr gehenkt werden solle, bis sich Straub gestellt habe. Nun dringt die Bürgerschaft in diesen, sich zu stellen, und nachdem auch sein treues Weib, die der Jammer in der Stadt und die Vorbereitung zum Vollzuge des Blutbefehles bestürmen, ihm mit blutendem Herzen zur Stellung gerathen — entschließt er sich hiezu, wenn bis 4 Uhr nicht Angriffsordre von Hofer kommt, an welchen Botschaft geschickt ist.

In dem schweren Seelenkampfe der beiden Eheleute Straub und der gegenseitigen Erörterung zu heldenhaftem Opfermuth

liegt der psychologische Höhepunkt der Handlung. Mit feiner Empfindung sind die ähnlichen Vorgänge in dem Gemüthe der Frau und jene in der Seele des Mannes auseinandergehalten, in dem bisher Alles Thatkraft und Selbstbestimmung war, der nun von dem Jammer der Bürgerschaft halb besiegt, von den muthigen Bauern wieder zum Bleiben bewogen, endlich in der schwerwiegenden Botschaft des Weibes einen Augenblick Lieblosigkeit sehen will, dann aber erkennt, wie viel schwerer ihr selbstgewähltes Loos ist, und hiedurch beim endgiltigen Schlusse festgehalten wird. Wir finden echt dramatische Wirkung in der ganzen Entwickelung in würdiger Sprache ohne alles hohle Pathos.

Alles ist noch zum Angriffe bereit und harrt mit Sehnsucht des Befehls. Straub steht mit seinen Treuen an der Innbrücke bei Hall. Aber die verhängnißvolle Stunde schlägt und — er überliefert sich den Feinden. — Da weht das Kirchthurmfähnchen der nächsten Ortschaft, das verabredete Zeichen, und in den Trommelwirbel der Franzosen, die Straub umringen, tönt die Fanfare zum Angriff — zu spät. Das ist der ebenso ergreifende, als spannende Schluß des dritten Aktes.

Der vierte Akt führt uns in den Kampf nächst dem Berge Isel am 14. August, der nun, nachdem das Pusterthal und Oberinnthal in raschen, vernichtenden Schlägen vom Feinde gesäubert sind, durch den vom Brenner dem Marschall Lefebvre nachbringenden Hofer zu Ende geführt wird. Die Haller Schützen haben den Paschberg inne. Es fallen die letzten Schüsse, und die Abenddämmerung deckt den allgemeinen Rückzug der Franzosen. Die Verspätung der Angriffsordre bei Hall stellt sich als ein Glück für das rechtzeitige Eintreffen der dortigen Schützen zum entscheidenden Schlage bei Innsbruck heraus. Straub aber sitzt gefangen im Adlerwirthshaus in Innsbruck, während die Wachtfeuer der Seinen ganz nahe an der Stadt erglänzen. Sein Tod ist beschlossen. Er soll mit den anderen Geiseln fortgebracht und am nächsten Tage gerichtet werden. Die Freunde vermögen ihn nicht zu retten. Er sinnt auf Flucht und sie gelingt ihm, im Augenblicke, wo er mit den Geiseln den Wagen besteigen soll. Die Verwirrung des allgemeinen hastigen Rückzuges begünstigt sie. Er wird verfolgt.

Die bittersten Stunden verlebt nun sein Weib. — Die

folgenden Scenen, mit denen der fünfte Akt beginnt, sind geradezu meisterhaft. Sie wandert mit ihrem sechsjährigen Töchterchen in der Nacht nach Innsbruck. An einer Wegkapelle sinkt sie nieder: „Ach ihn zu suchen bin ich ausgegangen, und ihn zu finden hab ich nicht das Herz.“

Sie sieht ihn im Geiste am Pfahle festgebunden.

Die Lippe zuckt, sein Auge lebt noch auf,
An meinen Händen brennt sein heißes Blut.
Erkenne mich, erkenne mich, dein Weib! . . .
Er ist dahin! O Gott, mir reißt das Herz!
(Es ist mehr und mehr Tag geworden.)
. . . . Was sagen sie?
Ich sei's, die ihn dem Tode überliefert?
„Fluchwürd'ges Weib!“ — Sie kehren sich von mir.
Sein Auge starrt, die Wunde fließt nicht mehr,
Und so allein knie' ich an seiner Leiche.

Kind:

O weh! Ach Mutter, sieh! Die Nacht ist um.

Straubin (aufschauend):

Die Nacht ist um! Doch eine Nacht ohn' Ende
Wird sich nach dieser über mir verbreiten . . . .

Kind (weinend):

. . . . . Der Vater kommt ja
Zu Mittag. Hat er nicht das Mahl bestellt?

Straubin (das Kind ungestüm umarmend):

O Kind, o Kind, was mahnst du mich daran?
Sei mir ein Trost, vermehre nicht die Qual!
Mein Kind, mein Trost! Die Bürde ist zu schwer,
Hilf mir sie tragen. Ach ich kann nicht mehr . . .

Die Aveglocke ertönt von der Stadt her; das Kind fängt an zu beten und die Mutter fällt ein:

Der Engel des Herrn brachte dir die Botschaft,
Und dir geschah nach Gottes ew'gem Rath.
Wohl auch den Schmerz hast du auf dich genommen,
Doch alles Glückes Fülle wurde dir!
Zu deinem Ruhm ertönen diese Glocken,
Die Völker aller Zungen preisen dich!
Und heute ist's, da du den Lauf vollendet;

Der Gürtel fällt, die Wolken tragen dich
Empor zu Gott, an deines Sohnes Seite . . .
O in der Herrlichkeit, die dir geworden,
Die dir verbleiben muß in Ewigkeit,
Gedenk des Jammers, den du einst empfunden!
Am Tage deines Ruhm's, heut' mahn' ich dich
An deine Erdennoth! Der Schmerzen mahn'
Ich dich, da du den Sohn umsonst gesucht;
Der Peinen aller, die dein Herz zerrissen,
Als du den Leichnam hieltest auf dem Schooß;
O aller Schmerzen, die du je empfunden,
Sei nun in deiner Herrlichkeit gemahnt! . . . .

Das Unheil wende! Mutter, steh' uns bei!
Daß, die wie du in der Betrübniß waren,
Des Sohnes Milde heut' mit dir erfahren!

Die kurze Scene mit der Wallfahrerin, die nach Absam pilgert für ihren „Buben bei den Schützen" und vom Abzug der Feinde spricht, ohne außer von dem Kinde Antwort zu erhalten, leitet vortrefflich hinüber zum nächsten Aufzug in Innsbruck vor der Hofkirche, wo die ersten Schützen die noch verlassenen Gassen vorsichtig betreten und von diebischem Gesindel säubern, das in der Verwirrung sein Unwesen treibt. Wie die Patrouillen sich nach und nach mehren und die Burg besetzen bis zum Singen und Jauchzen des Volkes, aus dem, noch immer in höchster Aufregung, die Straubin nach ihres Mannes Schicksal forschend vordrängt; die ersten unsicheren Gerüchte hievon; endlich der lustige echt tyrolische Brautzug, in dem mit den Wappenschildern Oesterreichs und Tyrols, unter Musik und Volksjubel am Portal der Hofkirche Reich und Land als ein Paar zusammen gegeben werden: das ist Alles ungesucht, kurz und frisch, daß man es miterlebt.

Nun enthüllt sich die Rettung Straub's, der sich vor den Verfolgern im Inn verborgen gehalten hat. Die Handlung steigert sich bis zu Ende. Zunächst treten unter Glockengeläute und Geschützdonner Hofer, Straub und Speckbacher auf. Hofer mahnt an die Dankespflicht gegen Gott, ertheilt kurze Befehle zur Verfolgung des Feindes und lädt sich bei Straub in Hall zu Gaste. Des letzteren Weib und Kind kommen zu frohem

Wiedersehen: „Weißt Du wie's gelang?“ — „„Ich weiß, ich weiß! Ich dank Dich Gott allein!““ — „Des Sieges Unterpfand ja war das Opfer .... Hast Du das Mahl bereit, das ich bestellt? daß wir dem Kaiser die Gesundheit trinken. Der Oberkommandant gibt uns die Ehre.“ Hofer betritt die Kirche. Die Orgel intonirt das Te Deum, womit die Handlung schließt.

Der Vorgang ist bis in die kleinsten Züge geschichtlich richtig in wenigen Tagen und auf das kleine Fleckchen Erde zwischen Innsbruck und Hall zusammengedrängt.

Die Selbstbefreiung Tyrols im Jahre 1809 bleibt eine Wundermähr der Liebe und Treue und einer Zuversicht, die starkmüthig und doch opferwillig noch hofft, wo jede Hoffnung Thorheit scheint.

„Und weil sie noch an Wunder glaubt,
So kann sie Wunder schaffen.“

Es ist erhebend, solche Wahrheit aus einem im Kleide der Schönheit, ohne schulmeisterlichen Beispielkram auftretenden Vorgange ganz junger Vergangenheit herauslesen zu können, und wer Sinn dafür hat, wird uns nun die Zusammenstellung mit einem Märchenbilde gleichen Grundgedankens zu Gute halten. Wer weiß, welch' große Dienste die treue Schwester Tyrol in ihrer standhaften Herzenseinfalt den wilden Brüdern noch zu leisten berufen ist?

Die zweite Auflage des schönen Drama's ist in wenig Wochen der ersten gefolgt, und so läßt sich demselben eine weite Verbreitung nicht nur wünschen, sondern auch voraussagen. Manches deutsche Herz sehnt sich ja doch aus der Phrasenhaftigkeit in der Kunst nach lauterer Kost.

XXXII.

Die Reformation und die bildende Kunst.

I. Reformation und Kunstgeschichte. (Schluß.)

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Nicht nur mittelbar hat die Reformation der Kunst geschadet durch den Druck der Verhältnisse, die sie geschaffen, sie hat auch direkt kunstverderblich gewirkt, ist selbst kunstfeindlich aufgetreten. Zwar hält es die neueste Geschichte der Malerei von Woltmann-Wörman für „veraltet zu fragen, ob die Reformation den Künsten geschadet habe" (II. 369), aber mag auch die katholische Wissenschaft da wieder einmal ihrer glücklicheren Schwester nachhinken und um die Entscheidung einer Frage sich bemühen, welche bereits als überwunden gilt: daraus daß das Verhältniß der Reformation zur Kunst gerade protestantischerseits immer wieder erörtert und durch den einfachen Hinweis auf Dürer und Cranach zum hundertstenmale „bewiesen" wird, wie „grundfalsch" es sei, „die deutsche Reformation als Grund des Niederganges der deutschen Kunst anzuklagen,"[1]) glauben wir schließen zu dürfen, daß doch unsere Frage nicht allgemein für „veraltet" gilt. Das aber meinen wir und möchten wir zeigen, daß die gewöhnlich gegebene Antwort auf unsere Frage „veraltet" seyn möchte, nämlich einer Zeit angehört, wo man energische Behauptungen und Versicherungen aus einer nun einmal als auktoritativ geltenden Feder als Beweise hinnahm.

1) Christl. Kunstblatt 1883. S. 167.

Indeß fehlt es doch nicht an protestantischen Stimmen, welche „nicht leugnen, daß die protestantische Kirche, so gewiß sie ihres evangelischen Charakters gemäß nichts weniger als kunstfeindlich seyn kann, sich doch ihrer wesensgemäßen Stellung zur Kunst nicht bewußt war;" welche bei den deutschen Reformatoren vielfach eine „einseitige Geringschätzung, ja fanatische Feindschaft gegen religiöse Bildwerke" finden; welche zugeben und beklagen, daß die „reformirte Kirche ihre ikonoklastischen Grundsätze bis heute hartnäckig festgehalten und auch die lutherische bis in unser Jahrhundert auf diesem Punkte ihren Takt verleugnet und ein werthvolles Stück aus der ökumenischen Fülle der alten Kirche mißachtet" habe;[1]) welche anerkennen, „die allgemeine Behauptung, daß die Reformation der Entwicklung der Kunst nicht entgegen gewesen sei, habe, selbst wenn sie auf die lutherische Kirche allein bezogen werde, nur Wahrheit, sofern von der Musik und Poesie, nicht aber sofern von Malerei, Plastik und Architektur die Rede ist."[2])

Die historische Frage nach dem Einfluß der Reformation auf die bildenden Künste wird vielfach zusammengeworfen mit der anderen, ob der heutige Protestantismus der Kunst feindlich gegenüberstehe, und indem dann versichert und bewiesen wird, daß dieß keineswegs der Fall und im protestantischen Geiste nicht nur nicht begründet, sondern ihm durchaus fremd sei, glaubt man dieses auch ganz allgemein vom Protestantismus, also auch von seinem Anfang in der s. g. Reformation sagen zu dürfen. Wir sehen den Kunsteifer in der heutigen protestantischen Kirche Deutschlands, wir anerkennen die schönen Erfolge dieser Bestrebungen und freuen uns der guten Leistungen; wir haben keinen Grund und kein Recht zu zweifeln an dem Ernste der Versicherung, daß „in neuester Zeit auch in der evangelischen Kirche ein lebendiges Interesse für die

1) Christliches Kunstblatt 1866. S. 94.
2) Geffcken: Ueber die verschiedene Eintheilung des Dekalogs S. 68.

Kunst erwacht sei,"[1]) daß der Protestantismus „aus dem bilderstürmenden Religionseifer zu milderen Ansichten zurückkehrt und Kunstwerken freudig zustimmt, die menschlich edel und wahr sind,"[2]) daß er jedes Vorurtheil gegen den Dienst der Kunst in seinen Heiligthümern abgelegt habe;[3]) aber damit ist mehr zugegeben, als widerlegt, daß der Protestantismus in seinem Aufgang, also die Reformation kunstschädlich und verderblich aufgetreten sei.

Wir wollen uns hier nicht darauf einlassen, die thatsächlichen Erfolge der neuen protestantischen Kunstliebe der heutigen katholischen Kunst gegenüber zu stellen; es ist eine stattliche Anzahl zum Theil glänzender Namen, die wir mit Freude die Unseren nennen können, und wir glauben, es wäre für Hase schwer, seinen Satz zu beweisen, daß das frühere Mißverhältniß zwischen der katholischen und protestantischen Kirche bezüglich ihrer Kunstpflege „für die Gegenwart und Zukunft gar sehr sich ausgeglichen" habe. Dem gegenüber sprach ein Redner in Stuttgart im Sturm und Drang der Lutherfeier das Wort aus: „Geben wir es zu, in den Künsten der Form und der Farbe hat die katholische Kirche, die Kirche des Mittelalters vor uns einen Vorsprung und wird ihn vielleicht behalten,"[4]) und Riegel erklärt sogar: „es gibt keine protestantische Kunst; denn sobald die christliche Kunst kirchlich werden will, wird und muß sie sofort katholisch werden".[5]) Für Portig freilich, der nicht mit Thatsachen rechnet, sondern, wie er sagt, „auf die letzten Principien" zurückgeht, ist es „principiell wenigstens entschieden, daß der Protestantismus höhere Leistungen auf dem Gebiete der Kunst erzeugen kann, als der römische Katholicismus." Die Frage, ob dieses bis jetzt schon geschehen sei

1) Christl. Kunstblatt 1866 S. 94.
2) Riegel, a. a. O. S. 279.
3) Hase, Polemik S. 517.
4) Vgl. Deutsches Volksblatt 1883 Nr. 261.
5) Riegel, a. a. O. S. 278.

oder erst in Zukunft erfolgen werde, ist ihm „ziemlich irrelevant," doch trägt er „kein Bedenken, es geradezu auszusprechen, daß der Protestantismus diese Leistungen thatsächlich bereits hervorgebracht hat und in Zukunft noch mehr erzeugen wird."[1]) Diese Ueberzeugung gründet Portig auf folgende Prämissen: Wir müssen uns „die christliche Religion mehr denn jede andere als Quelle und Trägerin der echten, höchsten Kunst denken;" nun ist „der Protestantismus der bis jetzt treueste Ausdruck des Christenthums": was ist da natürlicher und sicherer als der gemachte Schluß? Gerne anerkennen wir das starke Glauben und Hoffen, das sich in dieser Logik ausspricht, aber mit einem „principiell wenigstens" ist noch keine Kunst geschaffen. Gewiß steht Religion, Glaube und Kunst im engsten Zusammenhange; aus der Religionsgeschichte fällt manches helle Licht auf die Kunstgeschichte und auch umgekehrt; ein inniges Religions- und Glaubensleben ist die Voraussetzung und auch eine befruchtende Quelle aller christlich religiösen Kunstentwicklung; aber mit dieser Möglichkeit ist das faktische Gedeihen der Kunst noch lange nicht gegeben. Da müßte ja der Protestantismus erst in neuester Zeit zum „treuesten Ausdruck des wahren Christenthums" geworden seyn, da seine Kunstentfaltung nach eigenem Zugeständniß noch ganz neuen Datums ist. Wohl weist man auf Schwierigkeiten hin, welche die protestantische Kirche bisher verhindert haben, ihr Verwandtschaftsverhältniß zur Kunst zu bethätigen, aber damit ist eben zugestanden, daß mit einem „principiell wenigstens" in unserer Frage nichts gesagt ist. Ohne dieß ist es eine mißliche Sache, einen Beweis auf Voraussetzungen aufzubauen, welche weit entfernt sind, anerkannt zu werden. Uns ist der Katholicismus ebenso gewiß der „treueste Ausdruck des wahren Christenthums," als für Portig der Glaube seiner Kirche; man muß uns also das Recht desselben Beweisschlusses für den principiellen Vorrang der katholischen Kunst lassen. Endlich steht der prophezeiten protestantischen

1) Portig a. a. O. S. 407.

Kunstentwicklung zunächst leider Portigs eigene Klage entgegen, daß dem „heutigen Protestantismus nicht selten der Glaube fehlt, um in der Kunst wirklich Schöpfungen von kirchlich evangelischem Geiste hervorzubringen,"[1]) eine Thatsache, welche bekanntlich schon manchen protestantischen Künstler zum Convertiten gemacht hat.[2])

Die Kunstgeschichte läßt sich nicht construiren, man muß warten, wie sie sich gestaltet, bezüglich der Vergangenheit aber sich an Thatsachen halten: auch hier muß sich der Glaube zeigen in den Werken. Um nun aber auch thatsächliche Beweise für die höchste künstlerische Leistungsfähigkeit des Protestantismus zu bekommen, liebt man es die besten katholischen Künstler zuerst auf einen allgemeinen christlichen Standpunkt zu stellen und dann alsbald für den Protestantismus „in Anspruch zu nehmen." Das Beste, was die Kunst seit der Reformation erzeugt hat, knüpft sich an die Namen Peter Paul Rubens und besonders Peter Cornelius. Beide waren Katholiken; aber nach dem Satze: „der Protestantismus hat in allen Künsten das Höchste geleistet" (Portig), ist ihre Größe nicht anders begreiflich, als daß sie wenigstens „echt evangelischen Geistes" waren. Das wird denn auch allen Ernstes oft genug behauptet. Von ersterem schreibt z. B. Portig: „Obwohl seine Eltern 1581 unter der furchtbaren Noth der Zeit wieder katholisch wurden, blieb doch der Sohn seiner ganzen Geistesrichtung nach protestantisch."[3]) Wir sind weit entfernt, alle Werke des Rubens für Kunstleistungen zu halten, wie sie unserem heutigen Geschmacke entsprechen: die Renaissance steckt dem Meister gar sehr in den Gliedern, aber wir können mit dem besten Willen auch nicht das Kriterium katholischer und protestantischer Kunstauffassung uns denken, nach welchem Rubens' gewaltige Kirchen= und Madonnenbilder eine „protestantische Geistesrichtung" bezeugen sollen.

1) A. a. O. S. 434.
2) Vgl. Riegel, a. a. O. S. 278.
3) Portig a. a. O. S. 407. 419.

Dasselbe gilt uns von Peter Cornelius und seiner Kunst. Wie Rubens für die Regel täglich die hl. Messe besuchte, so blieb Cornelius, um Portigs Worte zu gebrauchen, „bis an sein Ende Katholik" und zwar, können wir beifügen, ein Katholik, der nach Empfang der Sterbsakramente seiner Kirche mit der Bitte ums Gebet auf den Lippen starb.[1]) Daß dieser Cornelius daneben „seiner Gesinnung nach ein gläubiger Protestant"[2]) war, das behaupten heißt den großen Meister charakterlos machen; freilich sollte man ja fast daran glauben, wenn Portig versichert, „die Schöpfungen dieses Genius wären gar nicht möglich gewesen, wenn Cornelius nicht in einer protestantischen Geisteswelt drinn gestanden hätte." Indeß hat Cornelius seinen Ruhm durch seine Werke in der Casa Bartholdy in Rom, also vom Mittelpunkt der katholischen Welt aus gegründet und sich auch dorthin zurückgezogen zur Vorbereitung auf große Leistungen. Um sodann den „tief protestantischen, echt evangelischen Geist" zu vernehmen, welcher „in seinen Werken wehen"[3]) soll, ist wohl ein überaus feines Gehör nothwendig; wenigstens athmet weder seine Madonna neben dem Richter in dem gewaltigen Gerichtsbilde der Münchener Ludwigskirche diesen Geist, noch auch jene „Sage," Cornelius habe eben dort Luther einen Platz unter den Verdammten angewiesen, weil man in einem männlichen Kopfe eine Aehnlichkeit mit den Zügen des Reformators finden zu können glaubte.[4]) Freilich wenn die katholische Kirche, wie „auf dem Gebiete der Wissenschaft jede freie Regung unterdrückt," so auch „die Entfaltung der Kunst hemmt;" wenn

---

1) S. E. Förster, Peter von Cornelius II. 485.
2) Portig S. 410.
3) Christl. Kunstblatt 1883 S. 158.
4) Christl. Kunstbl. 1883. S. 169. Anm. Es ist wohl ein Mißverständniß, wenn protestantischerseits behauptet wird, Cornelius sei bereit gewesen, Luther in den Himmel zu malen; nach Förster S. 23 handelt es sich um Jakob Böhme; doch hat er auch ihn weggelassen.

in ihr als einer „völlig erstarrten, für immer fertigen Kirche der Lebensquell, ohne welchen nun einmal die Kunst nicht gedeihen kann," nämlich „Freiheit und Begeisterung für das religiöse Ideal" abgeschnitten ist, wenn „Inquisition und Jesuitismus ein selbständiges fröhliches Kunstleben in der specifisch römischen (!) Kirche nicht wieder aufkommen ließen;"[1]) mit einem Worte wenn, um die Kehrseite zu sehen, „der Protestantismus in allen Künsten das Höchste geleistet hat:" dann muß alles Große, was seit der Reformation aufgetreten ist, also voran Künstler wie Rubens und Cornelius für den Protestantismus „in Anspruch genommen werden." Ja dieses Princip hat selbst rückwirkende Kraft; nach ihm muß der große Michelangelo ein „innerlich evangelisch gesinnter" Künstler seyn, „welcher seinen Zorn über das Scheitern der Reformation in seinem jüngsten Gerichte zum Ausdruck brachte," und diese Deutung duldet um so weniger einen Widerspruch, als es „echt evangelisch ist, wenn Christus selbst der Mittelpunkt des Gemäldes ist und nicht Maria oder die Heiligen," als ob es jemals einem Katholiken eingefallen wäre, Maria oder die Heiligen als Weltrichter zu betrachten und künstlerisch darzustellen. Dasselbe Princip findet seine Anwendung auf den „göttlichen" Rafael: er ist zunächst zwar „weder ein specifisch katholischer noch protestantischer, sondern der größte christliche Maler aller Zeit," sofort aber wird merkwürdiger Weise gerade seine „Disputa," welche das allerheiligste Altarssakrament verherrlicht, „gleichfalls evangelisch," weil „Christus der Mittelpunkt des Gemäldes ist";[2]) diese ist sogar Ausdruck des protestantischen Glaubensprincips, daß „die Evangelien allein, nicht die Tradition das reine dem hl. Geist entstammende Evangelium bieten"; ja sie ist, weil dort Savonarola neben Fiesole steht, „ein Protest in Farben gegen die päpstliche Gewaltherrschaft, welche die edelsten Söhne verfolgt und ver=

1) Portig S. 405.

2) Portig S. 106, 113.

brennt;" was Wunder, wenn eine evangelische Feder, um die Sache abzurunden, auch noch findet, daß Rafaels Madonnen „echt evangelische" Madonnen seien!

Da es nicht geleugnet werden kann, daß das vorreformatorische Deutschland auf dem Gebiete der bildenden Künste Herrliches geleistet hat, so ist man bestrebt auch dem Protestantismus einen Antheil an diesem Verdienste zu sichern. Die Reformation muß also in der Kunst vorausgewirkt haben. Alfred Woltmann gibt zu: „die abgeschlossenen Confessionen, welche aus der reformatorischen Bewegung hervorgingen, hatten keine Kunst"; um aber der Reformation doch nicht alle Kunst zu nehmen, stellt er den eigenthümlichen Satz auf: „nicht in der Epoche, welche dem Auftreten Luthers folgt, sondern in derjenigen, welche ihm vorhergeht, ist die Kunst der Reformationszeit zu suchen."[1]) Während aber Woltmann selbst seinen Satz durch den Hinweis auf die altdeutsche Plastik und Malerei als den Künsten des „individuellen Empfindens" zu begründen sucht, in dem gothischen Baustyl mit seiner Geistigkeit, Geschlossenheit und unerbittlichen Consequenz dagegen gerade die Verkörperung jener katholisch-kirchlichen Weltanschauung findet, gegen welche der neue Geist der Reformation Sturm lief, erheben andere protestantische Stimmen in praktischer Anwendung des unzähligemal citirten Schrifttextes „Alles ist euer" energischen Einspruch gegen die Ueberlassung des gothischen Baustyls an die Katholiken, indem sie erklären: der gothische Styl „ist nicht römisch," der romanische ist der Styl des Papstthums. Frägt man nach einer Begründung dieser These, so findet das christliche Kunstblatt, die evangelische Kirche stehe deßhalb mit dem gothischen Style in fast engerer Verbindung als die katholische, „weil in den Kirchen dieses Styles zuerst die Predigt der reinen Lehre erklang und in ihm die evangelischen Städte noch fortbauten, während St. Peter in Rom und die Baupläne der Jesuiten denn doch wohl

1) Die deutsche Kunst und die Reformation S. 9 und 10.

einige Spuren heidnischen Zopfes tragen."[1]) Also daß die Kirchen vielfach gothisch waren, welche der Protestantismus den Katholiken nahm — er hat bekanntlich die romanischen auch nicht verschmäht, überhaupt in dieser Frage noch weniger nach dem Styl als nach dem Recht gefragt, — und daß die Reformation in Ermanglung eines eigenen den gothischen Styl noch beibehielt, woran zudem freilich ohne Schuld des Protestantismus nicht viel Wahres ist, das sind die Gründe, auf welche sich der Reformationscharakter der Gothik stützt, während ja doch sonst gewöhnlich die Renaissance und ihre in die Gothik hineinreichenden Elemente als Werk und Zeugniß des echten Geistes der Reformation aufgeführt werden.

Ernster und gründlicher verfährt Naumann in Erörterung der Frage, ob nicht die Reformation in der vorreformatorischen Kunst schon vorausgewirkt habe. Er findet in der bildenden Kunst des Mittelalters frühe „Ankündigungen der Weltanschauung der Reformation." Die Gothik zeigt ihm „bereits etwas wie protestantischen Geist," denn „im gothischen Dom bedarf es nicht erst eines Predigers gegen den Bilderdienst oder wider die Verwechslung des Bildes mit der Gottheit; der Styl selber verdrängt die Bilder aus seinen Hallen, indem er die früheren Wandflächen christlicher Gotteshäuser in einen Wald kühn und selbständig emporstrebender Glieder auflöst. Jedenfalls schränkt er Sculptur und Malerei sehr ein, läßt sie nebensächlich werden. Dieses Stylprincip aber ist das der völligen Vergeistigung der Materie, ist das der Versinnlichung des Schriftwortes, daß Gott ein Geist sei, der im Geist und in der Wahrheit angebetet werden wolle . . . In jenem Emporstreben aber nach Oben und in's Grenzenlose, in jener dadurch symbolisirten Sehnsucht nach Luft, Licht und Verklärung, sowie endlich in der himmelwärts gehenden Richtung des gothischen Gotteshauses über einem im Verhältniß dazu denkbar kleinsten Flächenraum liegt etwas, das einer Erhebung

---

1) Christl. Kunstbl. Jahrg. 1859 S. 40.

zu einem, über aller Menschensatzung in der Unermeßlichkeit des Weltalls thronenden und daher auch von allen irdischen Vorstellungen losgelösten Ideale gleicht, liegt nicht weniger auch etwas von jenem heißen Drange nach einer Vereinigung mit Gott, die den Augustinermönch Martinus in seiner Zelle zu Erfurt überkam... Kein Styl ferner entwickelt in seinem Grundriß, sowie in seinen zahllosen, sämmtlich durch die Kreuzblume gekrönten Gliedern die Kreuzesform als das Symbol jenes Holzes, an dem der Gottmensch starb, in einer im Ganzen so großartig und streng ausgeprägten und im Einzelnen soviel hundertmal sich wiederholenden Weise, als die Gothik. Das Kreuz dominirt hier Alles und Jedes . . . Und wer wollte leugnen, daß auch in einer solchen Erscheinung ein Zug liegt, der etwas Protestantisches hat, indem er an die Vorliebe der protestantischen Kunst für die Passion und den darin gefeierten Kreuzestod mahnt, der hier namentlich im Gegensatz zu dem mehr und mehr zurücktretenden Marienkult zum Kern- und Mittelpunkte des ganzen Darstellungs- und Ausdrucksgebiets der bildenden Künste wird." Endlich findet Naumann ein Moment für seine These in „der auf protestantischer Seite unentwegt weiter geführten Fortbildung des von den Katholiken der christlichen Kunst überlieferten (gothischen) Styles. Die Gothik nämlich geht in ihren frühesten Anfängen von dem katholischen Paris aus, findet aber ihre letzte Verklärung erst auf dem Boden desjenigen Volkes, das für den Protestantismus am empfänglichsten war, bei den Deutschen. So steigert sich der in seinen Grundformen zwar schon ganz ausgeprägte gothische Styl der Notredame-Kirche und der Kathedrale von Saint Denis, der jedoch bei aller sonstigen Schönheit noch den Eindruck des Wuchtigen und schwer Lastenden macht, erst im Dom von Köln und dem Münster zu Freiburg, die alle Schwere überwunden haben und frei und kühn zu den Wolken emporsteigen, zu seinen letzten Consequenzen."[1])

---

1) Naumann, Musikgeschichte S. 386—88.

Aber, um die Entgegnung an den letzten Beweisgrund anzuknüpfen, sind denn die angezogenen Beispiele der höchst entwickelten Gothik, der Kölner Dom und das Freiburger Münster, Werke des Protestantismus, die den Bauten des katholischen Frankreichs gegenüber gestellt werden könnten als protestantische Fortbildung des von den Katholiken überlieferten Styles? Ist es nicht viel näher liegend zu sagen, daß gerade diese katholischen Dome der beiden dem Protestantismus nicht verfallenen Städte die höchste Entwicklung und Herrlichkeit des gothischen Styles auf festen katholischen, der Reformation unzugänglichen Boden stellen? Daß das deutsche Volk der Reformation am zugänglichsten war, hat der Gothik so wenig genützt, daß sie ja gerade beim Ausbruch der Glaubensneuerung zu Grunde ging. So gut die nordischen Völker der Reformation erlagen ohne Gothik, so gut hätte das deutsche trotz der Gothik katholisch bleiben können. Wir wissen wohl, daß der Geist, aus welchem die Reformation erwuchs, tief hineingreift in das Mittelalter, daß die reformatorische Emancipation nichts anderes ist als der zügellos gewordene Drang nach Selbständigkeit, das bis zur Abschüttelung der bisher heiligen Auktorität sich verirrende Streben nach Geltendmachung rein menschlicher Einsicht und Weisheit, und daß die Reformatoren diesen „weltstürmenden" Geist nicht erweckt, sondern vorgefunden und eben zum Religions- und Kirchensturm geführt haben. Wenn aber dieser schon lange vor der Reformation als Religionsneuerung erwachte und sich immer mehr erhebende Geist des, wie man zu sagen pflegt, „selbstbewußten Individuums", wie er den Anbruch der neuen Zeit charakterisirt, auf die mittelalterliche Kunst mächtig eingewirkt hat, so ist die Thatsache, daß die so genährte Kunst bis zum Ausbruch der Reformation durchaus katholisch-kirchlichen Geistes blieb, Zeugniß genug dafür, daß der die Neuzeit verkündende und herausführende Geist an sich kein Feind und Widersacher der katholischen Kirche war und so wenig eine Reformation verlangte, wie sie sich

thatsächlich machte, als Luther selbst anfangs eine solche beabsichtigte. Der katholische Glaube und die katholische Kirche kann mit dem neuen Geiste und dieser mit ihr leben, das hat sich bewährt. Wenn also die im Mittelalter längst bemerkte Geistesströmung sich zur Gewaltthat der sogenannten Reformation entfesselte, so hat dieser Sturm kein Verdienst an dem, was die linde Luft vor ihm Gutes gebracht hat. Wohl kann man sagen, daß jene Weltanschauung sich im Mittelalter und auch in seiner Kunst ankündige, welche uns heute als eine mit der Reformationszeit verwachsene erscheint, aber so gewiß Italien an dieser Quelle seine Kunst weit mehr und weit früher tränkte, als Deutschland, ohne je eine Reformation wie dieses zu sehen, so gewiß hätte der genannte Geist auch unserer Kunst dienen können und gedient ohne die deutsche Reformation. Die Weltanschauung der neuen Zeit, wie sie in der mittelalterlichen Kunst sich voraus verkündet, kennt, wie Naumann selbst widerholt betont, noch keinen Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus, deßhalb soll und darf man auch einen Einfluß der Reformation auf die deutsche Kunst nicht suchen in einer Zeit, wo diese ebenso gut selbst noch hätte unterbleiben können. Demnach sind wir ganz damit einverstanden, wenn Naumann nicht nur findet, daß in der Kunst der Gothik „die Gegensätze von katholischer und evangelischer Gesinnung fast aufhören," sondern auch dieses Verschwinden der Gegensätze vollends richtig dahin erklärt, daß wir diese vorreformatorische Kunst, „falls wir uns lediglich in einem confessionellen Sinne auszudrücken gedächten, einfach als katholische zu bezeichnen hätten;"[1]) aber dann begreift man nicht mehr, was es eigentlich bedeuten soll, aus dieser katholischen Kunst in seinen langen Ausführungen ein Verdienst der Reformation herauslesen zu wollen. Die vorreformatorische Kunst ist katholisch, so gewiß es Luther war, ehe er durch seinen Abfall von der Kirche zum Reformator

---

1) A. a. O. S. 389 u. 393.

wurde. Wenn man sich doch ausdrücklich gegen einen confessionellen Charakter des Protestantismus verwahren muß, der in der Kunst des Mittelalters sich voraus verkündet haben soll, warum nennt man dann diese Geistesströmung überhaupt eine Ankündigung und Ahnung des Protestantismus und bringt sie in Beziehung zur Reformation, da doch Jedermann Protestantismus und Reformation nicht anders als historisch, also confessionell zu nehmen gewohnt ist? Entweder lasse man dem Protestantismus den Sinn, den er nun einmal hat, also den Widerspruch gegen den Katholicismus, oder man lasse ihn hier aus dem Spiele. Es ist zum wenigsten sehr mißverständlich, „von einer freieren und darum eine weitere Aussicht gewährenden Höhe aus," wie Naumann, oder wie Riegel sagt, vom Standpunkt des „Protestantismus als einer weltgeschichtlichen Idee und nicht als zufälliger äußerer Gemeinschaft der sog. Evangelischen"[1]) aus, allen Fortschritt und alles Große in der Kunst auf „protestantische" Inspirationen zurückzuführen, da die Leser und schließlich auch die Autoren doch immer auf confessionellem Boden stehen. Man sage, daß die neuere, weitere, unseretwegen auch noch freiere Weltanschauung, wie sie sich von einer ziemlich frühen Zeit des Mittelalters aus unter dem Einfluß der bekannten großen historischen Ereignisse allmählig entwickelte, für die Kunst förderlich und in ihr sichtbar geworden sei, protestantisch aber ist dieser Geist sowenig, als die Kreuzfahrer, die Entdecker Amerikas, die Erfinder der Buchdruckerkunst, ja die Päpste und die katholische Kirche jener Zeit selbst Protestanten waren.

Wie die neue Weltanschauung und ihre Träger katholisch waren und auch blieben, wenn gleich ein schuldvolles Spielen mit dem Feuer in Deutschland jenen bekannten Brand anfachte, so war es auch die von jenem Geist befruchtete Kunst. Die Erbauer unserer gothischen Dome, die mittelalterlichen

1) A. a. O. S. 33.

Bildhauer und Maler waren Katholiken und wie ihre Werke bezeugen, treue und fromme Katholiken; was soll es dann aber bedeuten, in dieser Gothik, in den Heiligenköpfen eines Syrlin, in den Gemälden der Brüder van Eyck, in den Stichen Schongauers u. s. w. Vorboten und Vorfrüchte des Protestantismus und der Reformation zu suchen? Warum haben denn die Reformatoren gerade diese Kunst als heidnische, wie sie sagten, als katholische, wie wir wissen, verschmäht und vernichtet? Was soll in dem Zug der Gothik nach oben, oder in der durchgängigen Kreuzanlage ihrer Kirchen Unkatholisches liegen? Strebt denn des Katholiken Herz weniger zum Himmel, als der „heiße Drang des Augustinermönchs Martinus", der doch selbst „in seiner Zelle zu Erfurt" mit diesem „heißen Drange" nichts anderes als ein Katholik war? Ist für diesen Christi Kreuz weniger Quelle alles Heils als für jeden Christen? Solchen Gründen gegenüber möchte man mit H. Merz sagen: „eine tiefere Erkenntniß der christlichen" und müssen wir hinzufügen katholischen „Glaubenslehre und Ethik würde den Künstlern und Kunstschriftstellern nichts schaden und ihren Werken nützen."[1]) Was haben das „katholische Paris" des Mittelalters, Köln und Freiburg, oder das moderne Wien und München gegen katholische Dogmatik und Moral gefehlt mit den hunderten von Kreuzblumen an ihren gothischen Kirchen, und hat die deutsche Reichshauptstadt den Geist der Reformation noch nicht genügend erfaßt, daß sie den gothischen Styl in ihren Kirchenbauten so vernachläßigt? Warum sollen die protestantischen Renaissance-Tempel frei seyn von den „Spuren heidnischen Zopfes," welche „St. Peter und die Baupläne der Jesuiten" an sich tragen?

Wenn man sodann die Gothik deßhalb protestantischen Geistes nennt, weil sie dem katholischen Bilderdienst durch Einschränkung der Sculptur und Malerei hinderlich sei, so ist bezüglich der Sculptur das Gegentheil richtig,

---

1) Christl. Kunstblatt Jahrg. 1862 S. 2.

nämlich daß die gothischen Kirchen mehr als die romanischen ihren Dienst für Statuen 2c. in Anspruch nehmen, und wenn die Gothik die Malerei an den Wänden beschränken soll, so zeigen hunderte von gothischen Kirchen reiche Gemäldecyklen an den Wänden und zudem auf den Altären eine Fülle von Heiligengemälden, um ein „götzen"scheues Auge zu entsetzen. Passionsbilder endlich sind so gut katholisch als protestantisch, und die Art und Weise, wie sie im Mittelalter behandelt wurden, nämlich mit einem Reichthum legendarischen Details, ist sowenig im Sinne der Reformatoren, als die Marienbilder, welche gegen die Reformation hin nicht „immer mehr zurücktreten," sondern mit Vorliebe und fast unzähligemal noch von den sogenannten Reformationskünstlern Dürer und Cranach gemalt werden. Man wird uns also die ganze mittelalterliche Kunst lassen müssen, so gut, wie man zugibt, daß ihre zahllosen „Darstellungen von Heiligenanbetungen (!), Martyrien und Mirakeln selbstverständlich ausschließliches Eigenthum der katholischen Kirche bleiben." [1]) Dieses gilt zu allerletzt auch von den in der altdeutschen Kunst vielfach künstlerisch verwertheten Todesphantasien, den sogenannten Todtentänzen, wie auch von den beliebten Darstellungen des jüngsten Gerichtes, in welchen sich das „katholische Gewissen" nicht scheut, neben andern armen Sündern auch Könige und Fürsten, „Päpste und Bischöfe von den Teufeln ergreifen und in die höllischen Flammen hinabstürzen" zu lassen. Die katholische Moral des Mittelalters kennt so wenig als die heutige ein Seligkeitsprivilegium für weltliche oder geistliche Würdenträger; und ist es nicht gerade sehr katholisch offen zu sagen, daß wie alle dem Tode erliegen, so auch alle Gericht, Lohn und Strafe finden nicht bloß nach dem Glauben, sondern nach dem Verdienste ihres Lebens? Die mittelalterlichen Meister haben bis zur Reformation in bunter Abwechslung Madonnen- und Heiligenbilder, Passions-,

1) Naumann a. a. O. S. 389. Anmerk.

Gerichts- und Todesscenen geschaffen; sollte man ihr Herz theilen können, so daß sie in den der Verehrung Mariens und dem Heiligencult geweihten Werken „selbstverständlich“ Katholiken, in andern Darstellungen aber Protestanten waren?

„Die Kunst der Reformation liegt in der Zeit vor der Reformation“: dieser subtilen Auffassung widerspricht die Geschichte der altdeutschen Kunst und diese selbst so sehr, daß man kaum an ihren Ernst glauben kann. Die mittelalterliche Kunst ist ganz katholisch-kirchlich, bis mit dem 16. Jahrhundert der Gifthauch des Humanismus über sie kommt; von da an wird das, was den kirchlichen Geist ablegt, heidnisch, oder wie man gern sich ausdrückt, „rein menschlich“. Daß diese von der Kirche sich loslösende Renaissancekunst mit ihrem Widerspruch gegen die bisherige „Glaubenshörigkeit“ und „engherzige Sündentheorie“ mit der Reformation im engen Zusammenhange steht, ist bekannt; wenn also der Protestantismus dieses der Kirche, aber auch der Religion entlaufene Kind adoptiren will, da er auf die mittelalterliche Kunst doch vergebens Ansprüche erhebt, so mag er sich mit der Renaissance in das freilich nicht gleiche Besitzrecht theilen; nur sollte dann Portig, dem der Protestantismus „der bis jetzt treueste Ausdruck des wahren Christenthums“ und als solcher doch wohl auch berufen ist, Glauben und Sittlichkeit zu heben, sich lieber durch den Anblick dieser Reformationskunst mit ihrer Trivialität und Schamlosigkeit die „Thränen der Scham in die Augen und die Empörung in's Herz“ treiben lassen, als durch den Besuch eines römischen Gottesdienstes.[1]) Wer aber im Gegensatz zu dieser emancipirten Kunst mit uns die Kunst des katholischen Mittelalters gerade wegen ihres religiösen Geistes, wegen ihrer Frömmigkeit und Reinheit hochschätzt und liebt, und wer weiß, wie sehr gerade die Kunst jener Zeit die Kunst der Kirche war, der soll auch anerkennen, was die katholische Kirche des Mittelalters für

1) A. a. O. S. 403.

die Kunst und durch die Kunst geleistet hat Jahrhunderte hindurch ehe die Reformation die langsam entwickelte Blüthenknospe brechen konnte. „Im frühen Mittelalter, schreibt Riegel, war die Kirche die einzige Pflegerin und Hüterin von Wissenschaft und Kunst, und tausend von frommen Mönchen haben den Meißel und Pinsel geführt, wo rings um ihre Freistätten noch die Rohheit das Feld behauptete."[1]) Und als mit dem Aufblühen der Städte die katholische Priesterschaft ihre Kunst mit dem Laien theilte, da blieb doch die Kunst noch „auf Jahrhunderte hinaus im engsten Bunde und Dienste der Kirche."[2]) Sie „ertheilte die Aufträge und lieferte den Stoff"; ihr „Cultus ist es, um den sich die Künste schaaren und zu dessen Verherrlichung sie die schönsten und edelsten Gaben bringen"[3]). Kirchen zu bauen und diese würdig mit den Werken der Sculptur und Malerei auszustatten, war bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts fast einziger Beruf der Kunst: die ernste Würde der romanischen, die zum Himmel strebende Herrlichkeit der gothischen Dome und Kirchen, ebenso wie die Majestät und Feierlichkeit der heiligen Gestalten in den früheren, ihre Demuth, Unschuld und Innigkeit in den späteren Perioden der deutschmittelalterlichen Kunst, besonders der Malerei verkünden, wie glücklich sich die Kunst im Dienste der Religion und Kirche fühlte und wie herrlich sie unter ihrem Schutze gedieh.

Diesen laut rufenden Zeugen katholischer Kunstfähigkeit und Kunstthätigkeit gegenüber ist es ein vergebliches Bemühen, den Beweis zu führen, daß der Katholicismus gemäß seiner Auffassung des Fleisches als Anreiz zur Sünde eigentlich künstlerisch unfruchtbar seyn müsse, weil eine Moral, nach welcher „die höchste Sittlichkeit in der Abtödtung, also in der Vernichtung des Fleisches, in der Verneinung der Sinnlich-

---

1) Grundriß der bildenden Kunst S. 277.
2) Christenthum und bildende Kunst. S. 18.
3) Von Eye a. a. O. S. 36. Frommel S. 18.

keit“ bestehe, die „christliche Schönheit zerstöre“.[1]) Das ist wahr, daß die katholische Kunst nicht den Cultus des Fleisches pflegt, wie die Renaissance und vielfach auch die moderne Kunst; daß aber ihre Forderung an die Kunst, rein und keusch zu seyn, diese nicht aufhebt, sondern verherrlicht, das zeigen die trefflichen Werke alle, welche die Kunst im Dienste der Kirche und in ihrem Geiste geschaffen hat. Man mag, wie Riegel, daran nergeln, daß die katholische Kirche sich eine „Mutter der Kunst“ nennen läßt; für das Mittelalter hält auch Riegel diese Rede für „wahr“[2]) und so sehr ist die mittelalterliche Kunst die Kunst der katholischen Kirche, daß, als diese litt, auch jene zu Grunde ging, und der Reformation, wenn sie auf dem Anspruch eines Verdienstes um sie besteht, nur eines ließ, das Verdienst des Todtengräbers.

Es besteht gegenwärtig ein Widerstreit der Ansichten unter den protestantischen Theologen, welcher Kirchenbaustyl dem Geiste des Protestantismus am meisten entspreche. Lechler empfiehlt mit Berufung auf die centrale Stellung der Predigt im evangelischen Gottesdienste einen Rundbau, in welchem die aufmerksame Menge sich um die Lehrkanzel sammelt, während andere dem gothischen Styl das Wort reden. Uns geht dieser Widerstreit der Ansichten nicht mehr an, als daß er uns beweist, wie wenig diejenigen ein Recht haben, in der Kunstrichtung des Mittelalters im Voraus schon eine Verkörperung des reformatorischen Gedankens zu sehen, welche bis heute noch streiten, welcher Styl eigentlich jenem entsprechen soll. Und betrachten wir irgend ein Kunstwerk des Mittelalters, ein Gotteshaus mit der ganzen Ausstattung, wie sie dem katholischen Gottesdienste dient und für ihn ganz speciell berechnet ist: den großen Chor für den Klerus, zahlreiche Altäre für das hl. Opfer, das Sakraments-

1) Tschackert, Evangelische Polemik S. 205.
2) A. a. O. S. 272.

haus, alles reich geschmückt mit Bildern der Heiligen, besonders der Madonna in Werken der Sculptur und Malerei: ist das ein Werk der Reformation vor der Reformation? Wo ist in dieser mittelalterlichen katholischen „Finsterniß" auch nur ein Schein des „neuen Lichtes" zu sehen? Worin zeigt z. B. das Ulmer Münster, eines jener Werke, deren Baugeschichte nahe an die Reformationszeit hinreicht und in dem heute der Protestantismus wohnt, den Geist der Reformation? Haßler sagt, „der Aberglaube" habe es gebaut [1]) und er hat von seinem protestantischen Standpunkt aus viel mehr Recht, als jene, die es für den Protestantismus in Anspruch nehmen; denn seine Erbauer haben es der allerseligsten Jungfrau geweiht, ihr goldenes Bild sollte nach dem alten Plane die Kreuzblume schließen. In wenigen Jahren werden wir wohl sehen, ob der vollendete Bau das „echt Evangelische" dieses Gedankens bewähre. 52 Altäre schmückten den gewaltigen Raum: warum hat die Reformation sie entfernt? Sie hat doch wohl das angebliche Verwandtschaftsverhältniß dieser Kunst zu ihrem Geiste nicht erkannt. Man sehe alle die unzähligen Heiligenbilder aus der vorreformatorischen Zeit, diese tausende von Darstellungen aus der Legende, welche der Protestantismus so sehr perhorrescirt, diese unzähligen Madonnenbilder, gegen die er in unbegreiflichem Hasse brennt, den ganzen „papistischen Wunder- und Aberglauben" im reichsten künstlerischen Flor, die ganze „Creaturvergötterung", den ganzen „Wust" des mittelalterlichen katholischen „Heidenthums": und diese geschmähte Kunst soll jetzt auf einmal zu dem unverdienten Glücke kommen, den Geist der Reformation zu anticipiren! Man lasse der katholischen Kirche des Mittelalters ihre Kunst; ob man sie lobe oder tadle, katholisch sind und bleiben ihre Werke und sie betheuern das selbst besonders dort, wo sie auf einem protestantischen Altare stehen müssen. Nur dem kann es gelingen,

1) Christl. Kunstblatt 1859 S. 76.

die altdeutsche Kunst sammt einem Rubens und Cornelius für den Protestantismus in Anspruch zu nehmen, welcher der glücklichen Ueberzeugung lebt, daß alles Gute und Schöne, wo es sich findet, als solches nothwendig aus protestantischem Geiste fließt.

Nachdem wir nun die Grenzen unserer Arbeit abgesteckt, das Verhältniß der Reformation zur Kunst vor und nach ihrem Auftreten gewürdigt haben, stehen wir vor der bestimmten Frage, welchen Einfluß die Glaubensneuerung des 16. Jahrhunderts in ihrem historischen Auftreten auf die bildende Kunst ausgeübt habe; wir sagen und möchten es im Folgendem beweisen: sie war ihr verderblich.

XXXIII.

Venedig und die Mönche zu St. Lazzaro.

(Fortsetzung.)

V.

Bald nach dem Jahre 1866 kam ich wieder nach Venedig; von den bekannten drei Masten auf dem Marcusplatze flatterten heiter im Winde die grünrothweißen Wimpel, und die guten Venetianer hofften noch, daß nun bald ein Auferstehungstag für sie anbrechen werde. In der Mitte der siebziger Jahre kam ich wieder, und wieder in den achtzigern. Der Festrausch war längst verflogen, und zu ihrem bitteren Schmerze müssen sie gestehen, daß sie durch den Anschluß an Italien nicht größer, nicht reicher, nicht glücklicher geworden

sind. Der Trauerflor um die Fahne ist zwar gefallen, aber, wie mir dünkt, immer dichter und düsterer hat er sich nun über Stadt und Rhede gelegt. Es kam mir mit jedem neuen Besuche vor, es sei Venedig immer ärmer, seine Häuser immer verfallener, seine Seeleute immer arbeitsloser, sein Hafen immer leerer geworden; außer dem österreichischen Lloyd sah ich bei meinem letzten Besuche nicht ein einziges Kauffahrteischiff. Triest, ehedem nur ein wenig bedeutendes Städtchen, auf der einen, Genua, mit dem um des Handels willen Venedig in den Jahrhunderten der Vorzeit langwierige und blutige Kriege geführt hatte, auf der andern Seite haben der einst so mächtigen Dogenstadt die Lebensadern unterbunden. Wo Hunderte von Galeeren, mit den Kostbarkeiten des Orients beladen, einfuhren, oder kühne Seeleute, von muthigen Capitänen aus der Aristokratie geführt, zum Kampfe gegen die Türken in die See stachen, da sehen wir nur noch wenige Fahrzeuge. Trübe Gedanken ziehen da durch unsere Seele, wenn wir hinaussehen über das einsam gewordene Gewässer und einen Blick hineinzuwerfen wagen in die Zukunft; der Freund Venedigs und seiner Geschichte möchte sie gerne als eitle Träumerei verbannen, aber immer kehrt die Frage wieder: Wie wird es einst nach Jahrhunderten hier seyn? Unwillkürlich denken wir da an die Worte, die der Prophet über Tyrus und Sidon, die berühmtesten Handelsstädte der alten Welt einst gesprochen, schweben uns vor Augen die Ruinen von Baalbek und Memphis im Wüstensand verschüttet, von Classis, diesem mächtigen Arsenal für die römische Kriegsflotte und dem Hafen von Portus, wo jetzt statt der Triremen Büffel weiden und der Boden giftige Dünste aushaucht. Sollte es auch für Venedig so kommen, daß die Lagunen nichts mehr sind als eine weite, öde, pesthauchende Sumpfwüste, nur von wenigen Fischern bewohnt, die in ärmlichen Hütten von Binsen ihr armes Leben fristen, und die Stille des Todes herrscht? Wenn dann der Reisende seine Schritte hieher lenkt, und die halbversunkenen Wunder

der Baukunst staunend betrachtet, dann mag er, wie auf dem Trümmerfeld des nahen Aquileja, nachdenken über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit und Größe. Wie Venedig nur durch unsägliche Mühe und Arbeit gegründet wurde, so kann es auch nur durch große Opfer und rastlose, umsichtige, nie ermüdende Sorge in seinem Bestand erhalten werden. Von zwei Seiten ist nämlich die Stadt immer bedroht. Das Meer wälzt fort und fort seine Wogen gegen das Litorale, den schmalen Streif Landes, der die Lagunen und die Stadt von der hohen See trennt, unterwühlt die sandigen Eilande, und reißt sie hinweg. Die Geschichte nennt noch die Namen von verschiedenen Inseln, die spurlos in den Wellen verschwunden sind. In der frühesten Zeit schon war man daher bemüht, starke Dämme an den am meisten gefährdeten Punkten zu errichten; die wichtigsten und bekanntesten sind die Murazzi bei Malamocco, wo zugleich die Haupteinfahrt in den Hafen sich befindet. Zuerst suchte man durch Erdwälle, mittelst Palissaden verstärkt, der Wuth des Meeres zu begegnen; doch dieß erwies sich in der Folge als unzureichend. Es war ein Priester, der Pater Coronelli, der nun zuerst den Plan zu einer dauerhaften Wehre ersann und der Signoria vorlegte, welcher auch angenommen und mit der Zeit mehr und mehr vervollkommnet wurde. Die Murazzi bilden eine lange, aus mächtigen Marmorquadern, aufgeführte Mauer, mit einem Durchmesser von dreizehn bis vierzehn Meter an der Basis, an ihrem Rand von etwas über einen Meter; nach den Lagunen fallen sie steil, nach dem Meere zu treppenförmig ab. Der erste Murazzo wurde vollendet auf dem Litorale von Paläſtrina im Jahre 1751. Ihr Bau war die letzte große That der Republik; 38 Jahre lang wurde daran gearbeitet und enorme Summen Geldes darauf verwendet. Ebenso kostspielig ist ihre Unterhaltung; vom Jahre 1836 bis zum Ausbruche der Revolution wurden von der österreichischen Regierung über eine Million dafür ausgegeben. Schon vorher hatte der von Oesterreich auf-

geführte sechstausend Fuß lange Damm, bei Malamocco, viele Millionen verschlungen; hier, wo allein noch Schiffe von starkem Tiefgange passiren können, war der Hafen durch Versandung bedroht. Ebenso gebieterisch fordern die Gefahren vom Festlande her, daß fortwährend sorgfältige und umfassende Vorkehrungen getroffen werden. Diese Gefahren waren von Anfang an mit der Entstehung der Stadt selbst und der Lagunen verbunden, und sie wachsen von Jahrhundert zu Jahrhundert.

VI.

Dort, wo das adriatische Meer an seiner nordwestlichen Grenze vom Festland umschlossen ist, werden seine Wasser gegen die Küste hin immer seichter; so bildet sich ein Becken, halb Land, halb Meer, das sich vom Ausflusse des Isonzo hinzieht bis zu den Mündungen des Po, und theils aus Inseln, theils aus Kanälen und niedrigen Sanddünen besteht. So entstanden die Lagunen von Venedig. Gewiß ist, daß sie erst im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet haben; indem die verschiedenen Flüsse, die hier einmündeten, Kies, Sand und Schlamm mit sich führten, erhöhten sie allmählig das Land und wurden so Ursache der Lagunen (lacunae) von Venedig, der Sümpfe von Comacchio weiter südlich und der Lagunen von Grado im Norden. Mitten in der Venetianer Lagune, etwas gegen Norden hin, in gleicher Entfernung vom Festland wie vom Meere, erhebt sich auf den verschiedenen Inseln die Stadt; Wälder von Eichenstämmen bilden einen unzerstörbaren Rost, der bis zu zwölf Fuß Tiefe in das Wasser und den Schlamm eingetrieben, die stolzen Paläste trägt. Die lebendige Lagune (laguna viva) im Gegensatze zur todten (morta) steht in Verbindung mit dem Meere, hat darum Ebbe und Fluth von sechs zu sechs Stunden. Gerade das nun war seit Jahrhunderten eine höchst wichtige Angelegenheit, diese Verbindung mit dem Meere

offen zu halten; sie wird unterbrochen mehr und mehr, je mehr die Flüsse vom Festland her ihren Schotter in der Lagune ablagern. Aber es ist nicht bloß dieß. Hört die Bewegung von Ebbe und Fluth auf, tritt das Meer zurück in Folge der Erhöhung des Beckens, dann bilden sich Sümpfe mit Fieberluft, wie dieß jetzt auf dem Lido der Fall ist. Daher wandten die alten Venetianer unermeßliche Summen auf, um den Flüssen einen andern Lauf zu geben, und sie entweder ober- oder unterhalb der Lagunen in das Meer einmünden zu lassen, und jeder der kleinen und größeren Flüsse, die ihre Richtung nach dem adriatischen Meere im Norden nehmen, die Piave, der Sile, die Brenta, der Bacchiglione, der Gorzone u. s. f. bildeten Jahrhunderte hindurch das Arbeitsfeld für hydraulische Unternehmungen. Als unter den Einfällen der Barbaren die Bewohner der Städte Altinum, Aquileja, Padua nach den Inseln flüchteten, waren dieselben nicht gänzlich unbewohnt; doch nach dem Untergange Aquileja's und der Befestigung der Longobardenherrschaft kamen immer mehr und mehr Flüchtlinge, die Bevölkerung stieg und breitete sich über die Insel hin aus. Zuerst bildete Heraklea, am äußersten Ende der Lagunen gegen Osten gelegen, den Mittelpunkt; dann wurde der Sitz der Regierung nach Malamocco verlegt, und später erst von da nach Rialto (Rivus altus), wo sie dem Anprall der Feinde weniger ausgesetzt war. Die Inseln ringsumher waren von ihr abhängig, und so blieb diesem ganzen Staatswesen der Collectivname Venedig (Venetiae). So war Venedig nicht eine Stadt, zu deren Gründung die Natur schon und die Bodenbeschaffenheit einlud; vielmehr das Gegentheil war der Fall. Ein Zufluchtsort in Kriegsnöthen, konnten nur unsägliche Mühe, fortgesetzter Kampf mit den Elementen, rastlose Thätigkeit und Sorgfalt Venedig gründen und erhalten.

So lange nun die Stadt ihre frühere Machtstellung hatte, weite Länder ihr tributpflichtig waren und der Welthandel von Jahr zu Jahr größere Reichthümer ihr zuführte,

war es nicht schwer, den Kampf mit dem Meer und dem Festland zu bestehen. Aber jetzt? Das Königreich Italien ist zu arm, um für die Erhaltung einer Stadt allein große und dabei unfruchtbare Opfer zu bringen; die Stadtverwaltung vermag dieß noch weniger; hat sie doch genug zu thun, um die Kanäle in Stand zu halten, und sie fortgesetzt vor Verschlammung zu bewahren. Dazu kommt, daß bezüglich der Ableitung der Flüsse die politischen Veränderungen gleichfalls nachtheilig eingewirkt haben. Als die Republik noch existirte, mußte dem Interesse der Stadt und der Lagunen jedes andere weichen; wenngleich das umliegende Festland in Folge dieser Veränderungen des Laufes der Flüsse nicht selten großen Schaden litt, da diese bei andauerndem Regen und Hochwasser ihr altes Rinnsal wieder aufsuchten und große Ueberschwemmungen verursachten, so mußte man es geschehen lassen. Nicht mehr so jetzt; da steht Land gegen Stadt, Interesse gegen Interesse.

VII.

Als ich Mitte der siebziger Jahre in Venedig weilte, war mein erster Gang auch dießmal wieder nach San Marco; unwillkürlich stellte sich mir dabei das Bild der Allerheiligen-Hofkirche zu München vor die Seele. Die Aehnlichkeit ist doch sehr groß, wenn auch das Nachbild in kleineren Verhältnissen durchgeführt ist, und die Kuppeln fehlen. Man soll Kunstwerke nicht vergleichen, am wenigsten die uralte Basilica mit einem Baue, der kaum ein halbes Jahrhundert zählt. Aber auch letzterer verfehlt nicht einen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer zu machen. Wäre nur das Dunkel nicht so stark, da es nur an ganz sonnigen Tagen, und auch da nur höchst unvollkommen, das Ganze mit seinen Bildwerken genau erkennen läßt. Durch die Fensteröffnungen dagegen, welche in S. Marco an beiden Seiten der Absis sich befinden, sowie durch die große Fensterrose über dem Portale und von den fünf Kuppeln herab fällt hinlängliches

Licht in den Raum, ohne daß der gedämpfte Ton, der über dem Ganzen liegt, darunter gelitten hätte.

Hier hatte ich nun das Glück, bei einer Priesterweihe gegenwärtig zu seyn. Der verstorbene Patriarch Trevisanato nahm sie selbst vor; es war eine ernste, würdige, schöne Feier, welcher eine kleine, aber andächtige Versammlung beiwohnte. Die Erscheinung dieses greisen, ehrwürdigen Oberhirten, der vom Alter etwas gebeugt, in edler Haltung am Altare stand, vermehrte den Eindruck der heiligen Handlung. Während derselben hatte ich Zeit, einen Blick rückwärts zu werfen in die Kirchengeschichte Venedigs, der Erbin des uralten Patriarchats von Aquileja, das dann unter Paulinus aus dieser von den Barbaren zerstörten Stadt nach Grado (Neu-Aquileja) verlegt wurde; er war auch Metropolit der Bischöfe des Litorale, Malamocco, Caorle, Torcello, Chioggia. Als im achten Jahrhundert Venedig, zunächst aus den beiden Inseln Rialto und Olivolo gebildet, immer mehr sich ausgedehnt hatte, erhielt es für Olivolo einen eigenen Bischof, der im eilften Jahrhundert den Namen des von Castello annahm; unter Lorenzo Giustiniani (1451) wurde das Patriarchat von Grado hierher verlegt; S. Pietro di Castello war die Cathedrale und Patriarchalkirche, nicht S. Marco. Diese Basilica war in ihrer ersten Bestimmung nur die Kapelle des Dogen; als aber im Jahre 827 venetianische Kaufleute den Leib des hl. Marcus von Alexandria nach Venedig gebracht und dieser hier zur Verehrung ausgestellt war, wuchs mehr und mehr die Bedeutung derselben. San Marco und die Republik Venedig treten nun in eine so enge Beziehung, daß der geflügelte Löwe des hl. Marcus mit dem Evangelium nicht nur das Wappen derselben bildete, sondern San Marco der prägnante Name für das ganze Gemeinwesen wurde. „Viva San Marco“ war der Schlachtruf der Venetianer im Kampfe gegen die Türken. Ein Collegiatstift wurde für den heiligen Dienst daselbst gegründet und ausgestattet mit vielen Privilegien, darunter das der Exemption von dem Bischofe von

Castello. Das Jahr 1808 vereinigte dieses Capitel mit dem von S. Pietro di Castello.

So erblickte ich denn in dem greisen Metropoliten den Erben einer hohen, mehr als dreizehnhundert Jahre alten Würde. Er hat sie würdig getragen; wie Viele werden sie noch tragen nach ihm?

Schwerer als die materielle Noth liegt eine andere über Venedig und Italien, die den Freund Italiens mit Besorgniß erfüllt. In einem Theile seiner Bevölkerung, welche die neuen Ideen aufgenommen, sinkt der religiös-moralische Sinn von Tag zu Tag. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe hiefür zu erörtern; sie liegen ohnehin am Tage, aber die Thatsache steht fest, und wird von Allen zugegeben. Erst in jüngster Zeit hat die „Capitale di Roma"[1]) geschrieben: Una generazione è sparita ed un' altra è comparsa. Quella cresciuta sotto il governo del Borbone era migliore di questa, ad onta della nostra Italia libera ed una." Und der ehemalige Minister Quintino Sella schreibt nicht lange vor seinem Tode:[2]) „Das Schauspiel, dem wir beiwohnen, ist wahrhaft schmerzlich. Wir Alle, die wir Italien sahen gespalten und zum großen Theile als Sklavin, wir haben von dem geeinten Italien etwas Besseres erwartet." Und wieder: „Wie traurig ist es, die Wirklichkeit in der Gegenwart zu vergleichen mit dem Ideale, das wir uns in der Morgenröthe unserer Ideale gebildet hatten, als die zerstreuten Glieder unseres Landes anfingen sich zusammenzufügen! Es schien mir unmöglich, daß Rom als Hauptstadt nicht hätte das vaterländische Ideal erheben sollen . . . Die Tyrannei des Fremden und die Unterdrückung durch die geistliche Herrschaft kann man nun nicht mehr als Entschuldigungsgrund anführen."

---

1) Vom 23. September 1885. „Ein Menschenalter ist vorüber, ein anderes ist gekommen. Jenes, welches unter der Regierung des Bourbon herangewachsen, war besser, als dieses, eine Schmach für unser freies und einiges Italien."

2) 24. Jan. 1882 an Pisani; und 3/7. Aug.

Aber wunderbar, bei aller äußeren Verfolgung sah ich die Kirche in Italien sichtlich erstarken. Seit die Regierung den Kirchenstaat beraubt hat, die Ordensleute vertrieben, den Klerus bedrängt, seit dem officiellen Italien nichts weniger mehr am Herzen liegt, als die Interessen der Kirche, ist diese trotz aller Nöthen und Kämpfe in ihrem inneren Leben reger, thätiger, kräftiger geworden; die Schlechten allerdings schlechter, aber auch die Guten besser. Viele äußere Gunstbezeugungen haben sich in Mißgunst, viele Privilegien in Ausnahmsgesetze verkehrt; aber gerade jetzt ist in Klerus und Volk mehr als je das Bewußtseyn mächtig, daß alles Leben der Kirche auf dem Geiste ruht, und wo dieser gepflegt wird und sich thatkräftig erweist, nichts zu fürchten ist. Gar manches dürre Blatt ist abgefallen, aber der Baum, vom Sturm gerüttelt, hat nur desto fester und tiefer seine Wurzeln in den göttlichen Urgrund eingesenkt, dem er entstammt. Die Kirche ist weniger reich an Silber und Gold, aber ihre Schätze sind dieß nicht.

Von ungemeiner Wichtigkeit in dieser Beziehung ist die Thatsache, daß Italien in der Lehre stets rein geblieben ist und unverfälscht; der Jansenismus hatte den Klerus nur an der Oberfläche berührt, das Volk ohnehin blieb gläubig. Oft muß ich daher an das Bild des hl. Chrysostomus denken von der Schlange; ihr Leib wird zerstückt und zertreten, aber das Haupt bewahrt sie unversehrt; und so bildet sie sich immer wieder von Innen heraus neu.

Ganz anders stand es in Deutschland zu Beginn dieses Jahrhunderts. Die deutsche Kirche wurde geplündert, entehrt, verachtet; wie in einer Landschaft nach der Ueberschwemmung, so war es namenlos öde geworden ringsum. Fast alle Bischofsstühle waren verwaist, fast alle Klöster standen leer, und was noch stand hie und da, das ragte auf wie die zerrissene Mauer einer Ruine; man warf sie nicht mit einem Stoße um, man überließ es der Zeit, das Ihrige zu thun. Was aber die Noth noch bitterer machte, und den Schmerz Jener, welche den ganzen Jammer der Zeit empfanden,

noch hoffnungsloser, das war das Verderbniß in der Lehre, die Fälschung des katholischen Bewußtseyns, die Ermattung des kirchlichen Sinnes. Kantianismus, Febronianismus, Josephinismus unternahmen den Kampf gegen die Kirche im Namen der Philosophie und Staatsräson, in mehr oder weniger roher Form.

Alles das bot dem tiefer Blickenden viel mehr Anlaß zu schwerer Sorge, als alle Verluste an Stellung und Macht, alle Einbuße an Habe und Besitz. Doch Gott hat wunderbar Deutschland gerettet, und hält fort und fort und gerade jetzt so sichtbar seine Hand über unsere deutsche Kirche.

Rom, Florenz, Venedig, diese drei Städte sind es, die, seit ich in meiner Jugendzeit das Glück hatte, sie zu betreten, bei jeder neuen Wanderung dorthin mit immer mächtigerem Reize mich fesselten. Aber in der neueren Zeit erfüllte mich der Eintritt in Italien jedes Mal mit Trauer. In Rom haben sie Vandalen gleich so manche Monumente aus uralter Zeit, an denen das Auge des Geschichtsforschers mit Liebe hing, die dem christlichen Römer theuer waren, rücksichtslos zerstört, um flache nüchterne Miethäuser an ihrer Stelle zu errichten, und suchen, wie einst unter den Kaisern, dem christlichen Rom ein heidnisches entgegen zu setzen. Doch das wird ihnen nicht gelingen. Schon fühlen die neuen Machthaber, daß der Boden zittert, auf dem sie ihren Neubau aufzuführen gedenken; die Geister der Verneinung haben sie einst gerufen, und diese folgen nicht ihrem Gebote, das sie gehen heißt. Wer dem Bösen sich verschrieben, der muß seine Schuld ihm bezahlen, er ist ihm eigen geworden, wenn nicht die Kirche ihn rettet. Auf den Knieen werden sie noch um ihre Hülfe flehen.

Nach Venedig kam ich dießmal zu Ende Novembers; den Tag über hatte es geregnet, am Abend brach die Sonne durch die Wolken und warf einen fahlen Streif über die Lagune hin. Ich war in einem Zuge von Rom hieher gereist und so that die Stille der Stadt mir unendlich wohl nach der Unruhe der Reise. Doch ich konnte mich nicht lange der erhabenen

Wehmuth dieser ernsten Stunde freuen. Ein Paar das mit mir in der Gondel fuhr, begann zu singen; der Eine, ein junger Mann mit dem Ausdruck von Frivolität und Blasirtheit, trillerte ohne Unterlaß leichfertige Arien, der Andere, ein Greis mit schneeweißen Haaren, secundirte ihm. Ich schämte mich ihrer; im Anblick der ehemaligen Größe und des gegenwärtigen Verfalles, wo die Armuth aus so vielen Häusern heraussieht, und hohlaugige, halbverhungerte Menschen an uns vorüberwanken, singen Diese leichtfertige Lieder. Und dann klagen sie noch über Oesterreich, als hätte dieses ihren Ruin verschuldet! Als sie immer noch nicht aufhörten, wurde ich ungeduldig; doch wehren konnte ich es ihnen nicht. Wer kann es überhaupt Einem wehren, wenn er durchaus niederträchtig und gedankenlos seyn will? Da setzte ich mich denn hinaus zu den Schiffern, und ließ sie in den „felze" fortsingen. Jetzt läutete in nächster Nähe ein Glöckchen; der Ton war hart und gellend; als aber die letzten Klänge, langsam und oft abgesetzt, zwischen den grauen abbröckelnden Mauern und in den engen Kanälen verhallten, wo von einzelnen Laternen ein mattes, unsicheres Licht über das Wasser fiel, da kam es mir vor, als hätte die Stadt zu mir gesprochen. Arm, traurig, klagend, so begrüßt sie uns, verlassen und im Wittwenschleier, die einst Königin der Meere war.

Da dachte ich an die Priesterweihe, der ich vor zehn Jahren beigewohnt hatte. Der greise Patriarch stand wieder vor mir, wie er den jungen Leviten, die vor ihm knieten und die schwere, verantwortliche Bürde des Priesterthums auf sich nehmen sollten, die Hände auf's Haupt legte; lange ließ er sie darauf liegen, als wollte er tief und auf ewig die Kraft und Gnade der Weihe in ihre Seelen legen. Dabei war sein Antlitz so ernst, so bewegt, so sorgenvoll, hoben sich seine Augen so flehend nach Oben! Man konnte ahnen, was in seinem Innern vorging, mit welcher Besorgniß er in die Zukunft dieser jungen Priester blickte; die schweren Pflichten, die sie nun erfüllen, die Armuth und das Mühsal, das sie nun

tragen, die Kämpfe, die sie nun kämpfen, die Verfolgungen, die sie nun erdulden sollen — alles das mochte der Gegenstand seines inbrünstigen Gebetes seyn. Und ich dachte auch an die Worte, welche das fromme Venedig an jenem Abend in Santa Maria della Salute gesungen: Madre, madre, madre di noi pietà! Möge sie euch behüten, die Helferin der Christen, vor einer viel schrecklicheren Pest, als jene war, die einst eure Stadt heimsuchte, die Pest des Unglaubens und der Entsittlichung.

XXXIV.

Die Verhältnisse in Bosnien-Herzegowina, die religiösen und confessionellen insbesondere.

I.

Als der Berliner Vertrag der österreichisch-ungarischen Monarchie das Mandat ertheilte, in Bosnien-Herzegowina dauernde Ordnung herzustellen und die beiden Provinzen bis zu weiterer Vereinbarung mit der Pforte zu occupiren, da fand der Berliner Friedensschluß, als er den Parlamenten in Wien und Pest vorgelegt wurde, dort bei der liberalen, hier bei der magyarischen Partei den heftigsten Widerstand. In Pest war es nur die außerordentliche Geschicklichkeit des Ministerpräsidenten Tisza, welche mittelst einer Reihe parlamentarischer Schachzüge es durchsetzte, daß schließlich trotz dem allgemeinen Widerstreben der im Lande dominirenden Partei mit einer sehr

geringen Majorität die Bestimmung des Berliner Congresses die parlamentarische Zustimmung erhielt.

In Wien führte gerade diese „Errungenschaft" des Grafen Andrassy zum Sturz der bisherigen Majorität, zur Auflösung der bis dahin dominirenden deutschliberalen Partei und sohin zum Aufkommen einer neuen, aus conservativen und nationalen Elementen zusammengesetzten Parlamentsmajorität, welche sich im Laufe der sieben Jahre, die seitdem verflossen, allmählig zur Herrschaft auf dem parlamentarischen Gebiete herausgebildet hat. Die Herren Giskra und Herbst sammt ihren Parteigenossen hatten sich nun einmal in den Gedanken verbissen, daß das Reich unfähig sei, die von den Mächten ihm ertheilte Mission zu erfüllen, daß die Occupation der beiden „türkischen" Provinzen die finanziellen Kräfte der Monarchie übersteige und den mühsam errungenen inneren Frieden zerstören würde. Das wahre und eigentliche Motiv des Widerstandes war jedoch ein anderes, und zwar in Pest wie in Wien ein und dasselbe. Die Magyaren wie die Deutschliberalen hegten die Besorgniß, daß durch die Annexion von Bosnien-Herzegowina das slavische Element im Reiche einen bedeutenden Zuwachs und dadurch eine noch größere Wichtigkeit erlangen, sowie in Folge dessen die Habsburgische Monarchie und ihre Politik immer mehr nach dem Orient hingedrängt werden würde, während anderntheils durch eine größere Entfaltung der Militärgewalt und durch die voraussichtliche Nothwendigkeit, die neuen Provinzen durch längere Zeit in monarchischem Geiste zu verwalten, dem von den bisherigen Majoritäten im Pester wie im Wiener Parlamente hochgehaltenen Liberalismus engere Schranken gezogen werden dürften.

Natürlicherweise waren es demnach zunächst die conservativen Elemente, welche den Regierungen bei der Vorlage des Berliner Vertrages in Wien wie in Pest ihre Unterstützung liehen. In Pest reichte die Hand des Herrn von Tisza hin, um den Widerstand zu brechen. In Wien mußte

die Regierung die slavisch-nationalen Hilfstruppen aufrufen und nur durch ihre Unterstützung gelang es die drohende Calamität eines parlamentarischen Widerspruchs gegen eine im Namen des Staates mit anderen Mächten abgeschlossene Vereinbarung abzuwenden. Darum waren es in Oesterreich von allem Anfange an die Conservativen mit den Nationalen im Bunde, welche für Bosnien eintraten und dem gemeinsamen Ziele auch dann treu blieben, als in Ungarn die Wogen der chauvinistischen Agitationen und Demonstrationen zu Gunsten der Türken so hoch gingen, daß sie wiederholt nahe daran waren, das Ministerium Tisza in ihren Abgründen zu begraben.

Heute nun sind alle diese Kämpfe so gut wie vergessen; weder in Pest noch in Wien jammert Jemand über die Occupation. Unsere Armee hat die störrischen Elemente des Türkenthums ohne besondere Schwierigkeit zur Ruhe gebracht, unsere Beamtenschaft hat Gesetz und Ordnung in die Verwaltung eingeführt und unser Handel und unsere Industrie macht bereits die ersten Anstrengungen, die Früchte der Occupation eines so großen Gebietes einzuheimsen. Die öffentliche Stimmung hat sich selbst über die Kosten dieser Occupation beruhigt, nachdem es sich herausgestellt, daß das Reich zwar rund 205,000000 Gulden auf die Erwerbung der neuen Gebiete verwendet hat, daß aber eine weitere Belastung der gemeinsamen Reichskassa nicht in Aussicht steht, insofern der Reichsfinanzminister Kallay in der letzten Delegationssitzung nachgewiesen hat, daß er bereits anfängt die vom Reiche den durch ihn verwalteten beiden Provinzen gewährten Credite angemessen zu verzinsen und successive zu amortisiren, weil die Einkünfte des Landes ihm das ungehindert ermöglichen. Ja, das von ihm vorgelegte Budget für 1886 weist einen so günstigen Stand der von Jahr zu Jahr wachsenden Einnahmen und der dadurch gebotenen Möglichkeit immer günstigerer Investitionen für die Zukunft aus, daß die beiden Delegationen förmlich wetteiferten der Verwaltung des Occupations-

Gebietes das lauteste Lob auszusprechen und dem Chef desselben ein beinahe unbedingtes Vertrauen auszudrücken. Namentlich zeichnete sich die ungarische Delegation durch prononcirte Acclamationen für Herrn von Kallay aus, so daß in der „zweiten Hälfte" des Reiches aller jener leidenschaftliche Zorn, der einst die magyarische Studentenschaft Pest's zu den verbrüderten Softas nach Constantinopel führte und sie dort den Ehrensäbel für Mukhtar Pascha schwingen hieß, heute ganz verschwunden ist.

Nur in der dießseitigen Reichshälfte scheint noch ein Rest von Unzufriedenheit mit den bosnischen Zuständen vorhanden zu seyn, und zwar war es der katholisch conservative Abgeordnete Dr. Oelz, welcher in letzter Stunde eine allerdings bescheidene Bemerkung gegen einzelne Maßregeln des Ministers machte. Offenbar wollte der genannte Delegirte aus höheren politischen Rücksichten (es stand damals gerade die serbisch-bulgarische Differenz in Frage) den friedlichen Einklang nicht stören und die Autorität des Wiener Kabinets bei der Constantinopeler Conferenz nicht abschwächen. Aber Dr. Oelz zeigte denn doch, daß die katholische Partei nicht unbedingt mit Allem zufrieden sei, was Herr von Kallay thut; und dazu hatte sie ihre vollgewichtigen Gründe.

Die katholische Partei im Reichsrath ist es, welche vor allen Andern das Recht hatte, in bosnischen Dingen ein ernstes Wort mitzureden, denn sie war es gewesen, welche seiner Zeit bei der Debatte über den Berliner Vertrag den Ausschlag gab. Sie hatte nicht bloß die Conservativen, sondern auch die Nationalen für die Sache gewonnen. Es bestand damals eine gewaltige Agitation für die Sache, und wenn dabei auch vor Allem der mit Entschiedenheit ausgesprochene Wunsch des Kaisers in Betracht kam, so hielt man sich doch damals schon klar vor Augen, daß durch die Occupation die Machtsphäre Oesterreichs im Oriente wesentlich erweitert und für alle Zukunft gekräftigt würde, wie nicht minder, daß dabei auch der katholischen Kirche sich mächtige Mittel zur Erreichung dieser

Ziele darbieten müßten. Es war das gerade zu jener Zeit, als der heilige Stuhl, nachdem er noch beim Beginn des türkisch-russischen Krieges sich zu Gunsten der Autorität der Pforte ausgesprochen, Angesichts des bevorstehenden Eingreifens Oesterreichs in die Regelung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel — auf die Nothwendigkeit hingewiesen hatte, der Türkei jene Opfer aufzuerlegen, deren Unabweislichkeit sie durch ihre Mißgriffe nur zu sehr verschuldet hatte. Darum begannen auch sofort zwischen der Curie und dem österreichischen Hofe die Verhandlungen über die Reorganisirung der katholischen Kirche in Bosnien, welche damals ganz allein und ausschließlich dem Franziskanerorden anvertraut war und durch den hochverdienten aber schwergeprüften Bischof Paschalis Vuic verwaltet wurde.

Die kirchliche wie die politische Autorität stimmte darin überein, daß der Orden seine hohe Aufgabe durch ein fünfhundertjähriges Martyrium rühmlichst gelöst habe und den lautesten Dank der geistlichen wie der weltlichen Behörden verdiene, daß er aber für die Zukunft nicht berufen seyn könne, in der Form einer Missionsprovinz die Seelsorge in einem unter christlicher Verwaltung stehenden Land ausschließlich und allein zu verwalten, daß vielmehr auch in Bosnien-Herzegowina die Kirche säkularisirt und wie in allen übrigen christlichen Ländern unter eine geregelte Hierarchie gestellt werden müsse. Darum wurde das alte Bisthum von Vrh-Bosna als Erzbisthum wieder hergestellt und wurden demselben zwei Bisthümer, Banjaluka und Mostar untergeordnet, wogegen der Bezirk von Trebinje dem Bisthum von Ragusa wie bisher einverleibt blieb. Zum Erzbischof des Landes wurde der Agramer Theologie-Professor Stadler berufen, ein eifriger und tüchtiger Priester, der auch als Kroate eine segensreiche Wirksamkeit versprach, während auf den Bischofsitz von Mostar der Franziskanerpriester Bucolic und vor zwei Jahren auf das Bisthum Banjaluka der Pfarrer Marian Markovic (ebenfalls Franziskaner) erhoben wurde. In Folge

der weiteren Verhandlungen bei der Curie wurde festgestellt, daß im Allgemeinen für die Pfarrstellen Weltgeistliche angestellt, doch aber dem Franziskanerorden zur dauernden Anerkennung seiner großen Verdienste eine bestimmte Anzahl von Pfarren für alle Zukunft vorbehalten werden sollten. Gegenwärtig befinden sich allerdings noch alle Pfarren ohne Ausnahme in den Händen von Franziskanern, aus dem einfachen Grunde weil der Erzbischof keine Weltgeistlichen zur Besetzung derselben zur Verfügung hat. Doch ist seit ein paar Jahren in Trawnik ein Priesterseminar errichtet, welches durch hochherzige Liebes-Gaben auswärtiger katholischen Vereine erbaut und dotirt wurde, jetzt von den P. P. Jesuiten ausgezeichnet geleitet wird und schon in den nächsten Jahren in den Stand kommt dem Erzbischof würdige und fähige Priester heranzubilden. Dann wird die Säcularisation der Pfarren in der Erzdiöcese beginnen, während in den beiden andern Diöcesen die beiden Bischöfe wahrscheinlich noch längere Zeit nur mit ihren Ordensbrüdern sich werden behelfen müssen. In der Diöcese Banjaluka wird überdieß die Errichtung eines Knabenseminars geplant. Für das Seminar in Trawnik trägt die Regierung für 1886 die Summe von 23,330 fl. bei.

Selbstverständlich hat die katholische Kirche von Bosnien-Herzegowina aus der Türkenzeit keine Fundationen und auch keine wie immer gearteten Dotationen. Darum ist die Staatsverwaltung genöthigt für die höhere Geistlichkeit die Gehalte aus der Staatskasse zu leisten, während die Pfarren auf die leider nur allzu armen Gemeinden angewiesen erscheinen. Die Letzteren bieten deßhalb nur sehr spärliche Gehalte, so daß die Franziskaner zum größten Theile sich nur mühsam erhalten, indem sie meist in kleinen Klöstern mit andern Ordensbrüdern leben und daselbst Oekonomie treiben. Der Staat zahlt nachstehende Dotationen: dem Erzbischof 8000 fl. und 1500 fl. Wohnungsmiethe, sowie 1000 fl. für den Sekretär; 2000 fl. für jeden der vier Domherrn in Sarajevo; dem Bischof in Mostar 6000 fl. einschließlich Sekretär und Wohnungsmiethe;

dem Bischof von Banjaluka (unter dem Titel „apostolischer Administrator") 3000 fl. sammt Sekretär. Die bischöfliche Residenz ist eben jetzt neu erbaut.

Die Kirchen sind im Allgemeinen in ziemlich traurigem Zustande. In Sarajewo, das vierthalbtausend Katholiken zählt, wird der Bau einer würdigen Kathedrale erst begonnen. Das bisher zum Gottesdienst benützte Kirchlein entspricht seinem Zwecke durchaus nicht. In Mostar besteht eine alte geräumige Kirche, die aber einer Restauration höchst bedürftig ist. In Banjaluka wurde der Gottesdienst vom Bischof bisher in einem halbverfallenen Schuppen abgehalten; die neue, zwar kleine aber sonst recht hübsche bischöfliche Kirche neben der Bischofresidenz ist erst seit Kurzem in Gebrauch. In den kleinen Landstädten und auf den Dörfern sind würdige Gotteshäuser äußerst selten; doch haben die Franziskaner in den letzten Jahren all ihre Kräfte angespannt und ihre Gemeinden dazu angehalten, daß wenigstens dem dringendsten Bedürfniß einigermaßen abgeholfen werde. Am meisten fehlt es an Paramenten und kirchlichem Schmuck überhaupt. Viele Kirchen haben nicht einmal die nöthigen Meßgewänder in den vier vorgeschriebenen Farben; an andern Utensilien fehlt es ganz. Die Kelche sind alt und abgenützt, oft geradezu unwürdig und statt der Meßkännchen (für Wein und Wasser) sieht man öfters Kaffeekännchen von Porcellan. Da wäre es wirklich eine wahre Wohlthat, wenn sich irgend Jemand oder ein Verein dazu hergäbe, in den Kirchen Oesterreichs und Deutschlands die vielen unbenutzten und zurückgestellten Kirchengeräthschaften aller Art zu sammeln und an die armen Pfarren in Bosnien-Herzegowina zu vertheilen; man würde wahrhaft Gottes Lohn dafür verdienen.

Nach der neuesten Volkszählung von 1885 gibt es in Bosnien bei einer Gesammtbevölkerung von 1,336,991 Seelen, 265,788 Katholiken, dagegen 571,250 Griechen (die kurzweg Serben heißen) und 492,710 Mohamedaner. Die Katholiken machen demnach gerade ein Fünftel der Bevölkerung aus, haben sich aber

seit der letzten Zählung vor sieben Jahren um mehr als 50,000 Köpfe d. i. um 28 Procent vermehrt und zwar meistentheils durch die Einwanderung aus Oesterreich und Ungarn. Außer der verschwindend kleinen Zahl von Protestanten und nicht viel mehr Juden, welche aus den westlichen und nördlichen Ländern seit der Occupation sich in Bosnien angesiedelt haben, bestehen die Einwanderer fast nur aus Katholiken; und das ist ganz natürlich. Denn Mohamedaner wandern überhaupt nicht nach Bosnien ein, sondern vielmehr in ziemlich bedeutender Anzahl nach Asien aus, und die Zahl der einwandernden Serben ist ebenfalls äußerst gering. Diese sind entweder Geschäftsleute und finden als solche an ihren im Lande eingebornen Glaubensgenossen schwer zu besiegende Concurrenten; oder sie sind Bauern und dann finden sie in Bosnien kein geeignetes Feld, um ihre materielle Lage wesentlich zu bessern, weil sie in ihren jetzigen Wohnsitzen schon gut genug gestellt sind, sobald sie nur einigermaßen ernsthaft an die Arbeit gehen wollen. Wohl aber gibt es in den verschiedenen österreichischen Provinzen und auch in Deutschland genug Gegenden, wo auch der fleißige Bauer nur mit äußerster Anspannung seiner Kräfte kaum das Leben fristet, und der Handwerker und kleine Gewerbsmann bei Ueberanstrengung sich und seine Familie nicht mehr zu ernähren vermag, geschweige denn finanziell emporkommen kann. Aus solchen Ländern kommen die Einwanderer. Und da bis jetzt hauptsächlich die in dieser Beziehung weit ausgedehnte und energische Thätigkeit des Trappistenpriors P. Franz, welcher vor mehreren Jahren ein wahrer Wanderprediger für Bosnien war und die katholischen Volksblätter mit seinen Artikeln über Bosnien anfüllte, ihre Früchte trägt, so sind es bisher vorzugsweise, ja beinahe ausschließlich katholische Bauern und katholische Handwerker gewesen, welche ihr Glück und ihre Zukunft in den neuen österreichischen Provinzen gesucht haben. In Deutschland half auch noch der Culturkampf mit und gar Mancher glaubte in dieser Beziehung unter dem Schutze der österreichischen als einer katholischen Regierung

dort seine Ruhe zu finden. Endlich kann ja wohl auch die Thatsache nicht übersehen werden, daß, von Ungarn abgesehen, die übrigen österreichischen Ländereien katholisch sind und demgemäß auch nur katholische Auswanderer abgeben können.

Das hatte nun erwiesenermaßen die katholische Partei in ihren Calcul gezogen, als sie mit solcher Zuversicht für die Ausdehnung der österreichischen Herrschaft an der Bosna und bis zum Lim eintrat. Sie hatte gerechnet, daß jene durch die türkische Wirthschaft entvölkerten und materiell tief herabgekommenen Länder vor Allem eine große Einwanderung von Arbeitskräften in Anspruch nehmen, daß die Arbeiter durch die ihnen sich darbietende reiche Entlohnung ihrer Arbeitskräfte in immer wachsender Zahl in das Land hereingezogen werden, daß dadurch die wirthschaftlichen Zustände eine rasche Entwicklung finden würden. Sie rechnete, daß die Staatskraft somit erstarken, die Consumtions- und Steuerfähigkeit wachsen und dadurch der industriellen Produktion der westlichen Provinzen des Reiches ergiebige Absatzwege geschaffen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Assimilirung der neuen Provinzen mit den alten durchgeführt und solchergestalt die für die Eroberung und Behauptung dieser Länder gebrachten Opfer an Gut und Blut in nicht zu langer Zeit reichlich würden ersetzt werden. Die katholisch-conservative Partei hatte, wie die Debatten in den öffentlichen Organen jener Zeit zur Genüge beweisen, dabei nicht aus den Augen verloren, daß durch kluge und kräftige Benützung der sich hier darbietenden Gelegenheit die Machtstellung des österreichischen Kaiserstaates wesentlich gehoben, namentlich aber der legitime Einfluß, welcher dem Kaiserreiche auf die Völker der ehemaligen europäischen Türkei von Gottes und Rechtswegen zusteht, für alle Zeiten auf eine neue festere Grundlage gestellt werden müsse.

Es handelte sich ja hier nicht bloß um ein gewöhnliches Stück Land von 8 bis 900 Quadrat-Meilen Umfang und einer Bevölkerung von 1⅙ Millionen Seelen. Die Confi-

guration der Monarchie an ihren südöstlichen Grenzen war bis dahin eine so bizarre, das unglückliche Dreieck, welches vom eisernen Thor nach Bihacz und hinab bis Cattaro förmlich einen Keil in das Reichsterritorium hineintrieb, machte dieses türkische Gebiet zu einer fortwährenden Bedrohung der Reichsgrenze längs der Unna und Save, zu einem solchen Zerrbilde, daß der verständige Politiker es als die erste Aufgabe anerkennen mußte, hier eine Grenzregulirung und Gebietsabrundung zu suchen, bei welcher die Bewachung der Reichsgrenze wenigstens möglich wäre. Und dann mußte doch für das an sich so werthvolle, jedoch unter den gegenwärtigen Umständen nur eine finanzielle und militärische Last bildende Dalmatien endlich ein Hinterland geschaffen werden, welches die national-ökonomische Verwerthung der herrlichen Häfen und Buchten jenes Küstenlandes ermöglichen würde. Das war der Zweck, welcher bei der Occupation Bosniens die leitende Rolle spielte, während nebenbei auch noch der Vortheil in die Wagschale fiel, daß damit den ewigen Beunruhigungen und ununterbrochenen Kämpfen zwischen Türken und Slaven an jenen Grenzen ein Ende gemacht würde. Es ist denn auch thatsächlich wahr und keinen Moment zu übersehen, daß die Occupation bereits im Jahre 1885 die Monarchie von neuen und großen Belastungen frei gehalten hat. Wir haben bekanntlich 1877 und 1878 während des Aufstandes der Herzegowinischen Rajah nicht weniger als 10 Millionen Gulden Almosen aus Staatsmitteln an jene Flüchtlinge vertheilen müssen, welche damals längs der ganzen herzegowinisch-bosnischen Grenze von der Suttorina bis nach Vercka schaarenweise herüberströmten. Zweifelsohne wären auch 1885 wieder mindestens gleich große Schaaren über die Grenze gekommen um Almosen zu heischen, wenn beim Fortbestand der türkischen Herrschaft in Bosnien-Herzegowina der serbisch-bulgarische Krieg auch hier neue Revolutionen und neue Kämpfe bis an's Messer zwischen Aga und Rajah hervorgerufen hätte. Nach dem Gebot der Humanität hätte

Oesterreich neuerdings 10 und 20 Millionen in denselben unabsehbaren Abgrund hineingeworfen, in welchem jene 10 Millionen von 1878 verschwunden sind.

Diesen unaufhörlichen Gefahren und Verlusten konnte nur durch eine Occupation vorgebeugt werden, welche wenigstens die Aussicht bot, den erlittenen Schaden vielleicht im Laufe der Zeit wieder hereinzubringen. Darum hieß die katholisch-conservative Partei die Besetzung jenes türkischen Ländergebietes gut, wenn sie auch allerdings sich die künftige Verwaltung desselben anders gestaltet dachte, als wir sie heute vor uns sehen.

II.

Es waren nicht etwa slavisch-nationale Tendenzen, welche Oesterreich nach Bosnien führten. Dafür bürgt der Umstand, daß die katholisch-conservative Partei bei weitem das Uebergewicht in jener Majorität bildete, welche in Wien die Annahme des Berliner „Mandates" genehmigte. Noch weniger konnte in Pest von solchen Absichten die Rede seyn. In Wien giengen allerdings die slavisch-nationalen Fraktionen, die Czechen wie die Polen, die Slovenen wie die Dalmatiner, mit den conservativen und katholischen Deutschen Hand in Hand, weil es ihre nationalen Interessen so erforderten; aber das Uebergewicht hatten sie dabei keineswegs. Wohl aber hat aus dieser Vereinigung sich successive jenes Band herausgebildet, welches heute die parlamentarische Majorität im Reichsrathe umschlingt und mit dieser durch die gegenseitigen Interessen fest aneinandergekitteten Mehrheit das Staatsschiff mehr und mehr zu dauerhaften politischen Zuständen hinzuleiten scheint. Denn das Geschrei der liberalen Presse, als wäre heute in Oesterreich eine „slavische Politik" die maßgebende, als dominirten die Polen und die Czechen in allen öffentlichen Beziehungen, mag noch so laut seyn und alle andern Stimmen überschreien wollen, so weiß doch jeder

Unbefangene, daß wir von einem solchen Mißstand noch weit entfernt sind. Wer von den Verhältnissen in den maßgebenden Regionen auch nur einen oberflächlichen Begriff hat, wer die Gesinnungs- und Gefühlsweise in unsern leitenden Kreisen nur einigermaßen kennt, wird sehr wohl wissen, daß es geradezu absurd wäre, wollte man z. B. dem Grafen Taaffe im Ernste slavische Tendenzen zumuthen, wie man es in den liberalen Journalen beinahe täglich thut. Wenn aber ein freilich enger Kreis der Wiener Presse mit zäher Hartnäckigkeit den Gedanken vertritt, daß nur die politischen Fehler und der unbeugsame Eigensinn des Abgeordneten Herbst und seiner Freunde von der sogen. „Juftament-Richtung" es dahingebracht haben, daß die slavische Partei so bedeutend an Macht und Umfang gewonnen hat, so haben sie damit keineswegs so ganz unrecht. Diese Herbst'sche Partei ist heute auf dem besten Wege in Sachen der Verwaltung Bosniens denselben Fehler abermals zu machen, der 1879 so verhängnißvolle Folgen für sie hatte. Sie steht im Begriffe in „Neuösterreich" Bestrebungen zu unterstützen, welche den katholisch conservativen Zielen direkt widerstreiten und darum nothwendigerweise wieder den slavischen Aspirationen an der Bosna Vorschub leisten werden. Es hat sich das sehr deutlich in der Delegationssitzung vom 13. November gezeigt, als Dr. Oelz im Namen der Deutschconservativen und der Katholiken sich um das Schicksal seiner Tyroler Landsleute erkundigte, welche nach Bosnien ausgewandert und dort einem widrigem Schicksale verfallen sind.

Eher als Minister Kallay dem Abgeordneten Oelz antworten konnte, sprang ihm der häufig nur allzu eifrige Dr. Klaic in die Rede und wies die Wünsche des Vorredners bezüglich der Colonisation Bosniens auf das entschiedenste zurück. Denn der bosnische Boden, sagte er, müsse den bosnischen Kindern bleiben, welche denselben, sobald sie sich erst ordentlich vermehrt hätten, für sich selbst nöthig haben würden; man möge doch den Nationalitätsstreit nicht

nach Bosnien hinüber tragen. Damit hatte der dalmatinische Delegirte die Kluft, welche die Katholiken von den Nationalen trennt, scharf blosgelegt und die Furcht, als könnten ein paar tausend deutsche Einwanderer die Million Bosniaken germanisiren, allzu laut ausgesprochen, als daß der Herr Reichsfinanzminister nicht sofort die ihm dargebotene Waffe hätte annehmen und den katholischen Gegner in brüsker Manier zurückweisen sollen. Herr v. Kallay beantwortete die an ihn direkt gestellten Fragen nicht direkt, sondern nachdem er sich etwas schüchtern zu dem Geständniß herbeigelassen, daß seine Colonisationsprojekte mit den Wälschtirolern verunglückt seien, wies er darauf hin, daß die Colonisation überhaupt sehr schwierig, daß in Bosnien kein freies Land vorhanden, sondern Alles occupirt und entweder Eigenthum der Regierung und von Privaten sei, also von diesen erworben werden müsse. Als ob bisher Jemand verlangt hätte, daß ihm ein Türke ein Stück Feld schenken solle! als ob der ungeheuere Besitz der Regierung an Grund und Boden, der sich vortrefflich zur Agrikultur eignet, nicht ausgezeichnet verwerthet und für den Fiskus um hundert Prozent rentabler gemacht würde, wenn die Regierung solchen an Ackerbauer wirklich verschenken würde. Mit solchen Einwendungen werden die Forderungen der katholischen Partei, wie sie sich in der Interpellation des Delegirten Oelz in bescheidenster Form ankündigten, am allerwenigsten erledigt.

Die katholische Partei, welche mit Unterstützung der Nationalen und in engster Verbindung mit den Conservativen nun einmal die stimmführende im Reichsrathe ist, kann sich mit derlei ministeriellen Abwehrungen nicht zufrieden geben; denn sie hat in Gemeinschaft mit den beiden verbündeten parlamentarischen Fraktionen die ganze Verantwortlichkeit für die Occupation zu tragen und demgemäß die Pflicht auf sich, auf der zweckmäßigen Durchführung der Angelegenheit und der Realisirung aller damit verbundenen Absichten unbeugsam zu bestehen.

Soll die Monarchie mittelst Bosnien und Herzegowina auf dem gesammten Südosten Europas den ihr gebührenden Einfluß auszuüben vermögen, so müssen die beiden Provinzen in möglichst kurzer Zeit zu jener Culturhöhe in wirthschaftlicher, intellektueller und socialer Beziehung erhoben werden, auf welcher sie den südlichen Volksstämmen ringsumher als Vorbild des Wohlstandes und Gedeihens imponiren können. Sie müssen den slavischen wie den albanesischen Racen den handgreiflichen Beweis vor Augen stellen, nicht bloß daß Oesterreich-Ungarn ein mächtiger und weit gebietender Staat ist, sondern daß alle Völker, welche dem Schutze und der Führung dieser Monarchie ihre Zukunft anvertrauen, dadurch am besten für sich sorgen, ihr Glück und Wohlergehen am festesten sichern.

In dieser Richtung nun ist in den sieben Jahren österr. Herrschaft bis jetzt leider noch sehr wenig geschehen, und so glänzend auch scheinbar die Erfolge der Verwaltung waren, welche Herr v. Kallay in der letzten Delegation der Oeffentlichkeit darlegte, so wenig ist alles das für uns ein Beweis, daß dem anzustrebenden Ziele wesentlich näher gekommen ist. Uns will vielmehr scheinen, daß die heutige Verwaltung von Bosnien ein solches Ziel überhaupt nicht vor Augen hat, daß sie sich wesentlich nur darauf beschränkt, das finanzielle Gleichgewicht im Haushalte Bosniens ohne Zuhilfenahme von Unterstützung des Reiches aufrecht zu erhalten und die allmählige wirthschaftliche Entwickelung dem natürlichen Gange der Dinge mehr oder weniger allein zu überlassen, ohne mit eigener Hand einzugreifen und die Entfaltung der materiellen Kräfte durch energische Mittel zu fördern und zu beschleunigen. Dabei legt die gegenwärtige Verwaltung alles Gewicht fast ausschließlich auf die materiellen Interessen, während der geistige Fortschritt, also der Kern der eigentlichen und wahren Culturentwickelung beinahe ganz vernachlässigt erscheint.

Der Herr Reichsfinanzminister erklärte der ungar. Dele-

gation ganz offen und direkt, sein Bestreben sei, Bosnien von der Hilfe des Reiches gänzlich zu emancipiren, nicht bloß alle Bedürfnisse des Landes mit den eigenen Landesmitteln zu bestreiten, sondern alle künftigen Investitionen mit den eigenen Geld-Kräften auszuführen und überdieß diejenigen Credite, welche das Reich bisher für die Occupation und Behauptung der beiden Provinzen bewilligt hat, von jetzt ab ordnungsgemäß zu verzinsen und sogar allmählich durch jährliche Rückzahlungen zu amortisiren. Um den Inhalt dieser Erklärung zu verstehen, muß man sich erinnern, daß laut den Rechnungsabschlüssen der Delegationen das Reich von 1878 bis Ende 1885 beinahe 205 Millionen Gulden auf Bosnien verwendet hat, wobei allerdings der Neubau der Eisenbahn Brod-Senica sowie die Reconstruktion der Linie Banjaluka-Doberlin mit inbegriffen ist; daß ferner zum Bau der Fortsetzungslinie Senica-Sarajewo 3,380,000 Gulden und für den Neubau der Strecke Metkovich-Mostar 1,700,000 Gulden aus den Reichsaktiven verwendet und endlich zum Bau des Seitenflügels von Doboj nach der Franz-Josefs-Saline bei Tuzla ein Darlehen von der Wiener Bodencreditgesellschaft im Betrage von einer Million aufgenommen wurde. Die Passiven der beiden Provinzen betragen demnach heute etwas mehr als 210½ Millionen Gulden und werden durch den neuerdings bewilligten Credit für die in Bosnien stationirten Reichstruppen von nicht ganz 26,000 Mann um rund 6 Mill. Gulden steigen. Dabei lastet auf dem bosnischen Budget die Verpflichtung, das Anlehen bei der Bodencreditgesellschaft jährlich mit 100,000 Gulden zurückzuzahlen, was bei einer Verzinsung zu 5 Proc. heutzutage als übermäßig schwere Belastung erscheint, und hat Herr v. Kallay überdieß öffentlich die Zusage ertheilt, die Reinerträgnisse aus dem Betrieb der Linie Metkovich-Mostar und Senica-Sarajewo ausschließlich und allein zur Amortisation der vom Reiche gewährten Vorschüsse zu verwenden.

Aus dem Allem geht hervor, daß der ungar. Delegirte Lang vollkommen Recht hatte, als er die Klage erhob, daß

durch solche Finanzwirthschaft die Regierung sich die Hände allzueng binde uud sich selbst die Mittel abschneide, durch nachhaltige Investitionen den national-ökonomischen Fortschritt des Landes und Volkes mit der wünschenswerthen Raschheit zu fördern. Der Hr. Reichs-Finanzminister, der auf die betreffende Frage des Delegirten Lang ebensowenig eine entsprechende Antwort geben konnte als dem Dr. Oelz, hat sich offenbar zu einer Uebereilung durch den Umstand hinreißen lassen, daß die Landeseinkünfte von den Steuern und den Monopolen (Tabak und Salz) in den letzten zwei Jahren eine besonders rasche Zunahme gezeigt, daß der Betrieb der Saline in Tuzla wie der beiden ärarischen Kohlenwerke an der Kreka und bei Mostar eine sehr ausgiebige und für die Zukunft vielverheißende Steigerung ausweisen und daß alle diese Umstände dem Finanzärar gegen das Vorjahr einen um eine halbe Million höheren Betrag zur Verfügung stellen als die früheren Jahresabrechnungen. Es scheint, daß der Herr Reichsfinanzminister ein gleich stetes Anwachsen der Landesaktiven für alle Zukunft supponirt, obgleich er doch selber in den Delegationen zugestehen mußte, daß die gegenwärtige Grundsteuer, welche 2¼ Million Gulden abwirft, eine unerträgliche Belastung sei, und den Bauernstand, weil sie 10 Proc. seiner Brutto-Einnahmen für den Staat fordert, nothwendigerweise ruinire; obgleich er sich ferner genöthigt sieht, die Stempel- und Gebührensteuer für 1886 bedeutend herabzusetzen, weil sie in den letzten Jahren durch einen plötzlichen und gewaltigen Aufschwung (von 400,000 auf 600,000 Gulden binnen einem Jahre) ihn selbst überrascht hat.

Wenn die Steuerkraft des bosnischen Volkes in dem Maße zunehmen soll, wie es ihm Herr v. Kallay nach seinen vorerwähnten Plänen und Berechnungen zumißt, so müssen endlich ausgebreitete und in das wirthschaftliche Leben tief eingreifende Investitionen in allen jenen Zweigen der wirthschaftlichen Thätigkeit gemacht werden, welche das Volk in seiner großen Masse angehen. Es müssen Hebel in Be-

wegung gesetzt werden, um die Bodenproduktion, namentlich den Ackerbau zu verdoppelten Leistungen zu erheben, um die Viehzucht sowohl durch Veredelung der Rassen, wie durch Verdoppelung des Viehstandes zu erweitern, um den Handel mit den Rohprodukten des Landes, namentlich die Ausfuhr zu beleben und zu erhöhen, um endlich wenigstens die Anfänge einiger Industrie und Fabriksthätigkeit ins Leben zu rufen, theils durch zweckmäßige Gesetzgebung, theils durch Einflußnahme der politischen Verwaltungsorgane, sowie durch direkte Unterstützung aus Staatsmitteln.

Zu allen diesen Maßregeln behufs Förderung der volkswirthschaftlichen Arbeit bedarf die Regierung weit größerer Mittel, als das Land auf seiner gegenwärtigen Culturstufe sie darzubieten vermag, und es ist deßhalb ein falsches System, wenn die regelmäßigen Eingänge der Steuern und die sonstigen Einkünfte der Staatskasse zu solchen Anlagen verwendet werden, wie z. B. dem Bau der Flügelbahn von Doboj nach den Salinen. Nach den eigenen Angaben des Ministers kostet diese Linie mehr als 1,300,000 Gulden und was demnach über die ausgeborgte Million weiter gebraucht wird, muß aus den Landesfinanzen selber genommen werden. Da liegt es doch auf der Hand, daß wenn eine Bahn eine so sichere Rente gewährt, wie diese Linie, welche nicht bloß den ganzen Salztransport von der Franz-Josefs-Saline in das Land besorgt, sondern noch große Frachteinnahmen von den Transporten aus den Kohlenwerken an der Kreka mit Sicherheit zu erwarten hat, das zum Bau und zur Instruirung derselben erforderliche Anlagekapital zur Gänze auf Credit aufgenommen werden kann, ohne die Landesfinanzen selbst in Anspruch zu nehmen.

Ebenso erscheint es uns als bedeutender wirthschaftlicher Fehler, daß für die Herstellung der längst schon projektirten Verbindungslinie von Banjaluka über Travnik nach Sarajewo immer noch kein Schritt geschieht, ja daß im Gegentheil in der letzten Zeit es immer mehr das Ansehen gewinnt, als

sollte diese Linie gar nicht gebaut werden, da man in officiellen Kreisen bereits von allerlei anderen Linien redet, welche auf großen Umwegen nach der Landeshauptstadt führen sollen. Es würde das nur die alte Erfahrung bestätigen, daß die ungarische Partei eine direkte Linie von Sarajewo perhorrescirt und nach wie vor die Verbindung über Budapest erzwingen will, wozu natürlich Herr v. Kallay gerne seine helfende Hand bietet.

Aber noch weit wichtiger als diese Mängel auf materiellem Gebiete dünkt uns die geradezu unbegreifliche Vernachlässigung, welche die bosnische Landes-Regierung sich auf dem Gebiete der geistigen Interessen zu Schulden kommen läßt. Wir haben oben gesehen, daß der Staat für die Cultus-Bedürfnisse der beiden christlichen Confessionen sehr wenig leistet, namentlich neben den gewaltigen Geldmitteln, welche die Mohamedaner an ihren wahrhaft großartigen religiösen Instituten besitzen. Aber noch viel unbegreiflicher ist es uns, daß verhältnißmäßig noch viel weniger für das Unterrichtswesen geschieht. Für die Gendarmerie wird 1,268,000 Gulden jährlich verausgabt; für den Unterricht in allen Zweigen von oben bis unten hat Herr v. Kallay nur 132,018 Gulden jährlich zur Verfügung. Das ist denn doch für eine „europäische" Verwaltung ein Skandal. Ja das Uebel wird noch größer, wenn man etwas tiefer in das Detail eingeht. Da ist ein Obergymnasium in Sarajewo mit 28,000 Gulden Ausgaben, ein Knabenpensionat dortselbst mit 8000 Gulden, eine Schullehrerpräparandie mit 3950 Gulden (in einem Lande, das noch gar keine Volksschullehrer, freilich auch so gut wie keine Volksschulen hat), vier Handelsschulen zusammen mit 15,000 Gulden, allgemeine d. h. confessionslose Volksschulen, in welchen die Religionslosigkeit systematisch gezüchtet wird, bekommen 47,000 Gulden, während für die confessionellen Schulen knappe 8000 Gulden abfallen. Für den Druck von Schulbüchern, namentlich für die confessionslosen Schulen werden 4000 Gulden verwendet, an Stipendien

dagegen 18,000 Gulden an solche Schüler vertheilt, welche ebenfalls auf die Confession verzichten. Denn „Confessionslosigkeit", das ist das Schlagwort, welches in der bosnischen Verwaltung die erste Rolle spielt. Und damit sind wir bei dem Thema angelangt, bei welchem die katholische Presse ihre Stimme laut und vernehmlich erheben muß.

(Schluß im nächsten Heft.)

XXXV.

Erinnerungen an Karl Ernst Jarcke.

(Vierter Artikel.)

Indem ich, mehreren Aufforderungen folgend, meine Bd. 97, S. 177 abgebrochenen Mittheilungen fortsetze, wiederhole ich, daß es sich hier nicht um Bekanntes, namentlich nicht um Jarckes politische und literarische Thätigkeit handelt, wovon er in den an seine Familie gerichteten Briefen fast völlig schweigt, sondern nur um Ergänzungen, wie sie sich vom Standpunkte eines nahen Angehörigen mehrfach ergeben.

Wir hatten sein Leben bis 1825, bis zum Beginne der sieben Jahre verfolgt, während deren er in Berlin als außerordentlicher Professor für Strafrecht und als Hilfsarbeiter im Justizministerium für criminalistische Gesetzgebung wirkte. In diese Zeit, zu Weihnachten 1827, fällt ein etwa vierzehntägiger Besuch in Danzig; seit seinem Abgange auf die Universität hat er seine Vaterstadt nur dies einzige Mal wiedergesehen. Damals sah ich ihn, als fünfjähriger Knabe, zum ersten Male, doch muß ich gestehen, daß mir alle Erinnerung

daran entschwunden ist. Bei diesem Besuche theilte er seiner Mutter und seinen beiden Schwestern mit, daß er mit seiner einstigen Bonner Wirthstocher, die mit ihm in fast gleichem Alter stand, sich verlobt habe. Da er in Berlin zwar ein leidliches, doch in keiner Weise festes Einkommen hatte, so sah es indessen mit der Aussicht auf die Heirath mißlich aus. Ja die Verlobten dachten sogar an eine Trennung von einander; die Braut wäre dann zu den Ursulinerinen nach Köln gegangen, der Bräutigam in den geistlichen Stand getreten. Letzteres hätte ihn vielleicht wieder in seine Heimath geführt, denn er scheint damals lebhaft daran gedacht zu haben, mit dem zu Oliva bei Danzig residirenden Fürstbischof von Ermland, Prinzen Joseph von Hohenzollern, in nähere Beziehung zu treten; ich vermuthe sogar, daß er die ersten Schritte zu dieser Verbindung bereits gethan hat. Doch dazu kam es nicht; vielmehr besuchte er seine Braut am Rheine im Herbste 1828 und führte im Frühling 1829 dieselbe heim nach Berlin. Hier bezog das junge Paar eine zwar beschränkte, aber sehr freundliche Wohnung in der französischen Straße mit der Aussicht auf den Gendarmenmarkt und führte nun ein stilles, trauliches Familienleben im nächsten Umgange namentlich mit Jarckes Collegen, Landsmann und Schicksalsgenossen Georg Phillips.

Es dauerte noch ziemlich lange, bis sich seine Hoffnung auf ein festes Einkommen verwirklichte; erst im Frühling 1832 konnte er melden, daß ihm ein Gehalt von 800 Thalern, zur Hälfte als Professor, zur Hälfte als Mitglied der Gesetzgebungscommission bewilligt sind. Und von diesem freudigen Ereigniß schreibt er: „Es war an demselben Tage und zu derselben Stunde (Nachmittags 4 Uhr den 16. Februar), wo ich vor sieben Jahren in Köln mein katholisches Glaubensbekenntniß abgelegt hatte.“ Damit erledigen sich die einander widersprechenden Angaben über den Zeitpunkt dieses Ereignisses.

In dieselbe Zeit aber, in der Jarcke so eine feste Stellung erhielt, fällt ein anderes Ereigniß, das dieser Stellung ein

baldiges Ende bereitete. Am 9. Juni 1832 starb Friedrich von Gentz, und Fürst Metternich knüpfte mit Jarcke Unterhandlungen an, die diesen in den außerordentlichen Dienst der Wiener Staatskanzlei beriefen. Jarcke schreibt darüber: „Von dem Rufe nach Oesterreich wußte ich, unter dem Siegel des größten Geheimnisses, nicht mehr, als daß man die Idee habe, beim Kaiser darauf anzutragen, mich in österreichische Dienste zu ziehen, und auch dieß nur hypothetisch und unbestimmt. Ich war gefragt, ob, wenn man mich riefe, ich kommen werde. Da den ganzen Sommer durch nichts erfolgt war, hielt ich die ganze Sache für aufgegeben. Endlich am 24. Oktober, wenige Tage vor Anfang der Collegien, komme ich nach Hause und mein Bedienter sagt: ‚Es war ein Herr hier mit einem Schnurrbart, der sagte, er sei der Fürst Schwarzenberg; der hat einen Brief hier gelassen.‘ Der Brief war vom Fürsten Metternich, das erste ausdrückliche und schriftliche Wort in der Sache, zugleich aber auch die Nachricht, der Kaiser habe mich ernannt, und die Anzeige, wenn ich annähme, solle die Gesandtschaft mich baldmöglichst nach Wien als Courier schicken. Das fiel denn grade wie vom Himmel und nun war schneller Entschluß der beste Rath. Ich will von allen übrigen Gründen, die mich zur Annahme bewogen, nur den anführen: Bei der übertriebenen Arbeit, die im letzten Jahre in Berlin auf mir lastete, wäre ich nicht bloß in unglaublich kurzer Zeit geistig ausgetrocknet, sondern menschlichem Ansehen nach lebte ich auch nicht mehr. Ich kam selten vor Mitternacht, oft nicht vor drei oder halb vier in's Bett. Dazu fortwährender verzehrender Aerger; lange wäre es nicht gegangen. Wollte ich aber fort, so mußte ich schnell nach Wien, denn daß man in solcher Lage nicht gerne freiwillig lange zwischen Thür und Angel bleibt, ist klar.“

Hiezu noch eine Stelle aus einem Briefe vom 12. Dezember 1833: „Der Fürst Metternich gab mir, wie ich herkam, den Rath so zu leben, wie ich es in Berlin gewohnt gewesen und den befolge ich treulich. Er fragte: liebt Ihre

Frau die große Welt? — Nein, Euer Durchlaucht, das kann ich gerade nicht behaupten. — Nun, das ist gut, dann bleiben Sie bei Ihrer Frau und hüten Sie sich vor den Weibern. Ich habe deßhalb meine Frau auch nicht in die große Welt eingeführt und sehe nur einen kleinen Kreis von Freunden."

Nicht lange nach diesem Wandel seiner Lage traf ihn ein harter Schlag; seine Mutter starb in Danzig im Herbste 1834; er hatte sie in den letzten fünfzehn Jahren nur einmal gesehen, stets aber mit unwandelbarer Liebe an ihr gehangen. Bei der Auseinandersetzung mit seinen beiden Schwestern und deren Männern zeigte er sich außerordentlich entgegenkommend, verzichtete auf manches ihm Gebührende und suchte nach Kräften Frieden und Einigkeit zu erhalten. Ueber diese Dinge spricht er sich sehr ausführlich aus. Und als im Sommer 1836 auch mein Vater, sein Schwager, in frühzeitigem Tode dahinschied, ist er unermüdlich in Rathschlägen, welche bestimmt waren, die großen Sorgen zu mildern, die auf meiner Mutter lasteten.

Im Jahre 1838 sah er zum ersten Male das Land seiner Sehnsucht, Italien, gelangte aber damals nur bis Venedig. Griechenland gleichfalls zu sehen, so schreibt er, interessire ihn nicht mehr; aber das gelobte Land einmal zu betreten, das sei sein sehnlicher Wunsch. Um diese Zeit begann auch seine Gewohnheit eines jährlichen ländlichen Sommeraufenthalts; meistens hat er denselben dicht bei Wien in Oberdöbling zugebracht. Eine andere Abwechslung zwischen seinen amtlichen und schriftstellerischen Arbeiten brachte ihm der Unterricht, welchen er den damals in Wien zur Vollendung ihrer Ausbildung weilenden beiden nassauischen Prinzen zu ertheilen hatte.

In das Jahr 1839, dasselbe, in welchem die historisch-politischen Blätter mit seinem Aufsatze „über die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche zu den von ihr getrennten Confessionen" in's Leben traten[1]), fällt ein eigenthümlicher

1) Die Histor.-polit. Blätter wurden 1838 gegründet. A. d. R.

Vorgang in dem zwischen ihm und mir seit dem Tode meines Vaters angeknüpften Briefwechsel, ein Vorgang, bei dem ich zwar keine vortheilhafte Rolle spiele, der aber hier erwähnt seyn mag, da er für Jarcke's Charakteristik sehr bedeutsam ist. Das früher verbotene Turnen in der Schule war um das Jahr 1837 in Preußen erlaubt und in Danzig eingeführt worden. Ich hatte, zuerst widerstrebend, dann voller Begeisterung, daran theilgenommen. Voll von burschenschaftlich-freiheitlich-altdeutschen Ideen hatte ich in einem Briefe meinem Onkel mein ganzes Herz über meine Ansichten von echt deutschem und meindeutschem Wesen (meindeutsch nach Meineid gebildet) ausgeschüttet. Damit aber war ich an den Unrechten gekommen. Am 29. März 1839 schrieb er an meine Mutter und fährt dann in dem Briefe so fort:

„Und nun zu Dir, mein lieber Ernst! Ich muß Dir ganz aufrichtig gestehen, daß ich über Deinen Brief etwas erschrocken bin, weil ich Dich mitten im Strome einer Richtung sehe, vor der ich Dich warnen wollte und die ich für irrig und gefährlich halte, weil ich sie im eigenen Leben, durch das Beispiel vieler meiner Freunde und endlich am gründlichsten aus vielen Criminalakten kennen gelernt habe. Mich selbst hat eine gütige Fügung des Himmels jenen Tendenzen so nahe gebracht, daß ich Alles mit eigenen Augen gesehen habe, ohne doch meinerseits mich selbst darin zu verlieren. Ich habe gesehen, daß viele redliche, tüchtige, höchst talentvolle junge Leute in jenen Strudel eintauchten, habe aber nicht gesehen, daß sie wieder heil und wohlbehalten daraus hervorgegangen sind; oder richtiger gesagt, ich habe nur bei sehr wenigen gesehen, daß sie **nicht** darin untergingen. Darum bin ich erschrocken, als ich Deinen Brief las. Indessen es ist ein altes Sprichwort: die Erfahrungen der Väter sind an den Kindern verloren, warum nicht die des Onkels an dem Neffen! Jede Generation muß ihre Lebensweisheit mit ihrer eigenen Haut bezahlen; so trage Du also auch die Deinige zu Markte! Hast Du Glück, und ist etwas hinter Dir, so wirst Du Dich durch diese Dinge selbst durcharbeiten; wo nicht — nicht! Ich kann Dir auf 300 Stunden Weges nicht rathen und noch weniger helfen. Ist Deine Jahn'sche Turnerrichtung

ein bloßer jugendlicher Anflug, wie ich zu Gott hoffe, so werde ich Dir Glück wünschen, wenn Du diese Täuschung hinter Dir hast. Bleibst Du darin stecken, so werde ich Dich bedauern und denken, Du seist bereits der ersten Prüfung erlegen. Es werden noch viele andere hinterher kommen, die Dir keine Gewalt auf Erden ersparen kann. Nur das finde ich abscheulich und wahrhaft himmelschreiend, daß die preußische Regierung nach den Erfahrungen der letzten 20 Jahre, genau wieder dasselbe Spiel von vorne anfängt, was sie selbst im Jahre 1819 so gewaltsam unterbrach und an Euch armen Jungen dieselben Experimente wiederholt, die schon einmal ein Ende mit Schrecken genommen haben. Darum keine Sylbe des Vorwurfs oder Tadels gegen Dich. Dir würde doch nur zur Last fallen, daß Du denen geglaubt hast, die Dir von Deiner Landesobrigkeit zu Führern und Wegweisern gegeben wurden. Wie könnte man von 17 Jahren etwas Anderes verlangen! Aber wenn Du wirklich, wofür ich Dich halte, ein besserer Kopf bist und Anlage hast ein sehr bedeutender zu werden, so wirst Du, ich wiederhole es, schon nach kurzer Zeit einen gründlichen Ekel vor jener Turnphilisterei bekommen, denn man kann trefflich über den Stock springen und doch ein recht widerlicher Pedant sein; und wirst Dich dann selbst Deines dermaligen Enthusiasmus schämen. Ich meine nicht des Enthusiasmus überhaupt, Gott erhalte Dir die Fähigkeit Dich für eine Idee zu begeistern! Aber des Enthusiasmus für diese Sache, die Deiner nicht werth ist und wobei man ein plumpes Spiel mit Euch treibt, um Euch als Katzenpfote zu gebrauchen, welche die Kastanien aus den glühenden Kohlen holen soll. Das wirst Du Alles noch einmal besser verstehen lernen, heute weißt Du freilich noch nicht, was das sagen will. Wenn ich Dir Alles, was ich über diese Angelegenheit denke, schreiben sollte, so würde Papier und Zeit nicht hinreichen. Nur soviel noch: Du sprichst von Hochachtung vor der Muttersprache. Gut! ich habe nicht nur nichts dawider, ich theile sie. Aber wenn Du wirklich unsere Sprache achtest, so nimm doch dieses grauenhafte Rothwälsch nicht in den Mund, wovon jene Leute so lächerlich sind zu behaupten, daß es deutsch sei. ‚Meindeutsch!‘ könnte ich machen, daß Du nur fünf Minuten lang die volle Lächerlichkeit des Wortes und des Ge=

dankens fühltest, Du wärest auf ewige Zeiten geheilt. Jenes Deutschland, in welches diese Leute das wirkliche lebendige deutsche Vaterland übersetzen oder travestiren möchten, hat nie und nirgends existirt als in dem verrückten Gehirne einiger Berliner Fanatiker. Denk' darüber nach, mein guter Ernst! Und wenn Du meinem Rathe folgst oder fähig bist ihm zu folgen, so zieh' Dich sachte von diesem Herrn E. und seiner Jahndeutschen Turnerei zurück. Ich rathe Deiner Mutter nicht, Dir das zu befehlen. Es muß aus Dir selbst und Deiner Ueberzeugung hervorgehen und braucht nicht plötzlich zu geschehen, sondern allmählich. Aber geschehen muß es, wenn Du nicht in einer Richtung untergehen willst, die Dir Kopf und Herz, vielleicht Dein ganzes Leben, verbiegen und verschieben muß. Dieß ist meine Meinung. Thu' was Du willst."

Zugleich mit diesem Briefe erhielt ich von Jarcke seine 1831 erschienene Schrift: „Karl Ludwig Sand und sein an v. Kotzebue verübter Mord"; ich bewahre sie noch als Andenken an seine rührende Sorge für mich.

Das Jahr 1840 führte Jarcke in einer diplomatischen Sendung, die sich wesentlich auf das Verhältniß zwischen Kirche und Staat bezog und in nicht fernem Zusammenhang mit den Kölner Wirren stand, nach Rom, wo er sich bis tief in das Jahr 1841 hinein aufhielt und auch mit dem Papste Gregor XVI in nähere Beziehung trat. Auch bis über Neapel hinaus lernte er bei dieser Gelegenheit Italien kennen. So kam es denn, daß ich im Sommer 1841, als ich mit einigen Studiengenossen zum ersten Male Oesterreich besuchte, in Wien mit der für mich sehr traurigen Botschaft überrascht wurde, Jarcke sei verreist.

Besser glückte es im Jahre 1843; im März lud mich mein Onkel ein ihn auf einige Wochen zu besuchen und schickte mir Reisegeld dazu. So machte ich mich denn am 31. März von Berlin, wo ich damals studirte, auf den Weg. Nach mehrfachem freiwilligen und auch durch wunderbare Umstände, die nicht hieher gehören, gezwungenen Aufenthalt unterwegs kam ich in Prag an, wo auf Jarckes Aufforderung der

Kreiscommissär Paul von Klar sich meiner freundlich annahm und in seine Familie einführte. Von dort aus erreichte ich am 19. April Abends Wien. Ich eilte in seine Wohnung (Kohlmarkt Nr. 254) und wurde auf's herzlichste empfangen und seiner Frau, sowie einer jungen auf längere Zeit dort befindlichen Nichte der Letzteren (die später in ein Kloster ging) vorgestellt. Der erste Abend ging unter einer gar nicht enden wollenden Unterhaltung hin, die uns einander sofort sehr nahe brachte.

Am nächsten Tage begann Jarcke gleich damit, mir einen völlig neuen Blick ins Leben zu eröffnen und mich namentlich allen denjenigen bedeutenden Leuten vorzustellen, die ihm durch Beruf oder Geistesrichtung nahestanden. Jetzt bedauere ich, daß ich, noch nicht 21 Jahre alt, noch nicht reif genug war, um alles das zu erfassen, was mir in dieser unvergeßlichen Zeit dargeboten wurde. Unser erster Besuch galt dem Freiherrn v. Hügel, das heißt dem älteren der beiden damals zu Wien lebenden Diplomaten dieses Namens. Ich traf ihn in ächt aristokratischer Umgebung bei einem splendiden Frühstück, und die geistvolle Unterhaltung zeigte ihn bald als den Mann, dessen literarische Diners damals eine Specialität Wiens bildeten. Es ist mir namentlich eine längere Auseinandersetzung in Erinnerung geblieben, in der er entwickelte, daß unter den geistlichen Orden sechs eine eigentlich welthistorische Bedeutung hätten; sie knüpften sich zunächst an die Namen des heiligen Antonius, Basilius, Benedictus, Franziscus und Ignatius, der sechste aber, bereits im vorigen Jahrhundert angedeutet, werde erst der Zukunft angehören. Damals ahnte man noch nicht, welch trauriges Ende dem hochbegabten Manne 6 Jahr später beschieden war. Auch als Gönner der wissenschaftlichen Bestrebungen jüngerer Männer, als welcher er bekannt war, lernte ich den Freiherrn v. Hügel bei diesem Besuche kennen; es erschien während unserer Anwesenheit ein Dr. Baumgartner aus Tyrol, der um Empfehlungen für eine Reise bat, welche er zum Zwecke von Forschungen über

Rudolf von Habsburg unternehmen wollte. Der Nachmittag dieses ersten Tages war einer schönen gemeinsamen Partie in einen Theil des Kahlengebirges gewidmet.

Noch reicher waren die Erlebnisse des folgenden Tages. Schon am Morgen fuhr Jarcke mit mir in den botanischen Garten, um mich dem Direktor desselben, Stephan Endlicher vorzustellen, einem der bedeutendsten und vielseitigsten Gelehrten des damaligen Oesterreich. Wir trafen ihn bei seiner von ihm eingerichteten chinesischen Druckerei beschäftigt; mir aber lag weniger daran den Botaniker oder den Sinologen als vielmehr den Germanisten kennen zu lernen, als welcher er ja auch unleugbare Verdienste hatte. Auch seiner liebenswürdigen Frau, die ich später noch näher kennen lernte, wurde ich vorgestellt. Auch er wurde sechs Jahre später, wie Hügel, von einem traurigen Loose erreicht, nachdem er sein ganzes Vermögen der Wissenschaft geopfert hatte. Von dort verfügten wir uns zur Herzogin Julie von Köthen, jener durch ihren Uebertritt zur katholischen Kirche so bekannt gewordenen Frau, der Halbschwester König Friedrich Wilhelms III von Preußen. Bei ihr waren wir fast eine Stunde lang und ich mußte ihr, während sie auf dem Sopha mehr lag als saß, möglichst viel von wissenschaftlichen Dingen und vom Studentenleben erzählen, woran die damals fünfzigjährige Frau ein sehr großes Interesse zeigte. Freilich setzte sie mich dabei mehrmals in rechte Verlegenheit durch Bemerkungen („das ganze Preußen riecht mir nach Gendarmen und grauen Erbsen") oder Fragen („was sagt man denn bei Ihnen über meinen Neffen, Ihren König"?), wovon die meisten meinem Gedächtniß entschwunden sind. Hierauf folgte ein noch interessanterer Besuch; wir verfügten uns zur Staatskanzlei; dort trafen wir zuerst Jarckes Amtsgenossen, den Freiherrn v. Pilat, diesen wohl treuesten Diener Metternichs, der schon seit dem Jahre 1801 so gut wie stets in des Fürsten Umgebung gewesen war und als Redakteur des „Oesterreichischen Beobachters" gewissermaßen eins von Metternichs Organen gebildet hatte. Nach einer

kurzen Unterhaltung mit ihm, stand ich vor Metternich selbst; unvergeßlich ist mir, wie er hochaufgerichtet und fast bewegungslos, bekleidet mit einem blauen Frack und darüber die Kette des goldenen Vließes (er war eben im Begriff zur Kaiserin zu gehen) eine ganze Anzahl Fragen über die deutschen Universitäten (grade nicht seine Lieblinge) an mich richtete. Es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß auf den von demselben Staate unterhaltenen Universitäten verschiedene Richtungen herrschten und für dasselbe Fach diametral entgegengesetzte Lehrbücher eingeführt wären. Nachdem er sich über dergleichen Dinge einigermaßen ausgesprochen, entfernte er sich mit den mir in die Seele schneidenden Worten: „Ich habe die Ehre gehabt Sie kennen zu lernen." Jarcke aber machte mich darauf aufmerksam, daß ich jetzt vor dem Manne gestanden habe, in dem die letzte Periode der Geschichte Europas gewissermaßen verkörpert sei, und bemerkte dann, eigentlich sei nach Metternichs Art eine Einladung von mir zu Metternichs Tafel zu erwarten gewesen, es sei aber recht gut, daß solche nicht erfolgt sei, denn die Frau Fürstin verfalle leicht darauf, junge Leute in Verlegenheit zu setzen. Der Rest des Tages wurde wieder durch eine herrliche Landpartie und der Abend durch ein lebhaftes Gespräch, namentlich über religiöse Dinge ausgefüllt.

Am nächsten Morgen, den 22. April, fuhr Jarcke mit den Seinigen und mir nach Baden, dessen herrliche Umgebungen ich mit wahrem Entzücken genoß. Doch das gehört nicht hieher; mehr schon das, daß wir nach einer prächtigen Fahrt durchs Helenenthal das berühmte Kloster zum heiligen Kreuz besuchten. Hier schien Jarcke besonders heimisch zu seyn; der Abt, dem er ehrfurchtsvoll die Hand küßte, empfing uns sehr freundlich, und wir wurden, indem sich noch einige Besucher an uns anschlossen, durch alle die reichen Sehenswürdigkeiten der Abtei geführt; vor der berühmten in einen reichem Schmuck von Edelsteinen gefaßten Reliquie, der das Kloster seinen Namen verdankt, wurde eine stille Andacht verrichtet.

Nachdem wir nach Wien zurückgekehrt waren, brachten wir den Abend desselben Tages bei dem größten lebenden Meister katholisch-kirchlicher Malerei, Josef Führich zu, von dessen wunderbarem Bildungsgange ich damals freilich ebensowenig etwas wußte, wie von seiner außerordentlichen Bedeutung. Nur so viel merkte ich, daß zwischen Jarcke und ihm ein besonders enges Band existirte, geschlungen namentlich durch die außerordentlich gleichartige Richtung Beider; wie der Eine den Staat wesentlich in den Dienst der Kirche stellte, so wollte der Andere, was er auch offen genug ausgesprochen hat, die Kunst nur als Dienerin der Kirche gelten lassen. Mehr als er zog mich damals eine andere Persönlichkeit an, die ich bei ihm antraf und mit der ich noch mehrmals zusammentraf; es war der Dr. Fick, Lehrer der Geschichte bei den Kindern des Erzherzogs Franz Karl, also auch Lehrer des damals dreizehnjährigen jetzigen Kaisers Franz Josef. Dr. Fick, eine wahrhaft reine, fast kindlich auftretende Persönlichkeit, war ein besonderer Verehrer meines Onkels und hat auch nach dem Tode des Letzteren dieser Verehrung in den österreichischen „Blättern für Literatur und Kunst" lebendigen Ausdruck verliehen. Was mich ihm besonders näherte, war meine damalige durch meinen großen Lehrer Bopp in mich gepflanzte Begeisterung für die neugewonnenen Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft. Namentlich vom Sanskrit, in dem ich zu jener Zeit völlig lebte, strömte ich bei jeder Gelegenheit förmlich über, und dieses Feuer setzte auch den Dr. Fick, der bis dahin diesen Dingen noch ganz fern gestanden hatte, vollkommen in Flammen. Noch lange nach meiner Abreise von Wien sandte er mir ein in Sanskritschrift geschriebenes Zettelchen zum Beweise, daß meine Begeisterung dauernd bei ihm gezündet hatte. Schon am folgenden Tage konnten übrigens diese sprachlichen Unterhaltungen lebhaft fortgesetzt werden, da für den Abend sowohl Führich als Fick nebst einigen Anderen zu meinem Onkel eingeladen waren; Jarcke hätte es indessen lieber gesehn, wenn diese Gespräche darauf

hinausgelaufen wären, das Hebräische zur Ursprache zu erklären.

Die nächsten Tage waren zum großen Theil mit Ausflügen durch die Umgegend Wiens, mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, mit Besuchen der Theater und dergleichen ausgefüllt; ich beschränke mich nur auf die Hervorhebung dessen, was den Kreis bezeichnet, in dem Jarcke damals sich bewegte.

Am 24. April waren wir zu Endlicher eingeladen, wo sich eine höchst gewählte und geistig angeregte Gesellschaft versammelte; ich kann jetzt daraus nur Wenzel, Professor des ungarischen Rechts, nennen. Am 27. folgte wieder ein eingehendes linguistisches Gespräch mit dem Dr. Fick. Den 28. Nachmittags führte Jarcke mich zu dem Hauscaplan der Herzogin Julie von Köthen, dem Pater Beckx, damals Provincial des Jesuitenordens für Oesterreich, später lange Jahre hindurch Jesuitengeneral in Rom. Er ist mir in Erinnerung als ein schmächtiger, kaum mittelgroßer, körperlich sehr beweglicher und geistig außerordentlich gewandter Mann. Seine ersten an mich gerichteten Worte waren: „Ich weiß, daß in Ihrer Heimath das Wort Jesuit ein Schimpfwort ist; me voilà.“ Das Gespräch mit ihm war ziemlich allgemeiner Natur. Da er von meinen sprachlichen Studien hörte, so erbot er sich mich einmal in das große zu Wien bestehende Filial der Mechitaristen von San Lazaro zu führen, wo ich Gelegenheit haben würde, sehr verschiedene Sprachen zu hören. Diese Absicht ist nun zwar nicht zur Ausführung gekommen, dafür aber eine andere, die Pater Beckx gleich für den folgenden Tag vorschlug. Er und Jarcke führten mich nämlich in die Vorstadt Gumpendorf zum Kloster der barmherzigen Schwestern. Nachdem wir unter Führung einer derselben die großartige Einrichtung dieser Stiftung in allen ihren Theilen besichtigt hatten, wohnte ich, zwischen meinen beiden Begleitern sitzend, einer tief ergreifenden und mir unvergeßlichen Feier bei, die in der Kapelle des Klosters stattfand. Acht Novizen

legten ihr Gelübde als Nonnen ab und drei Candidatinen wurden als Novizen eingekleidet. Darauf folgte ein feierliches Hochamt.

Namentlich mit Führich und meinem wissenschaftlichen Freunde Fick bin ich dann noch mehrmals zusammengetroffen. Der 3. Mai brachte wieder eine neue sehr anziehende Bekanntschaft. Wir waren zum Frühstück beim Grafen Heinrich Bombelles, der nach einer langen militärischen Laufbahn (er war auch 1809 bei Aspern verwundet worden) die Erziehung der Söhne des Erzherzogs Franz Karl zu überwachen hatte, also auch der unmittelbare Vorgesetzte des Dr. Fick war. An einer langen Tafel saßen wir hier mit der zahlreichen Familie des Grafen zusammen und dieses Beisammenseyn gewährte im Kleinen ein Abbild des Völkergemisches in Oesterreich. Denn die häusliche vorherrschende Sprache war zwar englisch (die Frau Gräfin war eine geborene v. Fraser), aber Dienerschaft und Besuch sowie die theilweise vorhandene Unkenntniß des Englischen gaben Veranlassung, daß neben dem Englischen und Deutschen auch französische, italienische und magyarische Worte zugleich erschollen.

Noch zweimal war ich dann zu Endlicher eingeladen, der ein sehr gastliches Hauswesen führte, wodurch seine wirkliche Lage völlig verdeckt wurde. Dort konnte man sicher sein wissenschaftlichen und Kunstgenuß (das eine Mal herrschte die musikalische Unterhaltung vor) in reichstem Maße zu finden. Hier lernte ich auch noch einen der hervorragendsten Gelehrten Wiens kennen, den ausgezeichneten Historiker, Numismatiker und Philologen Josef Bergmann, Direktor des k. Münzcabinets und der Ambraser Sammlung, später auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften wie Endlicher.

Einiges von dem, was mein Onkel mit mir zu unternehmen beabsichtigte, kam nicht zu Stande; so wurde Kopitar auf der kaiserlichen Bibliothek und bei sich zu Hause vergeblich gesucht; er war noch nicht von seiner Reise nach dem Athos zurückgekehrt. Ja auch eine gemeinsame Reise nach

irgend Jemand, wie es mit meiner österreichischen Anstellung wird. — Bis jetzt hat man mir meinen Gehalt in Wien noch immer pünktlich ausbezahlt, wenn gleich, wie zu erwarten, in Banknoten. Ob ich pensionirt werde, ob ich Alles verlieren werde? — Man muß auf das Schlimmste rechnen. Indessen kannst Du einstweilen meinetwegen ruhig seyn. Jetzt weiß ich, warum ich keine Kinder habe. Auch meine Frau ist ruhig und heiter. Vielleicht erinnerst Du Dich mancher Andeutungen in Baden, die durchblicken ließen, wie wenig ich dem dortigen Frieden traute. Nur darauf, daß es so furchtbar schnell hereinbrechen und meinen armen Fürsten noch bei Lebzeiten erwischen würde, hatte ich nicht gerechnet.

Daß Danzig zu einer neuen Belagerung präparirt wird, darf Dich für den Augenblick noch nicht erschrecken. Es wird wohl noch einige Zeit hingehen, bis es Ernst wird und vorläufig nur auf das abgesehen seyn, was der Modeausdruck eine ‚Demonstration' nennt. Eine andere Frage ist, was als Haupthafen in der Ostsee und Weichselmündung sein endliches und unvermeidliches Schicksal seyn wird und muß. Der Handel, wonach der echte Danziger alle andern irdischen Dinge bemißt und berechnet, wird dabei nur gewinnen. Nur könnt Ihr Euch zeitig an griechische Fastenspeisen gewöhnen und an Juchtengeruch."

Das Jahr 1848 hatte ihn völlig frei gemacht vom Staate; was er seitdem als Privatmann und insbesondere als Schriftsteller wirkte, galt nur der Kirche. Im Jahre 1850, als die Wogen sich einigermaßen beruhigt hatten, kehrte er nach Wien zurück; bald darauf aber begann schon jene langwierige, aber von ihm mit Gelassenheit und Ergebung ertragene Krankheit, die in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre am 27. December 1852 seinem irdischen Leben und Wirken ein Ziel setzte. Sein Andenken wird unter uns in Ehren bleiben.

Dresden. E. Förstemann.

XXXVI.

Zeitläufe.

Der alte Culturkampf und der neue Culturkampf.

Am 12. März 1886.

Hat es denn wirklich mit den Kriegsgesetzen gegen die polnischen Unterthanen in Preußen so erschrecklich pressirt, daß man nicht wenigstens noch einige Wochen zuwarten konnte? Man hätte dann doch das ärgerliche Zusammentreffen vermieden, daß das preußische Herrenhaus in demselben Augenblicke eine für den Abschluß des alten Culturkampfs vermeinte Gesetzvorlage entgegennahm, wo das preußische Abgeordnetenhaus über die Mobilmachung zum neuen Culturkampf in den preußisch-polnischen Provinzen berathschlagte. So mußte auch das zeitliche Zusammentreffen den Eindruck verstärken, als solle der Culturkampf sofort im kleineren Maßstabe aufgenommen werden, nachdem es unvermeidlich geworden war, das Fiasko des Culturkampfs im Großen einzugestehen. Oder war dieser Eindruck vielleicht sogar beabsichtigt, aus Rücksicht auf das protestantische Schmollen über die neue Kirchenvorlage, ein linderndes Pflaster auf die Wunde?

Die Reihenfolge der Gesetze des alten Culturkampfs hat sich im Zeitraum von drei Jahren vervollständigt; die Ausnahmegesetze gegen die Polen — „Corruptionsgesetze“: sagte der Abgeordnete Dr. Windthorst — fünf an der Zahl,

gelangten binnen zwei Wochen an den Landtag. Erst gegen den Schluß der fünftägigen Polendebatte kam ein ehrwürdiger Greis von der äußersten Rechten, in einer mehr als fünfzigjährigen Laufbahn als preußischer Royalist ohne Furcht und Tadel erprobt, zum Wort. Er hatte seinen Austritt aus der „conservativen Fraktion" erklärt, um seine gewissenhafte Ueberzeugung von der Verfassungswidrigkeit, moralischen und politischen Verwerflichkeit dieser Gesetze zu bezeugen. Der zu bildenden Commission rief er zu: „Echauffirt Euch nicht und wartet, bis das ganze Elend dieser Polenvorlage da ist!" Die Fraktion war außer sich. Aber auch das Haus war außer sich, als derselbe Abgeordnete von Meyer-Arnswalde vor Jahren den Muth hatte, zum ersten Male auf der Tribüne das Wort auszusprechen: „Wir haben den Culturkampf satt". Heute sind derjenigen, die noch zu sagen wagten, daß sie den Culturkampf nicht satt haben, in der Kammer kaum mehr so viele als Socialdemokraten im Reichstag.

Vor fünfzehn Jahren war die Regierung des fanatischen Beifalls dieser Kammer sicher für den „Kampf gegen Rom." Auch gegen die Polen ist sie jetzt der Mehrheit sicher durch Dick und Dünn. Aber den antikatholischen Charakter der Gesetzvorschläge gegen die Polen sucht man möglichst zu verdecken. Alle Redner des Centrums haben darauf hingedeutet: „es handle sich weniger um Colonisirung und Germanisirung als um Protestantisirung der polnischen Provinzen." War es eine unbegründete Verdächtigung, so mußte der Ministertisch reden, aber er schwieg. Auf nationalliberaler Seite wagte man wenigstens nicht abzuläugnen; die officielle Correspondenz der „conservativen Fraktion" aber sagte gerade heraus: katholische Colonisten könne man in jenen Provinzen allerdings nicht brauchen. Im Herrenhause erklärte der edle Fürst Radziwill ebenso offen: „Aus taktischen Rücksichten sei vielleicht das Operationsfeld des Culturkampfs eingeschränkt worden, aber in den Anträgen gegen die Polen sehe man die Culturkampf-Armee wieder mit wehenden Fahnen und klin-

gendem Spiel anrücken." Der hochwürdigste Bischof von Fulda, als jüngstes Mitglied neuestens in das Herrenhaus berufen, wollte zwar, im Vertrauen auf die Loyalität der Regierung, nicht so schwarz sehen, aber er sagte doch: „Er liegt nahe, dieser Schein".

Als vor dreizehn Jahren die ersten Gesetze des großen Culturkampfs in's Leben getreten waren, fand man sich an leitender Stelle denn doch noch durch die unwiderlegliche Behauptung ihrer Verfassungswidrigkeit genirt. Fürst Bismarck machte kurzen Proceß; er hat selbst gesagt: daß er es gewesen sei, der gegen den Widerstand und die Skrupel des Cultusministers Falk die Aufhebung der drei vom Recht der Kirche handelnden Artikel der preußischen Verfassung veranlaßt habe. Daß auch die Polengesetze dem Geist und Wortlaute der Verfassung widerstreben, ist ebenso unläugbar; namentlich bezüglich der angestrebten Verstaatlichung der Schule liegt die Thatsache offen vor. Die ministeriellen Fraktionen bemühen sich auch gar nicht, den Vorwurf zu entkräften, daß verfassungsmäßige Rechte der diskretionären Gewalt zum Opfer fallen sollen; sie sagen einfach: es handle sich eben um Ausnahmegesetze. Wollte man aber die neue Zwangs- und Verstaatlichungspolitik abermals wie im Jahre 1875 mit der Verfassung verträglich machen, so müßte man in Verlegenheit kommen, wie viel oder wenig von dieser Verfassung noch übrig bleiben könne.

Der Abgeordnete Windthorst hat jüngst sogar geheimnißvolle Worte von einer direkten Bedrohung der Verfassung, des Reichstagswahlrechts insbesondere und der parlamentarischen Einrichtungen überhaupt fallen lassen; und bald darauf hat das Leibblatt des Kanzlers aus einem andern Organ des Servilismus eine Strafrede gegen die Reichstagsmehrheit abgedruckt, an deren Schluß es heißt: „Man glaubt nicht mehr an die Nützlichkeit der einst so hochgehaltenen parlamentarischen Institution, und so groß ist heute einerseits der Unwille und andererseits die Gleichgültigkeit, daß, wenn eine

energische Hand die Thüre des Parlamentshauses schlöße, wie einst Cromwell und Napoleon I. gethan, und die Herren Reichsboten nach Hause schickte, keine Hand sich erheben würde für ihre ‚Gerechtsame' im ganzen Reich; nein, ein Hohngelächter nur würde sich erheben aller Orten. Es würden die Patrioten aufathmen und neue Hoffnungen schöpfen für des Vaterlandes Zukunft."

Meines Wissens ist es das erste Mal, daß solche Stimmen laut werden und dem Staatsstreiche das Wort geredet wird. Aber hat nicht der Reichskanzler, seitdem er keine „auf seinen Namen gewählte Mehrheit" mehr hat, den Parlamenten bei jeder Gelegenheit seine Geringschätzung zu erkennen gegeben; hat er nicht den Reichstag erst kürzlich mit dunkeln Worten bedroht und den seit Jahren vernachlässigten preußischen Landtag gegen denselben ausgespielt? Auch die Einleitung der neuen Kirchenvorlage bringt gleich wieder eine neue Trutzrede gegen die beiden Parlamente. „Seit zwei Jahren," heißt es da, „sei es die Absicht der Regierung gewesen, den Wünschen der katholischen Unterthanen in dieser Weise entgegenzukommen; sie sei daran verhindert worden durch den Umstand, daß das Zusammentreten der parlamentarischen Körperschaften in den letzten Jahren jedesmal von Vorgängen begleitet war, welche dem Eindruck Vorschub geleistet haben würden, als ob sich durch Angriffe, Drohungen und harte Worte ein Druck auf die Regierung Sr. Majestät üben lasse, in Folge dessen sie zu Entschließungen bewogen werden könnte, welche sie freiwillig nicht gefaßt haben würde." Das heißt doch mit mehreren Worten wieder nichts Anderes als das kurze Diktum: „Sie imponiren mir nicht!"

In früheren Jahren hat man sich bei den Verhandlungen mit Rom damit ausgeredet, daß die Regierung einer Mehrheit im Landtag für die vom hl. Stuhl gewünschten Gesetzesänderungen nicht sicher wäre; und als sich nun eine solche Mehrheit in beiden Parlamenten selbst darbot, da verfloß eine längere Zeit als jene „zwei Jahre" über den Handelsgeschäften,

welche durch den merkwürdigen Depeschenwechsel vom 4. März bis 21. Mai 1880 eingeleitet worden waren. Bekanntlich wurde hier dem Papst die Bedingung gestellt, daß er dem Centrum die Opposition, auch in rein politischen Fragen, verbiete. Als der hl. Stuhl für eine solche Forderung gar kein Ohr hatte, und sich auch zu einer Bewilligung der Anzeigepflicht in's Blaue hinein, und ohne die Vorbedingung einer organischen Revision der Maigesetze, nicht verstehen wollte, da gab man es in Berlin wohlfeiler und reducirte sich zunächst auf die zwei Personenfragen wegen der „abgesetzten" Erzbischöfe von Köln und Posen. Das ist die einfache Geschichte der Vorlage; die beiden Opfer der preußischen Rachsucht haben die Kosten des neuen Schrittes getragen.

Daß es indeß dem Reichskanzler Ernst damit ist, aus der Maigesetzgebung das zu beseitigen, was, um mit der „Kreuzzeitung" zu reden, „die gehässige Seite und das giftige Wesen des Culturkampfs bildete," dürfte außer Zweifel stehen. Es wird jetzt auch zugestanden, daß er in den letzten Jahren seinem Ueberdruß an dem Culturkampf wiederholt unzweideutigen Ausdruck gegeben habe.[1]) Nur sollte der Fürst nicht die Schuld auf andere Leute abwälzen und glauben machen wollen, daß er innerlich nie recht bei der Sache gewesen sei. Das glaubt ihm Niemand. Allerdings mag er nicht mit dem richtigen Pastoren-Eifer mitgethan haben, wie ihm denn jetzt die Papstfresser in Halle vorwerfen: auf seiner Kirchenpolitik habe deßhalb kein Segen geruht, weil er nicht genug „Geistesgemeinschaft mit dem evangelischen Deutschland habe." Allerdings hat der Fürst sich einmal auch in dieses Gehege verirrt. Aber es ist ihm nicht gut zu Gesicht gestanden, als er vor zwölf Jahren in der berühmten Herrenhaus-Rede von dem Papste sprach, der „unserer Seele Seligkeit bedrohe." Es fehlt ihm vor Allem schon das Organ für den Begriff einer

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 6. Febr. d. Js.

Kirche überhaupt und vollends der katholischen. Desto gründlicher ist in ihm der politische Protestantismus ausgebildet, was er bereits in seiner frühesten diplomatischen Laufbahn bewiesen hat, Hand in Hand mit der ordinären Kirchenhetze des Liberalismus.

Die Idee des „protestantischen Kaiserthums" hat er desto inbrünstiger erfaßt. Während er den staatskirchlichen Bureaukratismus Falk's im Innern an der erhofften Zerreibung der katholischen Kirche arbeiten ließ, dachte er sich den Culturkampf im großen Styl der neuen Kaiserwürde und im geraden Gegensatz zu der alten Kaiseridee. International sollte der Kampf gegen das centrum unitatis in Rom werden. Die ganze Diplomatie war aufgeboten, um dem heiligen Stuhl bei allen Regierungen Schwierigkeiten zu bereiten. Das ging bis nach Constantinopel, wo der deutsche Botschafter das Häuflein der schismatischen Kupelianisten unter seine Flügel nahm. Der unglückliche Graf Arnim verdankte seinen Sturz als Botschafter in Paris vor Allem dem Mißverstand, daß er mehr die „rothe Republik" als die sogenannten „Ultramontanen" scheuen zu müssen glaubte. Die Akten des auswärtigen Amts in Brüssel könnten erzählen, wie dort das katholische Kabinet seit 1871 von Berlin aus unter eine Art diplomatischer Polizeiaufsicht gestellt war. Vor Allem steht die bekannte Papstwahl-Depesche vom 14. Mai 1872 als unverwüstliches Denkmal der Absichten da, mit welchen sich der erste Minister des „protestantischen Kaisers" gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche getragen hat.

Angesichts dieser Thatsachen war es begreiflich, wenn schon bei der ersten Wiederbesetzung eines der durch den „kirchlichen Gerichtshof" als erledigt erklärten bischöflichen Stühle im Jahre 1881 der Weheruf aller Culturkämpfer erschallte: „Gang nach Canossa!" Umsomehr kann es dem Kanzler jetzt nicht erspart bleiben, daß ihm dieses sein eigenes Unglückswort entgegengehalten wird; daß er sich sagen lassen muß: wenn der Kampf einen solchen Ausgang nehmen mußte, dann

wäre es besser gewesen, er wäre nie eröffnet worden; einen Kampf dieser Art dürfe man nur aufnehmen, wenn man entschlossen sei, ihn unerschütterlich durchzuführen; das Ansehen des Staats habe durch diese Kirchengesetzgebung gefestigt werden sollen, und nun gehe es aus deren Preisgebung arg beschädigt hervor.

Ein Organ, das dazumal den Kanzler nicht genug zu preisen vermochte, daß er endlich durch die Erhebung des „starken Staats" zur Niederdrückung der Kirche das neue Weltzeitalter einweihe, das aber jetzt den ganzen Culturkampf von jeher als eine verfehlte Aktion angesehen haben will, schreibt über die neue Kirchenvorlage: „Nur noch wie ein ferner, verwehter Klang aus einer andern Zeit schallt der Kampfeslärm herüber, der einst die Maigesetze umtoste; sie sind dahin und begraben, und Leo XIII. darf sich rühmen, der Einzige zu seyn, der den gewaltigen Gegner in der Berliner Wilhelmsstraße zur Capitulation gezwungen."[1])

Ja, es war freilich eine andere Zeit dazumal! Wer sich zurück erinnert an die Stimmungen in jenen Tagen des keimenden Culturkampfs, als das Concil tagte und unmittelbar ehe das „Reich unter Dach gebracht" wurde, und wer damals zu Leuten mit feiner Witterung in Berührung kam: der wird sogar eine Entschuldigung für den Mißgriff des Kanzlers, den wir jetzt einen segensreichen zu nennen alle Ursache haben, darin finden. „Wird der Klerus festhalten unter den Drangsalen, die für ihn bereitet sind, und wird der Laienstand hinter ihm stehen?" Das war die ängstliche Frage, schon ehe noch mit dem Eindruck der gewaltigen Siege zu rechnen war, welche die Eine der beiden katholischen Mächte neben die andere zu Boden warfen. Die Gegner des „neuen Dogma's" waren selbst in den nachherigen Centrumskreisen zahlreich und hocherregt. Eine Dame könnte davon erzählen, wie sie in Gesellschaft auf ihre Frage, ob es denn mit der Infallibilität etwas

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. Febr. d. Js.

gar so Arges sei, die Antwort erhielt: „Ich würde — als der Erste auf dem Scheiterhaufen brennen.“ Anstatt dessen hat er sich bald als einer der eifrigsten Apologeten des Concilsbeschlusses verdient gemacht. Derlei Stimmungen konnten nicht unbekannt bleiben, und warum sollte man sich in der Wilhelmsstraße nicht gesagt haben: jetzt oder nie? Die Vorsehung aber hat entschieden: „Nie!“

Wer ist denn nun aber der wahre Sieger? Laut der päpstlichen Encyklica vom 6. Januar an die Erzbischöfe und Bischöfe Preußens ist der heilige Vater sehr weit entfernt, sich dessen zu rühmen. Der wahre Sieger ist der preußische Klerus an der Spitze des treu katholischen Volkes. Ohne dieß hätte es kein „Centrum“ gegeben, und von der Höhe des apostolischen Stuhles herab würde der Blick auf Deutschland nur die endgiltige Verwüstung der katholischen Kirche aufweisen. Der Heroismus dieses Klerus läßt sich mit Worten nicht beschreiben, aber er läßt sich in Ziffern andeuten und die Sprache der Ziffern versteht man in Berlin. In der preußischen Staatskasse sind 15,600,803 Mark hinterlegt, das ist die Summe der in Folge des Sperrgesetzes zurückbehaltenen Leistungen aus Staatsmitteln für die katholischen Bisthümer und Geistlichen. Und von welcher Noth des treuen Volkes erzählen diese Ziffern!

Dieser „Noth des katholischen Volkes“ hat man lange Jahre mit offenen Augen zugesehen, bis man endlich im Jahre 1880 zum erstenmal den Finger rührte, um der ärgsten Noth abzuhelfen und nun liegt die vierte Novelle zu den Maigesetzen vor. Der Rest dieser traurigen Gesetze soll gleich den Ruinen einer alten Raubritterburg bis auf Weiteres conservirt werden. Warum man der erklärten Noth des katholischen Volkes nicht früher zu Hülfe gekommen ist, darüber hat sich die dienstwillige Presse in Strömen von Tinte ergossen. Bald waren die Jesuiten in Rom, bald war das Centrum in Berlin, mit Dr. Windthorst an der Spitze, das Hinderniß. Den „friedliebenden“ neuen Papst von dem

Einflusse dieser friedhassenden Leute, namentlich des Mannes, dem „der Katholicismus nur Mittel zu welfischen Zwecken ist", zu befreien, das war es, was so lange Zeit gebraucht hat. Als der neue Erzbischof von Köln die Aeußerung fallen ließ: „Das Centrum sei nicht die Kirche", da wurde das Wort aufgefangen, als ob da den Katholiken eine nagelneue Belehrung ertheilt worden sei; und als dem Vorfahrer des hochwürdigsten Herrn, nach einem langen Martyrium im Gefängniß und im Exil, wohin ihm die preußischen Steckbriefe nachgeschickt wurden, die Cardinalswürde verliehen ward, da betraute ihn das Leibblatt des Kanzlers mit der gütigen Aufgabe: in Rom gegen diejenigen einzutreten, welche „die evangelischen Dynastien bekämpfen und die Ehrerbietigkeit gegen das Hohenzollernhaus vermissen lassen."

Der Friede sollte also angestrebt werden, „über die Köpfe des Centrums hinüber." Das Schlagwort war nicht neu, und das Centrum hatte stets erklärt: „Das ist es ja gerade, was wir wollen." Man stellte sich an, als wende man sich dem Centrum zum Trotz an die „Gewalten, denen allein nach kirchlichen Lehren die Leitung der Kirche anvertraut ist." Indem das genannte Blatt diesen Satz niederschrieb, hat es wohl vergessen, daß es überhaupt keinen Culturkampf gegeben hätte, wenn man in Berlin nicht gerade diesen Satz beanstandet hätte. Darum wurde auch an die Spitze des Gesetzes vom 11. Mai 1873 der Paragraph gestellt, welcher bestimmt, daß „die kirchliche Disciplinargewalt nur von deutschen kirchlichen Behörden ausgeübt werden dürfe." Die neue Vorlage erklärt nun freilich, der Paragraph sei ganz mißverständlich, sogar auch von der Judicatur, auf den Papst bezogen worden, und will ihn deßhalb aufheben. Aber der Paragraph gehörte eben zu jener Gesetzgebung, die unter dem Feldgeschrei: „Los von Rom" in's Leben gerufen wurde, und das „Mißverständniß" durfte bis jetzt ungestört fortwuchern.

Es ist viel darüber gestritten worden, inwiefern die

Mittheilung der neuen Vorlage in Rom stattgefunden habe. Um die formelle Zustimmung zu erlangen, ist es sicherlich nicht geschehen, wäre auch vergeblich gewesen. Aus dem Schiffbruch der preußischen Kirchenpolitik mußte wenigstens der Grundsatz von der „untheilbaren Souveränität des Staats" gerettet werden, welche jede Vereinbarung mit dem heiligen Stuhl über die Grenzbestimmung zwischen Kirche und Staat unmöglich mache. Die einheimische Gesetzgebung sei hierin allein competent gemäß der „Majestät des Gesetzes;" diese verlange unbedingt einfach die „Unterwerfung", und schließe jede Unterhandlung mit einer auswärtigen Autorität aus. Wollte man sich jetzt nicht selbst dementiren, so konnte die Mittheilung in Rom nur den Zweck haben, den heiligen Stuhl zur Orientirung der kirchlichen Autoritäten in Preußen in den Stand zu setzen. Sobald daher die Mittheilung in Rom an ein Cardinalscollegium zur Berathung übergeben war, erfolgte in Berlin die Einbringung der Vorlage im Herrenhause und die Berufung des hochwürdigsten Bischofs von Fulda als Mitglied dieses Hauses aus allerhöchstem Vertrauen. Daß die Regierung mit sich reden lassen will, scheint diese Berufung, und daß das Centrum im Abgeordnetenhause vor die vollendete Thatsache gestellt werden soll, scheint die Einbringung der Vorlage bei der ersten anstatt bei der zweiten Kammer zu beweisen. Es wäre daher voreilig, über die Absichten der Regierung jetzt schon, und ehe sie durch das Sprachrohr des Herrenhauses sich hat vernehmen lassen, ein endgiltiges Urtheil abgeben zu wollen.

Die Vorlage betrifft ausschließlich die Revision der maigesetzlichen Vorschriften über die Vorbildung des Klerus und über die kirchliche Jurisdiktion. Die Revision dieser Punkte hat der heilige Stuhl seit 1880 beharrlich als die unerläßliche Vorbedingung des tolerari posse für die Anzeigepflicht, und die Gewährung der Anzeigepflicht, wenigstens mit Ausnahme der nicht beneficirten Hülfsgeistlichen, hat die preußische Regierung ebenso beharrlich als die unent-

behrliche Bedingung für ein „System friedlichen Einverständnisses" (modus vivendi) erklärt. Auf diese Bedingung, welche in der preußischen Note vom 5. Mai 1883 an den Cardinal-Staatssekretär unter der Drohung aufgestellt worden ist, daß der Staat andernfalls zum repressiven System greifen müßte, ist nun durch die neue Vorlage insoferne verzichtet, als der Staat den ersten Zug machen und vorher die kirchliche Vorbedingung erfüllen will.

Nach dem Wortlaut der Vorlage unterliegt der Versuch starken Bedenken, das ist unfraglich; und es kommt Alles darauf an, ob im Herrenhause solche Aenderungen erzielt werden, welche es dem heiligen Stuhl ermöglichen, die Vorbedingung der Anzeigepflicht als erfüllt anzusehen. Inzwischen trägt die Vorlage principiell wirklich den Charakter eines Gesetzentwurfs, wie ihn die Note vom 5. Mai 1883 eventuell in Aussicht gestellt hat: sie enthält den Verzicht auf die Constituirung eines Widerrufsrechts, mit andern Worten auf die diskretionäre Gewalt, und sie hat eine für die gesammte Monarchie bestimmte Fassung, „ohne die Distrikte auszunehmen, in welchen die polnische Sprache herrscht", wie sich die Note vom 5. Mai 1883 bedeutsam ausdrückt.

So wären wir nun wieder vor die Reste des alten Culturkampfs, welche auch im besten Fall erübrigen werden, und vor die Ungeheuerlichkeiten des neuen Culturkampfes gestellt, und damit verbindet sich die vielumstrittene Frage nach der Zukunft des Centrums. Aber fassen wir uns lieber in Geduld mit dem parlamentarischen Wundermann des Centrums, um zunächst mit dem Wunsche zu schließen, daß Gott dem hochwürdigsten Bischof von Fulda gnädig seyn möge. Das sieht man bereits, daß er so wenig zu beneiden ist, wie die Henne unter den Pfauen, und daß viel dazu gehört, wenn ein katholischer Bischof einen parlamentarischen Eiertanz aufführen soll.

XXXVII.

Ueber Jakob Böhme.[1])

Durch sein Princip der „inneren Wiedergeburt" setzte sich J. Böhme, der Theosoph, in ebenso grellen Widerspruch zum herrschenden Lutherthum, wie er den tiefer angelegten Seelen in der Verirrung eine Brücke zu der Mutterkirche baute. Daher die ungewöhnlich günstige Aufnahme, die die Lehre eines Schuhmachers bei zahlreichen heilsbegierigen Männern von höchstem Stande fand. Daher auch die Begeisterung, mit welcher Joh. Claassen, der sich selbst einen protestantischen Katholiken oder katholischen Protestanten nennt, die Werke Böhme's von neuem durchgearbeitet und für innerliche Seelen mundgerecht gemacht hat. Wir haben in vorstehender Schrift nicht etwa eine kalte geschichtsphilosophische Darstellung der Schriften und der Lebensverhältnisse Böhme's, sondern eine warme Empfehlung seiner Lehren, von denen der Verfasser möglicherweise Heil für Viele erwartet.

Demgemäß erklärt er mit Böhme die Theosophie folgendermaßen. Zum ersten ist nach formalem Begriff des Wortes Weisheit, als Erkenntniß, Theosophie die Erkenntniß, die aus Gott geschöpft, von Gott gegeben ist, in Gott besteht und zu Gott führt. Zum andern auf den gegenständlichen Inhalt dieser Kenntniß gesehen, ist Theosophie die Erkenntniß des dreieinigen Gottes im Lichte seiner Weisheit, worin die Erkenntniß aller Creaturen Gottes, seiner Weltregierung, Welterlösung und Weltvollendung eingeschlossen ist. Zum dritten, als nach dem ewigen Grunde oder Princip dieser Erkenntniß gefragt, ist Theosophie die wesentliche, erleuchtende, weisende und wiedergebärende, und zwar siebenfältige Gottesweisheit selber, offenbart in dem ewigen Worte, dem sprechenden und selbständig Göttlichen in Jesu Christo als dem Träger eben dieser Weisheit.

Die theosophische Erkenntniß ist also keine denkende, sondern eine schauende, fühlende, willenskräftige, zeugende, d. h. eine

---

1) Jakob Böhme. Sein Leben und seine theosophischen Werke in geordnetem Auszuge mit Einleitungen und Erläuterungen durch Johannes Claassen. 3 Bde. Stuttgart. Steinkopf 1885.

lebendige und lebenschaffende, weil im ewigen Leben gründende. Theosophie ist keine von den Thatsachen der äußeren Welt oder den Gegebenheiten unseres eigenen Wesens, noch selbst von den hl. Urkunden, bloß gedankenmäßig abgezogenes Wissen und ebensowenig ein aus einem Gedankenbegriff herausgesponnenes Denken, sondern ein Erkennen in dem, der uns erkennt, ein Sehen im Lichte des Sehenden, in dessen Auge unser Auge allein wahres Schauen hat. Schon daraus folgt, daß dieses Erkennen auf einem Leben und Seyn in dem Erkannten und Erst-Erkennenden beruht, und ohne solches nicht ist. Gott kann nicht ohne Gott erkannt werden, wie die Sonne nicht ohne das Sonnenlicht. Es könnte aber auch unser Auge die Sonne und Gott nicht erkennen, wenn es selbst nicht sonnenhaft und gottesfähig, licht von seinem Lichte wäre. Aber es ist durch den tiefen Fall getrübt und muß erst heil werden und helle, ehe es das Licht wieder sehen kann. Der es schuf, heilt es auch und erhellt es allein.

So ist Theosophie die Einheit von Erkennen und Seyn, Wissen und Wesen, Leben und Licht. Sie ist Theorie und Praxis zugleich, Theorie auf dem Grunde der Praxis, nämlich des inneren Wollens und Thuns. Es gibt allerdings ein Theosophie genanntes Wissen, das den theosophischen oder scheintheosophischen Inhalt nur in der Form des Denkens oder des Gedachten hat; wonach Theosophie eine andere Art Spekulation des Gedankens oder auch der Phantasie oder beider zusammen ist, und hiernach wohl gar als tiefere christliche Erkenntniß gepriesen wird: da sie doch nur eine Art Decoration der christlichen Wahrheit und eine Art Spielzeug für ihren Liebhaber ist.

Der Methode nach ist die Theosophie weder induktiv noch deduktiv, regressiv noch progressiv, empirisch noch rational, sondern genetisch, zeugend und gebärend, organisch und systematisch zugleich, nicht formlos aber formfrei und allein dem Gesetz des Lebens selber folgend. Das theosophische Erkennen ist ein unmittelbares und um so gewisseres Erkennen; es ist die Wahrheit dessen, was Spinoza „das Sehen unter der Form der Ewigkeit" nannte und doch nicht hatte, was Oetinger Centralanschauung, Schelling intellektuelle Anschauung nannte und doch auch nicht hatte; sie ist Imagination — Anschauung des Urbildes (imago), Intuition — Einfassung in dasselbe, und Divination — Erleuchtung von demselben. Ihr formales Princip ist das ewige Wort, ihr materiales Princip Jesus Christus in uns, oder die Geburt aus Gott und in Gott, die Wiedergeburt.

Geben wir diesem Gedanken Claassens eine etwas bestimmtere Fassung, so wird der Theosoph durch die Wiedergeburt Eins mit Christus und Gott, sein Wissen, Wissen Gottes: wie da noch Rettung vor dem pantheistischen Quietismus ist, bleibt

schwer zu sagen. Es sei aber ferne von uns, ihn darum einen Pantheisten zu nennen, wurde er ja doch zu der Arbeit von dem frommen, nun in Gott ruhenden Professor Schlüter angeregt, und gedenkt er gleichfalls zum Heile der Christen aller Confessionen auch noch Fr. Baader und St. Martin zu bearbeiten.

In Betreff seines confessionellen Standpunktes äußert sich Claassen im Sinne Böhme's folgendermaßen: Die Theosophie ist nicht confessionell im Sinne der Sonder-Confession, sondern inner- und überconfessionell zugleich; nicht kirchlich im Sinne der Theil- oder schiedlichen Kirchen: sie sucht die innere oder Geisteskirche in allen äußeren anstaltlichen Kirchen, die hl. Gottesgemeine in allen Sondergemeinden. Diese Kirche erscheint in drei Gestalten: 1. die katholische incl. griechische, 2. die protestantisch-evangelischen Staatskirchen, 3. die Seitengemeinden. So vornehmlich die Waldenser und Brüdergemeinden, die Gottesfreunde und Mystiker des 13. und 14. Jahrhunderts, die edleren unter den verfolgten Täufern des 15. und 16. Jahrhunderts, zuletzt und zuhöchst die wahren Theosophen nach Böhme u. s. w. In ihnen allen ist die einzige und ganze Kirche, das Reich Gottes vorhanden und vertreten, wenigstens im Grunde der Lehre und im Verborgenen der Ihm sich hingebenden Herzen. In allen ist etwas von dem ganzen Tempel nach Vorhof, Heiligthum und Allerheiligstem, als von dem Sinnen- und Gesetzesmenschen (äußerer und innerer Vorhof), dem seelischen Menschen und dem geistlichen Gottesmenschen, in allen ist Gesetz, Gnade und Liebe (Freiheit) wirksam, ob auch vielfach in falscher Trennung und ebenso falscher Vermischung nach Lehre, Andacht, Zucht, Verfassung, Leben. Weder ist die katholische Kirche in ihrer sichtbaren Ausgestaltung und Geschichte, obwohl sie des Stuhles Petri sich rühmt, darum schon die reine Christuskirche nach Petrus, noch die evangelisch sich nennende die reine nach Paulus, auf den sie sich gerne beruft, noch endlich sind die Seiten- oder Freikirchen in ihren nur zu vielen Sonderverzweigungen schon die Kirche nach Johannes. — Mit dieser Stellung, welche der Verfasser den einzelnen Kirchen zuweist, wird wohl keine einzige, der es mit ihrem Glaubensbekenntnisse Ernst ist, zufrieden seyn.

Mit vieler Wärme zeichnet Claassen das vielbewegte Leben des Görlitzer Theosophen. „Das Verachtete hat Gott erwählt," ist sein Motto. Böhme stellt sich uns in dieser Zeichnung als ein durchaus rechtschaffener, ehrlicher, in der Tugend weit über seinen Gegnern erhabener Christ dar. Aber fast will uns bedünken, daß der Görlitzer parochus primarius doch in gar zu ungünstigem Lichte erscheint. Das formelle Recht in seinem Vorgehen gegen Böhme kann ihm nicht abgesprochen werden. Traf doch die innere Wiedergeburt des letzteren das orthodoxe

Lutherthum mit seiner imputirten Rechtfertigung und substanziellen Sündhaftigkeit so recht in's innere Herz. Ob nun der officielle Vertreter der Orthodoxen sich wirklich so jähzornig und ungerecht gegen den lammessanften Schuhmacher benommen, kann so lange nicht mit Bestimmtheit entschieden werden, als die diesbezüglichen Nachrichten von Freunden Böhme's oder von ihm selbst stammen. Man kann dem schlichten Bürgersmann ein tiefes religiöses Gefühl, eine innige Versenkung in die göttlichen Geheimnisse nicht absprechen, und es bleibt immerhin eine psychologische Merkwürdigkeit, wie ein ungebildeter Schuhmacher religiöse Abhandlungen schreiben konnte, welche viele edle Seelen mächtig ergriffen, bekehrten und begeisterten. Er selbst schreibt seine Gedanken göttlicher Eingebung zu. „Ich nehme mein Schreiben und Buch nicht von andern Meistern. Und ob ich gleich viel Exempel und Zeugnisse der Heiligen Gottes darin führe, so ist mir doch solches alles von Gott in meinen Sinn geschrieben, daß ich's ganz ungezweifelt glaube, erkenne und sehe, nicht im Fleische, sondern im Geiste, im Trieb und Walten Gottes . . . So mir der Geist entzogen wird, kenne und verstehe ich meine eigene Arbeit nicht und muß mich auf allen Seiten mit dem Teufel kratzen und schlagen."

Wenn wir in den amtlichen Protokollen Böhme unter andern einen Enthusiasten nennen hören, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß sich das psychologische Räthsel am einfachsten durch Annahme von visionären und sensitiven Zuständen erklären lasse. In formeller Hinsicht, wenn auch inhaltlich verschieden, berühren sich die Böhme'schen Anführungen vielfach mit den Offenbarungen von Somnambulen z. B. Allan Cardec.

G—t.

XXXVIII.

V. Hasak's Herbstblumen.[1])

Jahr um Jahr läßt der verdienstvolle Dechant P. V. Hasak in Weißkirchlitz, der Verfasser des hochschätzbaren Werkes: „Der

---

1) Herbstblumen, oder: Alte, ernste Wahrheiten. Zur Illustration des christlichen Volksunterrichtes in der vorreformatorischen Zeit. Nach Originol=Schriften bearbeitet von P. Vincenz Hasak, Ehrendechant und bischöflichem Notar in Weißkirchlitz bei Teplitz. Regensburg, Manz 1885. (242 S.)

christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittel
alters“, seine literarischen Spenden ausgehen, welche er aus de
Cimelien seiner weitbekannten Sammlung alter Drucke für d
Freunde der Geschichte aushebt, Beiträge zur Sittenkunde un
namentlich zur Illustration des christlichen Volksunterrichtes i
der vorreformatorischen Zeit. Der „Himmelsstraße“ (1882
folgte im Jahre 1883 die „Letzte Rose oder: Erklärung de
Vaterunser,“ 1884 „Ein Vergißmeinnicht oder: von der heilige
Messe.“ Diesen schließen sich nun, als weitere lehrreiche Zugab
in gleicher Absicht und mit verwandtem Inhalte, „Herbst
blumen“ an. Predigten und Traktate, welche die Fragen übe
Glauben und gute Werke, die Verdienste Christi und Aehnliche
behandeln und durch das Gewicht der Thatsachen zeigen un
erweisen sollen, wie gründlich in der Zeit von 1500—1517 da
deutsche Volk im christlichen Glauben und speciell auch über di
genannten Artikel unterwiesen worden ist. Wir finden da
„Eine tröstliche Predigt, daß man Verzeihung der Sünden un
die Seligkeit allein in dem Verdienst Christi suchen soll,“ vo
Martinus Eisengrein, der heil. Schrift Licentiatus und Prop
zu Moosburg. (S. 41—85). Ferner einen Traktat über d
Gebote Gottes aus Geilers von Kaisersberg „Dreieckigen Spiegel
(S. 89—131) sowie einen zu Landshut 1517 gedruckten Beich
spiegel unter dem Titel: „Ein gar schön Traktetlein von de
Erkanntnus der Sünden und etlicher Tugend.“ (S. 132—207)

Wie die früheren Publikationen ist auch diese Schrift de
kenntnißreichen Herausgebers mit einer Einleitung und eine
Epilog versehen, welche zur allgemeinen Orientirung diene
nebenbei aber auch dem Verfasser Gelegenheit bieten, modern
Zustände und Nöthen in Vergleich zu ziehen und Wahrheiten z
besprechen, die dem redlichen Menschenfreunde und Christe
drückend auf der Seele liegen. Bei allen trüben und bedrohliche
Erscheinungen der Gegenwart sieht er unverzagt in die Zukunf
und so rufen wir dem ehrwürdigen „böhmischen Landpfarrer“
der in diesem Jahre sein 50jähriges Priesterjubiläum feiert, ei
gewiß im Herzen unzähliger Verehrer wiederhallendes „Glü
auf“ entgegen.

XXXIX.

Venedig und die Mönche zu St. Lazzaro.

(Schluß.)

VIII.

Der lange und ungetrübte Bestand der Republik Venedig unter einer Reihe von hundertundzwanzig Dogen erregt unsere Bewunderung; desto größer ist aber auch unser Staunen bei deren raschem und ruhmlosem Falle. Woher kam beides? Venedig war eine erbliche Aristokratie; hierin lag ihre Kraft und der Keim ihres Verderbens zugleich. Anfangs regierte das Volk sich selbst durch seine Tribunen, doch bald traten Unruhen ein, und es bildeten sich Parteien, die, genährt durch den Stolz und das Machtgefühl Jener unter den Bewohnern, welche die ersten Ansiedler waren und noch zum Theil ihre Schätze gerettet hatten. Die Nähe des mächtigen Longobardenreiches bedrohte die politische Unabhängigkeit dieses Inselnbundes, und so wählte man denn, auf den Rath des Klerus hin, ein Haupt, dem Alle sich zu unterwerfen hatten. Der Doge (dux) stand auf Lebenszeit an der Spitze des Staatswesens und bildete die höchste Autorität; er hatte jedoch in wichtigen Fragen das Gutachten des Volkes einzuholen. Dieß geschah im Jahr 697; in den Ebenen von Heraclea wurde Paoluccio Anafesto (Paulus Lucius) gewählt; ihm zur Seite stand der „Magister militum"; beide Würden waren schon den Römern bekannt. Ihm war beigegeben der

kleine Rath (Consiglio minore) bestehend aus sechs, den sechs Sestieri (Stadtquartieren) Venedigs angehörenden Bürgern, von deren Gutheißung jede Regierungsmaßregel des Dogen ihre Rechtsgültigkeit empfing. Diese, mit dem Dogen an der Spitze, bildeten die „Signoria." Um die Rechte des Volkes zu vertreten, stand ihr der Große Rath (Consiglio maggiore) gegenüber, bestehend zuerst aus vierhundert achtzig Abgeordneten, je achtzig aus jedem Sestiere; sie bestätigten in wichtigen Angelegenheiten die Beschlüsse der „Signoria"; daher in den älteren Aktenstücken stets der Beisatz „collaudante populo Venetiarum." Aus dem Großen Rath wurde gewählt der „Consiglio de' Pregadi" (Rath der Ersuchten), der einen engeren Senat von sechszig Mitgliedern bildete, denen die wichtigen Fragen über Krieg oder Friede, Bündnisse und Handelsbeziehungen erst vorgelegt werden mußten, ehe sie an den Großen Rath kamen. Die „Quarantia" bildete einen Gerichtshof mit vierzig Richtern für Criminalsachen und Civilstreitigkeiten, erwählt vom Großen Rath und für eine bestimmte Zeit.

Eine der einschneidendsten Maßregeln zur Befestigung des aristokratischen Regiments war das Gesetz vom October 1296 unter dem Dogen Pierazzo Gradenigo, welches den bisherigen Mitgliedern des Großen Rathes, so wie ihren rechtmäßigen Söhnen, von deren fünfundzwanzigsten Lebensjahre an, Sitz und Stimme in demselben für immer sicherte, und jede weitere Aufnahme nur von der Gunst der Körperschaft abhängig machte. (La Serrata.) In Folge dessen mußte der Stammbaum eines jeden der früheren Mitglieder rein erhalten werden, was durch die Eintragung seines Namens in das „goldene Buch" geschah.

Die Beweggründe zu diesem Schritte lassen sich leicht erkennen. Die Venetianer reisten viel, sahen darum vieler Menschen Städte und beobachteten ihre Sitten. Gerade die mächtigste Nebenbuhlerin in Handel und Industrie, Florenz, war fortwährend ein Spielball der Parteien, Welfen und

Ghibellinen, Weißen und Schwarzen; das mußte diese klugen Staatsmänner bestimmen, um vor einem ähnlichen Schicksale ihre Republik zu bewahren, durch das Princip der erblichen Gewalt ein Gegengewicht zu schaffen gegen das unruhige, stets bewegliche Element der Volksherrschaft. Zuerst hatte Florenz eine aristokratische Regierung, diese wird durch die „Ordinamenta Justitiae“ im Jahre 1293 demokratisch, bis die Maßlosigkeit und der Wankelmuth des Volkes den Medicäern den Weg zur Herrschaft ebneten. Florenz, das seine Obrigkeit alle zwei Monate wechselte, suchte vergebens hiedurch die Freiheit zu retten. Venedig ging den umgekehrten Weg, von der Demokratie zur Aristokratie. Dem Volke blieb ein Schein gewahrt, indem die bereits gefaßten Beschlüsse, aber nur zur Kenntnißnahme, vor dasselbe gebracht wurden und der Doge nach seiner Wahl sich ihm vorstellte. Die Nicolotten hatten ihr eigenes Haupt, genannt „Il gastaldo oder auch doge de' Nicolotti“, gewöhnlich ein Fischer; war er gewählt, so hatte er Audienz beim Dogen in dessen Palast, der ihn auf dem Throne sitzend, in Gegenwart der Signoria empfing, und eine Schaar Nicolotten mit Voraustragung einer Fahne begleiteten ihn; auch wohnte er dem Sposalizio des Dogen bei und hatte seinen Platz auf dem Bucintoro. Die Signoria duldete sowohl diese Spaltung der Bürger in Nicolotten und Castellanen, als auch die Scheingewalt des Dogen der ersteren, um dadurch jedes gemeinsame Unternehmen desselben, das nicht unter ihrer Führung geschah, unmöglich zu machen. Arbeit und Brod hatte das Volk außerdem in Ueberfluß; das Schwert der Gerechtigkeit traf den Nobile so gut wie den letzten der Unterthanen, ja es war gegen Jene nur noch mehr geschärft. Alle standen unter demselben Gesetze, schlossen unter sich, Edle und Bürger, Handelsgesellschaften, und der Nobile, der Abkömmling der ältesten Geschlechter, fühlte sich keineswegs in seiner Standesehre beeinträchtigt, wenn er zu weiten Unternehmungen auf den Kauffahrteischiffen auszog oder in den kaufmännischen Gewölben Buch führte und seine Waaren

selbst absetzte. Es war eben kein Feudaladel, wie in Spanien, Frankreich, England, sondern aus dem Volke hervorgegangen, hatte er sich ihm nie feindlich entgegengestellt; der Doge selbst war von den öffentlichen Abgaben nicht frei. „Giustizia in palazzo, pane in piazza",[1]) war Regierungsmaxime in Venedig. Der Doge Antonio Venier verurtheilte seinen eigenen Sohn zu lebenslänglicher Kerkerstrafe.

Während die erbliche Aristokratie die Republik vor den Gefahren schützte, suchte sie in anderer Weise sich zu sichern, daß Venedig nicht das Schicksal so vieler Städte Italiens theilte, welche in Folge innerer Kämpfe unter die Gewalt eines schlauen Parteimanns oder kühnen Kriegers fielen, wie die Scaliger Verona, die Visconti und Sforza Mailand, Ezzelino Padua, Malatesta Rimini, Bentivoglio Bologna, die Gonzaga Mantua, die Montefeltro Urbino u. s. w. sich botmäßig gemacht hatten.

Mehr und mehr wurden darum die Befugnisse des Dogen eingeschränkt; weder er, noch seine Söhne durften eine Ausländerin ehelichen; nicht er besetzte die verschiedenen Territorien mit Statthaltern, sondern der Große Rath; seine Söhne konnten nicht höher steigen, als in das Collegium des Großen Rathes; er durfte das Venetianische Gebiet nicht verlassen ohne Erlaubniß, keine Briefschaften öffnen außer in Gegenwart seiner sechs ältesten Räthe, und nicht einmal seiner Stelle entsagen ohne Zustimmung des Rathes.

So war auch von dieser Seite her jeder Versuch, an dem Bestand der Republik zu rütteln, gewahrt. Doch das war noch nicht genug.

Die Verschwörung des Querini und Bajamonte Tiepolo ward Anlaß zur Errichtung des Rathes der Zehn und der Staatsinquisitoren. Es war der Kampf der jüngeren Aristokratie gegen die ältere; aber das Volk nahm für die bestehende Ordnung Partei. Um ähnlichen Gefahren vor-

---

1) Gerechtigkeit im Palaste, Brod auf dem Platze.

zubeugen, war es die Aufgabe der Zehn, ganz besonders den Adel zu überwachen und die öffentliche Sicherheit wahrzunehmen — eine Art geheimer Polizei, welche aus sich jährlich Vertrauensmänner wählte, denen die ausgedehntesten Befugnisse zu Gebote standen; außerdem war ihre ganze Thätigkeit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt; auf Verletzung des Geheimnisses stand die Todesstrafe. Die Anklagen geschahen heimlich, nie erfuhr der Beklagte dessen Namen. Es widerspricht dieß allerdings unseren Anschauungen von Rechtspflege; aber wir müssen auch diese Institution im Geiste ihrer Zeit beurtheilen. Spanien hatte nach und nach einen immer größeren Einfluß auf der Halbinsel gewonnen, und Venedig mußte daher ihm gegenüber immer auf der Wache stehen. Der ärmere Adel neigte zu Neuerungen, seine Sitten sanken mehr und mehr und das Beispiel des Auslandes war für die Aristokratie überhaupt eine Versuchung, auch ihrerseits ihre Stellung zu mißbrauchen. Niemand hätte es gewagt, sie öffentlich anzuklagen, ihrer Rache wäre er nicht entgangen; so ward die geheime Anklage eine Wohlthat für das Volk, gab die Möglichkeit rücksichtsloser Rechtspflege und schützte den Kläger vor den Verfolgungen der Mächtigen. Darum waren es die Nobili, die den Rath der Zehn am meisten zu fürchten hatten.

Bekannt sind die marmornen Löwenköpfe, in deren Rachen der Venetianer seine schriftliche Anklage warf. Bei meinem ersten Aufenthalte in Venedig sah ich sie noch; am Dogenpalast und auch andernorts waren sie angebracht; als ich nach dem Jahre 1848 dahin kam, waren sie verschwunden; die neue Republik hatte sie entfernt. Sie waren ja auch nicht mehr nothwendig, da es jetzt ein viel wirksameres Mittel gibt, einen ehrlichen Mann anzuschwärzen, und zwar nicht vor dem Rathe der Zehn allein, der mit höchster Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit die Anklage prüfte, wie die von Tiepolo und Daru veröffentlichten Aktenstücke beweisen, — sondern vor aller Welt, wobei weder Kläger noch Richter, das

lesende Publikum nämlich sich viel nach Beweisen umsehen. Es ist dies die Presse, wodurch es einem jeden Lotterbuben möglich wird, aus sicherem Versteck seine vergifteten Pfeile auszusenden. Auch in anderer Beziehung war die Rechtspflege der Venetianer etwas von der unsrigen verschieden. Als ich einmal unter den Arcaden des Dogenpalastes auf und ab ging, fielen mir zwei Marmortafeln auf, welche hier in die Wand eingemauert sind. Ich las da die Kunde, daß im Jahre 1643 ein gewisser Andrea Boldu wegen Kassendefekt auf ewige Zeiten aus dem Gebiete der Republik laut Urtheil des „Conseglio di dieci“ verbannt wurde; ebenso im Jahre 1737 ein gewisser Bontio wegen gleichen Verbrechens. Da dachte ich mir, diese Veruntreuungen müssen doch zu jener Zeit äußerst selten gewesen seyn; wollte man bei uns für jeden flüchtig gewordenen Kassier eine Schandtafel von Marmor am Rathhause aufhängen, dann hätten die Steinmetzen viel Arbeit.

In den Bleikammern (piombi) unter dem Dache des Dogenpalastes waren die Gefängnisse der Staatsverbrecher; viele Fabeln sind hierüber verbreitet. Wer einen Sommer zu Rom im sechsten oder siebenten Stockwerk unmittelbar unter den Dachziegeln gewohnt hat, der wird wohl einen solchen Aufenthalt nicht sehr angenehm finden, aber auch nicht so schrecklich, wie man ihn geschildert hat. Zudem empfingen sie durch die Fenster, die den Dachlucken gegenüber angebracht waren, immer in der Nacht eine Abkühlung durch die Brisen vom Meere her. Das Zimmer, in dem Silvio Pellico gefangen saß, habe ich seiner Zeit gesehen und durchaus nicht so gefunden, wie es meine Phantasie ausgemalt hatte. Dagegen erregt schon der Anblick der Gefängnisse für gemeine Verbrecher (pozzi) ein Gefühl von Bangen. Sie bilden in ihrer Art einen Musterbau, aufgeführt in starken Quadern von Antonio da Ponte; an der Südseite des Dogenpalastes gelegen und durch einen Canal getrennt, stehen sie durch den kühnen Bogen der Seufzerbrücke mit diesem in

Verbindung. Eine dreifache Reihe von kleinen Fenstern mit Doppelgitter zieht sich den Canal entlang und vermehrt den finsteren Eindruck. Aber auch hier hat die Sage viel übertrieben. Der Engländer Howard in seinem Werke über die Gefängnisse bemerkt, daß er hier weniger Unordnung gefunden habe, als anderswo, und daß keine der Krankheiten vorkam, wie sie an solchen Orten leicht zu entstehen pflegen. Die unterirdischen Verließe des Mittelalters waren gewiß nicht weniger hart, als die „pozzi" Venedigs, und die Gefängnisse in der Peter-Pauls-Festung zu Petersburg sind es vielleicht noch mehr. Was allem dem ganz besonders einen Charakter des Schrecklichen verlieh, war das unheimliche Stillschweigen, das undurchdringliche Geheimniß, welches das ganze Verfahren der Zehn umgab; dem Gefangenen, einmal in diesen Ort der Trauer eingetreten, war die Zukunft verhüllt; er mußte darum in gewissem Sinne Höllenqual leiden, da diese, wie Milton sagt, der einzige Ort ist, wohin die Hoffnung nicht kommt.

Dieses auf kluger Berechnung und Erfahrung ruhende System des Gegengewichts der Gewalten hatte die Republik unter allen Stürmen der Jahrhunderte, trotz schwerer Verluste an Einfluß, Macht und Besitz in ihrem Bestande unverletzt bewahrt. Und doch ist sie gefallen; wodurch?

Gerade durch dieses System. Venedig hatte es versäumt, dem Großen Rathe durch Aufnahme neuer, in Kriegsdienst oder in Wissenschaft hervorragender Mitglieder sich politisch und geistig zu verjüngen und frische Kraft zuzuführen. Wohl stand seit dem siebzehnten Jahrhundert das goldene Buch auch Anderen offen, aber um die enorme Summe von einmalhunderttausend Ducaten; nicht Großthaten und Charakter erhoben den Mann des Volkes in die Reihen der Aristokratie, sondern Geld. Damit ist Alles gesagt. Die herrschende Classe hätte eben dadurch auch die Interessen Aller, namentlich auch des Adels auf dem Festlande, an die ihrigen geknüpft. Wenige Jahre vor dem Sturze der Republik öffnete man

allerdings das goldene Buch und lud ein zur Bewerbung; aber
es war zu spät; nur Wenige kamen. Die Aristokratie hatte
ihr Ansehen und ihre Bedeutung in der Oeffentlichkeit ver-
loren. So fand sie denn auch nicht mehr die Kraft, dem
Anpralle der französischen Republik Widerstand zu leisten.
Wohl stand das Volk für San Marco ein und erhob sich
zum Kampfe; „morte ai Francesi“ war sein Ruf in Verona,
Brescia, Bergamo und in der Hauptstadt; aber die Bewegung
wurde gewaltsam unterdrückt. Lodovico Manin und der
Rath, den er um sich versammelt hatte, konnten sich nich
erheben zu der Seelengröße und dem Heldenmuth eine
Orseoli, Dandolo, Mocenigo, Contarini, Morosini, Loredan
und wie die berühmten Dogen vergangener Zeiten hießen
seine Amtsentsagung besiegelte nur seine Ohnmacht. Vielleich
war Venedigs Fall unvermeidbar und wäre später doch ge-
kommen; denn einem Napoleon I gegenüber, vor dem gan
Europa sich beugte, von Verräthern im eigenen Innern um
geben, hätte es auf die Dauer nicht widerstehen können; abe
dann wäre es doch mit Ehren untergegangen.

Dieser Untergang Venedigs war vor Allem die Folg
der Verweichlichung und Entartung vieler aus den herrschenden
Familien; diese selbst der Fluch des Reichthums. Valatell
in seiner „Topografia fisico-medica di Venezia“, die z
Anfang dieses Jahrhunderts erschien, charakterisirt di
Schwäche, Weichheit und den Mangel an Widerstandskraf
in der körperlichen Organisation des Venetianers. Auße
dem feuchten Klima findet er die Ursache hievon in seine
energielosen Genußsucht, welche ihn die Lebensweise sein
Ahnen, Gymnastik, Rudersport, Waffendienst ganz vergesse
ließ. Schon im Dialekt des Venetianers spricht sich ei
gewisse Weichheit aus; er hat weder Gutturale, noch Nasal
noch Aspirate wie der Florentiner; alle harten Laute werde
abgeschliffen; das Z spricht er wie S, das Sc (deutsch: Sch
spricht er wie S. Als ich den Küster von S. Marco fragt
woher der gegenwärtige Patriarch gekommen sei, antworte

er: „Da Chioja Sior" (statt Chioggia). Auch die Malerei trägt diesen Charakter. Man vergleiche nur die Werke aus der umbrischen Schule mit ihren tief innigen, in Andacht und Beschauung versunkenen, holdseligen Idealen, selbst die Florentiner des Quattrocento mit ihren mehr realistisch gehaltenen Gestalten, aber doch immer voll edler Würde und religiösem Ernst, den hohen Geist und die sittliche Kraft in den Bildern Rafaels, mit Giorgione, Paolo Veronese, Tintoretto und selbst Tizians Werken. Hier ist es das heitere, genußreiche Daseyn, allerdings in das Reich des Idealen erhoben und verklärt, aber doch immerhin der Wiederschein des Venetianer Lebens selbst. Wie keine zweite Schule besaßen sie das Geheimniß der Farbe, zur Darstellung hoher sinnlicher Schönheit ihrer Gestalten, aber das Leben der Seele, der Empfindung tritt zurück; es ist vielfach nur das Venetianer Leben in die evangelische Geschichte übersetzt und dem Leben der Heiligen eingeflochten. Bei ihren Nachfolgern wird die Malerei eine kunstvolle Decoration, die einen buntschillernden Vorhang über das nüchterne Grau der Wirklichkeit wirft. Wir können die Farbenmanie unserer Tage, den Lobpreis des Colorits als des Höhepunktes aller Kunstleistung mit vollem Recht den Venetianern an die Seite setzen; nur waren diese Männer von urkräftigem Genie; darin liegt allerdings ein Unterschied. Aber es ist der Genuß, für den beide arbeiten; ein Produkt der Zeit und zugleich ihre Signatur; wenn ernste Tage kommen, werfen sie ihren Reflex auch auf das Bild des Malers. Man denke an die Katakomben und die christliche Malerei.

Venedig bildete im letzten Jahrhundert den gemeinsamen Vergnügungsort für ganz Europa; die „Serenissima Signoria" sah zu und sah es gern; so schienen ja in der allgemeinen Gedankenlosigkeit auch die Gedanken über die Regierung die genußtrunkenen Epigonen der großen Staatsmänner nicht mehr zu belästigen und die allgemeine Ruhe war gesichert. Theater, Spiel, Musik, Gesang, Maskeraden, Sonettengeklingel,

Müßiggang und die Unsitte der „Cavalieri servienti", die schon beim Ehevertrag ausbedungen wurden, bildeten die Beschäftigung Vieler aus den höheren Ständen und das Volk empfing seinen Antheil an den aufgehäuften Reichthümern, dachte nicht an morgen und beugte sich ehrerbietig, wenn der „Missier grande", der erste Diener der Inquisitoren mitten unter der Menge erschien und seine Amtsmütze mit dem Zeichen des hl. Marcus aufsetzte. „In Venedig", schreibt Ganganelli im Jahre 1756 an den Abbé Ferghon, „werden Sie lauter einander widerspechende Dinge sehen. Einwohner, welche vier bis fünf Monate lang im Jahre Masken tragen, eine despotische Regierung, welche dem Vergnügen den weitesten Spielraum läßt, die Rechte eines Souveräns, der keine Autorität besitzt, ein Volk, das sich vor seinem eigenen Schatten fürchtet, und dabei die tiefste Ruhe genießt. Das Vergnügen ist ihr fünftes Element." Luxus und Sittenverfall drang von Frankreich her auch unter den Adel der Dogenstadt und verschlang ganze Vermögen; in den verarmten Adeligen hatte nun die Republik ihre gefährlichsten Feinde. Im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts gab es schon Verräther unter den höchsten Behörden, trotz der hohen Belohnung, die den Angebern ausgesetzt wurden. Um dieselbe Zeit betrieben zwei Nobili eine Eingabe an den Großen Rath, man solle siebzigtausend Ducaten jährlicher Unterstützung den armen Adeligen auswerfen.[1]) Kurz vor dem Fall der Republik wurde eine Verschwörung der armen Nobili Giorgio Pisani und Carlo Contarini gegen die Reichen ihres Standes entdeckt; später waren es die Freimaurer, die Manche von ihnen gewannen und so für die neuen Ideen der französischen Revolution den Boden bereiteten. So nagte der Todtenwurm immer mehr und mehr an dem vierzehnhundertjährigen Baue. Der Sturm der Revolution riß ihn nieder in einer Nacht. Am 16. Mai 1797 wurde

1) Vergl. Burkhardt, Cultur der Renaissance. S. 65.

eine neue Verfassung gegeben, der Freiheitsbaum aufgerichtet, das goldene Buch verbrannt, zu seinen Füßen, statt der Worte, welche auf dem aufgeschlagenen Evangelium geschrieben standen, das der Löwe von S. Marco in seinen Pranken hält: „Pax tibi Marce, Evangelista meus", las man nun: „Die Rechte des Menschen und Bürgers." Die Republik von Venedig war für immer dahin. — —

IX.

Schon längst hat der Orient sich von Venedig abgewendet; nur der Fondaco dei Turchi erinnert noch an die vielen Beziehungen dieser Stadt mit der Levante in den Tagen ihres Ruhmes; er war ursprünglich gegründet als Waarenmagazin, ganz besonders aber, um die Ottomanen mehr vom Verkehre mit den Venetianern abzuschließen und so diese vor dem Eindringen orientalischer Ueppigkeit und Unsitte zu bewahren. Doch wir dürfen an der Riva degli Schiavoni nur in eine Gondel steigen, so stehen wir nach einer Fahrt von kaum einer Stunde mitten im Orient, und es sind nicht bloß Erinnerungen an frühere Zeiten; ein reges, thatkräftiges Leben tritt uns da entgegen. Auch findet noch von hier aus ein lebhafter Verkehr statt nach der Türkei und weit nach Asien hinein, allerdings nicht mit den Erzeugnissen europäischer Industrie; unvergleichlich höhere Güter gehen von da nach dem Morgenlande aus, die christliche Religion und Wissenschaft. Es ist die Niederlassung der Armenier auf der Insel San Lazzaro.

Es war Ende November, ein trüber, kalter Tag; dichter Nebel lag über der Stadt und Lagune, so daß man kaum ein paar Schritte weit die Gegenstände unterscheiden konnte und der Gastwirth mir darum rieth, heute diese Fahrt nicht zu unternehmen; gar Mancher habe sich bei solchem Nebel verirrt und nur schwer wieder den Heimweg gefunden. Ich wartete einige Stunden in der Hoffnung, später werde der Himmel sich klären. Doch umsonst. Je höher die Sonne

stieg, desto dichter wurde der Nebelschleier. Da ich eine
zweiten Tag und besseres Wetter nicht abwarten konnte, s
wollte ich es doch versuchen und rief einen Gondoliere. Au
meine Frage, ob er mich sicher dahin bringen könne, antwortet
dieser, ein Mann in den mittleren Jahren, lebhaft: „Ja; e
braucht nichts als die Richtung gut zu kennen und ein scharfe
Auge. Und das habe ich." Beruhigt vertraute ich mic
ihm denn an.

Drei Miglien von der Stadt entfernt, nicht weit vo
Lido auf der südöstlichen, den Inseln S. Servolo un
S. Elena auf der südwestlichen Seite, liegt die Insel Sa
Lazzaro. Ursprünglich Eigenthum der Benedictiner, erhiel
sie vom Abte Uberto im Jahre 1182 der fromme Lione Paoli
geschenkt, zu dem Zwecke, um daselbst eine Kirche mit Hospita
zu errichten, für die vielen aus der Levante ankommende
vom Aussatze ergriffenen Kranken. Sie standen unter de
Schutze des hl. Lazarus und so bekam von ihnen die Inse
ihren Namen. Als später diese Krankheitsform mehr und meh
erloschen war, nahm man andere arme Kranke hier auf, bi
zum Jahre 1595, wo für diese in der Stadt selbst ein eigene
Hospital San Lazzaro de' Mendicanti gegründet wurde.
Von da an blieb die Insel verlassen, die Bauten zerfiele
und nur arme Fischer bildeten noch die geringe Bevölkerung
bis im Jahre 1717 die Republik sie dem Abte Mechitar,
dem Stifter der von ihm benannten armenischen Congregation
für immer überließ.

Da der Blick nach allen Seiten hin während unsere
Fahrt verschlossen blieb, so hatte ich Muße genug, mich mi
meinem braven Lazzaro, so hieß auch der Gondoliere, eingehen
zu unterhalten. Zuerst frug ich ihn viel über die Bewohne
der Insel, um zu erfahren, was das Volk von ihrem In-
stitute halte, und er stand mir rechtschaffen Rede und Antwort
Sie seien erstaunlich gelehrt, erzählte er mir, und studirte
das ganze Jahr; aber, fügte er bei, „ihre Bücher kann Unser-
einer nicht lesen, es sind ganz andere Buchstaben." Sie seien

Alle aus reichen Familien weit in der Türkei her und das Kloster besitze viele Güter im Venetianischen und in andern Ländern. Auch seien sie recht wohlthätig gegen die Armen. „Aber die Signori da drüben“, damit schloß er seine Lobpreisung der Mechitaristen und deutete dabei auf die Stadt hin, „haben kein Herz für die Armen. Fünfundzwanzig Millionäre wohnen in Venedig, aber was machen sie? Sie legen ihr Geld auf Wucherzinsen und geben den Armen kein Brod und auch keine Arbeit.“ Hiemit kam er nun auf sein Thema, worüber, wie mir schien, er schon viel gedacht und mit seinen Standesgenossen gesprochen hatte. Es war die sociale Frage, die er nun in seinem Sinne behandelte. Ich war nicht erstaunt darüber, denn in Italien gährt es überall, besonders unter dem Landvolke. Doch sprach er über diese Dinge nicht in der anmaßenden, drohenden Weise unserer halbgebildeten Fabrikarbeiter, sondern mehr mit einem Ausdruck von Schmerz und im bittenden Tone; nur Brod genug für seine fünf Kinder möchte er haben, dann wäre er zufrieden. Dabei war er höchst bescheiden. Ueber drei Stunden mußte er warten, bis ich wieder zur Rückfahrt nach Venedig einstieg. Er hatte, da ich über Mittag hier weilte, einen kleinen Imbiß vom Kloster bekommen. Freundlich sagte er mir dann bei der Abfahrt: „Herr, Sie brauchen mich für diese Stunden, die ich gewartet habe, nicht zu bezahlen.“ Der brave Lazzaro; als ich ihm dann doch eine Entschädigung gab, hatte er nicht Worte des Dankes genug.

Unterdessen waren wir an der Insel angelangt; ihr Umfang ist nicht groß, Kirche, Klostergebäude und Gärten bedecken sie vollständig. Es war ein lieblicher, Auge und Herz erfreuender Anblick dieses ringsum von hellrothen Mauern geschützte Eiland, hinter welchen die Obst- und Blumen-Gärten liegen. Der Thurm, in seinem Bau an den Orient erinnernd, ragt hoch über das Ganze empor. Auf der nordöstlichen Anhöhe der Insel erhebt sich, einer Bastion ähnlich, eine Terrasse; von der Flaggenstange, die wir hier

sehen, weht das Banner des türkischen Kaisers mit dem Halbmond, ein Geschenk Abdul Medjids; sämmtliche Bewohner sind Unterthanen des ottomanischen Reiches und genießen dessen, zu Zeiten sehr wirksamen Schutz, wie besonders unter den Stürmen der französischen Occupation durch Napoleon I und des Jahres 1849. Die türkischen Kaiser haben auch wiederholt und in der ehrenvollsten Weise der segensvollen Wirksamkeit der Mechitaristen für das armenische Volk ihre Anerkennung ausgesprochen.

Als die Gondel an den Marmorstufen, die zur Pforte führen, angelegt hatte, erschien im Vorhause ein Diener; mit freundlichem Ernst begrüßte er mich, und führte mich in das Sprechzimmer. Die Priester waren noch in der Kirche beim Chorgebet, ich konnte mich demnach umsehen. Es war ein helles, freundliches Zimmer, über und über mit Gemälden bedeckt, in edler Einfachheit ausgestattet. Dann erschien ein Mitglied der Congregation im Benedictiner-Kleide, mit weiß herabwallendem Barte. Er war der Sekretär derselben, P. Carekian, zugleich Lehrer der Theologie und Vorstand des Seminars für die Priester. Mit rührender Höflichkeit und den Formen eines gebildeten Mannes begrüßte er mich, und auf meine Bitte, zu erlauben, mich über die Verhältnisse ihres Instituts etwas eingehender orientiren zu dürfen, erklärte er sich bereit, mir in Allem zu Diensten zu seyn, und verzichtete selbst auf das Mittagsmahl, zu dem die Glocke eben die Uebrigen rief. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Ursprung, Geschäfte, Zweck und den gegenwärtigen Bestand ihres Instituts geleitete er mich durch die verschiedenen Räume. Durch einen mit Liebe gepflegten Garten, in dem unter Myrten und Cypressen noch die schönsten Blumen standen und frische Monatsrosen an den Spalieren hinauf ihre Knospen öffneten, eingerahmt von hellen, im edlen Stil gehaltenen Arkaden, führte er mich zur Kirche.

Diese erinnert mit ihren, das Ganze in drei Schiffe theilenden Bogen, die von Säulen getragen werden, durch

die Form der Absis an den frühesten romanischen Stil; obwohl nicht sehr groß und ohne viel Schmuck, wird sie uns ehrwürdig durch ihr Alter — sie stammt zum großen Theil noch von der ersten Zeit der Hospitalgründung her — die Reinlichkeit, Ordnung, der Fleiß überall und die feierliche Stille, der Frieden, der durch diese Räume weht, thut uns wohl. Täglich dreimal versammeln sich hier die Mönche zum Chorgebet; der öffentliche Gottesdienst findet hier nach armenischem Ritus statt. Nur Gesang begleitet die kirchliche Feier in der den Orientalen gemeinsamen, monotonen Weise; alles kirchliche Geräthe und besonders die Kleidung beim Dienste am Altare ist besonders kostbar, großentheils Geschenke der Landsleute, mit orientalischer Pracht in Seide, Gold und Perlen ausgestattet. Hier nun hatte mein Begleiter seine Schüler in der Theologie und Zöglinge des Priesterseminars versammelt; es waren junge Männer in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre; ein gemeinsamer Typus prägte sich in Allen aus, wiewohl sie an den verschiedensten Orten geboren sind, von Siebenbürgen und dem südlichen Ungarn an bis nach Constantinopel, Trapezunt und weit hinein nach Rußland und Asien. Bei Allen waren Haare und Bart schwarz, die Augen mandelförmig geschnitten, die Lippen stark, die Nase gebogen mit kräftiger Wurzel, bei Einzelnen die Haut zart und weiß und von einem leichten Roth durchschimmert; auf dem Angesicht und im Ausdruck der älteren Priester lag etwas wie stille, sinnende Melancholie. Ihr Vorstand bat mich, einige ermunternde Worte an sie zu richten. Das that ich auch; ich hatte aber den ersten Satz in lateinischer Sprache noch nicht vollendet, als er mich unterbrach. „Sie verstehen nicht latein", sagte er lächelnd. Der Kreis ihrer Bildung ist eben für ihre künftige Wirksamkeit berechnet; außer der von Hause aus ihnen geläufigen Sprache ist es das Armenische, Türkische und Italienische, was sie besonders betreiben; nicht Wenige unter ihnen verstehen auch französisch, griechisch und englisch, sehr wenige deutsch. Die Schulbücher, die ihnen zum Gebrauche

dienen, sind theils in italienischer, theils in armenischer Sprache verfaßt; die Dogmatik von Billuart sah ich in armenischer Uebersetzung.

X.

Stifter der Congregation (Congregatio monastica Antoniariorum Benedictinorum Armenorum) ist der selige Mechitar (deutsch: Tröster), geboren zu Sebaste in Armenien im Jahre 1674. Mit fünfzehn Jahren war er bereits zu Garmir in den Ordensstand eingetreten, wo er seinen früheren Namen Manug in den durch ihn so berühmt gewordenen vertauschte. Zum Priester geweiht, setzte er es sich zur Aufgabe, im Verein mit mehreren Gesinnungsgenossen den katholischen Glauben zu verbreiten, da, wo er schwach geworden, neu zu beleben und die Anhänglichkeit an die Kirche zu befestigen. Bitter von den Schismatikern gehaßt und verfolgt, arbeitete er rastlos in Erzerum, Constantinopel, Morea unter seinen Landsleuten, indem er mit der Predigt des Glaubens auch ihre wissenschaftliche Bildung überhaupt zu fördern suchte. In dieser Zeit lebte er noch nach der alten Regel der armenischen Mönche. In einem Bericht an die Propaganda in Rom vom Jahre 1718 gab er Rechenschaft von seiner und seiner Jünger Thätigkeit, besonders in Smyrna, Erzerum, Aleppo, Salonichi, Diarbekir, Adrianopel, Amasea, Ancyra u. s. f. Als seine Heimath Sebaste (Sivas) schwer durch eine Seuche litt, wurde Mechitar ein Engel des Friedens für sie, der Tag und Nacht thätig, in gleicher Weise leibliche und geistliche Hülfe brachte.

Hierauf ließ er sich mit drei seiner Jünger in Pera nieder; hier veröffentlichte er auch die ersten Religions- und Unterrichtsbücher, darunter eine armenische Uebersetzung der „Nachfolge Christi.“ Doch hatte er auch hier viele Verfolgungen zu erdulden; so entschloß er sich denn, nach Medon auf der Halbinsel Morea den Sitz seiner Wirksamkeit zu verlegen. Um enger an Rom sich anzuschließen, wählte er nun

die Regel des heiligen Benedict für sich und die Seinen, doch mit jenen Aenderungen und Zusätzen, wie sie die Aufgabe, die er sich gestellt, und das Bedürfniß seiner Landsleute forderte. Papst Clemens XI. bestätigte den neuen Orden und ernannte ihn zu dessen Abt. Der Convent stellte sich unter den Schutz des heiligen Abtes Antonius und seine Mitglieder verpflichteten sich, außer den gewöhnlichen drei Gelübden, zur Uebernahme der Seelsorge und Verbreitung des Glaubens unter ihren Landsleuten. Doch schon im Jahre 1715 eroberten die Türken die Halbinsel; die Republik konnte ihn nicht ferner mehr schützen. So kam er denn mit eilf seiner Ordensbrüder nach Venedig, um hier eine sichere Stätte für seinen Eifer zu finden. Da das Gesetz jede neue Ordensgründung in der Stadt verbot, so schenkte ihm die Republik, die ihre guten Dienste und ihren wohlthätigen Einfluß auf ihre Glaubensgenossen in der Levante wohl zu schätzen wußte, im Jahre 1717 die Insel San Lazzaro.

Hier nun war der energische Mann auf's Neue rastlos thätig. Er prüfte wiederholt die Ordensregel und machte sie zur Basis für die Wirksamkeit seiner Congregation, die sich keine andere Aufgabe gesetzt hatte, als die geistige und sittliche Wiedergeburt seines nach allen Richtungen hin im Orient zerstreuten Volkes. So ward sein Institut in der That der Mittelpunkt, von wo ein höheres Leben unter die katholischen Armenier ausging. Dem Unterricht, der Erziehung, dem Studium, besonders der Erhaltung und Förderung der armenischen Literatur war ihre erste Sorge gewidmet. Mechitar selbst übersetzte die Bibel in's Armenische, wofür ihm Papst Benedikt XIV. seinen besonderen Glückwunsch ausdrücken ließ; eine Buchdruckerei wurde errichtet und ein Wörterbuch des Armenischen in Angriff genommen. Besondere Angelegenheit ward für ihn die Ausbildung seiner Novizen und Priesteramtscandidaten, deren Anzahl von Jahr zu Jahr wuchs.

Mechitar starb in einem Alter von vierundsiebzig Jahren

am siebenundzwanzigsten April 1749; eine einfache Steinplatte vor dem Hochaltar — so hatte er es bestimmt — deckt seine sterblichen Reste. Zum steten Gedächtniß an ihn nahm die Congregation nach seinem Tode den Namen Mechitaristen an. Sein Nachfolger wurde Stephan Melconian aus Constantinopel; er starb 1800. Auf ihn kam Acontius Köver aus Siebenbürgen; er ward im Jahre 1804 zum Erzbischof von Sinnia in part. erhoben; von nun an blieb die erzbischöfliche Würde mit jener des Abtes der Congregation verbunden. Er erlebte die Unterdrückung sämmtlicher Ordenshäuser in den von den Franzosen besetzten Theilen von Italien; auch sein Institut war schon dem Untergange geweiht, aber im Hinblick auf dessen wissenschaftliche Thätigkeit und exterritoriale Stellung ward ihm die Rechtswohlthat zu Theil, als armenische Akademie fortbestehen zu können.

Im Jahre 1824 folgte ihm in der doppelten Würde als Generalabt und Erzbischof Suchias Somal, gleichfalls aus Constantinopel. Unter ihm dehnte sich die literarische Thätigkeit der Congregation immer weiter aus; Somal selbst schrieb eine Literaturgeschichte Armeniens, und betrieb die Herausgabe der wichtigsten Schriftsteller dieses Volkes, deren Werke vordem ungekannt und großentheils nur handschriftlich vorhanden waren. Ebenso fing man jetzt auch an, die bedeutendsten Werke der classischen wie neueren europäischen Literatur zu übersetzen. Homer, Sophokles, Virgilius, Cicero De officiis, Plutarch's Biographien, Seneca's philosophische Abhandlungen, Bossuet, Fenelon, Geßner, Milton, Buffon, Young, auch ausgewählte Werke von Göthe, Schiller und A. sind in armenischen Uebersetzungen vorhanden. Daß die Auswahl hie und da eine bessere hätte seyn können, läßt sich nicht leugnen. Er erlebte die Freude, daß zwei reiche Armenier, Raphael und Samuel Murad zuerst in Padua ein Erziehungshaus für Jünglinge aus seiner Nation gründeten, das später nach Paris übertragen wurde; ein gleiches befindet sich in Venedig; bedeutende Männer, die in der Türkei und

Persien zu einflußreichen Stellungen gelangten, sind aus ihnen hervorgegangen. Auf ihn folgten Georg Hurmuz und nach ihm Ignatius Ghiurekian, Erzbischof von Trajanopolis, aus Trapezunt an der Südküste des schwarzen Meeres. Er hatte die Güte, sich lange mit mir über seinen Orden, sein Volk, dessen Vergangenheit und Zukunft zu unterhalten. Seine schöne, hohe, würdevolle Gestalt, der Ausdruck von Milde und Klarheit in seinen Augen, sein zuvorkommendes verbindliches Wesen machte mir diese Unterredung zu einem hohen Genusse. Als ich ihm erzählte, daß gerade ein Deutscher, J. Fallmerayer, die Geschichte seiner Heimath, des Kaiserthums Trapezunt, in einem vielgerühmten Werke geschrieben habe, flog ein Zug von Befriedigung und gerechten Stolzes über sein Angesicht.

In Wien besteht seit 1810 eine Abzweigung dieses Institutes, das auch in Rom ein Haus besitzt, wo der Generalprokurator wohnt.

XI.

Es war eine eigene Stimmung, in der ich diese Männer aus dem Stammland unserer kaukasischen Rasse betrachtete. Vom Kaukasus bis nach Mesopotamien herab und vom Euphrat bis zum kaspischen Meere erstreckt sich Großarmenien, mit dem Ararat als Mittelpunkt, während Kleinarmenien noch nach Kleinasien sich hereinzieht bis nach Trapezunt und dem schwarzen Meere. König Abgar zu Edessa, aus der Arsacidendynastie, nahm nach dem Bericht der Geschichtschreiber des Landes zuerst das Christenthum an; Gregorius Illuminator (der Erleuchter) wurde dann der eigentliche Apostel des armenischen Volkes. Nach längerer politischer und religiöser Blüthe des Reiches mußte es dem Ansturm der Sassaniden erliegen; diese und Byzanz theilten sich in den Besitz von Armenien, das von nun an seine staatliche Selbständigkeit für immer verlor.

Aber der Buchstabe rettete es, der Buchstabe im eigentlichen Sinne. Der Priester Mesrop, Schüler des heiligen

Nerses, schuf das armenische Alphabet (406—408) und erhielt so seinem Volke Sprache, nationale Zusammengehörigkeit und, was mehr ist als dieses, seine Religion. Nach verschiedenen Wechselfällen und Versuchen, die nationale Selbständigkeit wieder zu erringen, trat ein neuer Feind ihnen entgegen, dessen Heere wie ein versengender Wüstenwind alles frühere Leben vernichteten. Es waren die Araber. Unter ihrem Joche seufzte Armenien bis zur Zeit der Kreuzzüge; die Abendländer fanden jetzt kräftige Unterstützung bei den Armeniern, die in Cilicien noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt hatten. Zum Danke hiefür wurde dem Fürsten Leo von Kaiser und Papst das Königthum Armenien für sich und seine Nachfolger übertragen. Mit Leo VI., aus dem Hause der Lusignan, fiel auch dieses im Jahre 1392. Seitdem herrschen die Türken und seit neuerer Zeit auch die Russen über das armenische Volk. Es gibt keine Nation unter der Sonne, „die mehr heimgesucht worden wäre (wenn wir die Juden ausnehmen) als diese mit so edlen Gaben ausgestattete, so treu dem christlichen Glauben anhängende."

Das armenische Volk stand, seit es christlich geworden war, in Gemeinschaft mit der römischen Kirche. Erst unter dem Patriarchen Nerses von Aschtarag (im Jahre 527) wurde das Concil von Chalcedon verworfen, unter dem Vorwande als huldige es dem Nestorianismus. Mehr und mehr griff nun der Monophysitismus um sich, trennte sich Armenien von der Gesammtkirche. Nach verschiedenen Versuchen zur Wiedervereinigung schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gelang das Versöhnungswerk erst der Synode von Florenz (1439); wenn auch Viele wieder abfielen, so blieb doch ein großer Theil des Klerus und Volkes treu, und die Befestigung dieser Wiedervereinigung und Stärkung des Bandes mit Rom ist eine der segensvollsten Früchte der Wirksamkeit Mechitars.

In diesem Jahrhundert war Friedrich Windischmann einer der Ersten, welcher die gelehrte Welt auf San Lazzaro aufmerksam machte, deren arbeitssame Bewohner er nicht

mit Unrecht den Maurinern in Frankreich an die Seite setzt. „Mögen diese Zeilen etwas dazu beitragen," sagt er am Schlusse seines Aufsatzes,[1]) „die Verdienste der Mechitaristen im katholischen Deutschland bekannter zu machen, und den regen Forschungsgeist unserer Theologen auf die so unverzeihlich vernachläßigte Literatur hinzulenken." Sein Wunsch ist nicht unerfüllt geblieben. Professor Dr. Nirschl, der verdienstvolle Verfasser des „Lehrbuches der Patrologie und Patristik"[2]) veranlaßte den gelehrten Orientalisten Dr. Vetter, die patristische Literatur Armeniens zu bearbeiten, die nun hier zum ersten Male neben Griechen, Syrern und Lateinern erscheint und unsere Kenntniß des christlichen Alterthums wesentlich erweitert.

Einen, wenn auch nur flüchtigen Ueberblick über die Literatur der Armenier gewährt uns die Bibliothek des Klosters; sie ist recht eigentlich dessen Schatzkammer, und nimmt den größten und schönsten Raum in demselben ein. Dreißigtausend Bände befinden sich hier, eingeschlossen in Glasschränken; hie und da sind besondere Curiositäten, Alterthümer, Bildwerke u. s. f. aufgestellt, welche von armenischen Landsleuten dem Kloster geschenkt wurden. Einige Stufen über dem Saale erhebt sich eine Rotunde, wo die Handschriften aufbewahrt werden. Ihre Anzahl beläuft sich auf zweitausend, meistens in armenischer Sprache; viele erregen unser Interesse zugleich durch die Schönheit der Initialen und Vignetten, mit denen sie ausgeziert sind, einzelne derselben haben eine solche Frische und Glanz der Farben, daß sie kaum Jahre alt zu seyn scheinen, wiewohl sie noch dem ersten Jahrtausend angehören; der Katalog, welcher sie im Einzelnen aufführt und beschreibt, bildet einen Folioband. Hier befindet sich auch das Bildniß Lord Byrons, welcher lange Zeit hier sich aufhielt, und die armenische Sprache lernte. Wir begreifen

---

1) Tübinger theolog. Quartalschrift. 1835. S. 72.

2) Mainz, Fr. Kirchheim 1881—85.

es wohl, was den Dichter an S. Lazzaro fesselte; ist ja doch dieses stille Eiland, von dem Meere umfluthet und allem Lärm der Welt entrückt, so recht ein Wohnsitz des Friedens und der Betrachtung, ganz geschaffen, eine Dichterseele mit süßen Harmonien zu erfüllen. Die Mönche selbst, wie wandeln sie so ruhig, so fromm sinnend unter den Arcaden hin; dort steht Einer, sein großes, klares Auge ruht lange auf einer Herbstblume, vielleicht erinnert sie ihn an seine Heimath am Euphrat oder an der Küste des schwarzen Meeres! Und wenn unser Blick durch die hohen Fensterbogen fällt, so liegt die Lagune groß und weit vor uns bis zum Lido und zur Insel San Clemente; jenseits die Stadt mit ihren tausendjährigen Erinnerungen. Auch Napoleon's III. Bild ist hier, ein Geschenk der französischen Regierung als Ausdruck ihrer Anerkennung für die segensvollen Leistungen der Congregation. Die Bilder anderer Monarchen befinden sich im Empfangszimmer; des Kaisers von Oesterreich, und der beiden letzten Beherrscher des osmanischen Reiches; „lieber den Sultan", sagte mir der Abt, „wiewohl unter der Paschawirthschaft wir es nicht zum Besten haben, aber doch lieber den Sultan als den Moskow." Auf einem Piedestal sehen wir die sehr kunstvoll gearbeitete Büste Papst Gregors' XVI., des „Freundes" der Mönche.

Die ganze hier wohnende Klostergemeinde bildet eine Genossenschaft von ungefähr sechzig Vartabeds (Doktoren) nebst einigen Laien, alle der armenischen Nation angehörig. Aus ihnen werden die Mitglieder der Akademie gewählt, welche mit der Herausgabe eines Wörterbuches der armenischen Sprache beschäftigt ist; ebenso der aus sechs Beisitzern bestehende Rath, welchem, den Abt an der Spitze, die Verwaltung des Ganzen zukommt. Einen nicht geringen Theil derselben bildet der Druck und Verlag von Büchern, die theils als Uebersetzungen, theils als selbständige Werke von ihnen herausgegeben werden. Auf einem Tische lagen verschiedene armenische Zeitschriften auf, darunter der Pasmaveb, eine

wissenschaftliche Rundschau. Die Mönche selbst sind es, welche die Ergebnisse ihrer Arbeiten darin veröffentlichen. Eine große Sammlung von Preis-Medaillen, hinter Glas und Rahmen, wird hier aufbewahrt; sie geben Zeugniß vor aller Welt von der rastlosen Thätigkeit dieses Strebens. Die Druckerei befindet sich in einem langen, breiten Saale zu ebener Erde, er ist hell und freundlich, drei Marmorsäulen theilen den Raum. Hier wird fast in allen Sprachen gedruckt, selbst das Chinesische hat seinen Setzer. Der Absatz der armenischen Bücher nimmt, wie versichert wurde, von Jahr zu Jahr zu, ein Beweis der steigenden Cultur dieses Volkes. Das physikalische Kabinet, zunächst zu Unterrichtszwecken bestimmt, hat durch verschiedene Schenkungen fortwährende Bereicherung erfahren.

Dieses stille, anspruchslose, gottgeweihte und gesegnete Schaffen der Mönche erregt mit Recht mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit und Theilnahme der wahrhaft gebildeten Welt. Ehrungsbücher, die aufliegen, nach Nationen und Namen alphabetisch geordnet, zeigen uns eine lange Reihe der berühmtesten Männer, die hier ihren Namen eingetragen haben. Fürsten aus dem Morgenland und Abendland, Gelehrte, Staatsmänner, Dichter haben dieses Buch zu einer der werthvollsten Autographensammlungen gemacht. Aus den letzten Jahren las ich die Namen von Gladstone und des Kronprinzen von Preußen. König Ludwig I. von Bayern schrieb hier folgende Zeilen nieder, welche ihm die Begeisterung des Augenblicks eingegeben hatte; wenn auch nicht formvollendet, sind sie doch der Ausdruck einer edlen Seele:

Frieden, wie ihn nicht die Welt ertheilet,
Wie allein nur Christus ihn verleiht,
Hier in diesen Klostermauern weilet,
Fühlen laßt's uns, daß der Ort geweiht.

Und auch er, dem längst er schon entschwunden,
Welchen stürmisch in die Welt es trieb,
Byron selber hat ihn hier empfunden,
Doch in seinem Herzen er nicht blieb.

Reizend sich die Rosen hoch erheben,
Und der Oleander prächtig blüht,
Von dem Meer, dem südlichen, umgeben,
Alles bringet Ruhe dem Gemüth.

Den Lagunen herrlich sich erheben
Sieht die weite Inselstadt der Blick,
Wie es keine gab und nie wird geben,
Sie doch unterlag auch dem Geschick.

Abgesondert von dem Weltgetöse
Zeigt sich in Venedig, wie es heut',
Die Vergänglichkeit der ird'schen Größe,
In dem Meere der Unendlichkeit.

In dem Anschaun müßig nicht versunken,
Einend Frömmigkeit mit Wissenschaft,
Sind entzündet von dem heil'gen Funken
Diese Mönche, stark in heil'ger Kraft. [1])

And'rer Völker Wissen zu verbreiten,
So wie das beseligende Wort,
Fern nach Asien, widmen hier mit Freuden
Sie ihr Leben, nützen rastlos fort.

Aus der stillen Insel immer sendet
Sich des Lichtes lebensvoller Strahl,
Ewig sich erneuend, der nie endet,
Welcher sieget, ewig, überall.

Einer der Mönche hat diese Verse in's Italienische übersetzt, die hier ungleich melodischer klingen. So heißt die letzte Strophe:

Da questa isola tranquilla
Spande ovunque il suo fulgor
La vivifica scintilla,
Che ognor vince e mai muor.

Auch die gegenwärtige Königin Margherita von Italien hat am 10. August 1883 ein Schreiben an die Patres ge-

---

1) Das Original hat hier einen Trochäus zu viel.

richtet. Es lautet: Dio, che sempre protegge lo spirito di charità unito al lume dell'intelligenza, ha protetto i Padri Armeni in questa ultima dolorosa vicenda.[1]) Ne sono grati al Signore tutti gli amici sinceri di questo pio istituto fra i quali prima si ferma: Margherita.[2])

Unbemerkt waren mir die Stunden vorübergegangen, der Abend kam und mahnte zur Heimfahrt. P. Carekian selbst wollte mich zur Gondel geleiten; wir gingen durch den Garten nach der Pforte zurück. Als ich ihm warm meinen Dank ausdrückte für die ungemein freundliche Aufnahme, die ich hier gefunden, brach er einen Zweig blühender Rosen und reichte ihn mir zum Abschied. —

Der Nebel war dichter geworden, früher als sonst brach die Nacht herein. Es war kalt und feucht auf der Riva, als ich ankam, kein Stern stand am Himmel, und die Gasflammen warfen nur ein trübes Licht über die Lagune hin. Der Marcusplatz war zwar belebt, wie an jedem Abend, aber es waren zumeist Soldaten und armes Volk, das sich hier erging. Ich aber fühlte ein großes Glück in mir und war von herzinniger Freude bewegt. Wieder hatte ich ja erfahren, welch' eine ursprüngliche, wunderbare, übernatürliche und darum unversiegbare Lebenskraft unserer heiligen Kirche inne wohnt, hatte mit meinen Augen gesehen, wie sie Leben schafft mitten unter Ruinen, die ewig Unvergängliche in der Vergänglichkeit. Da mußte ich an das Wort Macaulay's denken: „Es gibt außer der Kirche keine zweite Institution in Europa, die uns zu den Zeiten zurückführte, da der Rauch der Opfer aus dem Pantheon aufstieg, und Giraffen und

1) Es war eine Feuersbrunst ausgebrochen.

2) Gott, welcher immer den Geist der Liebe mit Einsicht verbunden unter seinen Schutz nimmt, hat die Väter bei diesem neuerlichen schmerzlichen Ereignisse beschützt. Alle aufrichtigen Freunde dieses frommen Institutes sind deßwegen dem Herrn dankbar, unter ihnen vor Allem: Margherita.

Tiger im Amphitheater sprangen. . . Die Republik Venedig, welche in Bezug auf das Alter ihres Ursprunges zunächst nach dem Papstthum kommt, war im Vergleich zu ihm modern. Die Republik von Venedig besteht nicht mehr, und das Papstthum besteht. . . Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsündfluthlichen Königen gebaut sei, und allein von allen menschlichen Werken die Wucht der Fluthen getragen habe. Das ist das Schicksal des Papstthums. Es war unter der großen Ueberschwemmung begraben worden; aber seine tiefen Grundlagen waren unerschüttert geblieben, und als die Fluth abgelaufen, erschien es allein unter den Trümmern einer vergangenen Welt wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der große Rath von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel waren dahin. Aber die unveränderliche Römische Kirche war wieder da."

Platen hat Elegien gedichtet auf die öde gewordene Lagunenstadt; die Katholiken dagegen singen Dankeshymnen ihrem Erlöser, der seiner Kirche ewige Dauer gegeben, und werden sie singen auch dann noch, wenn die stolzen Weltstädte der Gegenwart einst verödet sind und Trümmerhaufen geworden ebenso wie Aquileja, Altinum und Venedig.

H.

XL.

Aus Oesterreich.

Nationalismus und Conservatismus in Cisleithanien.

Wer nicht in Oesterreich lebt und von dem, was sich bei uns ereignet, nur durch die Zeitungen erfährt, wird sich die seltsamsten Vorstellungen von unsern Verhältnissen und Zuständen machen. Aus jeder Zeile eines liberalen Journales tönt ihm die Klage über den Druck der Reaktion, unter welcher die cisleithanische Hälfte der Monarchie schmachte, entgegen. Die conservative Journalistik zettert über den faktiösen Geist der Opposition, über den Abfall von Gott und seiner heiligen Kirche und — was die Hauptsache scheint — über das geringe Verständniß der Liberalen für die vor Gott und den Menschen zu Recht bestehende Hegemonie der Czechen. Man ist auf beiden Seiten in eine schärfere Tonart gefallen und findet es meist nicht mehr der Mühe werth, die hin und zurückfliegenden Vorwürfe anständig einzukleiden, vielmehr erscheinen diese vor der Oeffentlichkeit so wie die politische Leidenschaft sie geschaffen, das heißt wenig präsentabel.

Sonderbarer Weise ist an der Reaktion, über welche der Liberalismus klagt, nichts Reaktionäres, an den conservativen Principien, welche die Majorität zu vertheidigen vorgibt, nichts Conservatives. Die Eine Seite des Hauses streitet, unter dem Vorwande für die altehrwürdige österreichische Monarchie zu kämpfen, für den böhmischen Löwen, die andere,

unter dem Vorgeben Freiheit und angebornes Menschenrecht zu schützen, für deutsche Partikularinteressen. Und die Regierung begnügt sich, bald nach rechts bald nach links drehend, beiden Parteien den Wind abzugewinnen und ohne schwere Schädigung die See zu halten. Daß es kein erbauliches Schauspiel sei, welches Regierung und Vertretungskörper in Oesterreich bieten, wird wohl allgemein zugegeben werden müssen; denn die große Unwahrheit und Täuschung, in der sich hier Alles bewegt, hat etwas unsäglich Beschämendes und steht jedem ernsten Heilversuche unüberwindlich entgegen.

Die liberalen Parteien täuschen sich und Andere, wenn sie von einer rückschreitenden Bewegung sprechen und über die Gegenwart als eine den Klerus, die Kirchenmacht, alte Vorurtheile und die Rückkehr zur Vergangenheit begünstigende Aera klagen. Die an Zahl geringe Fraktion Deutschconservativer hat weit mehr Grund zur Beschwerde, daß kein Einziges ihrer Postulate bisher Berücksichtigung fand. Eine sonderbare Aera des Rückschrittes, die alle Errungenschaften der liberalen Aera unangetastet läßt und jeden Sturm auf die liberale Position abschlägt! Wir wissen nicht, ob die aktuelle Regierung von den Liberalen im Ernste als eine conservative oder wohl gar reaktionäre betrachtet wird, oder ob diese Herren nur ihren gnädigen Scherz mit der Bevölkerung treiben. Wäre es ihnen mit der Tarirung der leitenden Persönlichkeiten Ernst, so würde sich diese Annahme nur aus einer unfreiwilligen Verwechslung erklären lassen. Das Ministerium Taaffe scheint fest entschlossen, den Liberalismus bei seinem gegenwärtigen Besitzstande zu schützen und nicht zu dulden, daß ihm eine einzige Position entrissen werde. Aber er soll sich auf die deutsch-österreichischen Kronländer beschränken. Wenn sich die Liberalen entschließen könnten, die Deutschen in Böhmen preiszugeben und der Regierung in ihrer Behandlung der czechischen und polnischen Angelegenheiten kein Hinderniß entgegenzusetzen, das Ministerium würde ihnen die reindeutschen Kronländer, und vielleicht auch die mit slavischer

Bevölkerung durchsetzten, zur beliebigen Bewirthschaftung überlassen.

Der Liberalismus hat diese Bereitwilligkeit der Regierung bisher entweder noch nicht richtig erkannt oder den Ausgleich als seiner unwürdig verworfen. Insofern nun die Regierung als Schutzherrin von Czechen und Polen auftritt und die Liberalen bei ihrem Einbruch in Böhmen bekämpft, erscheint sie der liberalen Partei als Gegnerin. Sie ist aber keine principielle Gegnerin, welche sich den Grundsätzen des Liberalismus widersetzt, sondern nur beziehungsweise feindlich gesinnt. Es ist nicht der czechische Conservatismus, den das Ministerium unter seinen Schutz gestellt hat, sondern die Gesammtheit des czechischen Sonderwesens, ob nun in demselben conservative oder liberale Ideen vorherrschten.

Allerdings ist es richtig, daß sich der Nationalismus nicht ohne eine Zuthat conservativer Grundsätze behaupten läßt, daß namentlich kleine Nationalitäten sich ihrer Gegner nur auf Grundlage erhaltender Ideen erwehren können. Der ganze historische Einschlag, welchen die Czechen ihrem politischen Gewebe zu geben vermögen, ist conservativen Gehaltes. Sobald der Premierminister als Anwalt der czechischen Nationalität aufzutreten entschlossen war, mußte er den conservativen Faden, der das nationelle Gewirke durchzieht, mit in den Kauf nehmen. Wer wollte aber den Grafen Taaffe darum, daß er die Dinge nahm, wie sie lagen und genommen werden mußten, conservativer Ueberzeugungen beschuldigen? Was kann der Minister dafür, daß sich Fleisch und Knochen nicht ausscheiden lassen und ersteres sammt der Zuwage hingenommen werden muß?

Wie und wann hätte aber das Ministerium sonst noch gegründeten Verdacht des Conservatismus erregt? Vielleicht durch das Anziehen der Steuerschraube? Darauf verstehen sich aber liberale Staatsmänner mindestens ebensogut als conservative. Oder durch Einbringung der famosen Schulnovelle? Diese aber für ein conservatives Zugeständniß zu

halten, dazu gehörte großer Unverstand oder noch größere Heuchelei. Das Ministerium wußte recht gut, was es that, als es die Initiative dem Herrenhause zuschob, in welchem Freiherr von Conrad gewiß seyn konnte gefällige Abnehmer zu finden. Warum erhob sich denn kein czechischer Pair als Fachmann gegen dieses Spiel? Saß nicht ein und der andere Fachmann unter den Reichsräthen? Freiherr von Conrad durfte die Ueberzeugung hegen, daß die Parteidisciplin den Sieg über jede Ueberzeugung erringen werde. Die Novelle wurde im Herren= und Abgeordnetenhause mit Hilfe der Czechen angenommen, und Freiherr von Conrad behauptete sich mit derselben Hilfe so lange im Besitze seines Portefeuilles, bis ihm der Anfall einer Erbschaft den Rücktritt vom Amte versüßte. Wie hartnäckig sich die Linke im Reichsrathe auch gegen die Novelle stemmte, diese Hartnäckigkeit konnte ihr nicht Ernst seyn. Die Zustände der Neuschule waren so unhaltbar, daß irgendein Scheinmanöver zu ihren Gunsten in's Werk gesetzt werden mußte, und das Manöver des Freiherrn von Conrad war so durchsichtig und sein Zweck so leicht zu errathen, daß die Liberalen ihren Verstand ganz vergeblich zu verleugnen suchten. Sie mußten es im Herzen dem Unterrichtsminister Dank wissen, daß er sie so leichten Kaufes aus einer Verlegenheit gezogen und von dem Alp der Schulfeindlichkeit befreit hatte. Das Ministerium hatte der liberalen Partei mit dem Beistand von Czechen und Polen einen wesentlichen Dienst geleistet, und es ist schwarzer Undank, wenn man dieselben Liberalen heute noch die Volksschulnovelle als eine reaktionäre Maßregel bitterlich beklagen hört.

Die Schulnovelle war es also nicht, in der sich die reaktionären Gelüste der Regierung manifestirten. Vielleicht arbeitete aber das Ministerium mit desto mehr Hochdruck an den Wahlen? Vielleicht trat sie dem Liberalismus auf diesem Felde entgegen? Wir zweifeln in der That keinen Augenblick, daß sie in Böhmen und Mähren, soweit es ohne offene Verletzung der Legalität geschehen konnte, das slavische, in

Galizien das polnische Element begünstigte. Aber wir wissen auch, daß die Bureaukratie in den deutschen Kronländern mit aller Entschiedenheit für die liberalen Candidaten eintrat und die Wahl eines Conservativen, so viel an ihr war, hinderte. Das war in Tyrol der Fall, namentlich in der Landeshauptstadt, in Steyermark, und zwar in Aufsehen erregender Art wieder in Graz, und an anderen Orten.

Dieser unleugbaren und ganz notorischen Thatsache gegenüber wäre es doch mehr als abenteuerlich, das Ministerium reaktionärer Wahlmanöver zu beschuldigen. Die Regierung zeigte im Gegentheile durch ihr Verhalten bei dieser Gelegenheit ihre Geneigtheit, der liberalen Partei hinüberzulassen, was sie ihr nur immer ohne Besorgniß vor schlimmen Auftritten abtreten konnte. Wenn Tyrol in liberale Hände fiele, Graf Taaffe hätte sicher nichts dagegen; es müßte denn nur von ganz anderer Seite her dagegen Einsprache erhoben werden.

Oder zeigt das Gesammtministerium auf dem Gebiete der Volkserziehung Rückschrittstendenzen? Als der russische Maler Wereschagin seinen scandalösen Bildercyklus zur Ausstellung brachte und alle anständigen Leute Wiens daran Anstoß nahmen, als selbst der Cardinal-Fürsterzbischof es für seine Pflicht hielt gegen diesen Unfug einzuschreiten, da erklärte sich die Regierung machtlos dem Scandal ein Ziel zu setzen. Handelte das Ministerium so im Interesse der Conservativen oder des Liberalismus? Richtiger ausgedrückt fand die Regierung eben kein Mittel der Abhülfe, das den Liberalen gefallen hätte; im Grunde seines Herzens regte sich bei dem Minister auch keine sittliche Entrüstung, und Komödie zu spielen hielt der Staatsmann für seiner unwürdig.

Oder rechtfertigt vielleicht der jüngste Doppelzug in Unterrichtsangelegenheiten den liberalen Argwohn? Der Unterrichtsminister Gautsch — wir wollen dem Urgrund seines Vorgehens nicht nachforschen, sondern uns an die Thatsachen halten — faßte den löblichen Entschluß, die Purifikation der

Schülerbibliotheken, die schon von seinen Vorgängern Stremayer und Conrad beabsichtigt war, definitiv durchzuführen, und die von ihm zu dem Ende ergriffenen Maßregeln lieferten den Beweis, daß es ihm mit seinem Vorhaben Ernst war. Ein eigener Ministerialerlaß forderte in dürren Worten zur Beseitigung aller für die Jugend gefährlichen Bücher auf. Diesem Erlaß auf dem Fuße folgte ein anderer Ministerialerlaß, dießmal aus dem Bureau des Ministers der inneren Angelegenheiten, mittelst dessen in noch dürreren Worten die Aufnahme des Werkes: „Die österreichische Monarchie in Wort und Bild" in die Schüler- und Lehrerbibliotheken geradezu anbefohlen wurde.

In diesem Werke findet sich aber vieles vor, was der Volksjugend falsche Begriffe und Ideen beibringen kann. Die Politik der katholischen Habsburger aus der Zeit der Reformation wird in eben so oberflächlicher als unbescheidener Weise offen getadelt, während jede antichristliche Maßregel sich des Beifalles des oder der Autoren zu erfreuen hat. Unter diesen Autoren befinden sich aber Namen von seltsamem Klang, der an die trübsten Zeiten des Kaiserstaates erinnert, und es bleibt immer traurig, wenn die österreichische Jugend dießseits der Leitha sich z. B. an den Belehrungen eines Franz Pulszky erbauen soll. Dieser, sowie manch anderer Autorname, ist uns schon bei Gelegenheiten aufgestoßen, welche den österreichischen Patriotismus in höchst merkwürdiger Beleuchtung erscheinen lassen. Und dieses Buch mit seinen seltsamen historischen Urtheilen und interessanten Mitarbeitern soll seinen Platz nicht nur in der Büchersammlung für Lehrer, sondern auch in den Schülerbibliotheken finden, da es doch, wenn hier schon vorhanden, in Folge des Ministerialerlasses des Herrn von Gautsch unfehlbar aus der Schülerbibliothek entfernt werden müßte. Das angezogene Werk drückt die historische Anschauung unserer fortgeschrittensten Abgeordneten mit seltener Präcision aus. Wenn aber der Ministerpräsident die geschichtliche Ueberzeugung der Liberalen zu verbreiten sich

angelegen seyn läßt und ihren Lehren Eingang in die Volksschule verschafft, so ist es doch wohl eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, gerade diesen Staatsmann reaktionärer Gesinnung zu verdächtigen?

Von wahrhaft conservativer Seite ist ein solcher Verdacht nie ausgesprochen worden, und nur Czechen und Polen stellten sich so, als ob sie an die conservativen Gesinnungen des Ministerpräsidenten glaubten. Er hat es auch um sie verdient. Denn ihnen gegenüber legte er allerdings eine Art Conservatismus an den Tag. Aber alle im czechischen Interesse unternommenen Schritte der Regierung als conservative Thaten zu verschreien, geht eben nicht an. Die Czechen und Polen haben dieselbe anerkannt, aber nicht die Deutschconservativen. Jene haben sich denn auch wiederholt für das Ministerium Taaffe eingesetzt, wiederholt Beschlüsse gefaßt, aus welchen die Nothwendigkeit der Erhaltung dieser Regierung für die betreffenden Nationalitäten hervorleuchtet; sie haben es zu keiner Zeit an der nöthigen Unterstützung dieser Regierung nach ihrem Herzen fehlen lassen und wir machen ihnen keinen Vorwurf daraus, da sie nur gethan, was jede andere Partei an ihrer Stelle thun würde.

Werfen wir einen Blick auf die jüngste Vergangenheit, so zeigt uns diese, wie Czechen und Polen mit Unterstützung der deutsch-conservativen Elemente Vieles und für ihre nationale Existenz Wichtiges erlangt haben, während die Wünsche und Hoffnungen ihrer deutsch-conservativen Freunde unberücksichtigt und unerfüllt blieben. Den letzteren wurde nur ein voll gerütteltes Maß jenes Odiums zu Theil, welches die mit ihrer Zustimmung zu Stande gekommene Steuererhöhung erregte.

Von überwiegender Bedeutung war aber die Bundesgenossenschaft der conservativen Deutschösterreicher für die slavischen Nationalitäten Cisleithaniens dadurch, daß sie die Opposition verhinderte, sich als Repräsentantin des gesammten Deutschthums der Monarchie aufzuspielen und die Slaven als Feinde des deutschen Mannes zu ächten. Als Gegen-

leistung hätten diese Deutschen doch erwarten dürfen, daß sie bei Czechen und Polen die nöthige Unterstützung in solchen Dingen fänden, welche mit der Politik im engern Sinn wenig zu thun haben und mehr die idealen Lebenskreise berühren, wie bei dem Bestreben nach Abänderung der Schul- und kirchenpolitischen Gesetzen. Die conservativen Deutschösterreicher mußten aber die traurige Erfahrung machen, daß eine Hand nicht immer die andere wäscht und daß es Manchen bequemer scheint, beständig zu empfangen und niemals zu geben.

Die Nationalen lebten sich immer mehr in den Gedanken ein, die Regierungspartei zu bilden. Daher die Leisetreterei, wenn die Wünsche ihrer Bundesgenossen formulirt werden sollten; daher die ängstliche Scheu, die Dinge mit dem rechten Namen zu nennen; daher das Bestreben, das Principielle stets der Zweckmäßigkeit unterzuordnen, um nur ja bei den Regierungsmännern keinen Anstoß zu erregen und sich die Thüren der Gewaltigen offen zu halten, daher auch die kühne Bezeichnung von Rebellion und Auflehnung für jeden Versuch der eigenen Freunde, an dem großen Gastmahle der Nationalen theilzunehmen; daher der abenteuerliche Ausspruch, daß Oesterreich nur einen Conservatismus aus zweiter Hand, das heißt, einen in czechisch-polnischem Zuschnitt brauchen und ertragen könne; daher endlich die sittliche Entrüstung über den frevelhaften Gedanken, die nationalen durch politische Parteien ersetzen zu wollen.

Die Folgen dieser Stellungnahme treten nun allmählich an das Licht. Wir sagen nichts Neues, wenn wir vom katholischen Priester Universalität fordern; wenn wir wünschen, daß ihm der Mensch Alles gelte, die nationale Besonderheit erst in zweiter Linie komme; wenn wir seine Aufgabe höher stellen, als die des Laienpolitikers; wenn wir von keinem czechischen, polnischen, aber auch keinem deutschen Klerus in dem Sinne wissen wollen, als ob der Geistliche irgend eine Landsmannschaft der andern voranstellen, sie bevorzugen und besser behandeln dürfte, als die andere. Wer war dem barmherzigen Samariter

der Nächste? Nicht der Landsmann, nichteinmal der Glaubensgenosse, sondern der verhaßte Jude, weil ihn die Noth dazu gemacht hatte.

Schon zu Lebzeiten des Cardinals Fürsten Schwarzenberg nahm die nationale Leidenschaft in Mitte des czechischen Klerus bedenkliche Dimensionen an, und wir müssen es dem sonst national gesinnten Kirchenfürsten zur Ehre nachsagen, daß er für die geistliche Agitation nur die entschiedenste Mißbilligung hatte. Wir erinnern nur daran, mit welch ernsten und strafenden Worten er die renitenten Seminaristen zurechtwies, und wie er das Erhabenste, das die Welt kennt, nicht zum nationalen Zankapfel erniedrigt sehen wollte. Die nationale Leidenschaftlichkeit bemächtigt sich indeß immer mehr des czechischen Klerus, während die deutsch-böhmische Bevölkerung — wir wollen das nicht läugnen — mit jedem Tag tiefer in den Strudel der nationalen Kämpfe, des Hasses und der Verachtung der undeutschen Elemente hineingezogen wurde. Man hätte die Zumuthungen der Liberalen, daß die deutsche Geistlichkeit auch im politischen Leben die Partei ihrer Landsleute nehmen sollte, mit gerechter Entrüstung zurückweisen dürfen, wenn der czechische Klerus nicht der nationalen Agitation verfallen gewesen wäre. Was nützte den deutschen Priestern die Berufung auf ihre kosmopolitische Aufgabe, auf ihren Amts- und Lebenszweck, dem Himmel Bürger zu werben? Man hielt ihnen die nationale Agitation ihrer Amtsbrüder slavischer Abstammung in Böhmen entgegen und berief sich auf den Grundsatz, daß dem Einen billig seyn sollte, was dem Andern recht wäre.

Das Eintreten des czechischen Klerus für nationale Ziele bot dem deutsch-böhmischen Liberalismus die willkommene Handhabe, Minengänge zu graben und den Angriff gegen die katholische Kirche zu richten. Es fiel nicht schwer, verfügbare Werkzeuge aufzutreiben, die bei einigermaßen geschicktem Vorgehen leicht bewegliche Menschen zum Abfall von der Mutterkirche verleiten mochten.

Der Name „Nittel" ist bekannt. Er war sofort bereit, die altkatholische Propaganda im nördlichen Böhmen zu leiten, und es gelang ihm mit Unterstützung liberaler Politiker thatsächlich religiöse Begriffsverwirrung zu säen und im Trüben zu fischen. Das hätte aber ohne die Mißgriffe der nationalen Kleriker kaum ins Werk gesetzt werden können. In Westösterreich läuft der gewissenhafte und patriotische Politiker Gefahr, das Loos jenes Gerechten zu theilen, „der mit verbundenem Kopfe herumzugehen pflegt, weil er von allen Seiten unbarmherzig geschlagen wird." Die Begehrlichkeit, wenn nicht Unverträglichkeit der Völker slavischer Zunge, ihre Selbstüberhebung und Mißachtung der culturellen Leistungen des deutschen Volkes stoßen hier ab, während uns dort die beispiellose Rohheit und Taktlosigkeit des „deutschen Clubs" nicht anzuziehen vermag.

Was wollen die Männer der „schärferen Tonart?" Ein Kleinösterreich, um sich die Herrschaft in diesem Diminutivösterreich verschaffen zu können. Dieselben Leute, welche den Vorwurf der Reichszerstörung wider die Slaven stets auf den Lippen haben, dieselben Männer, die mit so hitzigem Odem gegen den idealen Föderalismus eifern, sind, wo es ihrer Herrschaft zu nützen verspricht, bereit, den praktischen Föderalismus durch Ausscheidung von Galizien und Dalmatien aus dem cisleithanischen Länderverbande zu fördern. Dabei und dazu fanden sie aber noch die Unterstützung des conservativen Oesterreicherthums, als ob die Verschleuderung ganzer großer Provinzen zu den Berufsarbeiten des conservativen Politikers zähle.

Um aber das Maß der politischen Schmach voll zu machen, muthen diese geistvollen und patriotischen Politiker dem auswärtigen Amte noch eine Art Resignation und Abdankung zu Gunsten des deutschen Reiches und seines großen Kanzlers zu. Als Fürst Bismarck die civilisirte Welt durch seine Brandrede wider die Polen schaudern machte, und auf die Gewaltmittel zurückgriff, die man mit den heidnischen

Cäsaren Roms für eingesargt hielt; als selbst die liberale Tagespresse, die gewohnt war, dem deutschen Reichskanzler zu sekundiren und Alles für gut zu halten, was er vorkehrte, in einen Schrei der Entrüstung ausbrach: da blieb es den Männern der schärfern Tonart vorbehalten, auch diesen Schritt des Kanzlers mit Beifallsgejohle zu begleiten und eine Resolution zu fassen, in der ihm die Anerkennung und das Lob der österreichischen Patrioten für diese Großthat ausgesprochen wurde. Ob sie nicht bemerkt hatten, daß sich ein' und die andere Kugel während des hitzigen Gefechts im deutschen Reichstag auf österreichischen Boden verloren hatte und Erde und Sand dermaßen aufwühlte, daß unsere eigenen Staatsleiter von oben bis unten damit bedeckt wurden, wollen wir nicht entscheiden. Jedenfalls benahmen sie sich so, als ob Fürst Bismarck in Berlin nur das Lob unserer Staatsmänner gesungen habe.

Wie sich diese neueste Zorneswallung der „Deutschesten" in Oesterreich mit jener Ausnahmestellung vertragen sollte, welche die Männer der schärferen Tonart Galizien einzuräumen bereit sind, vermögen wir schlichte Menschen, die unter dem Gebote der alten ehrlichen Logik stehen, nicht zu enträthseln. Klarheit darüber dürfte nur eine vom Abgeordneten Pernersdorfer in Graz gehaltene Rede verbreiten, in welcher dieser Politiker erklärte, daß, den Gegner todt zu ärgern, letztes Ziel der Parteibestrebungen des „deutschen Clubs" sei.

Die Regierung stellte sich — und wir achten ihre Gründe — als ob die Auslassungen des deutschen Reichskanzlers über die Polen sie gar nicht kümmere, und die Majorität im Reichsrathe glaubte sich zur gleichen Haltung verbunden, was nur die Meinung, daß zwischen den Czechen und dem Ministerium eine Art Solidarität vorhanden sei, zu bestärken geeignet schien.

Ein Zustand gegenseitiger Gereiztheit ließ sich seit Wiederbeginn der Sitzungen des Reichsrathes nicht verkennen. Um so mehr mußte jede Principienfrage, wenn eine solche

angeregt wurde, auf leidenschaftliche Behandlung rechnen und als eine derartige Frage wurde Scharschmids Entwurf zu einer Lösung des Sprachenstreits aufgefaßt. Daß der erwähnte Antrag verbesserungsbedürftig sei, wird von dem Antragsteller gern zugegeben werden, sobald nur auch die Verbesserungsfähigkeit von gegnerischer Seite anerkannt wird. Um das scheint es sich aber nicht zu handeln. Die Czechen sind vielmehr der Ansicht, daß die Zeit zur Codificirung gesetzlicher Bestimmungen in Bezug auf die Sprache noch immer nicht gekommen sei. Sie geben zu bedenken, ob es nicht besser wäre, ruhigere Tage abzuwarten, einen Moment, da sich die nationalen Leidenschaften beruhigt haben würden, vergessen aber dabei, daß der Mangel an Regelung der Sprachenfrage gerade die Verlängerung der Unruhe und Unsicherheit im Unterricht und Verkehr zur Folge haben müsse. Es scheint, daß die einsichtsvollen Führer, welche mindestens die schließliche Lösung der Sprachenfrage als eine politische Nothwendigkeit anerkennen, es bei der Leidenschaft ihrer Connationalen nicht wagen, ihre Ueberzeugung in Thaten zu übertragen. Man gibt also im Principe zu, was man sich im Detail auszuführen weigert.

Unter diesen Umständen mußte der liberale Antrag, von dem indeß Niemand behaupten wird, daß er auf eine Vergewaltigung der czechischen Nationalität hinauslief, auf hartnäckigen Widerstand stoßen. Die Czechen erhoben sich dagegen mit stürmischer Entrüstung, welcher ein jungczechischer Abgeordneter in dem geflügelten Worte, daß die Deutschen in cultureller Beziehung nicht würdig wären, den Czechen die Schuhriemen zu lösen, Ausdruck verlieh. Die Deutschconservativen stimmten mit Lienbacher geradezu für den Antrag, oder sie enthielten sich der Abstimmung. Den Antrag sogleich zu den Todten zu werfen, mißlang den national Gesinnten. Die parlamentarische Behandlung des Sprachenantrages lehrte mindestens so viel, daß die conservativ und kirchlich gesinnten Deutschösterreicher nicht länger gewillt sind, sich den Czechen

unter jeder Bedingung unterzuordnen, und daß sie instinktiv fühlen, wie die Erfolge der Nationalen den Höhepunkt bereits überschritten haben und in Folge ihrer fehlerhaften Politik im Sinken begriffen seien.

In anderem Licht erscheint der liberale Antrag auf Errichtung eines Wahlgerichtshofes. Wenn es den Liberalen nicht darum zu thun wäre, ihre Niederlage bezüglich der oberösterreichischen Mandate zu rächen, und wenn ihnen die Entscheidung des Reichsgerichts in derselben Angelegenheit nicht die Zuversicht eingeflößt hätte, daß ein eigenes Forum für Wahlangelegenheiten auch in Zukunft in liberalem Sinne entscheiden werde, wir wüßten nicht, wie jene Partei, die sich vorzugsweise die „verfassungstreue" nennt, eine Neuschöpfung in ihren besonderen Schutz nehmen sollte, welche in Verbindung mit anderen Organisationen analoger Art, die Machtsphären der Legislativen nicht nur nicht zu erweitern, sondern vielmehr wesentlich einzuschränken geeignet scheint.

In der That liegt die Frage so, ob der Constitutionalismus in Oesterreich einer besonderen Kaste ausgeliefert werden oder das Eigenthum der Gesammtheit aller Staatsbürger bleiben solle? Ist es wahr, daß die Funktion der Staatsmaschine durch jede Art von Repräsentativsystem erschwert wird, so wird man sich vor jeder weiteren Vermehrung der Reibungspunkte um so sorgfältiger hüten müssen, als endlich ein Moment eintreten könnte, welchen zu überwinden die Maschine außer Stande wäre. Der Monarch kann im constitutionellen Staate nicht zur Verantwortung gezogen werden, wohl aber die Regierung. Wie will man es aber anfangen, Minister zur Rechenschaft zu ziehen, denen man vorher die Administration bis zur Unmöglichkeit erschwert hat. Was will man denn von der Regierung noch Anderes, als daß sie sich vor den Vertretungskörpern rechtfertige? Man stelle ihr noch zwei, drei, vier Gerichtshöfe gegenüber, creire etwa zum Ueberfluß noch eine Sternkammer und wundere sich dann, wenn sich kein redlicher Mann für ein Minister-

portefeuille findet, oder der Gefundene sich lachend über Herren- und Abgeordnetenhaus und alle Gerichtshöfe hinaussetzt. Wir haben das Glück einen Verwaltungsgerichtshof, ein Staats- und Reichsgericht zu besitzen, und diese Collegien funktioniren lange genug, um ein Urtheil über ihr Wirken zu ermöglichen. Wir haben über die rechtliche Seite kein Wort zu sagen und bekennen gern, daß sich die verschiedenen Gerichtshöfe stets vom Geiste unanfechtbarer Gerechtigkeit haben leiten lassen. Wenn es aber nur mit dem Rechtsmomente abgethan wäre! Das ist aber so wenig der Fall, daß während der Partei ihr Recht wird, dieses Recht als Unrecht auf Tausende, die nicht Partei sind, drücken kann.

Sehen wir uns die Sache näher an. Der Gerichtshof hat nicht zu verwalten, sondern zu urtheilen, sein Urtheil bezieht sich auf einen besonderen Fall. Er hat sich nur um diesen und um keine logische Folgerung, die aus dem Urtheile gezogen werden könnte, zu kümmern. Ob die Regierung durch den Gerichtsspruch an Autorität einbüßt, ob sie sich für ähnliche Fälle die Hände gebunden fühlt, ob sie bei dem Verdikt des Gerichtshofes überhaupt weiter zu kommen vermag, das geht die Richter nichts an. Nun will der Verwaltungsgerichtshof, daß Grund- und Realitätenbesitzer, sobald sie nicht an dem fraglichen Orte domiciliren, auch vom Beitrag zu den Cultusausgaben enthoben sind. Eine Entschließung, die in einem besonderen Falle ohne bedenkliche Folgen bleiben mag, aber als Präcedens erfaßt und allgemein zur Anwendung gebracht von den unheilvollsten Wirkungen begleitet seyn müßte.

Die Regierung hilft sich, wie sie eben kann, und unterläßt es, die natürlichen Schlüsse zu ziehen, das heißt, sie erkennt die Giltigkeit des Urtheilsspruches für den fraglichen Fall an, hütet sich aber die Wirkung über das Besondere hinaus auf das Allgemeine auszudehnen. In X werden also die anderswo domicilirenden Besitzer nicht zum Cultusetat herangezogen, in Y, Z und zehntausend anderen Gemeinden aber ja. Die Regierung hilft sich damit und kann

nichts Besseres thun. Uns will es aber scheinen, daß der richterliche Ausspruch zu Gunsten der abwesenden Besitzer am besten gar nicht erfolgt wäre.

Das Reichsgericht hob die Regierungsentscheidung, mittelst welcher der Warnsdorfer „Altkatholiken"-Verein als politischer Verein erklärt wurde, geradezu auf. Man merke wohl: nicht das Haus der Abgeordneten und nicht das Herrenhaus hatte mit der Regierungsentscheidung zu thun, sondern eine dritte Körperschaft beschäftigte sich auf Veranlassung der Partei mit diesem Gegenstande. Die Regierung wurde durch die gerichtliche Entscheidung in eine schiefe Stellung gedrängt, sie erschien vor dem gerichtlichen Forum als beklagte Partei und verlor den Proceß. Eine Regierung, welche in solchen Rechtshändeln unterliegt, gewinnt sicher nicht an politischem Ansehen und macht ebensowenig moralische Eroberungen. Das gilt aber von jedweder Regierung, mag sie liberal oder conservativ, monarchisch oder republikanisch seyn. Ist die Regierung klug, so wird sie sich hüten, irgend einen Verein für politisch zu erklären und sich einer zweiten Niederlage auszusetzen.

Man dachte vielleicht den „deutschen Schulverein" unter die politischen Vereine einzureihen und man hätte, unseres Dafürhaltens, damit ebenso Recht gehabt, als rücksichtlich des Altkatholikenvereins. Der Reichsgerichtshof band aber der Regierung durch sein Urtheil die Hände. Ohne Zweifel fehlte es an juristischen Beweisen für den politischen Charakter des Altkatholikenvereins; aber es mangelt nicht an hundert nichtjuristischen Merkmalen sowohl für den politischen Charakter des Altkatholiken-, als auch des deutschen Schulvereins. Die Wirkung des gerichtlichen Ausspruches ließ nicht lange auf sich warten, und man konnte schon nach wenigen Tagen in den Preßorganen des Liberalismus die Andeutung finden, daß sich nun die Regierung die Lust vergehen lassen werde, den deutschen Schulverein für einen politischen zu erklären. Die liberale Parteipresse hatte damit Recht, denn das Mini-

sterium konnte es thatsächlich nicht auf die Wiederholung einer Niederlage vor dem Reichsgericht ankommen lassen. Der Wahrspruch dieses Gerichtes enthielt eine Versicherungs-police für den deutschen Schulverein und alle jene Vereine, welche nicht die juridischen Merkmale politischen Charakters an der Stirne tragen.

Die liberale Partei zeigt sich bestrebt, die außerordentlichen Gerichtshöfe in's Unendliche zu vermehren. Heißt das aber nicht das Staatsleben allmählig der Jurisprudenz ausliefern? Wenn die Entscheidung juridischer Fachmänner in allen streitigen Fällen innerhalb des Staatslebens angerufen wird, wenn man nur die Rechtskundigen befähigt glaubt, allen Dingen auf den Grund zu sehen, läge da der Gedanke nicht nahe, an die Stelle der Vertretungskörper Gerichtshöfe zu setzen, welche alle Dinge im Staate nach gesetzlichen Normen zu schlichten berufen wären? Heißt das nicht einem besonderen Stande die Präponderanz zuerkennen und dem Gewichte, das er ohne dieß in den Parlamenten, Landtagen und Volksversammlungen hat, noch ein Plus hinzu fügen, das ihn mit jener Macht bekleidet, die sonst zwischen allen Ständen getheilt war.

Als verhängnißvoll müssen wir es ferner bezeichnen, daß das Urtheil über die Klage des Altkatholikenvereines unter dem Vorsitze des Exministers Dr. Unger, eines Rechtsgelehrten zu Stande kam, der von Geburt aus Jude, später zum Protestantismus überging und wohl selbst fühlen mußte, daß er auf einem das religiöse Gebiet streifenden Felde kaum mit ebenso sicherer Hand operiren mochte, als auf hundert anderen Rechtsgebieten.

Mit der Erweiterung der Kluft zwischen den politischen Parteien geht nun auf der rechten Seite der Vertretung die Auseinandersetzung der nationalen Elemente unaufhaltsam vorwärts. Die Deutschconservativen stehen vor dem Scheideweg oder haben ihn bereits überschritten. Unter Anderm erscheint die Art, wie sich das Standesorgan des österreichischen

Klerus kürzlich über die Sprachenfrage geäußert hat, als ein sehr bedeutsames Symptom: „Wir wissen von keinem Gesetze und öffentlichen Akte, welcher dem deutschen Idiom einen Vorzug vor den anderen Landessprachen ausdrücklich zuerkannt hätte; aber die Hegemonie der deutschen Zunge bestand deßungeachtet zu allen Zeiten, seit jeher historisch bezeugt und erwiesen, fort. Diese Hegemonie war eine Nothwendigkeit und hat nie aufgehört eine solche zu seyn. Ein Gesetz, das sich gegen diese Nothwendigkeit kehren wollte, müßte an ihr zerschellen, und ein Machtbefehl zur capitis deminutio der deutschen Sprache dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen. Thatsachen lassen sich weder umstürzen noch auf den Kopf stellen, und es gibt keine Macht auf der Welt, die an dem Gange der Geschichte zu rühren vermöchte."

Man hat Gott danken zu sollen geglaubt, weil er Oesterreich vor der Gefahr einer „conservativen Partei" bewahrt habe. Vielleicht bewahrt er dasselbe nicht immer vor dem besagten Unglück. Die Wege der Vorsehung sind eben wunderbar und unerforschlich.

XLI.

Die Verhältnisse in Bosnien-Herzegowina, die religiösen und confessionellen insbesondere.

III. (Schluß.)

Wir können von Herrn von Kallay nicht verlangen, daß er für eine der in Bosnien-Herzegowina bestehenden Con-

fessionen ein Herz haben solle; der Hr. Reichsfinanzminister gehört der reformirten Kirche an und diese hat in Bosnien keine Glaubensverwandten. Desto entschiedener aber können wir an ihn die Forderung stellen, daß er als Staatsmann gegen die drei ihm gleich entfernten Glaubensbekenntnisse der bosnischen Bevölkerung jene Unparteilichkeit und „Objektivität" beobachte, welche ihm nach seiner eigenen Aussage als oberstem Leiter der Geschicke Bosniens zur Pflicht gemacht ist.

Nach dem bisherigen Vorgehen des Hrn. Reichsfinanzministers glaubten wir ein Recht zu haben, ihm zuzumuthen, daß ihm die religiösen Ueberzeugungen der Katholiken wie der Türken und der „griechisch-Orthodoxen" vollkommen gleichwerthig, nemlich ganz gleichgiltig seien. Seit den letzten Delegationssitzungen sind wir jedoch zu einer anderen Ansicht über den „Indifferentismus". des Herrn von Kallay in Religionssachen gekommen. Es war in der Sitzung der ungar. Delegation vom 6. November, als Hr. von Kallay die Beantwortung einer Anfrage des Delegirten Hegedüs dazu benützte, seine Stellung zu den drei in Bosnien herrschenden Glaubensbekenntnissen so genau und so deutlich darzulegen, daß wir uns darüber jetzt noch verwundern.

Herr von Hegedüs hatte nemlich die Frage gestellt, ob die Regierung in der That den amtlichen Gebrauch des bei den „griechisch-orthodoxen" Serben mit Vorliebe verwendeten sogenannten „cyrillischen" Alphabets verboten und dann in Folge erhobener Beschwerden dieses Verbot wieder zurückgenommen habe, und ob und welchen „Tribut" jährlich der Hr. Reichsfinanzminister für Bosnien an den ökumenischen Patriarchen der griechisch-orthodoxen Kirche in Constantinopel bezahle. Darauf erwiderte nun Hr. von Kallay laut der deßfallsigen offiziellen Mittheilungen: eine derartige Verfügung betreffs der cyrillischen Schrift sei niemals getroffen worden, und setzte dann wörtlich hinzu: „Im Gegentheil bin ich eben bestrebt, daß das cyrillische Alphabet überall dort, wo es bisher noch nicht in Gebrauch war, bei den Griechisch-

Orthodoxen eingeführt werde. Im ganzen Orient und auch bei uns (d. i. in Ungarn) in den südlichen Gegenden ist der Unterschied zwischen den Katholiken und den griechisch-orthodoxen Confessionen äußerlich in den cyrillischen und den lateinischen Buchstaben zu erkennen. Ich will diese Aeußerlichkeit in Bosnien nicht nur aufrechterhalten, sondern in soweit und dort, wo sie bisher noch nicht vorhanden war, sie einführen. Ich will hier erwähnen, daß für die durch die Regierung errichteten Schulen Seitens der Regierung Schulbücher ausgegeben werden. Die confessionellen Schulen beschaffen ihre Bücher selbst und die Regierung fordert bezüglich dieser Bücher nur das Eine, daß sie in politischer Hinsicht unanfechtbar seien. Weiter wollen wir uns aber in die Angelegenheit der confessionellen Schulen absolut nicht einmischen. Für die vom Staate errichteten Schulen sind die Bücher ebenso mit cyrillischem wie mit lateinischem Alphabet erschienen, und je nach dem Unterschiede des Glaubensbekenntnisses erhalten die Kinder auch die lateinisch oder cyrillisch gedruckten Bücher. Derartige Bücher werden mit beiden Schriftzeichen jährlich ausgegeben und voraussichtlich sind in einigen Jahren für alle Lehrgegenstände besondere Ausgaben vorhanden. Von den Beamten fordere ich auch, daß Jeder, der es nur im Stande ist, die Cyrillschrift erlerne und daß die Erlässe und die Urtheile, wo dieß nur möglich ist, auch mit Cyrillschrift ausgegeben werden." Das ist gewiß eine gerechte und billige Anordnung und Niemand kann daran Anstoß nehmen. Leider aber hat die Sache dennoch einen kleinen Hacken.

Schon seit Philippowich sind alle gerichtlichen Formularien und amtlichen Drucksorten mit beiden Schrifttexten (unter einander gedruckt) im Gebrauche; da aber die cyrillischen Buchstaben beim Schreiben nicht nur sehr unbequem und undeutlich, d. h. schwer von einander zu unterscheiden sind und nach tausendfacher Erfahrung in Kanzleien sowohl als bei den Parteien zu zahllosen Mißverständnissen und

Irrthümern Anlaß gegeben haben, da überdieß nur die wenigsten von den Beamten und dem Schreibpersonale das Serbische (Cyrillische) zu schreiben oder auch nur zu lesen verstehen, und endlich nicht bloß diesen sondern überhaupt allen Menschen, selbst den serbischen Kaufleuten, die lateinischen Buchstaben unverhältnißmäßig geläufiger und sicherer sind als die cyrillischen: so hat sich naturgemäß überall im ganzen Lande die Praxis herausgebildet, daß man sich regelmäßig des lateinischen Alphabets bedient und der Gebrauch des Cyrillischen nur eine Ausnahme bildet. Die Beschwerden, welche über den Nichtgebrauch der cyrillischen Schreibweise lediglich nur in den Neusatzer Blättern erhoben wurden, datiren deßhalb auch zum geringsten Theile aus Bosnien selbst, wo eben nur die kleine, aber sehr rührige Partei der enragirten Serbianer, welche um jeden Preis die Vereinigung Bosniens mit dem Königreich Serbien fordern, ununterbrochen die Leidenschaften gegen Oesterreich aufstachelt. Der Hauptlärm hierüber wird nur von den Radikalen unter den ungarischen Serben geschlagen. Und darum ist es mehr als auffällig, daß der Herr Minister von Bosnien sich mit solchem Pathos für die cyrillischen Buchstaben echauffirt. Man würde das ganz unbegreiflich finden, wenn man nicht wüßte, daß, nachdem die südungarischen Serben seit Decennien von den Magyaren auf das blutigste verfolgt und auf das wüthendste gehaßt wurden, bis diese Verfolgungen den Serbenführer Miletic in den Kerker und schließlich in die Nacht des Wahnsinnes getrieben haben, in den letzten drei Jahren sich ein totaler Umschwung in dieser Politik vollzogen und unter den Serben eine magyarenfreundliche Partei sich gebildet hat, welche um den Preis des leidenschaftlichsten Hasses gegen die Kroaten sich die Aussöhnung mit Ungarn und deren Unterstützung gegen diese ihre neuen politischen Gegner erkauft hat. Im ungarischen Reichstag geht diese Serbenpartei seit Jahr und Tag mit der Regierung und im Agramer Landtag bilden diese Serben den Hauptstock der Regierungsmajorität gegen

die kroatische Nationalpartei. In diesen Kämpfen zwischen den Serben und Kroaten handelte es sich nämlich von Ursprung an um diesen unglückseligen Gebrauch der cyrillischen Buchstaben, und wenn heute die Kroaten im Stande wären, für ihre lateinischen Buchstaben die serbisch-cyrillischen in Anwendung zu bringen, so gäbe es im Handumdrehen vom Velebit auf beiden Ufern der Save bis nach Semlin und Baziás nur eine einzige serbisch-kroatische Partei, welche Schulter an Schulter sämmtliche „Magyaronen" über die Donau und über die Trave hinüberdrängen würde.

Unter solchen Verhältnissen gewinnt die ganz außerordentliche Zuvorkommenheit, mit welcher Herr von Kallay das cyrillische Alphabet traktirte und dem Herrn Hegedüs und seinen magyarischen Collegen in feierlicher Weise seine Liebe und Verehrung für die griechisch-orthodoxen Buchstaben versicherte, eine ganz andere, eine durch und durch politische Bedeutung. Sie erscheint als ein Mittel, den Zwiespalt zwischen den Kroaten und den Serben auch nach Bosnien herüberzutragen, namentlich aber den Kroaten einen recht tüchtigen „gelben Fleck" aufzuflicken. Ja, damit man hierüber durchaus in keinem Zweifel bleibe, damit der Haß, welchen die Serben in Ungarn und Kroatien gegen die Kroaten hegen, in voller Kraft auch noch donauabwärts, nach Serbien und noch weiter verbreitet werde, hielt es Herr von Kallay für nothwendig, bei dieser Gelegenheit noch Folgendes zu — erwähnen:

„In der letzten Zeit ist an mehreren Stellen die Behauptung aufgetaucht, daß wir (!!) nicht so sehr in Bosnien als außerhalb Bosniens, und zwar unmittelbar in dessen Nachbarschaft und vielleicht auch in größerer Entfernung, die Griechisch-Orthodoxen nicht so sehr unterstützen, wie dieß wünschenswerth wäre. Dießbezüglich sei mir gestattet, zu erwähnen, daß, ohne mich auf die von a. h. Stelle wiederholt geäußerten Worte zu berufen, wie dieß auch jüngst geschehen, daß nemlich in der österreichisch-ungarischen Monarchie viele Millionen griechisch-orthodoxer Staatsbürger verschiedener

Nationalität leben — es Pflicht (!) einer jeden Regierung ist, sich für Alles zu interessiren, was sich auf das Wohl der Griechisch-Orthodoxen bezieht, nicht nur innerhalb der Monarchie, sondern auch außerhalb derselben; und sie rechnen auch mit vollem Rechte auf unsere Unterstützung. Es ist möglich, daß dieß Manchem nicht gefällt. Dieses Nichtgefallen kann aber weder mich noch Andere davon abwendig machen, die Interessen der Griechisch-Orthodoxen zu unterstützen (sic!). Dieß geschieht namentlich bezüglich Bosniens, und deßhalb erkläre ich, daß jede Behauptung, welche die Regierung des Entgegengesetzten beinzichtigte, falsch ist und bestimmte gegen uns gerichtete Zwecke verfolgt und hofft, dieselben dadurch auch zu erreichen."

Dieß ist nun recht verständlich. In seinem ersten Satze hatte Herr von Kallay sich lediglich anheischig gemacht, zunächst nur Bosnien für das Serbenthum zu reklamiren; denn außer den 571,000 Serben schreiben ja auch von den 499,000 Türken alle diejenigen, welche überhaupt schreiben können, gleichfalls mit cyrillischen Buchstaben; ihnen Allen sagte er also seine „Unterstützung" gegen die kroatische Schreiberei zu. Aber in dem zweiten Absatze geht er in seiner Vorliebe für die „Griechisch-Orthodoxen" noch um einen gewaltigen Schritt weiter, indem er auch den Serben im Königreich und möglicherweise sogar die Bulgaren und die Griechen an sein magyarisches Herz drückt. Denn soweit sind wir in Oesterreich hoffentlich doch noch nicht, daß unter dem allgemeinen „Wir" in obstehender Auslassung etwa gar die österreichische Regierung verstanden werden sollte. Gegen eine solche Supposition müßten wir uns denn doch auf das entschiedenste verwahren. Wir glauben sehr gern, daß der Herr Reichsfinanzminister und die ganze ungarische Partei mit ihm das Serbenthum innerhalb wie außerhalb der Monarchie als Werkzeug gegen die Ausbreitung des russischen Einflusses auf die Balkanländer benützen möchte. Auch wir sind ganz enschiedene Gegner jener russischen Intriguenpolitik, welche die Volksstämme in

dem sogenannten „illyrischen Dreieck“ gegen Oesterreich und dessen christlich humane Principien und politische Bestrebungen aufhetzen und zur Avantgarde des Czarenthums auf seinem Marsche nach der Hagia Sophia organisiren möchte. Aber die Magyaren sind das schlechteste Werkzeug, um einer solchen Politik im Osten Bahn zu brechen; sie würden uns nur zu einem gräßlichen Fiasko führen. Denn wenn die „Oesterreicher“ bei den Serben und Bulgaren unbeliebt und bei den Rumänen, welche ja in dieser Frage gleichfalls in's Gewicht fallen, nicht eben gern gesehen sind, so sind die Magyaren bei den Einen verhaßt wie bei den Andern und wie bei den Dritten. Ihre Mitwirkung würde uns jedes Gelingen im Voraus verderben. Man blicke doch mit offenem Auge nach Serbien und Bosnien. Die Regierung des Fürsten Milan hat vier volle Jahre daran gearbeitet, dem serbischen Volke freundschaftlichere Gefühle für Oesterreich beizubringen. Heute nach dem ersten Stoß, den das Ministerium Garaschanin erlebte, schwebt es sofort in der Luft und wenn Graf Khevenhüller nicht im rechten Moment gekommen und die serbische Armee vor ihrer völligen Vernichtung durch die Bulgaren gerettet hätte — wer bürgt dafür, daß da Garaschanin und sein ganzer Anhang nicht hätte die Flucht ergreifen und König Milan selbst vielleicht über die Save sich retten müssen. Der mehr als zwanzigjährige Kampf, welchen die serbische Omladina gegen die magyarische Vergewaltigung mit blutigen Opfern geführt, ist noch lange nicht vergessen und die geistesarmen Epigonen, welche neuestens unter dem Schutz eines German Angelich, oder Majtheny und sonstiger Tablabiros zu Führern des serbischen Volkes sich emporgeschwungen haben, vermögen noch lange nicht die Saat des Zornes und Hasses niederzutreten, welche der kleine Miletic und seine Mitkämpfer ausgestreut. Nicht durch Ungarn kann die serbische Nation für Oesterreich gewonnen werden, selbst jetzt nicht, wo sie alle Sympathien für Rußland verloren. Oesterreich muß direkt und unmittelbar dem Volke die Hand reichen, wenn ein

dauernden Freundschaftsbund mit denselben geschlos
den soll.

Im Gegentheil; wer es mit Oesterreich wo
meint, wer da will, daß die Monarchie auf den O
namentlich auf Serbien einen haltbaren, wirthschaftl
national maßgebenden Einfluß gewinnen soll, m
neuestens zum Vorschein kommende Versuche der B
Stimmführer für die griechisch-orthodoxe Kirche und
kenner mit aller Entschiedenheit in die legitimen S
weisen und die sorgfältige Pflege dieser immer n
delikaten Beziehungen für die eigentliche Reichsparte
reklamiren, weil wir sonst jeden Moment auf das
Gefahr laufen, daß das serbische Volk in seinem angeb
Mißtrauen sich bei dem ersten zweifelhaften Falle von
„katholischen" Nachbar als „verrathen und verkauft" e
Von Wien aus, von wo Graf Khevenhüller als Frie
stifter nach Nisch und Pirot kam, und nicht von Bu
aus, das er nur flüchtig passirte, und am allerwenigsten
Sarajewo, an welches er gar nicht dachte, müssen den Se
die weiteren thatsächlichen Beweise gegeben werden, daß
mächtige Kaiserstaat das befreundete Königreich selbst
seiner Friedensverletzung und ungeachtet der groben politis
Fehler, deren man sich am Hofe des Königs Milan schu
gemacht, nicht im Stiche lassen und unter allen Umstän
seinen Bestand in dem jetzigen Umfange aufrecht erhalten w

Was aber dann die erregten Deklamationen sollen,
wollten „Wir" die Griechisch-Orthodoxen nicht bloß in Bos
„schützen" weil das „unsere Pflicht" sei, sondern auch
Serbien und Bulgarien die katholische Kirche „unterstü
— das ist uns unerfindlich. Der Bulgarenfürst hat ja
wahrhaftig nachdrücklich genug gezeigt, daß er „unsere U
stützung" entbehren kann. Und ob Serbien sich unsere
gar so würdig gezeigt hat, das überlassen wir billig
höheren Beurtheilung. Gegen wen endlich sollten d
bosnischen Serben einen besonderen Schutz so gar seh

dig haben? Leiden sie etwa Druck und Verfolgung von
nd einer Seite, vielleicht von den einheimischen Kroaten?
von den armen bosnischen Bauern? die übrigen Kroaten
ja doch höchstens in den Amtskanzleien zu suchen! Heißt
nicht geradezu die Serben bei ihrer ohnehin nicht allzu-
heidenen Gemüthsanlage gegen die Katholiken provociren
sie darauf hinleiten, daß sie sich über alle Nichtortho-
en hoch erhaben dünken? Heißt das nicht in ihrem Herzen
erlei culturelle Ansprüche und politische Aspirationen wach-
en, von denen sie bis jetzt keine Ahnung gehabt; ja
en das Gefühl der Superiorität über die Kroaten oder
hl gar den Dünkel einer besonderen Mission einimpfen,
che sie im Interesse und im Namen Oesterreichs unter
orthodoxen Völkerschaften der Balkanhalbinsel zu erfüllen
en?

Wir wissen sehr wohl, daß es bei der heute in Ungarn
inirenden Partei ganze Reihen politischer Akteure gibt,
n es viel willkommener wäre, wenn die Macht der katho-
n Kirche in allen Gebieten auf dem linken wie auf dem
en Donauufer gebrochen und an ihre Stelle die orien-
he Orthodoxie etwa in der Gestalt des Patriarchen German
t würde, vor deren religiösen Intensivität man freilich
große Besorgniß hegen darf. Aber eine solche Politik
enigstens vom Standpunkte einer österreichischen Monarchie
und durch verwerflich, ganz abgesehen davon, daß sie
emals ihr Ziel erreichen kann. Solch eine Politik kann
die Nebenbuhlerschaft zwischen Serben und Kroaten
rufen und den inneren Zwiespalt beider Theile vielleicht
zur Unerträglichkeit steigern; nie und nimmer aber wird
as Wohl des Landes fördern, noch zur Sicherung seiner
unft führen.

IV.

Am wenigsten wird aber ein solches Vorgehen auf dem
biete der hohen Politik jene Dienste leisten, welche man

von ihm zu erwarten scheint. Denn der Einbildung darf man sich doch wahrlich nicht hingeben, daß Oesterreich oder gar Ungarn im Stande seyn würde, die Serben aus der Attraktionssphäre des „heiligen Synod“ in Petersburg herauszureißen und den Kaiser von Oesterreich den orthodoxen Völkerschaften im Südosten als eine Art Substituten des „weißen Czaren“ in's Herz einzuimpfen. Alle diese Völkerschaften haben viel zu viel gesunden Natursinn, als daß sie eine „Vorliebe“ solcher Art auch nur für möglich halten könnten. Sie verlangen vielmehr von „unserem Kaiser“ (wie sie ihn heute bereits nennen) gar nichts Anderes, als unparteiische Gerechtigkeit und ausreichenden Schutz gegen Niederdrückung und Hintansetzung. Alles Weitere scheint ihnen vom Uebel, ist ihnen gegen die Natur.

Und in der That ist das auch die unheilvollste Politik, die man sich nur denken kann. Sie widerstreitet dem ganzen Charakter des österreichischen Staatswesens, sie infizirt den Kern des österreichischen Reichsgedankens, sie führt die Mission der habsburgischen Monarchie ad absurdum. Oesterreich ist in seiner Wesenheit ein katholischer Staat; seine Existenzbedingungen basiren im Katholicismus, aus welchem es ohne die Gefahr der inneren Auflösung nicht heraustreten kann. Der Katholicismus bildet neben der Dynastie das festeste Band, ohne welches das Reich alsbald in seine Theile sich auflösen müßte. Wer diesen katholischen Kern des Staates angreift, zerstört die innere Kraft des Reiches, ist ein Feind seiner Zukunft; der Katholicismus ist das Culturelement des Staates.

Wohl muß der Staat in allen seinen Ländern die weiteste Toleranz üben gegen alle Confessionen, die sich in ihm vorfinden; er darf keiner derselben eine solche privilegirte Stellung einräumen, daß die confessionellen Rechte der Anderen durch sie beeinträchtigt würden. Allein katholisch muß der Staat in seiner Wesenheit bleiben, überall, in Böhmen wie in Ungarn, in Illyrien wie in Siebenbürgen, im Budapester Parlamente

nicht weniger als im Reichsrathe zu Wien. Jede Abweichung von dieser Linie ist ein Irrweg, von welchem man früher oder später zurückkehren wird, zurückkehren muß.

Und von diesem Standpunkte aus hat die religiöse Frage von Bosnien ein ganz besonderes Gewicht; von diesem Standpunkt aus ist das Bestreben, den Griechisch-Orthodoxen ein Uebergewicht zu schaffen, wie es nach den Auslassungen des Herrn Reichsfinanzministers sichtbar hervortritt, ein gründlich verkehrtes, ja einfach ein gefährliches.

Es wäre ebenso unklug, wie ungerecht, heute von der Verwaltung in Bosnien-Herzegowina zu fordern, daß sie die katholische Kirche zur herrschenden, sozusagen zur Staatskirche erheben und das griechisch-orthodoxe wie das mohamedanische Glaubensbekenntniß als untergeordnet hinausdrücken solle. Das hieße die beiden letzteren Bekenntnisse ohne Noth verletzen und ihre Unzufriedenheit hervorrufen. Durch die Macht der Thatsachen hat es sich ohnehin bereits herausgestellt, daß der Mohamedanismus von der Staatsgewalt vollkommen emancipirt ist und seine Cultusangelegenheiten völlig autonom nach eigenem Gutdünken verwaltet, dafür aber auch andererseits die Staatsorgane in keiner Weise in Anspruch nimmt. Es ist das für die Gegenwart ein sehr bequemer Zustand, welcher aber für die Dauer kaum zu halten seyn wird, da insbesondere das Schulwesen im Laufe der Zeit ein Eingreifen der Staatsgewalt nöthig machen wird, soll überhaupt der mohamedanische Theil der Bevölkerung — heute nahezu eine halbe Million Seelen — der europäischen Cultur näher gebracht und nicht dem gänzlichen Verfall preisgegeben werden. Wenn die heutige Organisation des mohamedanischen Kirchen- und Schulwesens fortbestehen bleibt, während für Serben und Katholiken die Cultusangelegenheiten in europäischer Weise geregelt und das Schulwesen nach modernen Principien zum intensiven Aufschwung gebracht wird, so muß die türkische Bevölkerung innerhalb zwei oder drei Generationen in dem Maße von der christlichen überflügelt werden, daß sie vollständig zur Bedeutungs-

losigkeit hinabgedrückt und auf die niedrigste Stufe des Verfalls gedrängt wird. Es wäre das freilich der einfachste und natürlichste Weg, das Türkenthum im Lande verschwinden zu machen, dürfte aber doch einer europäischen Regierung nicht ganz würdig sein.

Freilich steht es auf der andern Seite außer allem Zweifel, daß, sobald in den mohamedanischen Schulen von oben ein nur annähernd europäisches Unterrichtssystem eingeführt wird, der Mohamedanismus mit rapiden Schritten wenigstens in Bosnien seiner inneren Auflösung entgegeneilen wird. Das Beispiel, welches der Türke an seinen christlichen Nachbarn alltäglich sieht, übt heute schon gewaltigen Einfluß auf seine religiösen Ueberzeugungen und Gebräuche; käme dazu ein besserer Volksunterricht und das Zuströmen christlich-europäischen Geistes und Gefühles, so könnten dem die Lehren des Koran kein Menschenalter mehr Stand halten. Nur darf man dabei nicht übersehen, daß gerade dieser Zustand der religiösen Auflösung die Macht aller sittlichen Ideen zerstören und für die Gesetze der Moral, für die Rechte des Eigenthums, kurz für die ganze bürgerliche Ordnung die schwersten Gefahren herbeiführen würde. Es droht von dieser Seite dem Lande eine gewaltige Krisis, deren Bewältigung die höchste Kraftentwickelung aller staatlichen Organe erfordern wird. Aber Eines steht für alle diese Eventualitäten im voraus fest und unerschütterlich, daß der Mohamedanismus in diesen Ländern irgend eine Zukunft nicht hat, daß er seiner totalen Auflösung unbedingt und nothwendigerweise verfallen ist.

V.

Es bleiben sonach für jeden Staatsmann, der vorsorglich die Zukunft der beiden Provinzen unter österreichischer Oberhoheit in's Auge faßt, nur die beiden christlichen Elemente übrig, von deren weiteren Entwicklung das künftige Geschick beider Länder abhängen, deren mehr oder minder rasche Cultur

das geistige wie das materielle Leben des diese Provinzen bewohnenden Volkes gestalten wird. Und da ist wohl heute schon die Frage die natürlichste: welches von den beiden Elementen wahrscheinlicherweise für die Zukunft das herrschende und in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten das tonangebende seyn wird.

Wenn wir die mehr citirten Erklärungen des Herrn v. Kallay in den Delegationen recht verstehen, so geht Se. Excellenz von der Ansicht aus, daß das serbische Element zu dieser künftigen Vorherrschaft das berufene sei. Seine politischen Tendenzen, Sympathien wie Antipathien treffen hier mit dem materiellen Thatbestande, daß heute die orthodoxe Kirche mehr als doppelt soviel Gläubige im Lande zählt als die katholiche, offenbar recht handgreiflich zusammen. Käme es also auf die Kopfzahl an, so stünde das Dominium der Serben außer allem Zweifel. Allein im Völkerleben entscheiden ganz andere Elemente. Da ist die geistige Kraft und Begabung, die Höhe der erreichten Cultur, endlich die geographische Lage unter den benachbarten Culturvölkern und deren moralische Einwirkung von entscheidender Wichtigkeit. In allen diesen Beziehungen aber ist die Situation der Serben keineswegs so günstig wie die der Katholiken. An geistiger Kraft und Befähigung stehen die beiden Fraktionen einander so ziemlich gleich; was die Serben an ihrem Kaufmannsstande voraus haben, durch welchen sie im Allgemeinen finanziell besser gestellt sind, als die Katholiken, das ersetzt bei den Letzteren die überlegene physische Kraft, wie nicht minder die stramme moralische Gesundheit, die Reinheit der Sitten und die größere Gediegenheit des Charakters. Dazu kommt ihr sparsamer Sinn und ihre tiefere Religiosität.

Dabei aber stehen ihnen alle übrigen Culturbedingungen unvergleichlich günstiger als den Serben. Die Geistlichkeit, welche überall die Lehrerin und Erzieherin des Volkes in seiner großen Masse, sein Vorbild und seine Führung ist, besitzt bei den Katholiken eine entschieden weit höhere Bildung.

Die Franziskaner verstehen alle ohne Ausnahme lateinisch und italienisch; sie sprechen meistentheils beide Sprachen ebenso geläufig, wie ihre bosnisch=kroatische Mundart. Viele können auch schon deutsch. Sie haben ihre Ausbildung theils in Italien, theils in Kroatien und Ungarn empfangen und dadurch einen weiteren Gesichtskreis gewonnen. Was sie weiter an Bildungsmitteln für sich und für ihr Volk benöthigen, das steht ihnen viel vollständiger und in unvergleichlich besserer Qualität in jenen drei Sprachen zu Gebote. Und wenn das bosnische Volk mit Gottes Hilfe einmal auch wird lesen gelernt haben, dann wird es in den kroatischen Zeitschriften und Büchern die bequemste und einfachste Hilfe in reichlichem Maße finden, um sich geistig und in seinem Wirthschaftsbetriebe, wie im socialen Leben emporzuarbeiten. Heute schon haben verschiedene katholische Frauenorden höchst wohlthätig wirkende Schulen im Lande eröffnet, die Trappisten ein Waisenhaus errichtet, die Jesuiten das Priesterseminar in Trawnik zur Leitung übernommen. Wenn diese Institute jetzt ihre aufopfernde Thätigkeit (wie sich dieß ja von selbst versteht) vorzugsweise, wo nicht ausschließlich ihren Glaubensgenossen zuwenden, so wird diese Culturpropaganda, sobald nur erst die Annexion des Landes an Oesterreich ausgesprochen ist, noch in ganz anderer Weise an die Arbeit gehen und binnen wenigen Jahren die Zahl dieser klösterlichen Anstalten zum Wohle der katholischen Bevölkerung sich verdoppeln und verdreifachen. Weiter darf nicht übersehen werden, daß von den aus Oesterreich und Ungarn in das Land hereingezogenen Beamten und Angestellten aller Branchen die Mehrzahl Katholiken sind, und wenn sie auch um die Kirche und ihren Glauben sich wenig oder gar nicht kümmern, dennoch das katholische Element stärken und demselben Macht und Ansehen gegenüber den anderen Confessionen verleihen. Dasselbe Verhältniß ist auch bei der Armee der Fall, und wenn bei den großen katholischen Festen das Militär in Parade ausrückt, so gibt das einen ganz andern Effekt, als wenn beim griechischen

Osterfest während der Liturgie ein Paar Compagnien ihre Salven abgeben. Da hat selbst der Umstand, daß der Civilgouverneur Baron Nikolic der griechischen Kirche angehört, keinen Einfluß.

Entscheidend endlich wird auf diese Frage die von Jahr zu Jahr sich mehrende Einwanderung aus dem Reiche wirken. Wenn der Herr Reichsfinanzminister in der letzten November-Delegation erklärte, die Zahl der Katholiken habe bei der letzten Volkszählung im Jahre 1885 hauptsächlich deshalb einen so großen Zuwachs erhalten, weil von den circa 20,000 Einwanderern, die seit der Occupation ins Land gezogen, der bei weitem größere Theil der katholischen Confession angehöre, so wird dieses Verhältniß sich in der Zukunft noch weit günstiger für die Katholiken gestalten. Denn in Ewigkeit wird Herr v. Kallay doch das Herbeiströmen von Colonisten (wie er es nach seiner eigenen Angabe in den Delegationen während der letzten zwei oder drei Jahre gethan hat), nicht verhindern können; im Gegentheil, der Drang zu Arbeit und Besitzerwerb in diesen vielverheißenden, der Cultur aller Art noch zu eröffnenden Ländern wird sich gar nicht lange mehr zurückhalten lassen, die „ungarische" Partei mag wollen oder nicht. Und diese Einwanderer werden nach wie vor fast nur aus Katholiken bestehen; denn aus Oesterreich kommen nur Katholiken, aus Deutschland ebenfalls nur Katholiken, weil sie hier Schutz gegen die preußische Kirchenquälerei suchen, während die Protestanten es vorziehen, nach Amerika zu gehen. Von serbisch-orthodoxen Colonisten dagegen ist nirgends etwas zu hören. Diese katholische Einwanderung erklärt auch am einfachsten und natürlichsten die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß in den sechs Jahren von 1879 bis 1885 die katholische Bevölkerung um mehr als 28 Proc. zugenommen hat; das ist kein natürlicher Zuwachs, denn um 4 Proc. jährlich kann nirgends in Europa eine Population sich mehren. Die Serben haben in derselben Zeit um 12 Proc. zugenommen, was gleichfalls den naturgemäßen Zuwachs

übersteigt und sich nur dadurch erklärt, daß die Zählung im Jahre 1879 eine ungenügende war. Bei den Katholiken hat, wie wir schon sagten, diesen außerordentlichen Aufschwung die Einwanderung herbeigeführt und ist bei der heutigen Lage der Dinge in keiner Weise zu besorgen, daß dieses für die Katholiken so günstige Verhältniß sich ändern sollte. Im Gegentheil darf man mit Recht erwarten, daß es sich noch günstiger gestalten wird. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß in Dalmatien und Istrien, längs der ganzen sogenannten trockenen Grenze in den unfruchtbaren, ganz verkarsteten Gebieten der ehemaligen Grenzregimenter von Ottacac und Gospich, sowie in den beiden Banal-Regimentern, nicht minder endlich in Krain und Kärnthen und selbst in dem übervölkerten Görzer Lande viel tausende müssiger Hände und hungriger Mäuler mit Sehnsucht darauf warten, in dem fruchtbaren stammverwandten Bosnien eine neue Heimath zu finden und bis zur Stunde sie nur deßhalb dort nicht suchen, weil ihnen die Mittel dazu fehlen und die Aussicht auf günstigen Erfolg in keiner Weise gesichert ist. Und das Alles sind feste Katholiken, welche mit kräftigem Willen den nöthigen Fleiß, Sparsamkeit und Nüchternheit verbinden und für das Occupationsland ein großer Gewinn wären. Ebenso würde es nur geringe Mühe kosten, aus den unfruchtbaren Karpathenländern, aber auch aus Oberösterreich und Salzburg, ja selbst aus den übervölkerten Gegenden Böhmens und Mährens fleißige und geschickte Leute zu Ackerbau und Viehzucht, sowie zu allerlei Gewerben in großer Anzahl herbeizuziehen. Wie lange kann es da noch dauern und die Katholiken in Bosnien haben numerisch die Serben eingeholt; und wenn sie diese eingeholt, so haben sie dieselben auch schon bereits überholt. Und das Alles ohne fremden Einfluß, ganz von selbst und im natürlichen Verlauf der Dinge.

Aber nun erst, wenn es gelänge, was schon P. Franz vor der Occupation angestrebt und dann s. Z. in den „Weckstimmen" angeregt, was dann diese letzteren zu einem voll-

ständig systematischen Plan ausgearbeitet haben, daß sich nämlich eine förmliche Propaganda organisire, welche katholische Einwanderer mit vereinten Kräften und unter materieller Beihilfe für die Unbemittelten recht viele, aber nur fleißige und redliche Arbeiter nach Bosnien übersiedeln und dabei nicht bloß für ihre leiblichen Bedürfnisse, sondern durch Gründung von Kirchen und Schulen auch für ihr geistiges Wohl sorgen wollte! Was für großartige Erfolge könnte hier die vereinte Thätigkeit der katholischen Klöster und Vereine erzielen!

Wie machtlos stehen einer solchen Entfaltung geistiger und materieller Kräfte die Serben da! Aus eigener Kraft vermögen sich dieselben ebensowenig als die Katholiken zu irgend einem rascheren Aufschwung zu erheben. Wo aber sollen sie eine ähnliche Unterstützung hernehmen? Aus Serbien und Bulgarien von ihren Stammesgenossen, wo könnten sie da Hilfe erwarten? Literarische Hilfsmittel haben sie selbst nicht, Menschenmaterial brauchen sie selbst, Geld nutzt jenen nichts. Oder aus Rußland? Das sendet ihnen Kirchenbücher und Paramente, erzieht ihnen im günstigsten Falle ein paar Studenten in der höheren Theologie. Aber das Alles hilft den Bosniaken nicht auf. Sie werden also im natürlichen Entwicklungsgange sich mehren und zunehmen an Zahl und Bildung, aber gleichen Schritt mit den Katholiken zu halten — das werden sie nie vermögen. Dazu fehlt ihnen und ihrer Kirche die innere Kraft und Fülle, dazu mangelt ihnen jene seelische Gluth und Begeisterung, welche im westlichen Katholicismus immer intensiver und extensiver sich entfaltet und immer segensreichere Früchte trägt.

Alles das sind Thatsachen, welche sich dem unparteiischen Beobachter mit Nothwendigkeit aufdringen und von keinem gerechten Beurtheiler geleugnet werden können. Darum ist es im hohen Grade bedauerlich, daß der heutige Chef der bosnischen Landesverwaltung neuestens Wege einschlägt, welche nach ganz anderen Zielen gehen, und Kräfte in Bewegung

setzt, welche zur Erreichung derselben weitaus nicht hinreichen. Wir befürchten, daß in diesem Kampfe gegen den natürlichen Gang der Dinge menschliche Berechnung und Klugheit unterliegen und nach einer Masse verschwendeter Kräfte viel zu spät zur Erkenntniß des Irrthums gelangen wird. Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß das katholische Element in Bosnien, trotz der schwachen Kräfte, welche es bis jetzt besitzt, trotz der gedrückten Stellung, in welche es durch äußere Umstände hinabgepreßt wurde, dennoch keine Gefahr läuft; es wird sich auch ohne jede Unterstützung von Oben oder von Außen blos durch seine eigene Zähigkeit erhalten und durch seine eigene, innere Kraft in gleichem Schritt vorwärts gehen mit dem Serbenthum. Dafür bürgt uns der Charakter dieses Volkes, seine kirchlichen Institutionen, seine naturgemäße Verbindung mit den höher cultivirten Glaubens- und Stammesgenossen in den nächsten Nachbarländern. Aber in hohem Grade bedauern müßten wir es im Interesse des Landes und des Volkes, endlich auch im Interesse des Gesammtstaates, wenn eine verkehrte Politik den so überaus fruchtbaren und hoffnungsreichen Boden unbebaut und brach liegen und Quecken und Dornen dort überwuchern ließe, wo alle Bedingungen zu einer schönen Saat vorhanden und die besten Hoffnungen auf eine gesegnete Ernte so gerechtfertiget sind.

XLII.

Die vormalige katholische Abtheilung im preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

Berlin, März 1886.

Bei Berathung des Antrages der Abgeordneten Achenbach und Genossen, betreffend den Schutz der deutsch-nationalen Interessen in den östlichen Provinzen Preußens, in der 8. Sitzung des preußischen Hauses der Abgeordneten vom 28. Januar 1886 äußerte der Reichskanzler Ministerpräsident Fürst v. Bismarck[1]) unter Anderem: „Wenn man über die Gründe (des Vorrückens der Polen) nachdenkt, so fällt mir vorzugsweise die damalige katholische Abtheilung ein, die ihrerseits schließlich bis zu ihrer Aufhebung nach meiner unmittelbaren Erfahrung, die ich als Ministerpräsident zu machen Gelegenheit hatte, rein den Charakter eines polonisirenden Organes innerhalb der preußischen Verwaltung hatte. Sie war unter der Leitung des Herrn Krätzig ein Institut in den Händen einiger großen politischen Familien geworden, in deren Dienst sich diese Behörde behufs Polonisirung in allen zweifelhaften, deutsch-polnischen Distrikten gestellt hat. Deßhalb trat mir die Nothwendigkeit nahe, auch meinerseits

1) Nach dem stenographischen Bericht Seite 170.

den Anträgen auf Aufhebung dieser Abtheilung zuzustimmen, und das ist eigentlich der Grund, aus dem ich überhaupt in den Culturkampf gerathen bin. Für meine persönliche Auffassung hätte es wohl gar keinen Culturkampf gegeben. . . Wer mich in den Culturkampf hineingezogen hat, das ist Herr Krätzig, der Vorsitzende der katholischen Abtheilung, derjenigen Abtheilung, die innerhalb der preußischen Bureaukratie die Rechte des Königs und der Kirche zu wahren gebildet war, die aber ausschließlich eine Thätigkeit in der Richtung entwickelte, daß sie die Rechte der römischen Kirche sowohl, wie namentlich aber die polnischen Bestrebungen gegenüber dem König mit seiner Autorität und unter seinem Siegel wahrnahm. Und deßhalb mußte sie aufgelöst werden."

Als hierauf der Abgeordnete Dr. Windthorst unter Anderem erwiderte: „Dann hat der verehrte Herr uns heute einen ganz neuen Grund angegeben für sein Verhältniß zum Culturkampf: sein Antheil an demselben ist veranlaßt, wie er heute behauptet, durch die katholische Abtheilung im Cultusministerium, an deren Spitze Herr Geheimrath Krätzig stand. Ich kenne keinen loyaleren Unterthan, als den Geheimrath Krätzig, und diese Loyalität in irgend einer Weise zu verdächtigen, halte ich durchaus nicht für zuläßig; dasselbe gilt auch von den anderen Mitgliedern. Nein, man hat auch deßhalb diese Abtheilung nicht aufgehoben; man hat sie aufgehoben, weil das Cultusministerium den Einblick katholischer Augen in die Akten nicht verträgt": da griff der Minister der geistlichen &c. Angelegenheiten Dr. v. Goßler, welcher inzwischen mit dem Fürsten v. Bismarck vor dessen Entfernung aus dem Hause conferirt hatte, in die Debatte ein.

Er bestritt die Behauptung des Vorredners wegen des wahren Grundes der Aufhebung der katholischen Abtheilung und behauptete, daß heute noch zahlreiche Aktenstücke fehlten, welche diese Abtheilung unter sich gehabt habe, und daß über viele Verhandlungen, welche die Commissarien derselben persönlich mit den Bischöfen über wichtige Rechtsfragen geführt, nichts Gewisses

bekannt sei. Die Abtheilung habe es verstanden, die Bande, welche sie mit dem gesammten Ministerium verbinden sollten, zu lösen, habe jede Gelegenheit benutzt, Verfügungen mit Uebergehung des Ministers und Umgehung des Unterstaats-sekretärs zu erlassen, und habe sich zu einer Behörde heraus-gebildet, welche nur die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate wahrgenommen habe. Insbesondere suchte der Minister als Beweis für die Thätigkeit der katholischen Abtheilung im polnischen Sinne die damalige Besetzung der Dompropst-stelle in Pelplin mit einem polnischen Mitglied des Dom-kapitels hinzustellen, wofür die Erklärung allein in einer Abmachung des damaligen Leiters der Abtheilung mit dem Bischof von Kulm gefunden werden könne.

In der Entgegnung hob der Abgeordnete Dr. v. Windthorst hervor, daß, wer Papiere, die ihm amtlich anvertraut, widerrechtlich vernichte, criminell zu bestrafen sei, und be-zeichnete es als unerhört, daß ein Minister derartige Klagen gegen einen Mann erhebe, der ihm an Ehrenhaftigkeit in keinem Punkte nachstehe, worauf der Minister von Goßler darauf hinwies, daß der frühere Direktor der katholischen Ab-theilung zur Disposition gestellt, daß die Zurdispositions-stellung aber eine sehr einschneidende Disciplinarmaßregel, und damit das Verschulden, welches vielleicht habe getroffen werden können, als gesühnt zu erachten sei.

Diese Angriffe auf die katholische Abtheilung und deren letzten Leiter gaben Veranlassung, daß die Angelegenheit in der 35. Sitzung vom 8. März bei der zweiten Berathung des Etats des Cultusministeriums wieder aufgenommen wurde.[1])

Der Abgeordnete Dr. Porsch wies eingehend nach, daß die Zurdispositionsstellung des Ministerial-Direktors Krätzig in keiner Weise als eine Disciplinarmaßregel anzusehen, daß sie vielmehr, wie auch in dem Schreiben des Ministers von

1) Vergl. den stenograph. Bericht Seite 957 u. flg.

Mühler an denselben vom 20. Juli 1871 ausdrücklich hervorgehoben, die nothwendige Folge der aus höheren Rücksichten für geboten erachteten Aufhebung der katholischen Abtheilung sei, daß dem Dr. Krätzig überdieß, unter voller Anerkennung seiner Dienstführung, der Wiedereintritt in ein seinen Gaben und Ansprüchen entsprechendes anderes Amt in Aussicht gestellt, daß ihm demnächst der Kronorden dritter Classe mit rothem Kreuz auf weißem Grunde verliehen und am 19. Dezember 1874 die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienst vom Könige mit Pension, unter Bezeugung der Zufriedenheit mit seiner Amtsführung ertheilt worden sei.

Diesen Ausführungen vermochte der Minister v. Goßler nichts entgegenzustellen, versicherte vielmehr in feierlicher Weise, daß er das Verschwinden der Akten nur objektiv, nicht aber in Beziehung auf den Direktor Krätzig behauptet habe. Sodann erging er sich, unter Mittheilung von Auszügen aus Aktenstücken, in Ausführungen, daß die katholische Abtheilung sich zu einer Art Behörde entwickelt und als ein selbstständiges behördliches Organ des Staats gefühlt habe, in einer Weise, daß der Abgeordnete Dr. Windthorst die Beleuchtung dieser Ausführungen mit den Worten begann: „ich muß sagen, daß mir in meinem ganzen Leben keine wunderlichere Vertheidigung vorgekommen ist.“

Hiernach erscheint es angezeigt, die katholische Abtheilung auf Grund zuverlässiger Informationen näher ins Auge zu fassen, wobei Bezug genommen wird auf den aus sachkundiger Feder geflossenen Artikel: Die Auflösung der katholischen Abtheilung im preußischen Cultusministerinm von Dr. Georg Reuter, Archiv für katholisches Kirchenrecht von Vering Bd. 26 (20.) Seite 295 und Nachträgliches im folgenden Bande Seite 104.

Als der hochherzige, für Religion, Kunst und Wissenschaft begeisterte König Friedrich Wilhelm IV. am 7. Juni 1840 den Thron bestieg, ließ er sich die Aussöhnung der geistlichen und weltlichen Gewalt, namentlich die Beseitigung

der Kölner und Posener Wirren, besonders angelegen seyn. Bei der Huldigung in Berlin antwortete derselbe dem Bischof von Paderborn, Freiherrn v. Ledebur: „Den edlen Ausdruck der Gesinnungen, den Sie, Mein hochwürdiger Herr Bischof, im Namen der katholischen Geistlichkeit dargebracht haben, nehme ich mit Freude und Anerkennung an. Sie können Mir vertrauen, daß Ich Ihrer Kirche Meine aufmerksamste Fürsorge widmen werde. Sollten, was Ich nicht hoffe, Unbilden gegen dieselbe geschehen, so erkläre Ich es für Meine theuere Pflicht, sie augenblicklich abzustellen. Sollten in der Kirche vielleicht Wunden vorhanden seyn, die sie selbst sich geschlagen hat, so werde Ich mit Entzücken zusehen, wie sie dieselben selbst ausheilt durch ihre Bischöfe und Hirten.“ Diesen Worten entsprachen auch die Thaten. Durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 11. Januar 1841 wurde im Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten eine Abtheilung für die katholischen Kirchenangelegenheiten ins Leben gerufen, damit sie die Beziehungen zwischen Staat und Kirche in einer für beide Theile ersprießlichen Weise erhalte und den katholischen Unterthanen die Bürgschaft biete, daß die katholischen Interessen in einer das Gesammtwohl befriedigenden Art gewahrt würden.

Diese „katholische Abtheilung“, welche mit dem 1. Februar dess. Js. ihre Wirksamkeit begann, sollte aus einem Direktor, dem Staatssekretär, Wirklichen Geheimen Ober-Justizrath v. Düesberg und zwei Räthen, dem Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath Dr. Schmedding und dem Geheimen Regierungsrath Aulike, bestehen. An den Geschäften und Berathungen derselben nahmen aber außerordentlich auch diejenigen nicht katholischen Räthe des Ministeriums Antheil, welchen die Bearbeitung der äußern Verwaltungs-, namentlich Etats-, Kassen- und Rechnungs-Angelegenheiten, sowie des Patronatbaufonds oblag. War bei einer Sache oder Frage die evangelisch-geistliche, die Unterrichts- oder die Medizinal-Abtheilung betheiligt, so hatte die katholische Abtheilung mit

dieser sich zu verständigen, eventuell die Angelegenheit dem Minister zur Entscheidung vorzulegen oder in der Plenarsitzung zum Vortrag zu bringen. Ueberdieß war dem Minister unbenommen, zur Bearbeitung einer Sache auch jedes der katholischen Abtheilung nicht angehörige Mitglied des Ministeriums zuzuziehen.

Schon nach fünf Jahren traten im Personal der katholischen Abtheilung wesentliche Aenderungen ein, indem der Wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Schmedding am 18. April 1846 mit Tod abging[1]) und der Ministerial-Direktor v. Düesberg am 16. August desselben Jahres zum Geheimen Staats- und Finanzminister ernannt wurde.[2])

1) Ein aus der Feder seines Freundes und Mitarbeiters Aulike geflossener vortrefflicher Nekrolog des ebenso bewährten als hochbegabten Mannes erschien zu seiner Zeit im preußischen Staats-Anzeiger; ein Abdruck desselben ist der von der Schwiegertochter des Verewigten herausgegebenen ansprechenden Schrift: „Geistliche Lieder von Dr. Joh. Heinrich Schmedding, als Manuscript gedruckt", zu Münster in der Aschendorff'schen Buchdruckerei 1869, als Anlage beigefügt.

2) Dr. Franz von Düesberg, geboren zu Borkum, im Münsterlande, am 11. Januar 1793, machte als Compagnieführer, den jungen Melchior Diepenbrock, den nachmaligen Cardinal und Fürstbischof von Breslau, zu seinen Offizieren zählend, die Feldzüge gegen Frankreich von 1814 und 1815 mit, bestand nach dem Friedensschluß 1819 das Assessorexamen, wurde 1821 Oberlandesgerichtsrath, 1831 Geheimer Justiz-, 1832 Geheimer Finanzrath, 1834 Geh. Ober-Justiz- und Geh. Revisions-Rath, 1836 Mitglied des Staatsraths, 1838 Staatssekretär. Neben dem Amte als Direktor der katholischen Abtheilung, hatte er vom 7. Juni 1842 an bei dem König den Vortrag der allgemeinen Landes-Angelegenheiten, bis er als erster katholischer Minister an die Spitze des Finanzministeriums berufen wurde. Am 19. März 1848 als Finanzminister zurückgetreten, wurde er am 27. Juni 1849 zum Vorsitzenden des provisorischen Bundes-Schiedsgerichts zu Erfurt und am 21. Juli 1850 zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen ernannt. In diesem wichtigen Amte wirkte von Düesberg fast 21 Jahre in segens-

Aulike erhielt unter Beförderung zum Geheimen Ober-Regierungs-Rath die Leitung der Abtheilung zunächst commissarisch, sodann im Jahre 1858 unter Beförderung zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Rath und Ministerial-Direktor definitiv. Zugleich besorgte er unter Mitwirkung zweier Hülfsarbeiter: des Regierungsraths Matzerath, welcher demnächst wieder ausschied, und des Kammergerichts-Assessors Ulrich, die Geschäfte derselben. In Abwesenheitsfällen, namentlich während seiner Theilnahme an den Berathungen der National-Versammlung zu Frankfurt, wurde Aulike durch den Geheimen Regierungsrath Dr. Brüggemann vertreten, welcher im Uebrigen wegen seiner Beschäftigung in der Unterrichts-Abtheilung an den Arbeiten der katholischen Abtheilung nicht Theil nahm. Daß derselbe im Staatshandbuch als vortragender Rath dieser Abtheilung aufgeführt war, erklärt sich nur dadurch, daß die lange Zeit währende unvollständige Besetzung derselben verdeckt werden sollte. Während nämlich die eine der beiden etatsmäßigen Rathstellen im Jahre 1847 dem Oberlandesgerichtsrath Martin von und zur Mühlen aus Münster und nach dessen freiwilligem Rücktritt zu Anfang 1849 dem Geheimen Justizrath v. Ellerts, welcher bis dahin Mitglied des von Savignyschen Ministeriums für Gesetzgebung war, übertragen wurde, blieb die zweite Rathstelle bis Ende 1866 unbesetzt.

Eine der Aufgaben der katholischen Abtheilung war, neben

reichster Weise, wurde bei der Errichtung des Herrenhauses in dieses als Kronsyndikus berufen, erhielt bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums am 21. Juli 1865 den Schwarzen Adlerorden, und bei seiner Versetzung in den Ruhestand am 8. Mai 1871 das Kreuz und den Stern der Großcomthure des Hausordens von Hohenzollern. Als die Wogen des sog. Culturkampfes hoch zu gehen begannen, rief Gott seinen treuen Diener am 11. Dezember 1872 zu sich. Vergl. den Nekrolog in der Beilage zu Nr. 289 der zu Berlin erscheinenden „Germania“ vom 17. Dezember 1872.

der Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen auf dem kirchlichen Gebiete und der unbefangenen Beurtheilung eingehender Gesuche und Beschwerden, die sachgemäße Erledigung der Ansprüche, welche sich auf die Säkularisation und auf die, durch Allerhöchsten Erlaß vom 23. August 1821 sanktionirte und als bindendes Statut der katholischen Kirche des Staats durch die Gesetz-Sammlung publizirte, Bulle de salute animarum vom 16. Juli dess. Js. gründen, so wie die angemessene Regelung des Rechts zur Besetzung der geistlichen Stellen. Namentlich wurde ihre Mitwirkung bei der Besetzung erledigter Bischofsstühle in Anspruch genommen. So fungirte der Direktor von Düesberg am 15. Januar 1845 bei der Wahl eines Fürstbischofs von Breslau als landesherrlicher Commissarius, und wurde, als diese auf den Dombechanten Melchior v. Diepenbrock zu Regensburg fiel, und es zweifelhaft schien, ob derselbe die Wahl annehmen werde, vom Könige beauftragt, sich zu dem Erwählten, und falls dieser zur Annahme sich nicht bereit finden lasse, zu dem päpstlichen Nuntius nach München zu begeben und dessen Vermittelung dafür in Anspruch zu nehmen, daß er vom heiligen Vater in Rom zur Annahme veranlaßt werde.

Als eine wichtige Angelegenheit, deren leidliche Beilegung den Bemühungen der katholischen Abtheilung zu danken ist, sei die wegen der für erloschen erklärten Parochien erwähnt. Da es zweifelhaft geworden, in welchen Fällen eine Parochie als erloschen zu betrachten, und wie das Vermögen einer erloschenen Parochie zu behandeln sei, so wurde hierüber das Gesetz vom 13. Mai 1833 erlassen, auf Grund dessen bis zum Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm IV. in Schlesien 98 katholische Parochien für erloschen erklärt waren.

Die hierdurch hervorgerufene Aufregung veranlaßte den König schon wenige Wochen nach der Thronbesteigung, die weitere Ausführung des gedachten Gesetzes zu suspendiren und eine neue allseitige Prüfung der Sache anzuordnen. Die in Folge hiervon seitens des damaligen Cultusministers Eichhorn

gemachten Vorschläge fanden die Allerhöchste Gutheißung, und auf Grund derselben kam am 20. März 1844 zwischen dem Fürstbischof Dr. Knauer und dem Direktor von Düesberg eine Uebereinkunft zu Stande, welche der König genehmigte und welche zu einer anderweiten Regelung der Sache führte, die durch päpstliches Breve vom 27. September 1848 bestätigt wurde.

Nach Erlaß der Verfassungs-Urkunde vom 5. Dezember 1848 und 31. Januar 1850 war das eifrige Bestreben der katholischen Abtheilung dahin gerichtet, daß die der katholischen Kirche zugestandene Freiheit, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten, möglichst bald ins Leben trete. Hierbei kam ihr der damalige Minister der geistlichen rc. Angelegenheiten v. Ladenberg, welcher bei der Revision der Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 für die unveränderte Beibehaltung des Art 12, des späteren Art. 15, entschieden eingetreten war, in anerkennenswerther Weise entgegen. Früchte dieser Bemühungen finden sich in den zu Paderborn bei Schöningh erschienenen „Beiträgen zum preußischen Kirchenrecht mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des katholischen Kirchen- und Schulwesens seit Emanation der Verfassungs-Urkunde", erstes Heft 1854, zweites Heft 1856, abgedruckt. War auch von dem Nachfolger des im November 1850 zurückgetretenen Ministers v. Ladenberg, v. Raumer, ein gleiches Entgegenkommen nicht zu rühmen, legte dieser vielmehr, namentlich zu Anfang seiner Verwaltung, Mißtrauen gegen die katholische Kirche an den Tag, wie sich namentlich in den von ihm gemeinschaftlich mit dem Minister des Innern von Westphalen erlassenen Verfügungen vom 22. Mai und 16. Juli 1852, die Abhaltung von Missionen, das Studium im Collegium Germanicum zu Rom und die Zulassung der Jesuiten betreffend, kundgab, so ließ sich doch die katholische Abtheilung hierdurch nicht beirren. Zu dem zwischen dem Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Staatsminister Dr. v. Düesberg am 5. April 1852 mit dem Bischof

von Paderborn Dr. Franz Drepper und am 28. Dezember 1854 mit dem Bischof von Münster Dr. Johann Georg Müller getroffenen Vereinbarungen wegen Besetzung der katholischen Pfarrstellen und anderen Benefizien im westfälischen Antheil ihrer Diöcesen, welche vormals von Stiftern und Klöstern, Fürstbischöfen, Prälaten und Domkapiteln verliehen waren, wurde die landesherrliche Genehmigung herbeigeführt. Ebenso gelang es dem Abtheilungs-Dirigenten Aulike ein ähnliches Uebereinkommen für die Erzdiöcesen Gnesen und Posen zum Abschluß zu bringen und der Genehmigung des Königs entgegenzuführen. Vergleiche den Artikel: „Die fiscalischen Patronatrechte im Königreich Preußen" im Archiv für katholisches Kirchenrecht von Vering Band 24 (neue Folge Band 18) S. 223.

Am 24. Oktober 1857 erlitt die Abtheilung einen großen Verlust durch den Tod des sehr tüchtigen Geheimen Ober-Regierungs-Raths v. Ellerts, an dessen Stelle im folgenden Jahr der Hülfsarbeiter Regierungs-Rath Ulrich zum vortragenden Rath ernannt wurde. Für diesen wurde von dem Nachfolger des Ministers v. Raumer, v. Bethmann-Hollweg, Mitte 1859 der bisherige Oberpräsidial-Rath Linhoff zu Münster als Hülfsarbeiter berufen.

Obwohl der Fürst von Hohenzollern persönlich der katholischen Kirche aufrichtig zugethan war, so nahm doch während der Verwaltung des nach ihm benannten Ministeriums, während der sogenannten neuen Aera, das Mißtrauen gegen diese Kirche in auffallender Weise zu. Dieß gab sich einschneidend dadurch kund, daß im Juni 1861 zur Abschwächung des Einflusses der katholischen Abtheilung zwischen diese und den Minister ein Unterstaatssekretär, der evangelische Direktor der Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Lehnert, geschoben wurde, welchem die für die Abtheilung bestimmten neuen Sachen unmittelbar nach der Präsentation, also bevor sie noch der Direktor gesehen, so wie alle Concepte und sonstige Verfügungen nach deren Zeichnung seitens des

Direktors zur Kenntnißnahme und Beifügung eines die letztere bezeichnenden Vermerks vorgelegt werden mußten, und welchem auf Sachen, die der Minister nicht durch die Abtheilung, sondern sekret bearbeiten lassen wollte, der größte Einfluß eingeräumt wurde. Diese Veränderung erschwerte der Abtheilung, besonders aber ihrem Direktor, die Erfüllung der Aufgabe in nicht geringem Maße. So wurde mit Umgehung des Letzteren die Angelegenheit wegen Wiederbesetzung des durch den Tod des Cardinals von Geissel zur Erledigung gelangten erzbischöflichen Stuhles zu Köln zeitweise von dem Unterstaatssekretär bearbeitet.

Bei der Krönungsfeier zu Königsberg am 18. Oktober 1861 hielt der Cardinal-Erzbischof v. Geissel an der Spitze des nahezu vollzähligen preußischen Episcopats eine Anrede an den König Wilhelm, worin er dessen Blick nach Darbringung der Glücks- und Segenswünsche auf die katholische Kirche Preußens lenkte und dann fortfuhr: „Warm und innig empfehlen wir sie und ihre in Kraft der Staatsverträge und der Verfassung ihr zustehende selbständige Stellung und unbehinderte Wirksamkeit dem mächtigen landesväterlichen Schutze; wir legen ihre Wohlfahrt an das Königliche Herz Euer Majestät und wir glauben und vertrauen ja wir wissen, daß sie da eine wohlwollende Stätte und eine huldvolle Aufnahme finden werde . . ."

Der König erwiderte hierauf: „Gern habe Ich aus Ihrem Munde, Hochwürdiger Herr Cardinal und Erzbischof, Ihr und Ihrer Mitbischöfe Gelöbniß der Treue und des Gehorsams empfangen, das Sie bereits Meines in Gott ruhenden Königlichen Bruders Majestät geleistet und jetzt Mir als seinem Nachfolger in der Krone erneuert haben. Es gereicht mir zur Genugthuung, die Verhältnisse der katholischen Kirche für den Bereich Meines ganzen Staates durch Geschichte, Gesetz und Verfassung wohlgeordnet zu wissen. Sie darf vertrauen, daß Ich ihr in Gerechtigkeit und Wohlwollen ferner Meinen landesväterlichen Schutz ge-

währen und sie in Ausführung ihres heiligen Auftrags unterstützen werde."

Nach dem Rücktritt des Ministeriums Hohenzollern fand die katholische Abtheilung bei dem neuen Cultusminister v. Mühler anfänglich wohlwollendes Entgegenkommen, namentlich gelangte durch seine Bemühungen die durch Widerstreben der Provincialbehörden sehr verzögerte Vervollständigung des Metropolitan-Domkapitels zu Köln zum befriedigenden Abschluß und wurden Angriffe auf die verfassungsmäßige Selbständigkeit der Kirche zurückgewiesen. Insbesondere gab der Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Bismarck das Bestreben kund, Conflikte mit Rom zu vermeiden, beziehungsweise auszugleichen.

Am 15. Mai 1865 wurde der hochbegabte und gleich verdienstvolle Wirkliche Geheime Ober-Regierungs-Rath Dr. Brüggemann von einem Schlaganfall getroffen und verschied am 6. März 1866 (vergleiche den Nekrolog im Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung", Jahrgang 1866, Seite 183) und am 22. Oktober 1865 starb zu München auf einer Erholungsreise der Wirkliche Geheime Ober-Regierungs-Rath und Direktor Dr. Aulike. „Der Unterstaatssekretär im Cultusministerium Lehnert hat sich", so war damals im „Preußischen Staats-Anzeiger" zu lesen, „im Auftrage des Cultusministers nach München begeben, um das Ministerium bei der Beerdigung des Ministerial-Direktors Aulike zu vertreten. Im Januar 1839 wurde Aulike, damals Rath bei dem Landgericht zu Cleve, vom Staatsminister Freiherrn v. Altenstein als Hülfsarbeiter für die die katholische Kirche betreffenden Angelegenheiten ins Ministerium berufen, in welchem er sich bald das Vertrauen und die Zuneigung dieses Staatsmannes erwarb und besonders für die Herstellung des damals getrübten guten Verhältnisses des Staates zur katholischen Kirche mit Umsicht, Geschick und bestem Erfolg thätig war. Als des hochseligen Königs Majestät durch Allerhöchsten Erlaß vom 11. Januar 1841 die

Bildung einer besonderen Abtheilung für die katholischen Kirchen-Angelegenheiten im Ministerium befohlen, um damit das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche in befriedigender Weise zu ordnen und ein von gegenseitigem Wohlwollen und Vertrauen getragenes gedeihliches Zusammenwirken zu fördern, wurde der Verewigte zum vortragenden Rath bei dieser Abtheilung ernannt. Seit 1846 stand er ihr als Dirigent, seit 1858 als Ministerialdirektor vor. In dieser Stellung erfreute er sich der Hochachtung und des vollen Vertrauens seiner Chefs und widmete sich in der Gemeinschaft gleichgesinnter Amtsgenossen mit Verständniß, Liebe und treuer Hingebung der Ausführung jenes hochherzigen Gedankens seines königlichen Herrn."[1])

Kaum war das Ableben Aulikes bekannt geworden, als schon Stimmen, sogar im Staatsministerium, wie die neuesten Enthüllungen des Ministers von Goßler ergeben, gegen die Wiederbesetzung des von ihm bekleideten Amts eines Direktors der katholischen Abtheilung laut wurden. Indessen erklärte damals der König, er lasse an der Institution seines hochseligen Bruders nicht rütteln. So wurde dann der bisherige Oberstaatsanwalt Dr. Krätzig[2]) zu Bromberg mit der

1) Ein Nekrolog voll gleicher Anerkennung erschien in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung"; derselbe ist in Nr. 302 der „Kölnischen Blätter" abgedruckt; vergl. auch den „Aulike" überschriebenen Artikel in Nr. 253 des „Mainzer Journals" vom 29. Oktober 1865.

2) Dr. jur. Adalbert Krätzig, geboren zu Blumenau in Schlesien am 24. Dezember 1819, war von 1846 bis 1849 Oberlandesgerichts-Assessor in Breslau, 1849 bis Ende 1862 Staatsanwalt in Brieg, 1863 und 1864 Staatsanwalt in Königsberg, 1865 Oberstaatsanwalt in Bromberg, 1866 bis 1868 als Geh. Ober-Regierungsrath Dirigent, sowie vom Mai 1868 bis Juli 1871 als Wirklicher Geh. Ober-Reg.-Rath Direktor der katholischen Abtheilung im Cultusministerium. 1862 war Krätzig Mitglied des Abgeordnetenhauses, 1867 Mitglied des constituirenden Reichstages des Norddeutschen Bundes und 1871 Mitglied des

Leitung der Abtheilung, anfänglich commissarisch, und vom März 1868 an als Ministerial-Direktor betraut.

Bei der Uebernahme der Geschäfte durch den neuen Dirigenten im Januar 1866 wurde das Verhältniß des Unterstaatssekretärs zu der katholischen Abtheilung, nachdem, wie es in dem bezüglichen Erlaß des Ministers hieß, die persönlichen Rücksichten auf den früheren Direktor nach dessen Ableben nicht mehr maßgebend seien, dahin abgeändert, daß der Unterstaatssekretär während der Abwesenheit oder sonstigen Behinderung des Abtheilungs-Dirigenten dessen Vertretung zu übernehmen, auch so weit es seine anderweitigen Geschäfte gestatten, den Sitzungen der Abtheilung beizuwohnen habe. Diese Aenderungen, welche als eine Gefährdung der ursprünglichen Einrichtung und Zweckbestimmung anzusehen waren, sind praktisch nicht ins Leben getreten.

Der im Juni 1865 zur Theilnahme an den Arbeiten der Abtheilung einberufene Kreisrichter Wesemann, gegenwärtig Oberlandesgerichtsrath zu Hamm, schied im Laufe des Jahres 1866 wieder aus; Ende dieses Jahres wurde der Hülfsarbeiter Linhoff, welchem inzwischen der Charakter als Geheimer Regierungs-Rath beigelegt war, zum vortragenden Rath ernannt und hierdurch endlich die Abtheilung, wie ursprünglich bestimmt, vervollständigt.

Kurz vor dem Beginn des Krieges mit Oesterreich gelangte die längere Zeit schwebende Angelegenheit wegen Wiederbesetzung der erledigten erzbischöflichen Stühle in Köln und in Posen zum erwünschten Abschluß. Am 14. April 1866 nahm der König in seinem Palais in Gegenwart des Kronprinzen, des Ministers von Mühler und des Dirigenten der katholischen Abtheilung Krätzig den Huldigungseid der

deutschen Reichstages. Nach dem Ausscheiden aus dem Ministerium hielt sich Krätzig eine Zeit lang zu Lauban auf, bis er demnächst die Stelle eines Cameraldirektors des Grafen Schaffgotsch auf Schloß Warmbrunn übernahm und seitdem zu Hermsdorf unterm Kynast wohnt.

beiden neuen Erzbischöfe von Gnesen und Posen so wie von Köln, des Grafen Miecislaus Ledochowski und Dr. Paulus Melchers entgegen. Nach der Eidesleistung dankte der letztere Namens beider Erzbischöfe für die Gegenwart des Königs und bat um den Allerhöchsten Schutz in der Ausübung ihres wahrlich nicht leichten Amtes. Hierauf erklärte der König, daß es ihm angenehm gewesen sei, beide Erzbischöfe beim Antritt ihres Amtes persönlich zu empfangen und das mit ihrem Eide bekräftigte feierliche Gelöbniß als Unterpfand ihrer Gesinnungen entgegenzunehmen, und fuhr dann fort: „Die Verhältnisse der katholischen Kirche im Bereiche Meines ganzen Landes finden sich durch geschichtliche Entwicklung, Recht und Verfassung in wohlgeordnetem Zustande. Unter dem Schutze gerechter und wohlwollender Gesetze darf sie auf ihrem Gebiete frei und ungehindert ihre Thätigkeit entfalten. Es gereicht Mir zur Genugthuung, daß diese Thatsache, wie sie in dem Munde des sichtbaren Oberhauptes Ihrer Kirche mehrfach eine gerechte Würdigung erfahren hat, so auch in dem Herzen Meiner getreuen Unterthanen dankbare Anerkennung findet. Die katholische Kirche in Meinen Staaten darf der Fortdauer Meines landesväterlichen Schutzes versichert seyn. Insbesondere mögen auch Sie, Hochwürdige Herren, auf Meine Unterstützung in der Erfüllung Ihrer Aufgabe rechnen, deren Schwierigkeit Ich nicht verkenne."

Nach wiederhergestelltem Frieden ließ es sich die katholische Abtheilung besonders angelegen seyn, den dem Staate einverleibten katholischen Bisthümern Hildesheim und Osnabrück, Fulda und Limburg die Vortheile der verfassungsmäßigen Selbständigkeit auf kirchlichem Gebiete zuzuwenden.

Bei der Wahl eines Nachfolgers für den verstorbenen Bischof von Ermland Dr. Geritz am 22. Oktober 1867, welche auf den bisherigen Ehrendompfarrer der Kathedralkirche in Trier, Dechanten Philipp Krementz zu Koblenz fiel, fungirte Dr. Krätzig als landesherrlicher Wahlcommissär.

Im folgenden Jahre fand, nach längeren Verhandlungen mit Rom, die Regelung der katholischen Militärseelsorge in Preußen durch päpstliches Breve vom 22. Mai 1868 ihren Abschluß, und wurde der seitherige Propst und Dekan Franz Adolf Namszanowski in Königsberg durch Breve vom 24. Juli desselben Jahres kirchlich zum Feldpropst der Armee bestellt. Vergl. den Artikel: „die Regelung der katholischen Militärseelsorge in Preußen" im Archiv für katholisches Kirchenrecht von Vering Band 20 (14) S. 431.

In den Bisthümern Breslau und Trier, in dem rheinischen Antheil der Diöcese Münster, sowie in den Bisthümern Fulda und Limburg wurde das Recht zur Besetzung der Pfarrstellen und anderer Benefizien durch Vereinbarungen mit den Bischöfen in ähnlicher Weise geordnet, beziehungsweise der Ordnung nahe geführt, wie es früher hinsichtlich des westfälischen Theils der Diöcesen Paderborn und Münster sowie der Erzdiöcesen Gnesen und Posen geschehen war.

Während die katholische Abtheilung auf der ihr von den edlen Stifter vorgezeichneten Bahn treu und beharrlich weiter arbeitete und sich in der wahrlich nicht leichten Erfüllung ihrer Pflicht durch Hindernisse aller Art nicht beirren ließ, deuteten im Laufe des Jahres 1869 verschiedene Zeichen an, daß das Verständniß für die Auffassung, von welcher König Friedrich Wilhelm IV. bei Errichtung der Abtheilung beseelt war, und welche auch sein Nachfolger auf dem Throne bei seiner Krönung in Königsberg und bei der Entgegennahme des Huldigungseides der Erzbischöfe von Gnesen und Posen und von Köln kund that, mehr und mehr zu schwinden begann. Dieß zeigte sich namentlich bei den Verhandlungen in der Commission des Abgeordnetenhauses über Petitionen wegen Aufhebung der Klöster in Preußen. (Vergl. den fünften Bericht der Commission des Hauses der Abgeordneten für Petitionen vom 17. Dezember 1869, Berichterstatter der Abgeordnete Dr. Gneist, Nr. 221 der Drucksachen, und die Beleuchtung dieses Berichts vom Obertribunalsrath Peter

Reichensperger im 23. (17.) Bande des Archivs von Vering S. 369). Der Bericht enthielt Ausführungen, welche die Katholiken auf's tiefste verletzen mußten, ungeachtet der Commissär des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, der Geh. Reg.-Rath Linhoff, in Uebereinstimmung mit den Vertretern der Minister des Innern und der Justiz, das verfassungsmäßige Recht der Existenz und der freien Wirksamkeit der geistlichen Orden klar darlegte. Die Stimmung im Hause der Abgeordneten war derartig, daß die Majorität statt in die katholischer Seits wiederholt und dringend geforderte Berathung des Berichts einzutreten und dessen Anträge direkt zu verwerfen, diese nur indirekt fallen ließ.

Daß die Angelegenheit im Jahre 1870 nicht wieder aufgenommen wurde, ist dem im Juli ausbrechenden Kriege mit Frankreich zuzuschreiben. In diesem Kriege zeigte sich augenfällig, wie wichtig einträchtiges Zusammenwirken von Staat und Kirche so wie der verschiedenen Confessionsverwandten ist, ohne welches so außerordentliche Erfolge nicht zu erzielen gewesen wären. Neben der Tapferkeit und Ausdauer der Armee verdienen die Opferwilligkeit und der Eifer der im Felde mitwirkenden Welt- und Ordensgeistlichen, so wie der Krankenpflege übenden männlichen und weiblichen Ordensgenossenschaften vorzügliches Lob.

Hiernach konnte erwartet werden, daß für die Folge dieses Einvernehmen um so mehr werde gepflegt werden. Statt dessen wurde nach kaum abgeschlossenem Frieden der unselige „Culturkampf" durch Beseitigung der katholischen Abtheilung eingeleitet, somit der katholischen Bevölkerung in Preußen eine Bürgschaft für unbefangene, wohlwollende und gründliche Berathung ihrer kirchlichen Angelegenheiten genommen.

Mittels der an der Spitze des „deutschen Reichsanzeigers" vom 22. Juli 1871 zur öffentlichen Kenntniß gebrachten königlichen Ordre vom 8. dess. Mts. wurde genehmigt, daß die im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten bestehenden

gesonderten Abtheilungen für die evangelischen und katholischen Kirchen-Angelegenheiten aufgehoben, und deren Geschäfte Einer Abtheilung für die geistlichen Angelegenheiten übertragen werden. Es konnte hiernach den Anschein gewinnen, als ob beide Confessionen gleichmäßig betroffen wären. Dieß war jedoch nicht der Fall, indem durch die Verordnung die Evangelischen nur wenig berührt wurden, da die neue Abtheilung, unter einem evangelischen Minister, Unterstaatssekretär und Direktor, zum bei weitem größten Theil aus Mitgliedern evangelischer Confession besteht. So zählt dieselbe nach dem „Handbuch über den königl. preuß. Hof und Staat" für das Jahr 1885|86 unter 14 Mitgliedern, darunter den evangelischen Feldpropst der Armee und einen Ober-Consistorialrath und Professor der Theologie, nur zwei katholische vortragende Räthe.

Gleichzeitig mit der Ordre vom 8. Juli brachte der „Reichs-Anzeiger" folgende Erläuterungen zu derselben:

„Diese Anordnung beruht auf einem Princip, welches bereits in der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 seine innere Begründung hat. Durch die Verfassung ist die Stellung der Staatsgewalt den verschiedenen Kirchen und Religionsparteien gegenüber eine wesentlich veränderte geworden, sie überweist den Kirchen und Religions-Gesellschaften die volle Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten; sie fordert, in der Consequenz des leitenden Grundgedankens, für die Wahrnehmung der dem Staate verbleibenden Gerechtsame eine von individuellen, confessionellen Anschauungen gelöste, gleichmäßige Handhabung; und sie nimmt für den die Verwaltung leitenden Minister eine durch keine ministeriellen Einrichtungen und Abtheilungen gebundene persönliche Freiheit und Verantwortlichkeit in Anspruch. Daß diese Consequenz in der Organisation des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten nicht schon eher zum Ausdruck gekommen ist, hat wesentlich darin seinen Grund, daß die Aufgaben, welche die bisher gesonderten Abtheilungen zu lösen hatten, noch nicht vollständig erfüllt waren."

„Die Abtheilung für die katholischen Kirchensachen wurde, wie bekannt, im Jahre 1841 errichtet und es wurden dabei

außer dem bisher im Ministerium angestellten einen katholischen Rathe deren mehrere ernannt, um eine verstärkte Garantie für die gründliche und vielseitige Berathung für die katholische Kirchenfragen zu gewinnen und zu geben. Die nächste Aufgabe der Abtheilung war die Erledigung einer Reihe von Streitfragen und Organisations-Arbeiten, welche aus der Periode der Säcularisationen und aus der Zeit der Reorganisationen der katholischen Kirche in Preußen auf der Grundlage der Bulle de salute noch übrig geblieben waren. Diese sind bis auf wenige noch rückständig gebliebene Punkte gegenwärtig erledigt.“

„Durch die Bestimmungen der Verfassungsurkunde ergab sich ferner die Nothwendigkeit, die Auseinandersetzung zwischen den der katholischen Kirche verfassungsmäßig zugewiesenen und den der Staatsgewalt vorbehaltenen Rechten im Einzelnen durchzuführen. Auch diese Arbeit, welche für die neuerworbenen Bisthümer Osnabrück, Hildesheim, Fulda und Limburg sich noch einmal wiederholte, hat ihre Erledigung gefunden.“

„Ein Bedürfniß, eine gesonderte Abtheilung für die Bearbeitung der katholischen Kirchensachen ferner beizubehalten, ist hiernach nicht mehr vorhanden, und es besteht hier kein Hinderniß, zu einer dem geltenden Verfassungsrechte mehr entsprechenden Form der Organisation überzugehen.“

„Ebenso wenig ist die Beibehaltung einer gesonderten Abtheilung für die evangelischen Kirchensachen im Interesse der evangelischen Kirche geboten.“

Ein Artikel in Nr. 30 der offiziellen „Provinzial-Correspondenz“ vom 26. Juli 1871 unter der Ueberschrift: „Der Staat und die katholische Kirche“ enthielt ähnliche Ausführungen, fügte aber hinzu: „Durch die Beschlüsse des vorjährigen Concils in Rom sind einerseits die Beziehungen zwischen der katholischen Staatsgewalt so wesentlich berührt, andererseits so lebhafte Bewegungen und Zerwürfnisse innerhalb der katholischen Bevölkerung selbst hervorgerufen, daß die Staatsgewalt sich dringender als zuvor veranlaßt finden muß, dafür zu sorgen, daß in Bezug auf die Wahrnehmung ihrer Stellung zu den katholischen Angelegenheiten ausschließlich und unbedingt staatsrechtliche Gesichtspunkte zur Geltung

gelangen," und schloß, nachdem darauf hingewiesen war, daß die preußische Staatsregierung nicht unterlassen habe, den Römischen Stuhl auf die Gefahren schon während des Concils aufmerksam zu machen, welche aus solchen Beschlüssen in Bezug auf das Verhältniß des Staates zur Kirche erwachsen könnten, mit den Sätzen: „Die Staatsregierung aber kann den schon jetzt obwaltenden Schwierigkeiten gegenüber nur dadurch eine feste Richtschnur für ihr Verhalten finden, wenn sie sich unparteiisch auf den rein staatsrechtlichen Standpunkt stellt und demgemäß die einzelnen streitigen Fälle behandelt. Um diesen Standpunkt zu sichern und auch äußerlich zu erkennen zu geben, erschien es zweckmäßig und geboten, in dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten die bisher bestehende confessionelle Sonderung der kirchlichen Abtheilungen zu beseitigen und wiederum nur Eine Abtheilung für die geistlichen Angelegenheiten zu bilden. Die Staatsregierung bekundet dadurch, daß sie gesonnen ist, beide Kirchen unparteiisch, gerecht, dem bestehenden Staatsrechte entsprechend zu behandeln, das Interesse des Staates aber auch mit gleicher Kraft der katholischen, wie der evangelischen Kirche gegenüber zu wahren."

Während in diesen Aeußerungen über die Gründe der Beseitigung der bisherigen confessionellen Sonderung der kirchlichen Abtheilungen ein Tadel der Mitglieder der katholischen Abtheilung nicht enthalten war, sprach sich der Ministerpräsident Fürst Bismarck in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 30. Januar 1872 unter anderem dahin aus, daß die katholische Abtheilung ihre ursprüngliche Natur verändert habe; geschaffen, die Rechte des Staates in Bezug auf die katholische Kirche auszuüben und zu vertreten, habe sie schließlich den Charakter angenommen, ausschließlich die Rechte der Kirche innerhalb des Staates und gegen den Staat zu vertreten. Daher habe er vor drei oder vier Jahren bei dem Könige gelegentlich zur Sprache gebracht, ob es nicht nützlicher wäre, wenn an Stelle dieser Abtheilung ein päpstlicher Nuntius träte. Und der Cultusminister Dr. Falk, welcher am

25. Januar an die Stelle des am 19. Januar ausgeschiedenen Ministers von Mühler getreten war, äußerte in derselben Sitzung unter Anderm, er habe viele Sachen der katholischen Abtheilung gesehen, unter welchen weder der Name des Ministers von Mühler, noch des Unterstaatssekretärs Lehnert, sondern der des Direktors dieser Abtheilung stand, wohl ein ausreichender Beweis, daß man von einer Unselbständigkeit der letzteren zu reden nicht berechtigt seyn möchte; ferner, er habe häufig den Eindruck gehabt, als ob die aus der katholischen Abtheilung kommenden Verfügungen nicht von einer Staats-, sondern von einer Kirchen-Behörde herrührten; endlich, ihm als Minister stehe die Entscheidung zu, was er höre, sei ein ihm gegebener Rath, diesen werde er von den Katholiken wie von jedem Andern hören und nach der Sachgemäßheit würdigen; und die beiden zurückgebliebenen Mitglieder der katholischen Abtheilung würden die Interessen der katholischen Kirche auch ihm gegenüber wahrzunehmen in der Lage seyn; sie würden bei ihm Berücksichtigung erlangen, so weit ihr Rath recht sei.

Auf die Auslassung des Fürsten Bismarck kommen wir demnächst zurück, auf die des Dr. Falk sei hier bemerkt, daß die Verfügungen, welche er in der Ausfertigung unter dem Namen des Direktors der katholischen Abtheilung gesehen, im Concept dem Unterstaatssekretär vorgelegen hatten und erst ausgefertigt waren, nachdem dieser sie zum Beweise, daß er gegen dieselben nichts einzuwenden habe, gezeichnet hatte. Von den beiden früheren Mitgliedern der katholischen Abtheilung wurde der Geheime Ob.-Reg.-Rath Ulrich,[1]) welcher

1) Wilhelm Ulrich, zu Arnsberg in Westfalen am 22. Juli 1817 geboren, erhielt im elterlichen Hause, neben ächt christlicher Erziehung, durch seinen Vater, zuletzt Geh. Ober-Tribunal-Rath zu Berlin, und seinen Schwager Gerichtsdirektor Piners zu Erwitte, Anregung und vorzügliche Anleitung zur Rechtswissenschaft. Nach rühmlich bestandener Staatsprüfung wurde er kurze

bereits am 7. März 1872, nach 28jähriger angestrengter und verdienstvoller Arbeit im Ministerium, mit Tod abging, ausschließlich in der Unterrichts-Abtheilung beschäftigt, der Geh. Reg.-Rath Linhoff aber schon bald nicht mehr mit wichtigeren katholischen Kirchen-Angelegenheiten betraut.

Der Fürst Bismarck nahm in der Sitzung des Herrenhauses vom 10. März 1873 bei Berathung der Abänderung der Art. 15 und 18 der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 Veranlassung, sich von neuem mit der katholischen Abtheilung zu befassen. Er behauptete unter Anderm, daß sie, die ursprünglich eine Behörde zur Wahrnehmung der königlich preußischen Rechte gegenüber der katholischen Kirche seyn sollte, schließlich faktisch eine „Behörde" im Dienste des Papstes zur Wahrnehmung der Rechte der Kirche gegenüber dem Staat geworden sei. Insbesondere hob er die Thätigkeit der Abtheilung zur Bekämpfung der deutschen Sprache in polnischen Landestheilen hervor.

Hierauf erwiderte der Staatsminister a. D. von Mühler mittelst einer in Nr. 63 der „Neuen Preußischen Zeitung" abgedruckten Erklärung vom 13. März 1873 mit Nennung seines Namens unter anderen Folgendes:

1. Die Abtheilung für die katholischen Kirchenangelegenheiten im Cultusministerium ist niemals eine „Körperschaft" oder „Behörde" mit selbständigen amtlichen Befugnissen gewesen, sondern lediglich eine Ministerial-Abtheilung wie alle Abtheilungen, und als solche in allen Sachen der Entscheidung und Verantwortung des Ministers unbedingt unterworfen.

2. Von einer Ueberlieferung der Rechte des Staates in

Zeit im Justizministerium, sodann vom Jahre 1844 an ununterbrochen im Ministerium der geistlichen rc. Angelegenheiten beschäftigt. — Als Mitglied des Reichstages gehörte er zu der Deputation, welche dem deutschen Kaiser in Versailles die Glückwunsch-Adresse des Reichstages überreichte. Vergl. den Nekrolog in Nr. 57 der „Germania" vom 10. März 1872.

Betreff der katholischen Kirche an diese Abtheilung, oder gar von einer „rückhaltlosen Ueberlieferung," kann daher in keiner Weise die Rede sein. Die Abtheilung hat immer nur eine berathende und nach den Anordnungen des Ministers arbeitende Funktion gehabt. Sie war außerdem der Controle des Unterstaatssekretärs unterstellt. In Principienfragen sind außer der Abtheilung für die katholischen Kirchensachen noch andere Gutachten gefordert worden, und finden sich, namentlich von der Hand des evangelischen Kirchenrechtslehrers Richter, zahlreiche Gutachten über katholische Kirchenfragen, welche den Entschließungen der Minister zur Grundlage gedient haben, in den Akten des Ministeriums. Ebenso ist in wichtigen Verwaltungsfragen, z. B. bei der Anerkennung neugewählter Bischöfe, jedesmal die Zustimmung des Staatsministeriums eingeholt worden.

3. Es ist nicht richtig, daß die Mitglieder der katholischen Abtheilung ihrer Pflicht als preußische Beamte so wenig eingedenk gewesen wären, daß sie schließlich eine Behörde zur Wahrnehmung der Interessen der Kirche gegenüber den Rechten des Königs geworden seien. In den Akten ist nachzuweisen, daß man in der Abtheilung unberechtigten Ansprüchen der Bischöfe und der päpstlichen Curie entgegengetreten ist. — In Beziehung auf die Bischofswahlen hat man daselbst das unbedingte Veto des Königs gegenüber den römischen Anforderungen stets mit Entschiedenheit festgehalten. Gegen die Zulassung eines päpstlichen Nuntius in Berlin wurde gegenüber der Geneigtheit des damaligen Ministerpräsidenten von Bismarck von der Abtheilung aus gewarnt. — Zu den von Sr. Majestät Allerhöchst unmittelbar bestätigten Vergleichen mit den Bischöfen von Breslau, Trier, Münster, Fulda über streitige Patronatsrechte sind, außer einem Commissar aus der Abtheilung, auch die Oberpräsidenten zugezogen worden, und die Rechte des Staates dabei auf das Gewissenhafteste im vollsten Umfange und mit möglichst günstigem Erfolg gewahrt.

4. Eine Thätigkeit im Schulwesen und besonders in der Sprachenfrage hat die katholische Abtheilung niemals geübt. Diese Sachen sind ausschließlich in der allgemeinen Unterrichts-Abtheilung und unter der Direktion des Unterstaatssekretärs Lehnert bearbeitet worden. Wie wenig die Wichtigkeit

der Sprachenfrage von der Unterrichtsverwaltung verkannt worden ist und wie man daselbst mit Bewußtsein und Consequenz das Ziel verfolgt hat, daß jedes die Schule verlassende Kind im Stande sein solle, sich in den Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens der deutschen Sprache mündlich und schriftlich mit Sicherheit zu bedienen, bekunden die Erlasse aus der Zeit meiner Verwaltung, welche auch dem früheren Ministerpräsidenten mitgetheilt worden und bekannt sind.

Als die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ diese Erklärung des Ministers v. Mühler, jedoch ohne dieselbe abzudrucken, durch Glossen vom 16. März abzuschwächen in ihrer Art sich bemühte, antwortete v. Mühler in der „Kreuzzeitung“ am 19. dess. Mts. unter Anderem:

Der Schreiber des Artikels in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ kennt die Sachlage nicht oder will sie nicht kennen, obwohl nicht zu bezweifeln ist, daß ihm officielle Quellen zu Gebote standen. Es ist eine positive Unwahrheit, wenn behauptet wird, die Abtheilung für die katholischen Kirchenangelegenheiten habe „geherrscht“ und die „Direktivnormen“ wären von ihr ausgegangen. Ich habe allen Mitgliedern meines Ministeriums stets die volle freie Meinungsäußerung verstattet; aber, meiner persönlichen Verantwortung eingedenk, das Recht meiner unabhängigen Entscheidung gewahrt und geübt und principiell jede Intimität fern gehalten. Ebenso falsch ist es, daß der Abtheilung „die intime Kenntniß der nach außen geheim gehaltenen Geschäfte für Zwecke der vatikanischen Politik zur jederzeitigen Verfügung gestanden hätte.“ Mit den vertraulichen Verhandlungen, wie sie während meiner Amtsverwaltung zwischen dem Cultusministerium und dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stattfanden, hat die katholische Abtheilung nichts zu thun gehabt, es sei denn, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ausdrücklich ein Gutachten derselben verlangte. Die Schriftstücke wurden sekretirt und blieben nur mir zugänglich. Das Meiste wurde durch eigenhändige Schreiben von mir, in einzelnen Fällen von dem Unterstaatssekretär, erledigt. Der stärkste Beweis meiner Unabhängigkeit ist wohl der, daß ich, als es mir zur Gewißheit geworden war, daß die bei ihrer

Kirche verbleibenden katholischen Geistlichen und Laien sich der Unterwerfung unter das Unfehlbarkeitsdogma nicht entziehen könnten, und daß hiernach die Stellung der Abtheilung zu dem, jede direkte oder indirekte Anerkennung des Dogmas sorgfältig vermeidenden Standpunkte der Staatsregierung auf die Dauer unhaltbar werden müsse, meinerseits die Auflösung dieser Abtheilung vorgeschlagen und die Herstellung einer gemeinsamen Abtheilung für beide Confessionen ausgeführt habe. Die nothwendige Folge hiervon war die Zurdispositionsstellung ihres Direktors.

Diese aus tiefer liegenden politischen Gründen hervorgegangene Nothwendigkeit hindert aber nicht, den noch lebenden Personen und dem Andenken der Dahingeschiedenen, ungerechten Angriffen gegenüber, die ihnen schuldige Anerkennung der Pflichttreue zu Theil werden zu lassen.

Es hieße den Eindruck dieser durchschlagenden Erklärungen des besten Zeugen abschwächen, wenn denselben eine weitere Ausführung beigefügt würde.

Nicht die Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde, nicht die Beschlüsse des vatikanischen Concils, nicht die angebliche Ausartung in ein selbständiges behördliches Organ, nicht die, nie vorhandenen, polonisirenden Bestrebungen haben die Aufhebung der „katholischen Abtheilung" herbeigeführt, sondern der, dem Minister v. Mühler vielleicht nicht bekannte, Plan, eine deutsche Nationalkirche anzustreben.

Die katholische Abtheilung war die Schöpfung eines edlen Monarchen, sie hat sich stets angelegen seyn lassen, im Sinn desselben zu wirken.

XLIII.

Gutberlet's Lehrbuch der Philosophie.

Herr Dr. Constantin Gutberlet, dessen philosophisches Lehrbuch[1]) wir hiemit in diesen Blättern empfehlen möchten, ist in der literarischen Welt bereits rühmlichst bekannt nicht bloß als Philosoph, sondern auch als Exeget durch vortreffliche Commentare, dann als Mathematiker durch seine Schrift über das Unendliche (Mainz 1878), und als Naturkundiger durch zahlreiche naturwissenschaftliche Abhandlungen in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung".

Ueber das in sechs separaten Theilen erschienene Lehrbuch der Philosophie haben schon verschiedene wissenschaftliche Organe anerkennende Recensionen gebracht. Wenn nun dessenungeachtet Referent es für zeitgemäß hält, dasselbe Werk auch hier noch zu empfehlen, so geschieht dieß aus mehreren Gründen. Erstens nämlich scheint Gutberlets Werk noch nicht jene Verbreitung, die es durch seine Gediegenheit verdienen würde, gefunden zu haben. Sodann ist die in diesem Werke gebotene Philosophie eine solche, daß sie ganz besonders dem Leserkreis der historisch-politischen Blätter empfohlen zu werden verdient, denn der streng katholische Standpunkt, auf dem diese Blätter stehen, ist auch der Standpunkt der Gutberlet'schen Philosophie. Uebrigens ist dieselbe nicht bloß im religiösen, sondern auch im philosophischen Sinne, nämlich durch ihre Universalität katholisch, indem sie alle Haupttheile der Philosophie umfaßt[2]) und in jedem Theile alle zum Wesen der Sache gehörigen Punkte behandelt.

---

1) Verlag der Theissing'schen Buchhandlung in Münster.

2) Nur die Aesthetik fehlt noch.

Eine zweite lobenswürdige Eigenschaft dieses Lehrbuches ist gedrungene Kürze, soweit dieselbe mit Vollständigkeit und Gründlichkeit vereinbar ist. Am ausführlichsten unter den einzelnen Schriften ist die Psychologie (327 Seiten), am kürzesten die Naturphilosophie (176 Seiten) behandelt.

Soweit dem Referenten die frühern Recensionen bekannt sind, hat er bemerkt, daß in allen die Gediegenheit und Brauchbarkeit des Werkes im Ganzen anerkannt wird und daß die verhältnißmäßig wenigen kritischen Ausstellungen, welche in einigen Besprechungen, namentlich in der neuesten von L. Dressel in den Laacher Stimmen vorkommen, vorzugsweise auf gewisse Partien der Naturphilosophie, wo Gutberlet auf chemische Thatsachen und Lehren sich stützt, Bezug haben. Aber der erwähnte Recensent bemerkt selbst, daß seine Ausstellungen „auf wenige untergeordnete Capitel des ganzen Handbuches sich beziehen." Das Bestreben Gutberlets, die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft für die Naturphilosophie zu verwerthen, findet auch von Dressel volle Anerkennung, nur meint er, daß dem Verfasser die Lösung der gestellten Aufgabe noch nicht in allweg gelungen sei. Aber es ist auch bei dem Umfang und bei dem beständigen Fortschritt der Naturwissenschaft keine leichte Aufgabe, Philosophie und Naturwissenschaft so zu beherrschen und zu verschmelzen, daß daraus ein Ganzes wie aus einem Guß entsteht. Solche Aufgabe wird nicht beim ersten Anlauf vollkommen gelöst. Möge dem Verfasser durch raschen Absatz seines anerkannt vortrefflichen Handbuches bald Gelegenheit gegeben werden, seiner Naturphilosophie, die dem Referenten etwas zu knapp erschienen ist, größere Ausführlichkeit zu geben, und jene Punkte, welche die Probe einer gerechten Kritik nicht vollkommen bestehen, zu verbessern.

Im Allgemeinen sehen wir in der gedrungenen Kürze, welche in diesem Lehrbuche herrscht, eine lobenswürdige und vortheilhafte Eigenschaft; denn mit der Kürze ist Ersparniß an Zeit und Geld für Leser und Käufer verbunden. Die einzelnen Theile des Lehrbuches von Dr. Gutberlet haben einen so billigen Preis, daß die Anschaffung des Werkes hiedurch sehr

Beweisführung darzulegen. Referent hat schon ...
er Theile des Lehrbuches von Gutberlet an Be...
Gelegenheit gehabt, Urtheile über das gelesene ...
worin jedesmal ganz besonders die Klarheit ...
gelobt wurde.

Wegen der hier angedeuteten Eigenschaften des ...
Lehrbuches — Katholicität, Kürze, Wohlfeilheit [?], ...
Gründlichkeit — kann dasselbe allen Liebhabern ...
Philosophie empfohlen werden, ganz besonders d...
lichen Klerus und den Lehrern an katholischen Bi...
z. B. an Lehrer-Seminarien; denn jeder Geistl...
Lehrer an einer höheren Bildungsanstalt soll übe...
Fragen der Philosophie orientirt seyn, hat aber ...
nicht Zeit, um voluminöse Werke durchzuarbeiten ...
viel Zeit, als die Lektüre des Handbuches von Gut...

Dr...

---

1) Die Preise sind folgende: Ethik und Naturrech...
Naturphilosophie (1884), Metaphysik (1880), ...
jedes einzeln 2,40; Logik und Erkenntnißtheor...
Psychologie (1881) 2,80; in Summa 15 Mk. ...

XLIV.

Die Reformation und die bildende Kunst.

II. Der neue Glaube und die Kunst.

[..]nke schreibt in seiner Geschichte der römischen Päpste [..]: „Früher hatte an allen Werken der Maler und [..]er die Religion soviel Antheil als die Kunst. Seit= [..]e Kunst von dem Hauche der Antike berührt wurde, [..]e sich ab von den Banden der Glaubensvorstellungen." [..]unst des deutschen Mittelalters war eine christlich= [..]e so sehr, daß man von einem andern Zweck der Kunst [..]n des Gottesdienstes kaum etwas wußte; nicht dem [..]k des Hauses, nicht der Annehmlichkeit des Lebens [..]e zu dienen, sondern der Kirche und der Frömmigkeit. [..] ganzen Mittelalter war eine rein ästhetische Betrachtung [..]lder fremd; dieselben wurden durchaus nicht als reine [..]erke, sondern als Gegenstand der Verehrung angesehen; [..]shalb schien es der Mühe werth auf diese hl. Bilder [..]Fleiß zu verwenden."[1])

[..]on jeher und überall steht die Kunst in der innigsten [..]dung mit dem religiösen Leben der Völker; in ihr prägt [..]e ganze Weltanschauung eines Volkes aus. Diese aber [..] ihrem tiefsten Grund religiös, da ja der Mensch seiner [..]ten Natur nach ein religiös=sittliches Wesen ist. Daher

[1]) Bunz, die Stiftskirche zu St. Georg in Tübingen. S. 21.

ist denn auch natürlich, daß die Kunst, die Sprache der Begeisterung des menschlichen Herzens, von den ältesten Zeiten an vorzugsweise der Verehrung der Gottheit geweiht war. So beruht die Kunst der christlichen Zeit wie das gesammte innere und äußere Leben der Völker ganz auf christlicher Grundlage und hat daher wesentlich einen christlichen Charakter; sie entwickelt sich in ihrer schönsten Blüthe, wo die Begeisterung für das Christenthum die Herzen mächtig durchglüht und wo sie der Verherrlichung der christlichen Ideen geweiht ist.[1])

Im deutschen Mittelalter stand die katholische Kirche im Mittelpunkt des gesammten geistigen Lebens und beherrschte von hier aus alle Gebiete desselben. Sie wird die eigentliche Culturträgerin für die aus der Wildheit des Naturzustandes zur christlichen Gesinnung und Gesittung zu erziehenden Völker. Geistliche sind nicht bloß die Seelsorger und Beichtväter, die Prediger und Erzieher des Volkes, Geistliche sind auch die Männer der Wissenschaft, die Baumeister und Maler, die Goldschmiede und Steinmetzen.[2]) So trug denn die gesammte Cultur, die Wissenschaft und Kunst des Mittelalters nicht bloß ein christliches, sondern ein specifisch kirchlich-katholisches Gepräge.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, was die Kirche des Mittelalters für die Kunst gethan hat: sie ist ihr mit einem Wort alles gewesen und hat ihr alles gegeben: Leben und Geist, Stoff und Kraft, Ehre und Lohn. Daß die Kunst diese Wohlthaten anerkannte, zeigt ihre dankbare Kindesliebe, in welcher sie dem Dienst der Mutter lebte. Sie athmete die Luft, sie aß das Brod und sie ging dafür auch an der Hand der Kirche, bis sie das neue Heidenthum dem Heimathhause entfremdete und entführte.

Fragen wir nun nach den Momenten des katholisch-kirch-

1) Kölner Organ für christliche Kunst 1866. S. 133.
2) Frommel, a. a. O. S. 18.

lichen Glaubens und Lebens, welche der Kunst besonders förderlich waren, so finden wir, daß der Kunsttrieb und die Kunstliebe im innersten Wesen des Katholicismus begründet liegt. Besonders drei Quellen sind es, aus welchen der Kunst Leben floß, nemlich der katholische Gottesdienst, die katholische Lehre von den guten Werken und die katholische Heiligen- und Bilderverehrung. Es handelt sich uns hier aber natürlich nicht darum, diese katholischen Kunstdogmen, wie man sie heißen könnte, zu begründen und zu vertheidigen, das thut die katholische Theologie; sie sind katholisch und wir haben nur ihre Bedeutung für die Kunst, ihren fördernden Einfluß auf dieselbe zu erörtern.

Das katholische Gotteshaus ist seinem Wesen nach nicht bloß Versammlungsort der Gemeinde, auch nicht bloß Haus des Gebetes, der religiösen Erbauung und Belehrung, sondern Haus Gottes, Wohnung des beim hl. Meßopfer auf dem Altare gegenwärtigen, im Tabernakel thronenden und den Gläubigen seine Gnade und sich selbst mittheilenden lebendigen Gottes. Darum bietet der Katholik alles auf, um seine Kirche ihrer Ideen möglichst würdig zu gestalten: Fleiß und Liebe, Geld und Kunst. Sie muß sich unterscheiden von dem Hause, in dem Menschen wohnen, durch Größe und Würde, durch Pracht und Glanz, sie muß ihrem Zweck entsprechend so ausgestattet seyn, wie es der Ort verlangt, welcher uns nicht bloß ein Sinnbild und Vorbild des Himmels, sondern ein Himmel der Gottesgemeinschaft selber ist. Darum begnügen wir uns nicht mit einem schützenden Dach, nicht mit leeren, kahlen Wänden, nicht mit kleinen niedrigen Räumen, nicht mit dem kümmerlich Nothwendigen, sondern streben, wie immer möglich, nach Erhabenheit und Schönheit, nach künstlerischer Vollendung: wir rufen die Baukunst, damit sie uns in schönen Formen den todten Stein zum lebensvollen Ganzen füge, wir nehmen in Anspruch die Kunst des Meißels und der Farbe, um das Gotteshaus in ein himmlisches Schmuckgewand zu kleiden; so wird uns die Kirche zur würdigen Gotteswohnung

mit emporstrebenden Säulen und gewölbten Hallen, ein „goldenes Jerusalem," in welchem an den Wänden und aus den Fenstern die Schaaren der Engel und Seligen sich feierlich und andächtig um das Geheimniß des Sakramentes stellen. Am meisten Liebe und Sorge verwenden wir auf den nächsten Ort der Gottesgegenwart, auf den Altar; hier muß die Kunst ihr Bestes bieten, um nach Menschenvermögen einen Thron der göttlichen Gnadenherrlichkeit zu errichten. Und alles, was in der Kirche ist, Taufstein und Kanzel, Lampe und Leuchter, alle hl. Gefäße und Gewänder, alles muß im Festkleide erscheinen vor dem Angesichte des Herrn. Nichts soll hier gewöhnlich, nichts alltäglich, nichts ärmlich erscheinen, denn viel zu gering ist selbst das Beste, das die Creatur dem Schöpfer, seiner Majestät und Liebe bieten kann.

Nehmen wir dazu den katholischen Gottesdienst und seine Feier, so erkennen wir hierin, wie er selbst ein Kunstwerk ist, eine neue kunstfördernde Macht. Der katholisch-kirchliche Cult will Gottesdienst im eigentlichen Sinn, Verherrlichung Gottes seyn; er ist Lobpreis und Anbetung Gottes, eine irdische Theilnahme der Kirche und der christlichen Gemeinde am himmlischen Hallelujagesang. Was ist da begreiflicher, als daß wir zur möglichst würdigen Darstellung dieses Zweckes all' das Schöne beiziehen, was uns Natur und Kunst zur Verherrlichung Gottes hilfreich darbietet. So muß uns mit aller Creatur auch die Kunst demjenigen dienen, der sie uns gegeben hat. Wohl wissen wir, daß alle Mittel menschlicher Kunst nicht im Stande sind, Gott eine würdige Wohnung und einen würdigen Dienst zu bringen, aber wer will uns tadeln, daß wir wenigstens das Mögliche thun, das Beste geben, was wir haben? Daß uns dieser äußere Glanz das innere Leben des Geistes, den lebensvollen Glauben ersetzen soll, widerspricht so sehr dem katholischen Bewußtseyn, daß wir ja eben in all dieser Herrlichkeit nur ein Zeugniß und Bekenntniß des Glaubens, ein Symbol und einen Erweis unserer Liebe suchen und finden. In ihrem Cult spricht sich das innerste Wesen, der

Geist einer Religion aus; so gewiß die Kunst nicht Sache eines geistlosen Mechanismus ist, sondern Ausdruck der tiefsten und höchsten Ideen, so wenig ist ihre Verwendung und Anwendung im katholisch-kirchlichen Gottesdienst ein bloßes Ceremoniell, das „durch äußeren Glanz die innere Armuth" verdecken und ersetzen soll, das „die Geistigkeit absorbirt durch sinnliche Fülle und die Feierlichkeit mehr durch äußeres Gepränge als durch inneren Gehalt erzwingt," sondern eine und wie wir glauben gar beredte Sprache unseres Glaubens und unserer Liebe. Und was das angebliche „Uebermaß des künstlerischen Elementes," das Erdrückende und Sinnenberückende unseres Cultus anbelangt, für dessen reiche Symbole und Ceremonien wohl „die katholischen Lehrbücher eine manchmal gewiß sinnige Deutung," die Gemeinde aber meistens kein Verständniß und kein Interesse haben soll,[1]) so mögen es unsere Tadler getrost dem katholischen Unterricht und Leben überlassen, dafür zu sorgen, daß jedes Kind dem festlichen Gottesdienste mit dem für seine Andacht nothwendigen Verständniß folgen kann und nicht „das Wesen über dem schönen Schein verliert". Endlich sollten jene sich nicht zu Richtern über das katholische Ceremonienwesen aufwerfen, welche die dießbezügliche Armuth ihrer Kirche beklagen und hoffen, daß „die immer mehr erweiterte Kenntniß der Natur in einer einstigen religiös-schöpferischen Periode des Protestantismus eine reichere Fülle von Natursymbolen hervorbringen werde;"[2]) der Katholicismus hat eben eine solche schöpferische Periode nicht erst noch zu erwarten. In dieser Feierlichkeit und Mannigfaltigkeit des katholischen Gottesdienstes liegt ein kunstbildendes Element von bedeutender Kraft: das Herz wird angeregt und begeistert zu künstlerischem Schaffen, die Phantasie befruchtet und der Schönheitssinn gebildet. So haben denn jene Recht, welche der katholischen Kirche die Anerkennung zollen, sie

1) Portig, Religion und Kunst. B. I. S. 402 u. 424.

2) Portig, a. a. O. S. 425.

„allein habe die Idee und die Form eines schönen, das ganze Gemüth ergreifenden Gottesdienstes bewahrt; sie allein habe eine religiöse Kunst gepflegt, welche in der Verherrlichung des Cultus ihre dankbarste Aufgabe erkenne und besitze. Wie edel und majestätisch sei die Bauart der katholischen Kirchen und Kapellen, wie glänzend die alles umstrahlende Beleuchtung, wie fesselnd der verschwenderische Reichthum an herrlichen Gemälden, Schnitzwerken und sonstigen Geräthschaften. Wie erhebend wirke die Verbindung der katholischen Messe mit der Musik, die still beschäftigte Andacht der Gläubigen und die Pracht des katholischen Klerus. Dieses Ganze mache einen imponirenden Eindruck, die Einbildungskraft erhalte Schwung und reiche Nahrung, das Gefühl werde vollständig gefesselt."[1])

Der katholische Cultus hat noch eine andere die Kunst fördernde Seite. Wie er uns Gottesdienst ist, so ist er uns auch der Weg, auf welchem uns Christus sein Heil vermittelt: er belehrt, er erbaut, er begnadigt. Eben die Werke der Kunst in unseren Kirchen aber sind, weit entfernt zu zerstreuen, die Sammlung zu stören und den andächtigen Geist von seinem Ziele abzulenken, vielmehr ganz besonders geeignet, das Herz in eine gehobene, andächtige Stimmung zu versetzen und so die Seele für das Werk der göttlichen Gnade empfänglich zu machen; sodann wirken sie selbst erbauend und belehrend und das um so mehr, je bessere Werke christlicher Kunst sie sind. Was vom Herzen kommt, dringt wiederum zum Herzen; wenn ein Künstler die hl. Ideen, die er in seiner frommen Seele schaut, in einem Kunstwerk verkörpert, so spricht aus diesem heraus wieder zur Seele des Beschauers der gute Geist des Meisters oft verständlicher und eindringlicher, als es eine Predigt vermag. Die Kunst ist ein mächtiges Mittel der Belehrung und Erbauung; „sie trifft das Auge und berührt das Herz, sie führt das Unnahbare in die sinnenfällige Sphäre, das Geheimniß leuchtet wieder im Symbol. Die

1) S. Portig S. 402.

Kirchen sind die Paläste der Armen und die Wände und Altäre entfalten einen Laienkatechismus mit greifbaren Lettern, an welchen das christliche Gemüth den Schatz der höchsten Wahrheiten erfaßt,"[1]) und das ganze Glück eines Gott geweihten Herzens und Lebens verstehen und erstreben lernt. So ist die Kunst eine Priesterin Gottes, welche das Amt hat nicht bloß durch ihre Schönheit das Haus ihres Herrn zu schmücken, sondern auch durch geheimnißvolle Kraft den Unwissenden zu belehren, den Unaufmerksamen zu ermahnen, den Andächtigen zu fesseln, alle zu erbauen. Daß die Kirche des Mittelalters gerade diesen frommen Kunstgeist pflegte, daß ihre Kunstwerke würdig sind ihres Platzes in der Kirche und ihrer Stellung zum Gottesdienste, weiß jeder, der sie einmal eines liebevollen Blickes gewürdigt hat. Man sehe unsere Dome, diese „Riesenblumen himmlischer Weisheit und Schönheit,"[2]) herausgewachsen aus dem glaubensstarken Herzen ihrer Meister und aus der Opferwilligkeit unseres Volkes, man blicke hinein durch das reine Antlitz in die schöne Seele der hl. Gestalten, welchen fromme Bildhauer und Maler das Bild ihrer eigenen gottbegeisterten Seele aufgedrückt haben, und man wird die gottesdienstliche Stellung dieser Kunst begreifen und die religiöse Macht ihres Geistes erfahren, wie Mortimer, den Schiller sagen läßt:

„Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend!
Wie wurde mir, als ich in's Innere nun
Der Kirchen trat und die Musik der Himmel
Herunterstieg und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte;
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,

1) Kölner Organ für christliche Kunst 1869 S. 220.
2) Freiburger Kirchenblatt 1881 S. 389.

> Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
> Die hl. Mutter, die herabgestiegne
> Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung:
> Als ich den Papst sah drauf in seiner Pracht
> Das Hochamt halten und die Völker segnen:
> O was ist Goldes was Juwelenschein,
> Womit der Erde Könige sich schmücken!"
> (Maria Stuart I, 6.)

Der katholische Gottesdienst fordert und fördert die Kunst. Und nicht nur die Kirche wendet ihre Kraft und ihre Mittel auf, um durch die Kunst Gott zu verherrlichen, auch die Gläubigen reichen ihr in diesem Streben wetteifernd die Hand, weil sie so nach ihrer Kraft Gott dienen helfen und sich vor ihm Verdienste sammeln wollen. Der katholische Glaube, daß Gaben und Stiftungen für Gotteshaus und Gottesdienst gute, Gott wohlgefällige und vor ihm verdienstliche Werke sind, war stets und ist noch ein mächtiges Ferment der Kunstentwicklung. Wie noch heutzutage eine Reihe unserer besten Kunstwerke ihre Entstehung dem frommen Stiftungsdrange religiöser Körperschaften oder vermöglicher Privaten verdanken, so war dieses zur Zeit des Mittelalters der gewöhnliche Weg, auf dem die herrlichsten Meisterwerke religiöser Kunst zu Stande kamen. „Es ist wichtig, schreibt Förster, im Auge zu behalten, daß Kapellen und Kirchen bis zu den wunderbaren Riesendomen, daß die Denkmäler mittelalterlicher Malerei und Plastik, wonicht alle, doch die weit überwiegende Mehrzahl nicht der Kunstbegeisterung, Vaterlandsliebe, Dankbarkeit selbst nicht der Eifersucht und Eitelkeit ihre Entstehung dankten, sondern dem Schuldbewußtseyn der Menschheit, der Lehre von der Erbsünde, der Furcht vor dem Fegfeuer und der Hölle, der Verheißung der Versöhnung durch die Kirche: ‚für der Seele Seligkeit,' oder ‚für die Errettung der Seele,' ‚zur Vergebung der Sünden,' ja zur Sühne irgend eines bestimmten großen Verbrechens wurde die Kunst in Bewegung gesetzt und ‚Ablaß' ist die Zauberformel, mit welcher die reichen Beiträge zu den Dom- und Kirchenbauten gewonnen

wurden.") Die Malerei wurde nach Kugler „für zahllose Weihgeschenke bis zum Beginn der Reformation in Anspruch genommen; es war keine begüterte Familie, keine Corporation, die nicht ihr Altarwerk in irgend einer Kirche gehabt hätte."[2]) Ebenso bezeugt von Eye: „Nur als fromme Stiftungen sind die Kunstwerke des Mittelalters zu betrachten. Man bestellte ein Kunstwerk und gab es in die Kirche zur Ehre Gottes. Kunstfreunde in unserem Sinne waren seltene Erscheinungen selbst unter den gebildeten Menschen; man dachte nicht daran ein Kunstwerk als solches zu veranlassen und zu schaffen."[3]) Roth zeigt uns am Beispiele des vorreformatorischen Nürnberg, wie sehr „die Werkthätigkeit, die den Haupt- und Grundzug des mittelalterlichen religiösen Lebens bildete, in der wohlhabenden Stadt durch eine Unzahl der reichsten Gaben und Stiftungen für die Kirche zum Ausdruck kam."[4]) Und wie in Nürnberg, so war es überall: sprechende Zeugen dessen sind „die großartigen Kirchenbauten, in deren Ausführung sich am Schluß des Mittelalters die reichen Städte gleichsam zu überbieten suchten."[5]) Arm und Reich betheiligte sich nach Kräften an dem religiösen Werk, und nach Vollendung des Baues galt es als ein Ehrenrecht der Patrizier, durch Stiftungen der mannigfaltigsten Art, an Statuen, Fenstern, besonders aber an Altären ihre opferwillige Gesinnung zu bewähren. Hunderttausendmal wiederholt sich, was der protestantische Chronist Elias Frik in seiner Weise an dem religiösen Eifer der alten Ulmer beim Bau und der Ausstattung ihres Münsters berichtet: „Von Altären war eine große Anzahl im Münster, dann es bekannt ist, daß in dem Papstthum die Leute beredet worden, als wann die Opfer-Messe der höchste Gottesdienst wäre; dahero sie so viele Altäre stifteten, auf

1) Geschichte der deutschen Kunst I. 149.
2) Geschichte der Malerei II. 90.
3) Albrecht Dürer S. 44.
4) Einführung der Reformation in Nürnberg S. 25.
5) Roth a. a. O. S. 26.

selbigen Messe für sie im Leben und nach ihrem Absterben zu halten, weßhalb sich nicht zu verwundern, daß die zur Andacht geneigte alte Ulmer, weil sie damals kein besseres Licht hatten, auch hierinnen sich eifrig bezeuget. Demnach zehlete Felix Faber an. 1488 einundfünfzig Altäre im Münster, welche alle, wie er zugleich mit angemerkt, ihre Einkünfte hatten, die keine Auswärtige, sondern allein Ulmer gestiftet und mit Pfründen versehen."[1])

Es ist hier nicht unsere Sache, auf die Anklage einzugehen, „die katholische Kirche habe den reichen künstlerischen Schmuck ihrer Kathedralen nur zu oft um den Preis einer Unwahrheit erkauft, indem sie ihren Gliedern vorspiegelte, daß man durch Schenkungen an die Kirche nicht bloß späteren Geschlechtern seinen Namen überliefern, sondern sich auch einen Platz im Himmel sichern könne; herbeigeführt durch diese Täuschung seien der katholischen Kirche unverhältnißmäßig größere Opfer gebracht worden als zu Gunsten der evangelischen, welcher meist nur die Brosamen übrig blieben, die von der Herren Tisch fielen."[2]) Um was es sich uns hier handelt, ist damit zugegeben: wir wissen, warum im katholischen Mittelalter vor der Reformation die Künste so herrlich gediehen, ob man nun das „Werkheiligkeit," oder gar „Unwahrheit" und „Täuschung" nenne, was der lebenskräftige und opfermüthige Glaube gethan hat.

Eine mächtige Anregung empfing die mittelalterliche Kunst endlich von der katholischen Lehre über die Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder, was beides auf's engste zusammenhängt. Zu Ehren der Heiligen, besonders der hl. Schutzpatrone, um in ihnen Gott zu verherrlichen und sich ihrer Fürbitte zu versichern, wurden unzählige Kirchen und Kapellen erbaut, Altäre errichtet, Statuen und Gemälde bestellt. „Geht

---

1) Ausführliche Beschreibung des Münster-Gebäudes, herausgegeben v. Haffner S. 16.

2) Portig, a. a. O. S. 405.

man dem Ursprung alter guter Kunstwerke nach, so ist es meist ein geistlicher Orden, eine hohe Familie, eine bürgerliche Corporation, die das Bild ihrem Schutzheiligen gestiftet hat."[1]) „Der Heiligendienst, schreibt Grüneisen, war der Ausschmückung jedes neuen Altares mit den Standbildern und in Schnitzwerk oder Gemälden ausgeführten Darstellungen aus dem Leben, den Wundern und den Leiden der auserwählten Patrone benöthigt; man füllte die Kirchenräume mit der Gegenwart der Heiligen, man stellte sie auf die Vorsprünge und Giebel der Wand, man weihte die öffentlichen Plätze und Straßen, Brücken, Thore durch ihre Bilder."[2])

Aber nicht bloß mittelbar hat der Heiligencult der katholischen Kirche die Kunst gefördert, nemlich in sofern eine Menge von Kirchen und Altären auszuschmücken war, die ohne den Heiligendienst nie würden entstanden seyn, auch unmittelbar hat er derselben mächtig gedient, dadurch nemlich, daß er ihr zu dem doch immer beschränkten Gebiete der hl. Geschichte hin in dem ganzen unermeßlichen Felde der Heiligengeschichte und Heiligenlegende Stoffe von mannigfaltigster Abwechslung und höchster künstlerischer Bildsamkeit darbot. Nicht bloß die hl. Gestalten mit ihren reinen Zügen, ihr ganzes Leben, ihre Martyrien, ihre Wunder werden uns in immer neuen Variationen in langen Reihen von Scenen vorgeführt; es sei nur erinnert an die reichen Cyklen von Darstellungen aus dem Leben des hl. Vitus, Georg, Sebaldus, Wolfgang, der hl. Magdalena und ihrer Geschwister, der hl. Katharina, Ursula, Odilia u. s. w. Auch an die Gestalten und Thatsachen der hl. Schrift knüpft die fromme Sage in unermüdlicher Arbeit einen reichen Kreis von Legenden und liefert so der Kunst jene Stoffe von erhabenster Weihe und zartestem poetischen Reize. Wie unzähligemal ist nicht das Leben des göttlichen Kindes und seiner Mutter in den herrlichsten Gemälden dar-

1) Hase, Polemik S. 511.
2) Manuel, S. 72.

gestellt worden: die Verkündigung des Engels an Joachim, Mariä Geburt und Tempelgang, die Berufung und der Zug der Weisen, die Ruhe der hl. Familie auf der Flucht nach Aegypten, ihr Leben und Arbeiten in dem heiligen Lande und wieder in Nazareth, das Spiel des Kindes. Mit ähnlicher Vorliebe und Trefflichkeit behandelt die kirchlich religiöse Kunst die gedankenvollen Erweiterungen, welche durch die Legende der biblische Bericht über das Leiden und Sterben des Heilandes und über das erste Schicksal seiner Kirche erfahren von dem Abschied von der Mutter und den Stationen des Kreuzweges bis zum Tode und der Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau und den Lehren und Leiden der apostolischen Glaubensboten.

Ein besonderer Lieblingsgegenstand der christlichen, zumal der mittelalterlichen Kunst ist die Madonna. In ihr finden wir, um in Riegels Worten zu sprechen, selbst abgesehen von der religiösen Bedeutung des Mariencultes „für die Kunst eine der höchsten, für die Malerei wohl die höchste Idee überhaupt; denn in ihr vereinigt sich alles, was Schönheit verleihen kann: unschuldsvolle, jugendliche Anmuth, keusche Demuth, innigstes Mutterglück und tausend zarte sanfte Beziehungen der Seele. Immer neue Seiten, immer neue Auffassungen läßt dieser Gegenstand zu und immer ist er voll tiefen Gemüthes.“[1]) Wenn aber selbst abgesehen von der religiösen Bedeutung ihres Cultes die Madonna „hoher Poesie voll ist,“ wenn sie im ganzen „Bereich christlicher Gegenstände für die künstlerische Darstellung ihres Gleichen nicht hat,“ und immerdar „einen Schatz der Anregung für künstlerisches Schaffen bieten wird,“ so zeigen uns die unzähligen Marienbilder der katholischen Meister, zu welcher künstlerischen Höhe erst der mit der natürlichen Poesie des Gegenstandes verbundene katholische Glaube an die reine Gottesmutter und die Liebe zu ihr die Madonnendarstellung erhoben hat. In den Ma-

1) Grundriß der bildenden Künste S. 167.

donnen der altdeutschen besonders der Kölner Kunst, in den Marienbildern der italienischen Meister aus der guten Zeit und auch in den Gemälden einzelner unserer neueren Künstler besitzen wir ebenso bewundernswerthe Kunstperlen, als Zeugen der katholischen Glaubensinnigkeit und Frömmigkeit ihrer Meister. Was dieser religiöse Geist gerade dem Madonnenbilde ist, zeigen uns auch im Gegenbilde jene Mariendarstellungen der Renaissancezeit, welche Maria verweltlichen und in der himmlischen Mutter nur das Ideal irdischen Mutterglückes oft in recht unziemender Auffassung, oder gar nur ein geehrtes und geliebtes Menschenkind mit etwas edlem Stolz oder gnädiger Milde umkleidet sehen und geben wollen.

So bot der Heiligen- und besonders der Mariencult der bildenden Kunst die lohnendsten Aufgaben, in deren Lösung sich die vorzüglichsten Meister versuchten und durch deren Stellung der katholische Glaube um die Kunst die höchsten Verdienste erworben hat. Unsere heutige aufgeklärte Welt tadelt und verspottet zwar diesen katholischen Heiligendienst; mag sie es thun: sie kann doch selbst nicht ohne Heiligencult seyn, nur sucht sie ihre Heiligen etwas tiefer als im Himmel; sie hat auch ihre Statuen und Tempel, nur errichtet sie diese nicht dem übernatürlichen, sondern dem irdischen Verdienste. Indeß nützt die Begeisterung unserer kunstliebenden Welt für ihre Ideale der Kunst selbst weit weniger als der katholische „Aberglaube."

Dabei liegt es uns ferne, leugnen zu wollen, daß auch die katholische Kunstliebe zuweilen Blüthen getrieben hat, die uns selber am wenigsten gefallen. Aber wenn auch die Mißgriffe und Geschmacklosigkeiten größer und häufiger wären, als sie es sind, sie können und dürfen uns die Freude an dem vielen Guten und Vorzüglichen ebensowenig rauben, als die Ausnahme die Regel aufhebt. Ein Unrecht aber wäre es, der katholischen Kunst des Mittelalters und auch der Zopfzeit jene Werke zu verübeln, auf welche wir heute unschwer verzichten könnten. Denn wenn auch der Keim und der An-

fang des Guten noch nicht dieses selbst ist, so ist er doch dessen nothwendige Voraussetzung. Wie Alles, so brauchte auch die Kunst des Mittelalters ihre Zeit zur höheren Entwicklung; wer sich also der Vollendung freut, muß sich die Vorstufen gefallen lassen. Aehnlich verhält es sich mit der katholischen Kunst der nachreformatorischen Zeit und dem viel geschmähten Jesuitenstyl. Sie sind uns eben ein Beweis des unvertilgbaren kirchlich-katholischen Kunsttriebes. Denn wenn ihre Produkte auch oft geringen künstlerischen Werth besitzen, zu einer Zeit, wo ringsum das Feld der Kunst unter einer starren Eisdecke ruhte, ist auch das wenige Leben doch noch ein Leben und schon als solches besonders aber deßhalb werthvoll, weil es uns den schönen Frühling verkündet und bringt. Daß die katholische Kirche in der Kunst nicht immer das Höchste und Vollkommene leistete, davon trägt nicht sie, sondern die Kunst die Schuld, welche Zeiten der Entwicklung und des Verfalles hat: erstere hat die Kirche veranlaßt und gefördert, letztere hat sie leider nicht verhindern können.

Die Kunstliebe und Kunstpflege ist im innersten Wesen, im Glauben der katholischen Kirche tief begründet. Darin liegt das ganze Geheimniß der Thatsache, daß wir, wie Lübke schreibt, schon in früher Epoche in Deutschland allgemeinen Antheil an den Schöpfungen der kirchlichen Kunst finden. „Vornehm und Gering, Alt und Jung, Ritter und Bürger wetteiferten in thätiger Handanlegung bei den großen Bauunternehmungen, und es ist nicht vereinzelt, wenn beim Bau der Kirche zu Walkenried ein Bürger von Goslar den Wagen, auf welchem er eine Fuhre Steine herbeigeführt hat, sammt den Pferden der Kirche als Geschenk zurückläßt und sogar noch die Peitsche hinzufügt. Alle diese Handlungen und noch tausend ähnliche haben einen religiösen Beweggrund, keinen künstlerischen."[1])

Ganz anders stellt sich die Reformation zur Kunst; der

1) Geschichte der deutschen Renaissance Seite 16.

neue Glaube hat das Verhältniß der Religion zur bildenden Kunst geradezu umgekehrt; er steht ihr nicht bloß gleichgiltig, sondern geradezu feindselig gegenüber, und der Verfall und Untergang der religiösen Kunst in den Kreisen der neuen Kirche ist nur die natürliche Folge ihres Glaubenssystems. Wenn bisher die Kunst in der Kirche blühte und in der Verbindung mit der Religion die Wurzeln ihrer Kraft hatte, so hat sie die Reformation aus der Kirche verbannt und draußen in der unheiligen Welt das vom Mutterhaus verstoßene Kind darben und verderben lassen.

Vor Allem hat der Protestantismus eine grundsätzlich von der katholischen verschiedene Auffassung des Gottesdienstes eingeführt, nämlich denselben, wie man zu sagen liebt, „verinnerlicht.“ Die Kirche ist nicht mehr Gotteshaus, nachdem dort das ewige Licht der eucharistischen Gottesgegenwart erloschen ist; sie wird Ort der Gemeindeversammlung, deren Thätigkeit sich wesentlich auf das Anhören der Predigt beschränkt. Darum fallen die Altäre bis auf einen, d. h. einen „Tisch oder Stein mit einem Tuche bedeckt“, welcher noch der jeweiligen Abendmahlsspendung dient. Mit ihnen verschwindet ihr ganzer Reichthum von Kunstbedürfniß und Kunstgegenständen, und damit der Laut des göttlichen Wortes in der Predigt um so ungehinderter durch ungehinderte Sinne zum Herzen ströme, soll das Auge an Säulen und Wänden keinen Grund der Ablenkung und Zerstreuung finden, sondern durch kahle Flächen und Räume zum Schauen nach Innen Zeit und Antrieb erhalten. So sind Statuen und Gemälde nicht nur entbehrlich, sondern als der Aufmerksamkeit hinderlich schädlich.

Mit dem heiligen Meßopfer und der katholischen Auffassung des allerheiligsten Altarssakramentes ist auch der reiche mit demselben gegebene Cult dahin; die Kirche ist von äußeren Zeichen und Symbolen befreit, aber damit auch das Band zerrissen, welches durch den Gottesdienst die Kunst mit der Kirche verknüpfte. Dieses ist der ausgesprochene Stand-

punkt der reformirten Kirche; „sie weist jeden Dienst entschieden zurück, den irgend eine Kunst dem Cultus hätte leisten können",[1]) und dieß ist noch im Wesentlichen ihre heutige Richtung. Aber auch in der Kirche Luthers fand die bildende Kunst keine Stelle mehr; auch hier sind „der Altar, die Kanzel und noch dazu die Orgel die einzigen ausgezeichneten Orte."[2]) Auch Luther richtet sein Hauptaugenmerk auf Predigt und Lehre, um deretwillen er die übrigen Elemente des Gottesdienstes vernachlässigte. Dieser nüchterne und kahle Gottesdienst, welcher dem Gemüthe keine Nahrung bot, dem alle Freudigkeit der festlichen Feier und fast jedes sinnliche Medium fehlte, ließ der Kunst keinen Platz und dem Künstler keinen Antrieb mehr; mit der Theilnahme am Gottesdienst aber, dessen Verherrlichung sie bis jetzt gelebt hatte, war der Kunst zum größten Theil der Lebensfaden abgeschnitten. Wenn die lutherische Kirche unserer Tage diese ihre Auffassung des Gottesdienstes vielfach geändert und mit Aufnahme liturgischer Elemente in denselben auch auf dem Gebiete der Kunst „angefangen hat, die Versäumnisse von Jahrhunderten gut zu machen",[3]) so kann uns diese glückliche Inconsequenz bloß freuen, aber an der Thatsache vermag sie nichts zu ändern, daß die Reformation und zwar auch Luther durch Verbannung der Kunst aus dem Gotteshause derselben am innersten Leben schwer geschadet hat. Mit Verweisung aus der Kirche war der reichste und klarste Quell jener Begeisterung versiegt, aus der alle Kunst fließt. Man weise nicht auf die sogenannten Kirchenbilder Cranachs hin; diese paar Gemälde können gegenüber dem katholischen Kunstreichthum nicht in Betracht kommen und sie dienen zudem vielmehr der Verherrlichung der Reformatoren als der Kirche.

Nach der Lehre der Reformation ist der Glaube die ein-

1) Geffcken Seite 68.
2) Geffcken S. 83; vergl. Portig S. 431.
3) Portig S. 433.

zige Bedingung und Quelle des Heiles; die Werke nützen nichts, wenn sie nicht sogar schaden. Diesen Satz hat die Welt sofort begriffen und die Kunst hat ihn bitter empfunden. Wenn vorher der religiöse Eifer, das Verlangen und der Glaube, dadurch vor Gott Verdienste zu sammeln, die meisten Kunstwerke ins Daseyn gerufen hat, war „jetzt von dem Stiften großer Altarwerke, kirchlicher Gemälde u. s. w. keine Rede mehr."[1]) Dieß anerkennt auch das evangelische „christliche Kunstblatt", indem es in seinem Lutherjubiläumsartikel schreibt: „Natürlich hat, nachdem das evangelische Volk zur Erkenntniß gebracht war, daß durch Geld und gute Werke kein Erlaß der Sünden bei Gott zu verdienen und kein Verstorbener aus dem Fegfeuer zu erlösen ist, solches Stiften von Bildern in die Kirchen wie in katholischen Zeiten aufgehört."[2])

Die mittelalterliche Kunst war eine religiöse nicht nur nach ihrem Inhalt, nach dem Gegenstand ihrer Darstellungen, sondern auch nach ihrem Grund und nach ihrem Ziel; die heutige Auffassung derselben als Luxusartikel war den Bestellern fremd und Meister, welchen nur die selbstlose und selbstgenügsame Freude des Schaffens Meißel und Palette in die Hand gegeben, kannte man nicht. Der gläubig religiöse Drang bestellte und bezahlte die Kunstwerke und in seinem Dienste wurden sie geschaffen. Wir können uns gar nicht denken, wie das deutsche Mittelalter sich gestaltet hätte ohne die Kirche, wir können auch nicht sagen, ob es eine Kunst erzeugt hätte ohne sie, das aber wissen wir, daß seine ganze Kunst, sowie sie als historische Thatsache vorliegt, so sehr auf den specifisch katholischen Glaubenssätzen ruht, daß sie durch sie stand und mit ihnen fallen mußte. Und sie ist gefallen überall dort, wo der neue Glaube ihr den Charakter und Werth eines religiösen, eines frommen, eines guten Werkes nahm. Die Reformation mit ihrem Dogma vom „Glauben

1) Görling, Geschichte der Malerei I. 292.

2) Jahrgang 1883, S. 166.

allein“ hat der Kunst den Boden genommen, auf dem sie gewachsen, gediehen und mit dem sie als dessen eigenthümliches Produkt so eng verbunden war, daß sie wie eine gebrochene Blume trotz des unterstellten Wasserglases der Weltfreudigkeit verdorrte. Als religiöse Kunst war sie gepflanzt und hatte sie sich entwickelt; nun sollte sie mit Gewalt ihren Herrn tauschen und der Welt dienen; sie hat es versucht um des lieben Brodes wegen, aber bald ist sie gebrochenen Herzens und hungernden Mundes gestorben. So haben, um jener viel variirten Phrase hier auch einen Platz zu geben, Luthers bekannte „Riesenhammerschläge, welche die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlugen und den deutschen Geist zum unwiderstehlichen und unsterblichen Trieb nach Wahrheit und Freiheit weckten“[1]), zwar nicht die Kirche als solche, wohl aber Deutschland in seiner Beziehung zu derselben schwer getroffen und seiner Kunst den Sarg gezimmert.

Die katholische Kunst sucht Gott zu loben auch in seinen Heiligen. Darum umgibt sie seinen Thron mit dem ganzen Hofstaat seiner himmlischen Fürsten und Diener. Und diese selbst ehrt sie und liebt sie und stellt ihre reinen Gestalten uns zur Freude vor das Auge, zum Beispiel und zur Verehrung vor die Seele. Es ist katholischer Glaubenssatz, daß wir die Heiligen ehren und anrufen dürfen und sollen, und auch ihren Bildern erweisen wir Ehre, aber nicht als Bildern, sondern eben als Bilder der Heiligen. In diesem katholischen Heiligen- und Bildercult haben die Reformatoren ein „neues Heidenthum“, einen „verabscheuungswürdigen Götzendienst“ gefunden, den sie mit allen Mitteln auszurotten sich verpflichtet sahen. Da aber der katholische Heiligendienst mit der mittelalterlichen Kunst in so inniger Verbindung stand, daß sie aus ihm nicht nur einen großen Theil ihres Inhaltes, sondern auch ein wesentliches Stück ihres Lebens empfing, so hat die Reformation mit dem Verbot des Heiligencultes

1) Lindau, Lukas Cranach S. 116.

der Kunst ein Feld der Thätigkeit verschlossen, dessen Größe und Fruchtbarkeit ein Hauptgrund ihres bisherigen Gedeihens gewesen war. Wie die Heiligen aus dem Glauben des Volkes, so verschwinden sie aus den Werkstätten der Künstler und die Armuth der heidnischen Götzen, welche dafür einziehen, läßt die große Lücke nur um so schmerzlicher empfinden. Es gibt jetzt keine Kirchen und Kapellen mehr zu bauen, weil die Heiligen fehlen, denen die sich nie erschöpfende Frömmigkeit in unermüdlichem Wetteifer dieselbe geweiht hatte. Für viele der schon angefangenen Bauten mangeln mit der religiösen Anregung die Mittel zur Vollendung; viele werden abgebrochen, weil der neue Geist ihrer nicht mehr bedurfte, viele zu profanen Zwecken verwendet. Damit war auch das Schicksal der kirchlichen Malerei und Plastik entschieden; man bedurfte ihrer Heiligenbilder nicht mehr, zerstörte unzählige derselben: wer sollte noch neue schaffen, da sie niemand verlangte, man sie vielmehr als „Götzen" haßte. Der früher so mächtig und klar fließende Quell der Mariendarstellungen ist verschlossen, weil der neue Glaube verbot, diejenige zu ehren, welche Gott als seine Mutter ehrte. — Um die Berechtigung der katholischen Heiligenverehrung handelt es sich hier nicht und auch nicht um die Widerlegung des hundertmal zurückgewiesenen und tausendmal wiederholten Vorwurfes, auf den auch der neueste protestantische Polemiker Tschackert noch nicht verzichten kann: „Das katholische Volk betet die Bilder an."[1]) Wir können nicht dafür, daß Andere besser wissen, was wir Katholiken glauben und thun, als unsere Kirche und wir selbst. Mag aber für den Protestantismus unser Heiligencult ein „Wahn" oder ein „Greuel" sein, so viel steht fest, daß die reformatorische Aufhebung desselben auch die mittelalterliche Kunst aufgehoben hat.

Mit den Heiligen waren der Kunst zugleich alle jene

1) Evangelische Polemik S. 153.

Stoffe aus der Heiligengeschichte oder, wie Merz sich auszudrücken beliebt, aus „der erdichteten und erlogenen Legende"[1]) entzogen, welche sie so gerne und so trefflich behandelt hatte, und wenn ihr auch „die ganze Tiefe und Höhe, Länge und Breite der biblischen und der Kirchengeschichte" gelassen ward, so blieb dieses Gebiet bei mangelnder Anregung und Verwendung, soweit es sich um Plastik und Malerei handelt, thatsächlich wie unangebaut. Die Kunst hat jetzt nicht die Darstellungen aus der Legende mit solchen aus der heiligen Schrift vertauscht, sondern mit jener auch diese, überhaupt das ganze kirchlich-religiöse Gebiet verloren: die Reformation hat mit den Heiligen auch der ganzen heiligen Kunst den Abschied gegeben; denn was der reformatorische Boden an religiösen Kunstwerken erzeugte, läßt sich an den Fingern zählen, und was der Holzschnitt noch durch Bibelillustrationen leistete, ist dem vorigen Reichthum gegenüber nichts anderes, als ein armseliger Brodverdienst, welcher den Künstler kaum, die Kunst nicht vor dem Verhungern schützen konnte. Da, wie Portig schreibt, „die religiöse Kunst vermöge ihres Inhaltes und ihres Geistes der höchste Gegenstand, sowie das Ziel aller künstlerischen Entwicklung ist",[2]) so verstehen wir, was die Kunst mit dem Dienste der Kirche und der Religion verloren hat. Und wenn es heute eine Kunst geben soll ohne Religion, der mittelalterlichen Kunst war diese so sehr Lebensathem, daß ihr mit diesem thatsächlich auch das Leben ausging.

Der Zerstörung der kirchlich-religiösen Kunst gegenüber sucht man es der Reformation zum Verdienst anzurechnen, daß sie für die Kunst „die Weltgeschichte und die Naturwelt ohne andere Schranken, als welche die Wahrheit und das Gewissen ziehen müssen",[3]) eröffnet und zur Verfügung gestellt habe. Ist der

---

1) Christl. Kunstblatt Jahrg. 1883 S. 167.
2) A. a. O. S. 435.
3) Christl. Kunstblatt Jahrg. 1883 S. 167.

Hinweis auf diesen Tausch schon an sich ein etwas eigenthümliches Lob, zumal man weiß, wie die Kunst der Reformationszeit „die Naturwelt ohne Schranken" aufgefaßt und sich an „Wahrheit und Gewissen" gehalten hat, so ist das angebliche Verdienst der Reformation um diesen sogenannten Kunstfortschritt nicht sehr unähnlich dem des Räubers, welcher dem Beraubten großmüthig das Recht läßt, sich bettelnd durch die Welt zu schlagen. Allerdings hat die Reformation der Kunst „die Welt" gelassen, weil sie die Künstler nicht auf einmal aus der Welt schaffte und diese doch leben mußten. Daß sich die deutsche Kunst nun an die kleinen Werke des Holzschnittes und Kupferstiches hielt, nachdem ihr die großen Wand- und Tafelgemälde genommen waren, daß sie jetzt den Olymp plünderte und in der Wirthschafts- und Bauernstube den Stoff für ihre Darstellungen holte, nachdem ihr der Himmel mit seinem Reichthum verschlossen war, das ist die verzweifelte Freude, aus der Noth eine Tugend zu machen und als kleinem Ersatz und letzter Zuflucht sich mit dem zu begnügen, was eben noch übrig ist. Für kirchliche Zwecke konnte die Kunst nicht mehr thätig seyn, „zu großartigen historischen Compositionen fehlte ihr alle Aufmunterung", wie sich denn solche Werke thatsächlich sehr selten finden, „biblische Gegenstände wurden fast gar nicht gemalt";[1]) so mußten die Künstler darauf bedacht seyn, aus dem kirchlichen Schiffbruch wenigstens einige Bretter zu retten, um sich daran zu halten.

Indeß, nicht daß sie diesen Halt noch fanden, ist das Verdienst der Reformation, wohl aber, daß sie auf denselben angewiesen und beschränkt waren. Was an der neuen Richtung noch Gutes gefunden werden kann, nämlich daß sie der aus der Kirche verstoßenen Kunst noch einige Zuflucht bot, hat diese der Renaissance, nicht der Reformation zu danken. Was der Reformation bleibt, ist die Schuld, die himmlische

1) Geffcken S. 96.

Tochter der Kirche dem heidnisch gewordenen Weltgeist rettungslos ausgeliefert zu haben.

Georg Wizel, ein Zeitgenosse der Reformation, beschreibt die Kunst, welche im Bereich des neuen Glaubens geliebt und geübt wurde, in folgender Weise: „Weil sie dennoch nicht ohne Bildwerk leben mochten, was thuen sie? Da maleten sie uns für der Heiligen Bilder ihre eigenen Bilder, für die alten Evangelisten die neuen, für die ersten Christen jetzige Ketzer, daß, wo man in ihre Häuser kommt, man kein Bildniß siehet, das jemand zur Gottseligkeit bewegen möchte sondern eitel türkische Fürsten, Sultanen, Reußen, Solymanen und andere Eisenfresser. Da siehet man an allen Thüren und Wänden Kriegsknechte, Tänze, Spielleut, Bauerkerle, Nasenbrüder, Kolbhansen, Banket u. s. w. gemalet, gekauft und überall öffentlich angeheftt. Mit solchem Unflat schmücken sie jetzt ihre Wohnungen und verdammen derweil jene, so die Kirche mit der alten und wahren Heiligen löblichem Bildniß zieren."[1]) — Wenn wir diese Kunstprodukte der Reformationszeit vergleichen mit den Werken der religiösen mittelalterlichen Kunst, deren Herrlichkeit und Reichthum trotz des Bildersturmes und trotz der vierthalbhundert Jahre noch heute so viele Gotteshäuser und unsere Galerien laut verkünden, so haben wir den traurigen Beweis des „neuen Lebens und der ungeahnten Kraft", welche mit dem „Lichte der Reformation" der deutschen Kunst aufgegangen seyn soll. Indem der neue Glaube der Kunst die Weihe der Religion nahm, in deren Dienst sie bisher Ehre und Lohn gefunden hatte, ward sie im innersten Wesen tödtlich getroffen. Freudig und demüthig hatte sie Gott und seiner Kirche gelebt; nachdem sie die Reformation als eine Missethäterin aus dem Gotteshaus verstoßen und sie auf das ungewohnte und harte Brod des Weltdienstes angewiesen hatte, schwand ihre Freude, versiegte ihre Kraft: Richtscheit, Meißel und Palette waren

1) Siehe bei Geffcken S. 278 f.

ihr entbehrlich geworden, den entweihten Stift und Grabstichel warf sie auch bald hinweg. Der neue Glaube und zwar nicht nur der sogenannten Reformirten, sondern auch der Lutheraner, war das Verderben unserer Kunst. Darum sagt der Erbauer der Walhalla mit Recht: „Die Reformation ging auf, die bildende Kunst ging unter"[1]), und Kreuser schreibt über die deutsche Reformationszeit: „Darin kann keine Meinungsverschiedenheit seyn, daß das einige Christenthum zerschlagen ward und mit ihm seine Kunst . . . denn mit dem Bruche der alten Kircheneinheit war auch die Geisteseinheit und Gemeinschaft gebrochen, mit ihr die Kunstseele, die eben in der Religion ruht. Die Neugläubigkeit konnte die Münster, Heiligenbilder, Malereien, Gedanken, Sinnbilder, Darstellungen, Erbauungen der Altgläubigen und wollte sie nicht mehr gebrauchen; sie änderte, warf um, zerstörte, vernichtete, und wo man Kirchen stürmt, plündert, bricht, niederreißt, da ist wahrlich für die Baukunst keine gute Zeit. Zwar hätte man eine neugläubige Kunst schaffen können; allein da gerade der reine Gedanke ohne Hülle, die Verehrung Gottes im Geiste ohne Körper, das Wesen ohne Form erstrebt wurde, so mußte die Kunst zu Grunde gehen."[2])

Was ist nun also davon zu halten, wenn man sagt und schreibt, die Reformation habe der Kunst nicht geschadet, sondern selbst genützt? Eine neue Kunst hat die Reformation nicht erzeugt, die vorhandene kirchlich-religiöse hat der neue Glaube vernichtet.

---

1) Dursch, Aesthetik der christlichen bildenden Kunst S. 545.
2) Der christliche Kirchenbau Bd. I. S. 428 u. 434 f.

XLV.

Spanien: in Wissenschaft und nationaler Literatur.

In der Festsitzung der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften am 25. Juli 1884 hat ihr Präsident einen Vortrag gehalten, abgedruckt in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 30. Juli mit einigen Bemerkungen und Zusätzen, die wohl vom Festredner selbst herrühren müssen, da sie mehrfach auf Auszügen aus ungedruckten Schriftstücken beruhen. Die Rede handelt über Spaniens politische und geistige Entwicklung, eine umfassende Aufgabe, die in den Rahmen eines Vortrages zu drängen gerade einem Manne um so schwerer fallen mußte, der über eine Masse von Einzelzügen verfügt. Indem er so die geschichtliche Entwicklung von Volk und Staat, Religion und Literatur in einer Reihe von Jahrhunderten wie aus der Vogelschau überblickt, war es kaum zu vermeiden, daß manches nothwendige Bindeglied übergangen, manche Thatsache schief gerückt, manche zu scharfe Lichter aufgesetzt, viele zu tiefe Schatten eingemalt wurden, daß auch oft ein Jahrhundert mit dem Maßstab einer andern Zeit, und darum nicht gerecht, gemessen und beurtheilt wurde. Es scheint sogar, daß nicht immer der Wille da war, diese Schwierigkeiten zu vermeiden, diese Klippen zu umgehen; denn wozu wären sonst, besonders in den Anmerkungen, Züge eingeflochten, die stark an die Chronique scandaleuse erinnern und besser ihren Platz bei einem Vehse gefunden hätten.

Wohin sollte es denn führen, wenn einmal die europä-

ischen Völker oder ihre Gelehrten einander durch schonungslose Enthüllung der Schwächen des Privatlebens der Fürsten und Staatsmänner charakterisiren zu dürfen oder gar zu müssen glaubten. Das würde doch eine bedenkliche Gegenseitigkeit geben! Mag das Sprichwort: regis ad exemplum totus componitur orbis ein bedeutendes Körnchen Wahrheit enthalten: man wird doch kaum berechtigt seyn, einem Volke nach Jahrhunderten noch sittliche Gebrechen irgend eines Herrschers aufzurechnen, zumal dann jeder, einzig etwa mit Ausnahme der Socialdemokraten, sich als einen im Glashaus Wohnenden betrachten müßte, der sich wohl hüten sollte, auf Nachbarn und Vorübergehende Steine zu werfen. Aehnlich ist es mit der Theorie der Regierungsgewalt. Wenn ein spanischer Bischof unter Philipp II. schrieb, ein spanischer König thue besser, statt dem Rathe Anderer, der in seinem Innern sprechenden Stimme Gottes zu folgen: so hätte der Redner ähnliche Anschauungen bei dem anglikanischen König Jakob I. und seinen Rathgebern und später noch bei den meisten Tories, bei dem großen Sonnenkönig Ludwig XIV. und vielen andern, selbst viel kleineren Monarchen und ihren Staatsmännern finden können, mit dem Unterschied allenfalls, daß dort weniger Nachdruck auf die Stimme Gottes gelegt wurde. Haben nicht anderseits schon oft Geschichtschreiber an manchen Regenten, wie an den Kaisern Rudolf II. und Leopold I., an Ludwig XVI. gerade das gerügt, daß sie zu wenig selbständig zu entscheiden wagten und so durch Versäumung der günstigen Gelegenheiten sich und ihren Staaten schadeten? Und wollte etwa der Redner diese Anschauung rügen mit Rücksicht auf die jetzt herrschende Staatsidee, so muß man doch fragen, ob es recht und billig ist, jene Zeit in Spanien mit anderm Maßstabe zu messen, als die gleiche in Deutschland, Frankreich, England? Ueberhaupt zieht sich durch die ganze Rede wie der bekannte rothe Faden diese Ungleichheit hin: man möchte meinen, es habe nur in Spanien nationale Vorurtheile und historische Fälschungen im Mittel-

alter und bis auf Figuera und Genossen gegeben, es wären nur dort die mittelalterlichen Chroniken kleinlich, dürftig, sagenhaft. Allerdings hat sich dort in den endlosen Kämpfen mit den Mauren der nationale und religiöse Geist selbständiger und nothwendiger Weise auch einseitiger ausgebildet, freilich sind dann durch die Kriege und Eroberungen in Europa, durch Entdeckungen und Erwerbungen in beiden Indien alle Stände der Nation von dem Geiste etwas angesteckt worden, den man in neuerer Zeit Chauvinismus nennt, während zur selben Zeit durch die massenhaften Auswanderungen und die damals überall waltende, engherzige und verkehrte Colonial- und Handelspolitik, durch ungeheuren Aufwand an Blut und Geld für endlose Kriege in allen Zonen, das Land im Innern verarmte.

Wenn wir von Chroniken reden, sind etwa unsere alten deutschen, oder die französischen, englischen, italienischen Chroniken im Mittelalter viel reicher, tiefer angelegt, besser geschrieben als die spanischen schon im 12. und 13. Jahrhundert? Allerdings Memoirenverfasser, wie Villehardouin und Joinville, Froissart und Commines, auch einen Villani finden wir dort nicht, doch steht Ronnon Muntaner in seiner Art denselben beinahe ebenbürtig da, und daß die Chronisten dort vor Allem ihre Staaten und Herrscher und die Maurenkämpfe, also das Aeußere, in's Auge faßten, war doch natürlich und unvermeidlich. Und wenn bei uns Forscher wie Leibniz, Pertz, Böhmer und andere, in England Thornton, in Frankreich Buchon, Guizot u. s. w. die alten Chroniken so sorgfältiger Untersuchung, Vergleichung der Handschriften, Richtigstellung der Texte und neuer Ausgaben in großen Sammelwerken würdig fanden, so darf man doch die schöne Reihenfolge der spanischen Nationalchroniken kaum gar so geringschätzig behandeln.

Doch ich wollte eigentlich hier weder auf die politische noch die religiöse Seite der Darstellung näher eingehen; es ist besonders die geistige d. h. hier die literarische Entwicklung,

deren Darstellung einiger Glossen zu bedürfen scheint. Der Redner hat allerdings bei derselben besonders die Zeit des Auftretens der Bourbonen in Spanien im Auge; aber er drückt sich sehr allgemein in folgender Weise aus: „Der Umschwung auf dem geistigen und literarischen Gebiet war das bedeutsamste Zeichen, daß das alte Spanien begraben sei. In den meisten und gerade in den jetzt praktisch unentbehrlichen Gebieten des menschlichen Denkens und Wissens hatte Spanien bei dem herrschenden Geistesdrucke nichts geleistet; die spanische Literatur, überreich an Ritterromanen, Schauspielen, Predigtsammlungen, Heiligenleben, scholastischer Moral und Dogmatik, hatte nichts aufzuweisen in den Gebieten der Alterthumskunde, der Mathematik, der Natur- und Staatswissenschaften. Um so mächtiger drang daher, den leeren Raum ausfüllend, die fremde Literatur ein, die einzige, welche sich den Spaniern darbot, die französische, so abnorm und anstößig sie auch dem im altspanischen Gedankenkreise aufgewachsenen Spanier erscheinen mußte.“ Wir dürfen doch hier, wenn wir billig seyn wollen, nicht den Maßstab späterer Zeiten anlegen, und müssen fragen: boten denn andere Literaturen damals, um das Jahr 1700 so viel mehr und bessere Leistungen in den Gebieten der Alterthumskunde, der Mathematik, der Natur- und Staatswissenschaften, so daß man sagen kann, die spanische habe nichts aufzuweisen gehabt? Sehen wir nun auch von Deutschland, England, Italien ab, war denn wirklich die französische Literatur damals in diesen Fächern so unendlich reicher und besser? Legen wir, um diese Frage möglichst unbefangen und unparteiisch zu lösen, die Darstellung zu Grunde, die unsere deutschen Lehrbücher der allgemeinen Literaturgeschichte von Wachler und das noch neuere und ausführlichere von Gräße geben, die gewiß weder ultramontaner Anschauung, noch einer blinden Vorliebe für Spanien, vielleicht eher des Gegentheils geziehen werden können.

Nun nennt uns Gräße als Vertreter der Alterthumskunde, von denen noch ein Theil lateinisch, viele bereits

spanisch ihre Werke abfaßten, im XVI. Jahrhundert Luis Vives, Francisco Sanchez (Sanctius, „der tiefsinnige Grammatiker," Verfasser der Minerva), Ambrosio Morales, Ferdinand de Mendoza, Jeronimo Zurita, Juan Cardona, Petrus de Valentia, im XVII. Jahrhundert J. B. Vilalpandus, Lorenz de Prado, Herausgeber des Martial, J. B. de la Cerda, dessen Ausgabe des Virgil noch geschätzt ist, Prudencio Sandoval, Caro, de Salas. Gaspar de Mendoza um 1678 wird von Grässe als ein sehr aufgeklärter Archäolog bezeichnet. Das ist doch sicherlich mehr als nichts.

Für die Numismatik hatte schon im XV. Jahrhundert Antonius von Nebrija (Nebrissensis) in seinen Repetitiones antiquariae anregend gewirkt, im XVI. lieferte Antonio Agostino die erste gediegene Anleitung zum Sammeln und Studium der Münzen, im XVII. verfuhr Don Vicente Juan de Lastanosa, der über die spanischen Nationalmünzen schrieb, schon ziemlich kritisch.

In der Mathematik finden wir freilich nicht internationale Größen, Säculargeister wie Kopernikus, Kepler, Galilei, Leibniz, Newton, Euler, aber doch solche, die man in ihrer Zeit rühmlich nennen konnte, wie einen J. Martin Siliceus † 1557, J. Ortega, der über Arithmetik und Geometrie schrieb. Von P. Nunnez (Nonius) 1492 bis 1577 bemerkt Grässe: er lehrte astronomische Winkel genau messen. Es wäre wohl ein Wunder gewesen, wenn die Spanier in der Zeit ihrer rührigsten Seefahrten und Entdeckungen nicht über Nautik geschrieben hätten. Grässe sagt vom XV. und XVI. Jahrhundert: die thätigsten waren unbedingt die Spanier. Er nennt Al. Sancho de Guelva, 1484, Martin Fernandez Enciso: suma de geografia 1513. P. de Medina 1545. Martin Cortez 1556, de Peza, Rodriguez Zamorano 1585. Bernardino de Mendoza schrieb über den Seekrieg 1577. Hieher gehören auch die Kriegswissenschaften, über die Wachler sich äußert: bis in die erste Hälfte des XVII. Jahrhunderts standen spanische Lehrbücher in großem Ansehen. Grässe

führt hier an: Marques Alvar de Navia, Osorio de Santa Cruz y Marzonedo 1687 — 1732: reflexiones militares. Erycio Puteano: de belli fulmine 1640. Munitionum symmetria 1645. Migueli y Marques: tesoro militar de caballeria 1662.

Es ist erklärlich, wenn die Spanier in ihrem stürmischen Entdeckungs- und Eroberungsdrang für die theoretischen Naturwissenschaften nicht soviel geleistet haben, als andere Völker nach Begründung der neuen Systeme durch Linné und andere großen Gelehrten; aber den Leistungen anderer Nationen auf diesem Gebiet im XVI. und XVII. Jahrhundert stehen die der Spanier ziemlich ebenbürtig gegenüber: sie liefern nicht blos reichen Stoff zur Erweiterung des alten Baues, sondern arbeiten selber durch Reisebeschreibungen, Schilderung von Land und Leuten in großen Werken rüstig mit. Daß dabei aus dem Hörensagen viele Uebertreibungen mit unterliefen, daß die Naturwunder der Alten, Sirenen u. s. w. auch in die neue Welt übertragen wurden, begegnete den Spaniern ebenso wie andern, die damals über Natur schrieben, Sebastian Frank und Münster, Konrad Gesner, dem Vater der neueren Naturgeschichte und andern bis auf Scheuchzer herab. Wenn diese in dem nahen Europa, selbst in der Schweiz, ihrem engern Heimathlande, so viele Wunder fanden, war es nicht erklärlich, wenn es den Spaniern in den wunderreichen überseeischen Ländern nicht besser ging; wenn ein Jose Accosta, J. Eusebio Nieremberg, später ein Gumilla und andere neben dem werthvollen Stoff auch vieles aufnahmen, was jetzt als Märchen gilt? Haben doch auch Engländer und Franzosen damals nach dem fabelhaften Jungbrunnen in Florida leidenschaftlich blind gespürt, hat doch noch gegen Ende des XVI. Jahrhunderts gerade ein Engländer durch seine Karte von dem Goldlande Eldorado viele golddurstige Schwärmer in die Sierra Parime zum jämmerlichen Untergang verlockt. Naturgeschichte, besonders mit Rücksicht auf die Medizin, behandelte der Spanier Fr. Velez

de Arciniega, die von Mejiko Enrico Monardez; die Flora Manuel Blanco, Miguel Colmeiro; Mineralogie und Geologie Alvarado de la Penna, J. M. Paniagua, Lopez Novella, Cisneros y Lanuza, Carilla Laso u. A.

Die Arzneiwissenschaft bearbeiteten Francisco Vales in Alkala 1560, der Portugiese Lemos 1588, Sylvius 1555. Amatus Lusitanus † 1562 wird als um die Anatomie verdient aufgeführt. Beiträge zur Naturkunde lieferten die Reisebeschreiber und die Geschichtschreiber, deren viele in spanischer Sprache schrieben, so im XVI. Jahrhundert Diego Lopez de Zunniga † 1530 über den Kirchenstaat, Juan Cristobal Calvete de Estrale, Alfonso de Ulloa, Molina über Galizien 1550; Diego Torres 1586 über Marokko; Francisco de Ulloa 1539 und Fern. Alarcon 1540 über Californien, Ant. de Espejo über Neu-Mejiko 1553; über Mejiko (Neuspanien) selbst gehören hieher die Berichte des Entdeckers und Eroberers Cortez, die Schilderungen des Diaz de la Calle, Gomara, Coronado; über Peru die Berichte des Pizarro, Xeres und Govea de Victoria. Auch über andere Länder haben spanische Reisende noch im XVII. Jahrhundert schätzbare Berichte geliefert, über Persien Silva y Figueroa, über Japan Luis Gueyra † 1672; über Algier Emanuel de Aranda 1657; über die Canarien Nunnez de la Penna, 1676, über Nubien und Abessinien Luis de Urreta 1610, über die Länder am Amazonenstrom Cristobal de Acunna 1641, und Manuel Rodriguez 1685, über Paraguay die Jesuiten Nik. Techo, Franc. Jarques und Duran, über Chile Alonso de Ovaglia S. J. 1646, über die Magellanstrasse Bart. Garcias, Gonzalez de Nodal und Sarmiento de Gamboa.

Diese Namen, welche nur mit Ausnahme von Nieremberg und Gumilla von Grässe angeführt werden, lassen denn doch die Behauptung, die spanische Literatur habe im Gebiete der Naturwissenschaften nichts aufzuweisen gehabt, in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Es ist gerade an den Spaniern von damals rühmend hervorzuheben, daß sie mehr als die

Gelehrten anderer Völker sich zur Abfassung auch solcher Werke vielfach ihrer Muttersprache bedienten und diese in großer Reinheit ausprägten, während anderwärts, zumal in Deutschland, man damals nur lateinisch solche Stoffe behandelte oder eine sonderbare Mischsprache aus lateinischen und anderen Fremdwörtern zusammenflickte und sich darauf noch viel zu Gute that. Vielleicht kann man gerade hierauf den vom Redner anderswo angewendeten Grundsatz beziehen: ignoti nulla cupido. Je mehr nämlich die französische Sprache in den Nachbarländern beliebt wurde und in die Mode kam, desto mehr wurde die fernabliegende spanische in den Hintergrund gedrängt und ihre Literatur blieb, bis auf die sogenannte schöne, in Deutschland fast verschollen.

Wenden wir unsern Blick noch etwas auf die Staatswissenschaften, in denen damals die spanische Literatur nichts aufzuweisen gehabt haben soll. Allerdings war damals, aber nicht bloß in Spanien, die Staatswissenschaft noch nicht so sehr von der Geschichte, Philosophie und der Rechtswissenschaft ausgeschieden, wie das später geschah. Doch stehen dem Machiavelli, Hobbes, Locke auch in Spanien Vertreter dieser Fächer gegenüber, so ein Nieremberg und Quevedo, Rivadeneyra mit ihren Bildern eines christlichen Fürsten, der geistreiche Saavedra Fajardo mit seinen cien empresas und der corona gótica. Auch der berühmte Historiker Mariana hat staatswissenschaftliche Fragen bearbeitet, in einer Weise freilich, die ihn weder bei dem allmächtigen Minister noch anderwärts beliebt machte. Als bedeutende Juristen nennt Grässe Caldera † 1610, Quintanadvennas y Villegas † 1628, Altamiranus y Velasquez Amaya, Melchior de Valentia, Juan Gutierez.

So muß man denn doch die Behauptung des „Nichts" als eine tendentiöse Uebertreibung bezeichnen. Aehnlich steht es mit einer späteren Stelle, wo der Redner über die neuere Zeit behauptet, die Spanier seien mit der deutschen Literatur völlig unbekannt, und beifügt: ignoti nulla cupido. Natürlich wird

billigerweise Niemand erwarten können, daß jeder Spanier die Literatur eines Volkes kenne, das durch ein großes Land vor aller unmittelbaren Berührung mit ihm abgeschlossen ist, wie man ja auch selbst von den Deutschen, die sich der regsten Theilnahme an fremden Literaturen rühmen, keine allgemeine Kenntniß der spanischen Literatur erwarten kann. Wie wenig ist denn auch jetzt noch verhältnißmäßig aus dem Reichthum der spanischen Dramatiker, Historiker, selbst Novellisten und Ascetiker der klassischen Zeit, in unsere Sprache übersetzt, während die französischen, italienischen und englischen Werke der schönen Literatur in Original und Uebersetzungen unsern Büchermarkt überschwemmen.

Und doch ist der Satz: ignoti nulla cupido unrichtig angewendet. Uebersetzungen von Werken Klopstocks, Schillers, Stolbergs und anderer bilden Theile spanischer Sammlungen schon seit langer Zeit. Und sind denn nicht auf die neue Entwicklung der spanischen Literatur Böhl von Faber und seine Tochter Cäcilia Arrom (Fernan Caballero) gerade durch die Kenntniß der deutschen Romantiker und ihrer Grundsätze so einflußreich geworden? Daß freilich nicht immer das Beste und Hervorragendste rasch seinen Einfluß in weiten Kreisen geltend macht, daß oft die dii minorum gentium, die Kärrner den Königen bei solchen Bauten den Rang ablaufen, sieht man auch daraus, daß, während wir in Balmes' Schriften überall Kant, Schelling, Fichte, Hegel erwähnt finden, jetzt in den spanischen Schulen der Krausismus sich breit machen will, von dem in seiner Heimath wenig mehr die Rede ist. Eigenthümlich berührt auch in der Rede die Stelle, wo mit einer Art von Bedauern die Vorliebe, beinahe wäre gesagt das blinde Vorurtheil vieler deutschen Gelehrten und Staatsmänner für Spaniens Volk und Schriftthum erwähnt wird. Dort werden viele Namen genannt, wie V. A. Huber, Minutoli, E. M. Arndt, Wilhelm v. Humboldt, Graf v. Schack, während zwei übergangen sind, die gerade in der neuesten Zeit viel genannt wurden, Alban Stolz und Reinhold Baum-

tark; auch Fastenrath ist ungenannt geblieben. Alban Stolz freilich paßte nicht in akademische Kreise, aber Baumstark und Fastenrath mögen es etwas übel empfunden haben, daß sie unter den neueren Schriftstellern über Spaniens Land und Volk keine Erwähnung fanden.

„Das deutsche Volk mit seinen fünfzig Millionen (gegen fünfzehn Millionen Spanier), mit seiner Literatur, der reichsten, die es in einer Sprache gibt, ist dem Spanier bis vor wenigen Jahren weit weniger bekannt gewesen, als Frankreich, Italien und England, kaum mehr als das türkische und persische Volk." Daß die erstere Erscheinung bei der unmittelbaren Berührung der Spanier mit den Franzosen, ihren Grenznachbarn, mit Italienern und Engländern durch regen Handel und Verkehr, mit den letzteren auch durch den Befreiungskrieg leicht erklärlich, ja unvermeidlich war, während mit den Deutschen fast alle Berührungspunkte fehlten, ist leicht einzusehen. Die Behauptung am Schluß, das deutsche Volk sei dem Spanier kaum mehr bekannt gewesen, als das türkische und persische, soll wohl nur die Rolle einer schönen Antithese spielen, deren Beweis der Redner kaum im Ernste übernehmen möchte. Es ist, wenn man hier ein Bild anwenden darf, eine bekannte Erfahrung, daß in dem Dunkel der Nacht die zunächst und zumal hinter einem großen, blendenden Licht oder Feuer befindlichen Personen nicht erblickt werden. In dieser Lage nun sind wir und die Spanier durch Frankreich und sein blendendes Volk. Mag auch die französische Literatur vielfach mehr ein blendendes Feuerwerk, selbst ein Meteor, als ein wärmendes Feuer seyn; jedenfalls wirkt sie so, daß hinter ihr wir die Spanier und diese uns, von ihrem Lichtschein geblendet, nicht oder nicht recht sehen. Selbst rein äußerlich zeigt sich das im Buchhandel, in den Verzeichnissen der Verleger und Antiquare. Ein Körnchen Wahrheit übrigens könnte in obigem Satze liegen, nämlich die Beobachtung, daß die Spanier durch die Einfälle der Mauren und deren Verbindung mit den Türken seit mehr als 300 Jahren veran-

laßt waren, auf Sprache und Literatur des Islam, zunächst der Araber, mehr als auf Mitteleuropa und Deutschland, ihr Augenmerk zu richten. Es war auch hier zunächst das praktische Bedürfniß, wenn auch aus Krieg und Feindschaft, Eroberung und Abwehr entsprungen, das zur Erlernung der Sprache, dann zur Kenntnißnahme des Schriftthums, der Inschriften sowohl als der Bücher führte, dann aber auch weiter gefördert, allgemein wissenschaftliche Zwecke verfolgt. Es möge erlaubt seyn, ein wenig auf diese Seite der wissenschaftlichen Thätigkeit der Spanier hinzuweisen.

Nie ist in Spanien unter all den Kriegen und Umwälzungen von Jahrhunderten die Kenntniß und das Studium der orientalischen Sprachen, zumal der arabischen, völlig erloschen, obwohl von Seite der Regierung früher wenig dafür geschah und die im Mittelalter gestifteten Lehrstühle an manchen Universitäten nicht immer besetzt waren. Das erste arabische Wörterbuch erschien in Spanien 1505, verfaßt von Petrus de Alcala, ganz mit lateinischen Buchstaben gedruckt, mit einer Grammatik. Fortan, wie schon früher, finden sich allenthalben in der spanischen Literatur Beweise von der Kenntniß der arabischen Sprache und dem Schriftthum der Araber, schon bei dem Infanten Don Juan Manuel bis herab in die eigentlich klassische Zeit, bei Mendoza, der auch maurische Handschriften sammelte und sie der Bibliothek des Escurial zuwendete, Cervantes, wie bei den Historikern und Dichtern, die auch hier ihre Stoffe schöpften.

Im 18. Jahrhundert ist der in Spanien eingebürgerte Maronit Michael Casiri (1710 bis 1791) der Hauptvertreter dieser Gelehrsamkeit, verdient durch seine Bibliotheca arabico-hispana escurialensis in zwei Foliobänden (1760 bis 1770), im 19. Ant. Conde in seiner Geschichte der Mauren in Spanien aus arabischen Quellen, ein Werk, das in's Französische und Deutsche übersetzt, lange die Grundlage unserer Kenntniß der Geschichte des maurischen Spanien blieb und wenn auch in Einzelheiten durch Dozy und andere

Forscher berichtigt und oft über Gebühr herabgezogen, doch das Verdienst behalten wird, die Bahn gebrochen zu haben. Ueber neuere, theilweise noch lebende Gelehrte, die dieses Gebiet in Spanien bebaut haben, mögen einige Angaben folgen.

Solche sind Don Serafin Estebanez Calderon † 5. Februar 1867. Er war Schüler des P. Juan Artigas von der Gesellschaft Jesu, der 1835 von fanatisirten Liberalen ermordet wurde. Calderon förderte die maurischen Studien in Spanien zunächst vom praktischen, politisch-militärischen Standpunkt aus, indem er ein Werk unter dem Titel: Handbuch des Offiziers in Marokko, oder geographisches, statistisches, geschichtliches, politisches und militärisches Gemälde dieses Reiches 1844 in Madrid herausgab, in welches er viele Angaben aus maurischen Schriftstellern aufnahm. Aehnlich verfuhr er in seiner Geschichte der spanischen Infanterie, die er unvollendet hinterließ und aus der er 1851 ein Bruchstück: über das Heerwesen der Araber in Spanien veröffentlichte. Er war, so urtheilt über ihn F. J. Simonet, ein geistvoller Schriftsteller, der sich eines reinen und feinen Ausdrucks befleißigte, wie das seine andalusischen Bilder, seine Gedichte und seine Novelle „Christen und Mauren“ beweisen. Diesem steht zunächst ein Don Pascual de Gayangos, Professor der arabischen Sprache an der Universität Madrid, der seine höhere Ausbildung als Orientalist unter Sylvester de Sacy in Paris sich erwarb und eine reiche Sammlung von arabischen Handschriften und Druckwerken besaß, von denen er einige dem gelehrten Orientalisten in Leyden, Reinhart Dozy, zur Benützung überließ. Gayangos hat neben mehreren kleineren Arbeiten, Abhandlungen und Artikeln über die arabische Literatur eine Ausgabe des Almakkari, des maurisch-afrikanischen Geschichtsschreibers im XVII. Jahrhundert, mit englischer Uebersetzung besorgt unter dem Titel: „Almakkari, die Geschichte der muhammedanischen Dynastien in Spanien, übersetzt von Pascual de Gayangos.“ Die Uebersetzung ist mit einer Fülle von gelehrten Erläuterungen bereichert und bringt als

Anhang wichtige Stellen aus andern maurischen Geschichtschreibern. Ferner lieferte derselbe auf diesem Gebiete eine arabische Ausgabe der Chronik des Ibn Alcuthia aus Cordova aus dem X. Jahrhundert, deren Veröffentlichung von der k. Akademie der Geschichte unterstützt wird. Bei der vielfachen Thätigkeit Gayangos ist die Vollendung dieser Ausgabe von H. Codera übernommen. Gayangos hat auch die Geschichte der spanischen Literatur des Amerikaners Tickner spanisch bearbeitet und vielfach berichtigt. Emilio Lafuente y Alkantara, der 1868 starb, gab heraus: „Granadas arabische Inschriften", Madrid 1859, in einem Quartband, dann einen Katalog der arabischen Handschriften, welche die spanische Regierung in Tetuan erwarb, Madrid 1862, endlich das arabische Werk Achbar madschmua, Sammlung von Berichten, eine Chronik des XI. Jahrhunderts von einem ungenannten Verfasser zum zweiten Mal herausgegeben, mit Uebersetzung und Anmerkungen, Madrid 1867 in einem Quartband.[1])

Don Jose Moreno Nieto, Professor der arabischen

1) Der Name Lafuente ist mehreren trefflichen Gelehrten des jetzigen Spanien gemeinsam, daher folgende Bemerkung angezeigt seyn mag, um Verwechslungen zu verhüten. Außer dem oben erwähnten Emilio führte den Beinamen y Alkantara Miguel Lafuente y Alkantara, geboren 1817 zu Archidona, gestorben in Habana 1850 kurz nach seiner Ankunft daselbst, Verfasser einer Geschichte von Granada aus den Quellen, eines Führers durch Granada und anderer Schriften. Modesto de Lafuente, der in Madrid lebt, verfaßte neben andern kleineren Arbeiten eine gründliche und gutgeschriebene allgemeine Geschichte von Spanien in einer Reihe von Bänden, von denen mehrere schon in zweiter Auflage erschienen, ein Mariana unserer Zeit und mehr. Vicente de Lafuente bearbeitete eine Kirchengeschichte Spaniens, deren erste Auflage 1854 bis 58 in 4 Bänden, die zweite 1873 bis 75 in 6 Bänden an's Licht trat. Er hat auch eine neue Ausgabe der Schriften der heiligen Teresa nach den vorhandenen Handschriften in den Bänden 53 und 55 der großen Sammlung spanischer Schriftsteller besorgt in der sogenannten Biblioteca Rivadeneyra.

Sprache an der Universität Granada, gestorben 1882, war ain tüchtiger Redner und Verfasser einer Grammatik der arabischen Sprache, die in Madrid 1872 in einem Oktavbande erschien und einer Biblioteca de historiadores arabigo-andaluces, die er 1864 als Anhang zu seiner Aufnahmsabhandlung in die k. Akademie der Geschichte in Madrid herausgab. Don Eduardo Saavedra hat mehrere gediegene Arbeiten über arabisch-spanische Geographie und Epigraphik verfaßt. Besonders zu erwähnen ist seine Rede zur Aufnahme in die erwähnte k. Akademie, Madrid 1878, worin er eingehend unsere aljamiaden[1]) Literatur behandelt. Sie umfaßt mit der Antwortrede von Canovas 90 Seiten in Quart. Ein weiterer Arabist des jetzigen Spanien, Don Francisco Fernandez Gonzalez, lieferte eine Uebertragung der arabischen Chronik des Ibn Adeari von Marokko unter dem Titel: „Das arabische Spanien, Geschichten aus Andalusien", Granada 1860, dann: Sociale und politische Zustände der Mudejaren von Castilien, eine von der k. Akademie der Geschichte gekrönte Preisschrift in einem Quartband, Madrid 1866. Daneben gab er verschiedene kleinere Schriften aus demselben Gebiete und soll eine wichtige Unternehmung schon weit gefördert haben, die Ergänzung der arabisch-spanischen Bibliothek des Escurial von Casiri. Don Francisco Codera y Quaidin, Professor der arabischen Sprache an der Universität Madrid und Mitglied der Akademie der Geschichte, ist Verfasser eines umfassenden und trefflichen Werkes über maurisch-spanische Münzen (tratado de numismática arab. española, Madrid 1879), gab auch heraus des Aben Pascualis Assila dictionarium biographicum ad fidem codicis escurialensis arabice nunc primum edidit et indicibus locupletissimis instruxit Fr. Codera, Madrid 1872 bis 1873, zwei Bände 8, und andere weniger umfangreiche Schriften.

---

1) Die arabisch-spanische Mischsprache. Scham=Syrien, weil die meisten Ansiedler Syrer waren.

Don Juan Facundo Riaño, ebenfalls Mitglied der Akademie, ist Verfasser mehrerer Abhandlungen über arabische Literatur. Besonders erwähnenswerth ist eine in London 1879 englisch herausgegebene Arbeit unter dem Titel The industrial arts in Spain, mit zahlreichen Abbildungen, welche kunstgewerbliche Gegenstände aus der maurischen Zeit, neben christlichen und modernen darstellen; auch seine Rede bei der Aufnahme in die Academia de la Historia de San Fernando beleuchtete vielfach die Geschichte der schönen Künste. Gegenwärtig arbeitet er an einer umfassenden Abhandlung über die arabischen Inschriften in Granada für das große Werk: Monumentos arquitectónicos de España.

Don Leopoldo Eguilar, Professor der allgemeinen und spanischen Literaturgeschichte an der Universität Granada, ist ein Kenner des Sanskrit, wie der arabischen Sprache, und hat in verschiedenen Zeitschriften manche Artikel über die Geschichte und Literatur des saracenischen Spanien veröffentlicht. Werke von größerem Umfang aus seiner Feder sind folgende: Versuch einer wortgetreuen Uebersetzung der indischen Episoden: der Tod des Jaçuadatta und die Wahl des Bräutigams von Draupadi, mit dem Sanskrittext und Anmerkungen, Granada 1861 in einem Quartbande. Noch harren der Veröffentlichung eine arabisch-granadinische Topographie und ein Wörterbuch der spanischen Ausdrücke arabischen Ursprungs, ein Gebiet, auf welchem in neuerer Zeit Reinhard Dozy in Leyden und der verstorbene M. J. Müller in München gearbeitet haben.

Der Franciscaner Pater Fray José Lerchundi, apostolischer Präfekt der Mission in Marokko, hat folgendes, sehr geschätztes Werk herausgegeben: „Grundzüge des Vulgärarabischen, wie es im Reich Marokko gesprochen wird, mit zahlreichen Lesestücken und Aufgaben", Madrid 1872. Auch war er Mitarbeiter an der noch zu nennenden arabisch-spanischen Chrestomathie von Simonet. Ein spanisch-arabisches Wörterbuch für die Mundart von Marokko wird zum Druck vor-

bereitet. In seinem Kloster in Tanger hat er Schulen für arabische Sprache und andere Wissenszweige gegründet.

Don Francisco Garcia y Ayuso, noch jung, aber bereits als vielseitiger Philologe ausgebildet, genoß in München den Unterricht des berühmten Arabisten Marcus Joseph Müller und des Indologen Martin Haug und leitet jetzt in Madrid ein besuchtes Sprachenseminar. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: die Philologie in ihrer Beziehung zum Sanskrit, 1871. Arabische Grammatik, theoretisch-praktischer Lehrgang, 2. Auflage, Madrid 1883. Vergleichende Sprachlehre des Sanskrit, Zend, Slavischen, Gothischen, Lateinischen, Griechischen 2c. Das Nirwana der Buddhisten, Madrid 1885; außerdem Schriften über Reisen.

Don Francisco Robles, ein ebenfalls noch junger eifriger Arabist, ist seit einigen Jahren Conservator der arabischen Handschriften an der Madrider Nationalbibliothek. Er vertrat mit Ayuso Spanien bei dem internationalen Congreß der Orientalisten in Berlin 1881, widmet sich vorzugsweise dem Studium der arabischen Geschichte und Literatur, worüber er zwei bedeutende Arbeiten herausgab, betitelt: „Geschichte von Malaga und seiner Provinz", Malaga 1873, 4°, und „das muselmännische Malaga, dessen Schicksale; die Alterthümer, Wissenschaften und Künste in Malaga während des Mittelalters." Malaga 1880, 4°.

Don Rodrigo Amador de los Rios, Sohn des berühmten Don Jose Amador de los Rios, des Verfassers der leider nicht ganz vollendeten siebenbändigen kritischen Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter und vieler anderen geschätzten Werke, hat in dem spanischen Museum der Alterthümer mehrere Abhandlungen über die arabisch-spanische Inschriftenkunde niedergelegt und darüber folgende zwei Werke herausgegeben: „Arabische Inschriften in Sevilla", Madrid 1872, und „arabische Inschriften in Cordoba", Madrid 1879.

Don Antonio Almayro y Cardenas, außerordentlicher Professor an der philosophischen Facultät der Universität

Granada, ließ außer kleineren Arbeiten erscheinen: Untersuchung über die arabischen Inschriften von Granada, daselbst 1879, welche alle Inschriften der Alhambra und der übrigen maurischen Gebäude der Stadt umfaßt, auch die der alten Medrese oder arabisch-granadinischen Hochschule.

Don Manuel Malo de Molina, ein bereits verstorbener Arabist, lieferte eine Reise nach Algerien, geographisch-statistische Beschreibung des französischen Afrika, der angrenzenden Wüste und der dort wohnenden Araber mit ihrer Religion, Sitten, Gebräuchen und Literatur, Valencia 1852. — Don Rafael Jimeno ist Verfasser der Schrift: grammatische Grundzüge der arabischen Sprache, Madrid 1864.

Einer der bedeutendsten Vertreter dieses Faches, auch außer Spanien bekannt und von Müller und andern Forschern in Schriften genannt, ist Don Francisco Javier Simonet, ordentlicher Professor (Catedratico) der arabischen Sprache an der Universität Granada, dem wir einen großen Theil dieser Angaben verdanken, da über spanische Gelehrte in unsern Conversationslexicis wie in Vapereau's Dictionnaire des Contemporains nur spärliche und lückenhafte Angaben zu finden sind. Von Simonet sind auf diesem Gebiete erschienen: arabische geschichtliche Sagen, Madrid 1858. Beschreibung des Reiches Granada, aus den arabischen Schriftstellern entnommen mit dem noch ungedruckten Texte des Mohammed Ibn al Chattib, Madrid 1860, zweite Ausgabe, Granada 1872. Glossar der iberischen und lateinischen Worte, die unter den Mozarabern gebräuchlich waren, mit einer Untersuchung über die spanisch-mozarabische Mundart, eine von der spanischen Akademie gekrönte Preisschrift. Eine andere 1867 gekrönte Preis-[illegible] „Geschichte der Mozaraber", deren Drucklegung [illegible] erwähnte Akademie angeordnet hat, bedarf nur noch einer letzten Durchsicht. In der Zeitschrift Crónica española de ambos mundos 1861 ließ er drucken: historische und poetische Erinnerungen von Toledo. Dann: mozarabische Sagen: 1. die Söhne des Witiza, mozarabische Chronik des

VIII. Jahrhunderts, 22. Kapitel, in der Zeitschrift el Siglo futuro; 2. el ermitaño de santo Pitar, mozarabische Sage aus demselben Jahrhundert, 3 Kapitel, erschienen in der Zeitschrift Ciencia cristiana 1880; 3. Samuel Ben Hasson, 6 Kapitel in derselben Zeitschrift 1879 bis 1880. Cien años en cinco minutos, mozarabische Legende, ebenda 1878. Mit dem oben erwähnten Lerchundi gab Simonet eine Crestomatia arábigo-española historica mit einem reichhaltigen und gründlichen Glossar heraus, historische und geographische Schilderungen aus arabischen Schriftstellern, Granada 1881, vorzüglich gedruckt mit trefflichen Lettern, während noch unser württembergischer Landsmann Georg Braun als Professor am Escurial seine hebräische Grammatik 1867 in Leipzig hatte drucken lassen.

Aus diesen Namen von gelehrten Forschern auf dem Gebiet der arabischen Sprache und Literatur, und aus dem kaum lückenlosen Verzeichniß ihrer Arbeiten ersieht man, daß jetzt Männer, theils in der Schule Sylvester de Sacys zu Paris, theils auf deutschen Hochschulen gebildet, mit den fremden Forschern auf dem Gebiet der maurisch-spanischen Geschichte, den Dozy, Müller und andern, rühmlich wetteifern, daß auch Volk und Regierung sie dabei, soweit die Wirren der Zeit nicht hemmend eintreten, unterstützen. Indeß ist dieß nicht die einzige Seite literarischer Thätigkeit, in der sich ein rühriges Leben zeigt. Zwar fehlt in Spanien, ebenso wie in Italien, die vortreffliche Organisation des Buchhandels, wie sie in Deutschland war, es fehlen die Centralpunkte Frankfurt, Stuttgart, vor allem Leipzig, und doch sind großartige Werke von Buchhändlern auf eigene Faust unternommen worden, die sich neben denen anderer Culturvölker wohl sehen lassen können. Neben unsern Cotta, Göschen, Brockhaus braucht ein Manuel Rivadeneyra nicht zurückzutreten, der es gewagt hat, eine großartige Sammlung der spanischen Schriftsteller seit der Bildung der castilianischen Sprache bis auf unsere Zeit in Gesammtausgaben oder in Auswahl mit Betheiligung von Gelehrten

wie Gayangos, Rosell, Pedroso, Vedia, Hartzembusch, Quintana, Navarrete u. s. w. mit trefflichen Einleitungen zu unternehmen, und der diese mit 70 stattlichen Bänden abgeschlossen hat. Wie stand doch diese Sammlung riesengroß da neben unsern damaligen Meyer'schen Miniaturbibliotheken, wie sicher ebenbürtig neben den Cotta'schen, Hempel'schen, selbst Kürschner'schen Volksbibliotheken. Und sie wurde vollendet oder doch abgeschlossen von dem Unternehmer, während bei uns kleinere Unternehmungen, wie die von Basse in Quedlinburg und Göschen in Leipzig, bald ins Stocken geriethen.

Auch die Geschichte Spaniens fand neue, tüchtige Bearbeiter, obwohl die Regierung sie nicht unterstützte und Bürgerkriege und Parteihetzen nicht förderten, wie denn die Geschichte von Modesto Lafuente jetzt in zwei Ausgaben, einer in 30 und einer in 15 Bänden, vollendet vorliegt, während kleinere Geschichtswerke über das Gesammtland und einzelne Provinzen und Städte nicht fehlen. Für Landeskunde und Statistik sorgen umfangreiche Werke von Miniano und Madoz, selbst die Geschichte der Musik in Spanien ist von einem tüchtigen Musiker Soriano-Fuertes, der auch Herausgeber einer Musikzeitschrift war, in 4 Bänden bearbeitet worden; reichhaltige Wörterbücher sind vielverbreitet, so das der Akademie, Salvà, Dominiguez und andere. Und alle diese Werke haben, wenn auch langsam und mit Schwierigkeiten bei der mangelhaften Organisation des Buchhandels sich Bahn gebrochen, das beweisen die wiederholten Auflagen, die mehrere erlebten. Auch an illustrirten Werken über Geschichte, Alterthümer und dergleichen wie an illustrirten Zeitschriften fehlt es nicht, wie die von Cuesta besorgte Uebersetzung oder Bearbeitung der allgemeinen Geschichte von Cantu mit zahlreichen Abbildungen und Karten in 10 großen Bänden. Daß die Illustrationen vielfach mit denen in französischen, englischen und deutschen Werken gleich sind, darf nicht Wunder nehmen. Wie war es denn da bei unsern Heller- und Pfennigmagazinen und dergleichen und wie ist es manchmal noch! Was die Kenntniß

der deutschen Literatur in Spanien anbelangt, so wird sie mit der spanischen Literatur in Deutschland ziemlich gleich stehen und beinahe aus demselben Grunde, dem Mangel an unmittelbarer Berührung. Sagt doch Leixner im II. Bande seiner allgemeinen Geschichte der Literaturen, Seite 99: „Es ist zu bedauern, daß unsere Bibliotheken von den neueren Erscheinungen der fremden Literaturen fast nichts bieten. Man ist genöthigt, große Opfer zu bringen, um nur Einiges sich anzuschaffen. Dadurch wird man zur Lückenhaftigkeit verurtheilt.“ Nimmt man deutsche Buchhändleranzeigen zur Hand, so findet man nicht selten französische, englische, italienische Neuheiten in einigen Spalten angezeigt, während man spanischen selten oder so viel wie gar nicht begegnet, ein Verhältniß, das auch in antiquarischen Verzeichnissen waltet, und selbst die neue Brockhaus'sche Sammlung von spanischen Schriftstellern, was ist sie gegenüber den 2000 Bänden der englischen Tauchnitzausgaben! Das erklärt sich nun freilich durch die große Entfernung Spaniens von Deutschland, von dem es durch ein großes Land und weite Meere völlig getrennt ist, und mit dem es seit Jahrhunderten keine nähere, tiefer gehende Berührung mehr hatte. Und doch konnte F. H. Otto Weddigen 1882 in seiner Schrift: „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Culturvölker der Neuzeit“, ein ganzes Kapitel der Schilderung solcher Einwirkung widmen und den Satz durchführen: „Es ist gegenwärtig ein reges Bestreben der Spanier, sich mit den hervorragendsten Werken deutscher Dichtung und Wissenschaft bekannt zu machen. Zahlreiche Werke wurden aus dem Deutschen in's Spanische übertragen.“ Und dieß nicht bloß von Fastenrath in seiner Walhalla, sondern von Spaniern in Europa und selbst in Amerika. Hier gilt also der Spruch auf beiden Seiten nicht: Ignoti nulla cupido.

XLVI.

Frankreich.

Die Republik und die Arbeiter.

Frankreich hat wohl vor den meisten andern Völkern Socialisten hervorgebracht, welche die Arbeiter- oder sociale Frage auf die Tagesordnung zu setzen suchten. Seine socialistischen Schriftsteller sind zahlreich, ebenso auch die von ihnen ausgeheckten Systeme und Lehren. Lange bevor in Deutschland von Socialismus die Rede war, hatte Frankreich sogar sehr bedeutende socialistische Dichter und Romanschreiber, wovon Eugen Sue der bekannteste ist. Haben doch seine Schriften eine ganz riesige Verbreitung gefunden und ihren Urheber zum Millionär gemacht. Er traf dabei das Richtige für den Geschmack der Bourgeoisie, indem er die Jesuiten als die Urheber aller Uebel der Gesellschaft darstellte, sie als Sündenbock für alle Verbrechen und Fehler der herrschenden Classen an den Pranger stellte. Die Wirkung ist noch heute zu verspüren: mittelst des Jesuiten- und klerikalen Gespenstes werden die socialistisch gesinnten Arbeiterschaaren am Gängelbande geführt. Es ist jedenfalls höchst bezeichnend, daß gerade jetzt neue Auflagen der Sue'schen Romane veranstaltet werden, nachdem dieselben seit Jahrzehnten selbst aus den entlegensten Leihbibliotheken verschwunden waren. Es ist dieß ein Beweis, daß man es für nothwendig findet, die klaffende Spaltung

zwischen Besitzenden und Besitzlosen mittelst des alten Kittes des Jesuitenhasses neu zu verkleistern.

Der Socialismus war 1848 schon so erstarkt, daß man für nöthig fand, der Partei Rechnung zu tragen, indem ein Mensch als „Arbeiter Albert" in die provisorische Regierung aufgenommen wurde. Dieß verhinderte natürlich nicht, daß bald darauf eine socialistische Schilderhebung blutig niedergeschlagen wurde. Auch mehrere Arbeiter, ein Corbon, Nadaud, Schmidt, waren schon in die Kammer gewählt. Die jetzige Republik hat sogar den „Arbeiter" Tolain zum Senator befördert. Aber er sowohl als mehrere andere sogenannte Arbeiter-Vertreter entpuppten sich als gewöhnliche Spekulanten, indem sie sich beeilten, das socialistische Glaubensbekenntniß zu verläugnen, auf Grund dessen sie gewählt worden waren. Kurz, so viel Socialisten auch schon gewählt wurden, in der Kammer hatte es bis jetzt nie einen solchen gegeben. Nie ist dort eine wirklich socialistische Rede gehalten worden, wie sie im deutschen Reichstag schon seit Jahren so häufig sind. Die Bourgeoisie herrschte ausschließlich auf parlamentarischem Gebiete und absorbirte derlei Elemente.

Dem ist jetzt anders geworden. Das leitende Blatt der Socialisten, der „Cri du Peuple", sagt hierüber (14. Febr.): „Sie haben sich in der eigenen Falle gefangen, daher ihre lärmende Wuth. Bis jetzt hatte man ohne Gefahr die Nadaud, Corbon, Tolain unter der glorreichen Bezeichnung „Arbeiter" auf die Wahlzettel setzen können. 1848 hatte man sogar den Arbeiter Albert neben den Journalisten Louis Blanc, den Advokaten Ledru-Rollin, den Dichter Lamartine in die provisorische Regierung bringen können. Der Arbeiter-Erretter, an dessen Kittel sich diese Herren des Bürgerstandes hingen — ganz so wie einst die Adeligen sich an den dritten Stand hängten — hatte stets recht folgsam seine Rolle gespielt. Vorspann-Candidat, um den Berg zu ersteigen, blieb er ein guter Diener nachher. Die Andern umgürteten sich triumphirend mit der erkämpften Schärpe (Abzeichen der

Deputirten), er trug die seinige als Serviette am Arm. Und nun brechen die Basly, Boyer und Camelinat mit der Tradition und stellen sich den Andern als Gleichberechtigte gegenüber, indem sie nicht mehr die Taschentücher aufheben, die Thüren schließen und die Gläser spülen wollen! Man hat sich ihrer Namen bedient, um gewählt zu werden, und jetzt ist man schamlos genug, ihnen vorzuwerfen, daß sie bleiben wollen, was sie sind."

Der frühere Bergmann und seitherige Schankwirth Basly, Urheber und Leiter der großen Arbeitseinstellung der Bergleute im Norddepartement vor zwei Jahren, und der Gürtler Camelinat, Direktor der Münze unter der Commune, wurden thatsächlich von den Radikalen in Paris aufgesucht, um ihrer Liste den Sieg zu verschaffen. Selbstverständlich standen die Namen der 36 mit ihnen Gewählten unter demselben Programm, welches durchaus socialistisch war. Enthält es doch unter Anderm die Forderung, die Eisenbahn- und Bergbaugesetzgebung umzugestalten im Sinne der socialen Reform, ebenso die progressive Einkommensteuer einzuführen: beides ausdrücklich zu dem Zwecke, um dem Capital beizukommen und die Besitzenden zu Gunsten der Arbeiter wenigstens theilweise zu enteignen. Dießmal aber wurden diese schlauen Gesellen schnell auf die Probe gestellt.

Im Januar war in Decazeville (Aveyron), dem Centrum der Kohlen- und Eisenwerke einer großen Aktiengesellschaft, eine Arbeiteinstellung ausgebrochen, welche zwar bald wieder beigelegt wurde. Aber wenige Tage darauf, am 25. Januar, wurde von Neuem die Arbeit eingestellt. Die Bergleute rotteten sich zusammen, der Maire Cayrade ergriff ihre Partei, und machte sich anheischig, ihre Forderungen bei der Gesellschaft durchzusetzen. Diese Ansprüche bestanden hauptsächlich in einer kleinen Lohnerhöhung und der Verabschiedung zweier Ingenieure, Blazy und Watrin. Es wurde nun unterhandelt, die Leiter des Betriebes gaben zu verstehen, daß sie ohne die Ermächtigung des Verwaltungsrathes der Gesellschaft auf

nichts eingehen könnten. Die Menge wurde ungeduldig, wuchs auch mehr und mehr an. Sie drang in das Verwaltungsgebäude, riß Watrin aus dem Bureau und schleppte ihn unter Drohungen und Mißhandlungen nach dem Rathhaus, wo sich der Maire, sowie der inzwischen aus Villefranche angelangte Unterpräfekt und der Staatsanwalt befanden. In deren Beiseyn wurde Watrin mit Eisenstangen zu Boden geschlagen und zum Fenster hinausgeworfen, wo ihn die tobende Menge brüllend auffing und ihn zu Tode trampelte. Der Unglückliche wurde in das Krankenhaus gebracht, wo er nach sechs Stunden bei vollem Bewußtseyn starb, nachdem er mit den Gnadenmitteln der Kirche versehen worden war.

Sofort wurden eine größere Zahl Gensdarmen und ungefähr 1400 Mann zu Fuß und zu Pferd nach Decazeville geschickt, um Weiterem vorzubeugen. Zugleich begaben sich aber auch die Deputirten Basly und Camelinat, sowie einige andere Socialisten, darunter Duc-Quercy, Mitarbeiter des „Cri du Peuple,“ dorthin, um die Bewegung zu leiten. Ihren Bemühungen gelang es, die Arbeiteinstellung förmlich zu organisiren; doch waren die 300 Bergleute der Grube zu Firny sowie die Arbeiter der Hochöfen und Eisenwerke zum Anschlusse nicht zu bewegen.

Bei dieser Arbeiteinstellung geschah das Merkwürdige, daß die Arbeiter sich weniger über geringen Lohn, als über die zu ihrem Wohl und Vortheil geschaffenen Einrichtungen beklagten. Der Lohn, im Durchschnitt 4,40 Fr. den Tag, wurde allgemein als angemessen anerkannt und auch zugegeben, daß die Bergbaugesellschaft, trotz der schlechten Zeiten, keine Arbeiter entlassen hatte, wie die meisten andern Gruben und Werke der Gegend. Die Arbeiter verlangten insbesondere Abschaffung des sogenannten Oeconomat, d. h. der von der Gesellschaft, namentlich durch Watrin, eingerichteten, Verkaufsanstalt, welche ihnen ihre Bedürfnisse 20 Procent billiger lieferte als die Händler. Als Ursache gaben die Arbeiter an, die Gesellschaft wolle durch ihre Verkaufsanstalt

sie ganz in ihre Abhängigkeit bringen und dann die Löhne herabsetzen. Kurz, es war das Mißtrauen, der Haß gegen die Arbeitgeber, welcher aus allen Aussagen der Arbeiter hervorleuchtete und in der Ermordung Watrins den grausigen Ausdruck fand.

Woher dieser grimmige Gegensatz, dieser furchtbare Classenhaß in einem Lande der Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung? Frankreich ist freilich das Land der Bourgeoisie, welche hier unumschränkter herrscht als irgend wo sonst; ihr sind alle Staatseinrichtungen ausschließlich dienstbar. Aber in Decazeville wie in den meisten Bergwerken werden die Arbeiter nicht schlecht gehalten. Aehnlich wie in Decazeville sucht man überall deren Lage durch ähnliche Verkaufsanstalten zu verbessern, sie durch Unterstützungskassen bei Krankheit, Verunglückung und Alter sicher zu stellen. Aber gerade in denjenigen Eisen- und Bergwerken, wo man am meisten für die Arbeiter sorgt, wie in Creuzot, Montceau les Mines, Anzin u. s. w., erscheinen die ärgsten Aufhetzereien und Unthaten in der Arbeiterwelt.

Die Ursachen sind vielfältig. Alle diese Veranstaltungen zum Besten der Arbeiter sind nicht das Ergebniß gutgeleiteter, aber freier Selbstthätigkeit derselben, sondern sind als eine Wohlthat und durch Bevormundung von oben in's Leben gerufen. Der Arbeiter hat nur zu empfangen und zu schweigen. Er fühlt diese unwürdige Behandlung um so mehr, als er ja, Dank dem allgemeinen Stimmrecht, seinem Arbeitgeber politisch gleichgestellt ist. Anstatt dankbar zu seyn, wird er nur noch mehr von Mißtrauen und Abneigung gegen seinen Brodherrn erfüllt. Die Gegner der letzteren haben daher leichtes Spiel, ihn gegen die Arbeitgeber einzunehmen. Sie brauchen nur an das allen Franzosen angeborne Mißtrauen sich zu wenden, um den Arbeiter zu überzeugen, die Arbeitgeber seien eigentlich seine ärgsten Feinde, heuchelten aber Freundschaft, um ihn besser ausbeuten und überlisten zu können. Den Arbeitern ist ohnedieß durch die Republik der Gleich-

itsdünkel in den Kopf gestiegen. Sie halten sich sogar für
ssere, nützlichere Glieder der Gesellschaft als ihre Brodherrn,
e sie als unnütze Drohnen betrachten. Daher sind selbst
e an der Kirche festhaltenden Arbeiter, wie die Mehrheit
rjenigen zu Decazeville, mehr oder weniger durch das repu-
ikanische Parteiregiment verführt.

In Decazeville, wie in den meisten Gegenden, kommt
ch der politische Gegensatz dazu. Während die Arbeiter repu-
ikanisch sind, wenn auch oft ohne Ueberlegung, stehen die
rbeitgeber, wie fast alle Besitzenden, mehr auf conservativer
eite, was in Frankreich mit monarchisch und „klerikal" zu-
mmenfällt. Bei den letzten Wahlen hatten im dortigen De-
rtement (Aveyron) die Monarchisten gesiegt. Die Bergbau-
sellschaft, welche von Bonapartisten und Orleanisten geleitet
ird, stand mit ihren Beamten auf dieser Seite, die Arbeiter
elten zu den Republikanern, deren Niederlage von ihnen
n so bitterer empfunden wurde. Die öffentlichen Beamten
elten es natürlich mit den Arbeitern, stachelten sie daher
gen ihre Arbeitgeber auf. Besonders that sich der Maire
ayrade hervor. Er hatte es verstanden, sich zum Vertrauens-
ann der Arbeiter aufzuwerfen, indem er sich ihrer bei den
useinandersetzungen mit der Bergbaugesellschaft annahm. Da
: seinen Einfluß bei den Arbeitern nicht auf's Spiel setzen
ollte, hatte er am 25. Januar die Gensdarmen in ihre
aserne zurückgeschickt, als sie sich ihm bei Beginn des Auf-
hres zur Verfügung stellten. Wie sehr die Beamten die
rbeiter verhetzten, geht aus dem Trinkspruch des Unter-
räfekten von Villefranche bei einem radikalen Festessen hervor.
erselbe sagt darin über den Wahlausfall in Beziehung auf
e Bergleute: „Wir sind durch diese Pfaffen besiegt worden,
elche, da sie die wackern Arbeiter des Kohlenbezirkes nicht zu
stechen vermochten, in ihrer Frömmlerwuth denselben das
rod für ihre Frauen und Kinder genommen haben."

Selbst republikanische Blätter, wie das „Journal des
ébats", sprachen sich sehr scharf über die Haltung der Be-

hörden aus, besonders auch während des Aufruhrs. Die radikalen Blätter berichteten frohlockend, daß der Präfekt und die anderen Beamten alle Schuld auf die Bergbaugesellschaft schoben, derselben gegenüber unbedingt die Sache der Arbeiter vertraten. Die socialistischen Blätter bezeichneten die Ermordung Watrins als eine glorreiche Hinrichtung und Rechtsvollstreckung; sie sammelten Unterstützungen für die Kinder dieser „Rechtsvollstrecker", als mehrere Personen wegen des Mordes verhaftet wurden. Auch die radikalen, der Regierung vielfach nahestehenden Blätter, wie „Lanterne", „Rappel" u. s. w. wagten nicht den Mord zu tadeln, stellten ihn vielmehr als das unabwendbare Ergebniß der Zustände hin. Die „Justice" erklärte: „Nirgendwo bestehen, wie in den Bergbaugegenden, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern so gespannte Beziehungen, welche einmal unvermeidlich zum Bruche führen, sei es auch um den Preis eines Verbrechens. Es gibt nur Ein Mittel, dem vorzubeugen: die jetzigen Zustände müssen geändert werden." Das Blatt stellt die Bergleute als Sklaven dar, bei denen man sich nicht wundern dürfe, wenn sie eines Tages „Alles roth sehen und der Tollwuth nachgeben, die sie ergriffen hat." So glaubt das Blatt Clemenceau's, welcher nächstens die Regierungs-Geschäfte zu übernehmen hofft, die Mordthat von Decazeville entschuldigen zu müssen.

Der Abgeordnete Basly stellte wegen der Ereignisse in Decazeville eine Interpellation, über welche am 11. Februar verhandelt wurde. Schon bei dem ersten Worte zieht Basly sich eine Mahnung des radikalen Präsidenten Floquet zu, weil er die Bergbaugesellschaft beschuldigte, die Arbeiter absichtlich aufgereizt zu haben. Er klagte die Bergbaugesellschaften an, die Consumvereine und Verkaufsanstalten für ihre Arbeiter zu dem Zwecke gegründet zu haben, um genau zu erfahren, wie viel Nahrung der Arbeiter bedürfe, und dementsprechend seinen Lohn herabzudrücken. Man wolle den Arbeiter nur soweit ernähren, als man seine Kraft bedürfe. „Unter solchen Verhältnissen ist es Pflicht der Regierungen, bei den

apitalisten, denen man Bergwerksprivilegien bewilligt hat, ahin zu wirken, daß sie den Arbeitern den Mindestlohn geben, hne den sie nicht bestehen können. Es ist ein Mann getödtet vorden, er hatte sich den Haß einer ganzen Bevölkerung zugezogen, er hatte Frauen und Kindern das Brod aus dem Munde genommen." (Unterbrechung des Präsidenten, der unter em Beifall der Kammer erklärt, daß er nicht gestatte, einen Mord anders denn als einen Mord zu bezeichnen.) „Ich agte, daß Arbeiter getödtet worden, zwar nicht unmittelbar, ber langsam. Zu Decazeville wird der Tod Watrin's als ine" . . . (Unterbrechung). „Man will mich nicht sprechen issen. Man soll sich nicht selbst Recht verschaffen, jedoch nter der Bedingung, daß Rechtspflege geübt wird. Hat der Herr Justizminister das Treiben Watrins überwachen lassen? Nein! er hat also der Rechtsvollstreckung des Volkes freien auf gelassen. (Ordnungsruf.) Die Frau eines unserer Geossen, Frau Clovis Hugues, hat inmitten des Justizpalastes inen abscheulichen Gesellen hingerichtet. Mehrere Deputirte aben diese bündige Rechtshandlung belobt. Frau Hugues vurde freigesprochen. In diesen wie in andern Fällen handelt s sich nur um Thaten, die aus persönlichen Gründen in der eidenschaft begangen wurden. Ist die Wuth einer beschimpften nd ausgehungerten Menge nicht ebenso berechtigt? (Zweiter Ordnungsruf.) Der 14. Juli 1789 wurde verherrlicht durch ie Hinrichtung von Tyrannen und Aushungerern wie Flessellos, Foulon, Berthier und die kornwuchernden Bäcker. Man hat hre Köpfe auf Lanzenspitzen herumgetragen; das hat aber ie vorige Kammer nicht verhindert, diesen revolutionären Ruhmestag zum Nationalfest zu erheben. Ist das etwas Anderes, als was in Decazeville geschehen?"

Der Redner schlug daher folgende Tagesordnung vor: In Anbetracht, daß die traurigen Ereignisse in Decazeville urch die Unthätigkeit der Regierung verursacht wurden, welche, ntgegen dem Gesetze, die Bergbaugesellschaft ihr Privilegium, ur Ausplünderung und Erdrückung einer ganzen Bevölkerung

mißbrauchen ließ; in Anbetracht, daß diese andauernde Unthätigkeit die öffentliche Sicherheit bedroht und neue Unruhen in Decazeville besorgen läßt, wird die Regierung aufgefordert, sofort besagte Gesellschaft zu folgenden Maßnahmen zu zwingen: 1) Vierzehntägige Löhnung und Abschaffung der Bürgschaft einer Monatsarbeit für die Arbeiter; 2) Abschaffung der Verkaufsanstalt, welche die Verbrauchsfreiheit der Arbeiter confiscirt, indem sie den Kleinhandel zerstört; 3) Mindestlohn, welcher die Befriedigung der unentbehrlichen Bedürfnisse des Bergmannes und seiner Familie sichert; 4) achtstündiger Arbeitstag. Im Falle der Nichterfüllung dieser Maßnahmen sei der Gesellschaft ihr Privilegium laut Art. 50, Gesetz 21. April 1810 zu entziehen." Außerdem habe die Kammer den Herrn Justizminister aufzufordern, die Freilassung der wegen der Ereignisse in Decazeville verhafteten Personen zu veranlassen und zugleich Erhebungen anzustellen, um zu erfahren, ob diese Ereignisse nicht durch verbrecherische Zettelungen der Gesellschaft hervorgerufen worden seien.

Wie man sieht, sind die eigentlichen Forderungen zu Gunsten der Arbeiter strenggenommen nicht als socialistisch zu bezeichnen, sie stimmen zum Theil mit denjenigen der christlich Socialen überein. Das Schlimme besteht darin, daß Basly die revolutinären Mittel zu deren Erreichung gebrauchen will. Er hat kein Vertrauen in die Gerechtigkeit einer ganz von der Bourgeoisie beherrschten Verwaltung und Rechtspflege. Hierin vertritt er die Ansicht der meisten französischen Arbeiter. Schärfer kann kaum der Classen-Gegensatz hervorgekehrt werden, als es Basly thut. Wenn er aber verlangt, daß die Regierung gegen die Bergbaugesellschaft vorgehe und derselben kraft der verliehenen Privilegien die Pflicht auferlege, auch für die Arbeiter zu sorgen, so ist diese Forderung an sich nicht unberechtigt. Man braucht nicht Socialist zu seyn, um dem Satz zuzustimmen: durch Bewilligung der Schürfung überantworte die Regierung einen Theil des Nationalvermögens der betreffenden Gesellschaft; diese ziehe den Nutzen daraus

und bereichere sich durch den ihr verliehenen Theil des nationalen Bodens; folglich sei sie dem Staatsganzen zu Gegenleistungen verpflichtet, und müsse sie auch den Arbeitern als politisch gleichberechtigten Mitbürgern, welche ihr bei ihrem Betriebe helfen, wenn nicht einen Gewinnantheil, so doch eine genügende wirthschaftliche Stellung gewähren. Solange der Staat als eine sittliche Gemeinschaft gelten soll, besteht eine solche Pflicht für die betreffende Gesellschaft, selbst ohne daß das Gesetz sie vorschreibt, und der Staat hat das Recht, deren Erfüllung nöthigenfalls zu erzwingen.

Aber hat je eine Regierung dergleichen gethan? Es ist vielmehr gerade das Kennzeichen des manchesterlichen Bourgeois-Regiments, daß dergleichen in keinem Lande geschieht. In den Urkunden, durch welche Bergwerke, Eisenbahnen, Dampferlinien, Lieferungen aller Art an Unternehmer (meist Aktiengesellschaften) vergeben werden, ist stets Alles vorgesehen, was die beiderseitigen Rechte und Pflichten betrifft; aber von denen, die es am meisten angeht, von den Arbeitern und Angestellten, ist nie mit einem Worte die Rede. Für die Regierungen wie für die Unternehmer, für Gebende und Empfangende sind die Arbeiter nur ein Marktwerth, welchen sich Jeder ganz nach Belieben verschafft. Das Geldgeschäft, der Reingewinn ist der einzige Maßstab für Alles.

In Decazeville verweigert die Bergbaugesellschaft jede Lohnerhöhung. Da sie ohne Reingewinn arbeitet, in der That auch die letzten Jahre nur 1 bis 2 Procent oder gar nichts an ihre Aktionäre vertheilt hat, würde sie eher den ganzen Betrieb einstellen. Das mag an sich richtig seyn. Aber in Decazeville steht es wie bei allen Aktienunternehmen, besonders bei allen Bergbaugesellschaften Frankreichs. Von dem Capital derselben ist ein großer, meist sogar der größere Theil, bis zu drei Vierteln, gar nicht in dem Betriebe angelegt worden, sondern als Gründergewinn in den Händen der Börsenritter und Macher hängen geblieben. Wie soll aber ein Bergwerk 10 bis 12 Millionen verzinsen, wenn nur 3 bis 4 Millionen zu seiner Ein=

richtung nöthig waren und deßhalb auch nicht mehr dazu verwendet worden sind?

Wir kommen also hier wiederum zu der in diesen Blättern zuerst und seither oft wiederholten Behauptung, daß ohne Abstellung und Eindämmung des verderblichen Börsentreibens und des Gründerschwindels, ohne Durchbrechung und Umgestaltung der jetzigen Geldwirthschaft an eine Lösung der socialen Frage nicht gedacht werden kann. Die alleinherrschend gewordene Geldmacht ist es, welche auf alle Verhältnisse drückt, den Lohn der Arbeiter wie den Preis der Waaren bestimmt. Auch in Deutschland steht es ganz ebenso. Die Berliner Börse weiß etwas von Bergbau-Gründungen zu erzählen. Dortmunder Union und Laurahütte haben vier- bis fünfmal mehr Geld zu verzinsen, als sie gekostet haben.

Doch bleiben wir in Frankreich. Natürlich wurde der Antrag Basly nicht angenommen, nur Camelinat, Boyer und Clovis Hugues stimmten ihm zu. Der Arbeitenminister Baihaut vertheidigte die Gesellschaft durch den Hinweis auf ihren geringen Reingewinn und ihre Verdienste um das Wohl ihrer Arbeiter. Dank ihrer Verkaufanstalt seien Brod und Fleisch bedeutend billiger geworden. Wegen der letzten Ereignisse verzichte die Gesellschaft darauf, die Geschäfte der Verkaufanstalt auf Spezereiwaaren, Kleidung und dergleichen auszudehnen, um Händler und Arbeiter nicht noch mehr gegen sich aufzubringen.

Die republikanischen Blätter machten den Vorschlag, durch eine Wählerversammlung Herrn Basly das Mißfallen seiner (Pariser) Wähler kundzugeben, und ihn zur Niederlegung seines Mandates aufzufordern. Basly verrathe die gemeinsame Sache der Republik. Am 21. Februar hatten eine Anzahl Geschäftsleute eine Versammlung im Theater am Chateau d'eau einberufen, um die Mittel der Abhülfe des jetzigen wirthschaftlichen Nothstandes zu besprechen. Die Versammelten wählten aber Basly, Vaillant (socialistisches Mitglied des Gemeinderathes) und Duc-Quercy zu Vorsitzenden. Die Ver-

sammlung drückte Basly, Camelinat und Boyer ihre Zustimmung aus, tadelte dagegen sehr scharf die verdächtige Haltung der andern Pariser Deputirten in der Kammer-Sitzung vom 11. Februar. Sie befand sich hiebei in vollem Rechte. Das Programm, auf welches die Socialisten wie die Radikalen, darunter der jetzige Minister Lockroy, sowie der Kammerpräsident Floquet gewählt sind, verspricht, wie schon angegeben, ausdrücklich eine Aenderung der Gesetze über Bergbau, Eisenbahnen u. s. w. im Sinne einer Begünstigung der Arbeiter.

Indessen hatte auch das „Journal des Débats" Recht mit seinem Urtheil über die Versammlung: „Wenn man diese Reden und die gefaßten Beschlüsse liest, muß man sich fragen, ob wir uns noch in einer durch Gesetze regierten Gesellschaft oder in vollständiger Anarchie befinden. Niemals ist ein wüthenderer Schrei des Hasses gegen eine ganze Classe unserer Mitbürger ausgestoßen worden. Es handelt sich dabei nicht um die gewohnten hohlen Redensarten. Niemals sind in heftigerer Weise alle schlimmen Leidenschaften, Aufstand und Mord, angerufen worden. Die Ermordung Watrins als Rechtsvollstreckung darstellen, den Urhebern dieses Verbrechens die Theilnahme von 3000 Personen ausdrücken, behaupten, in jeder Werkstatt gebe es einen Watrin, verlangen, wie Basly thut, daß es mit allen Deputirten, welche ihre Pflichten gegen das Volk vergessen, ebenso gemacht werde wie mit Watrin: das sind keine bloßen Redensarten. Die Ereignisse haben bewiesen, welche schrecklichen, greifbaren Folgen dieselben haben können. Die gescheidten Leute, welche uns vorigen Oktober einluden, für Basly und Camelinat, die beiden Haupt-Redner dieser Versammlung, zu stimmen, können nun stolz seyn." Das Manchesterblatt hat offenbar Angst für seine Haut.

Die Regierung wagt es nicht, offen den socialistischen, in diesem Falle anarchistischen Umsturzbestrebungen entgegenzutreten. Sie gestattete daher dem Pariser (10,000 Francs) und andern Gemeinderäthen Unterstützungen für die feiernden Bergleute in Decazeville zu bewilligen. Dadurch wurde die Arbeitsein-

stellung, welche sonst wenig klingende Unterstützung fand, aufrechterhalten. Auch gab die Regierung den Bergleuten nach, indem sie einen höhern Bergbeamten abschickte, um deren Behauptung, das Bergwerk stehe in Brandgefahr, zu untersuchen, obwohl schon die zuständige Bergbehörde das Gegentheil festgestellt hatte.

Am 11. März begründete Camelinat die von ihm gestellte zweite Interpellation: „In Decazeville haben 1500 Bergleute die Arbeit verlassen, wegen einer Lohnherabsetzung (eigentlich bloß Einführung eines anderweitigen Berechnungsverfahrens) und weil ein Beamter beibehalten wird, dessen Verabschiedung sie verlangen. Hiezu sind sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus berechtigt. Aber die Bergbaugesellschaft ist kein gewöhnlicher Arbeitgeber. Die Regierung hat das Recht einzuschreiten, denn es handelt sich um einen Theil des nationalen und socialen Besitzes. Die Bergbaugesellschaft ist dem Staat Rechenschaft schuldig über den Gebrauch, den sie von ihrer Bewilligung macht. Die Regierung hat nicht das Recht, durch Sendung von Truppen einen Druck auf die Arbeiter zu üben." Camelinat drückt seine Befriedigung über die Haltung des Präfekten aus, der sich bei dieser Gelegenheit eines Arbeiter-Deputirten würdig gezeigt. Auch dem Handelsminister Lockroy zollte er seine Anerkennung, da derselbe in dem ihm gehörigen „Rappel" für die Bergleute sammeln lasse. Camelinat schloß mit dem Antrag, die Regierung möge ihr Recht gebrauchen und der Gesellschaft das Privilegium entziehen; sich aber sofort mit den genossenschaftlich geeinten Bergleuten verständigen, damit dieselben das Bergwerk cooperativ weiter betreiben. Wenige Tage vorher hatte der Arbeitenminister Baihaut einigen radikalen Abgeordneten gegenüber Maßnahmen gegen die Bergbaugesellschaft in Aussicht gestellt, was ungemeine Aufregung hervorgerufen hatte. Nunmehr erklärte er kurz und bündig, es seien keine Gründe vorhanden, der Gesellschaft die Licenz zu entziehen, deßhalb werde er auch nicht einschreiten.

Der Kriegsminister Boulanger aber erklärte, daß es unter

der Republik etwas ganz Anderes sei mit dem Einschreiten des Militärs. Das Heer sei nicht mehr, wie unter monarchischen Regierungen, das Werkzeug eines Einzigen, sondern der erhabene Ausdruck des Willens Aller. Die Regierung wolle nicht, daß sich unter der Republik Ereignisse abspielen, wie unter der Monarchie. Jeder Zusammenstoß zwischen Soldaten und Arbeitern würde als öffentliches Unglück angesehen werden. „Und ich thue Alles, demselben vorzubeugen. Nach seiner Rückkehr aus Decazeville hat mir Herr Camelinat in meinem Cabinet seine Zufriedenheit ausgedrückt über den freundschaftlichen Verkehr zwischen Gensdarmen, Soldaten und Einwohnern. Könnte es auch anders seyn? Unser Heer ist heute die Nation. Wie sollten unsere Arbeiter, die gestern Soldaten waren, etwas von den heutigen Soldaten zu fürchten haben, welche morgen wieder Arbeiter sind? Die Regierung hat die Soldaten hingeschickt, um die Bergleute gegen sich selber, gegen durch Leidenschaften und Zorn eingegebene unheilvolle Gedanken zu schützen. Das Heer ist parteilos, weder gegen noch für Arbeiter und Arbeitgeber in Decazeville. Man sagt, es seien ebensoviel Soldaten als Bergleute dort. Ich sage Euch: klagt nicht darüber, denn zu dieser Stunde theilt vielleicht jeder Soldat sein Brod und seine Suppe mit einem Bergmann." Selbstverständlich ärntete Boulanger den vollen Beifall der Republikaner. So republikanisch hat noch kein Kriegsminister gesprochen. Wundern darf man sich nach solchen Aeußerungen auch nicht, wenn in Decazeville Unteroffiziere gestraft werden mußten, weil sie öffentlich erklärten, betreffenden Falls gegen die Bergleute vorgehen zu wollen. Anderntheils meldeten die republikanischen Blätter triumphirend, die Soldaten des 77. Regiments hätten 57 Francs für die Bergleute in Decazeville beigesteuert.

In der zweiten der Interpellation gewidmeten Sitzung traf der Deputirte Laguerre den Nagel auf den Kopf, indem er den Satz aufstellte: „Die erste Republik hat die bürgerliche, die zweite die politische Gleichheit (allgemeines Stimm-

recht) hergestellt; Aufgabe der dritten Republik ist es, nunmehr die sociale Gleichheit herbeizuführen." Wird sie dieß vermögen? Laguerre stellte die Alternative: „Die Kammer mag wählen zwischen den großen Aktiengesellschaften, ewigen Feinden der Republik, und den Arbeitern, deren Soldaten." Frederic Passy, welcher zu den gemäßigten, des Orleanismus verdächtigen Deputirten gehört, beklagte diese Worte: „Man ist dahin gelangt, einen sittlichen und politischen Gegensatz zwischen Capital und Arbeit aufzustellen. Man sagt, die Arbeit vertrete den republikanischen, das Capital den reaktionären Gedanken: wir sollen nun Partei ergreifen. Solche Uebertreibungen sind unheilvoll für die Sache der Demokratie und der Republik." Passy getraut sich also nicht, den Gegensatz ganz abzuläugnen, er findet ihn bloß „übertrieben."

Indeß gab ihm die Rechte nicht ganz Unrecht, indem sie eine Tagesordnung vorschlug, worin der Grundsatz ausgesprochen wird, bei Arbeitseinstellungen habe die Regierung nur für die öffentliche Ordnung und die „Freiheit der Arbeit" einzutreten. Also der reine Manchester- und Nachtwächterstandpunkt. Die aus conservativen und revolutionären Bonapartisten, Legitimisten und Orleanisten zusammengesetzte Rechte hat eben kein sociales Programm. Bekanntlich ist es dem Grafen de Mun nicht gelungen, sie zu einem solchen zu bewegen. Deßhalb hat bei dieser Gelegenheit die Linke über sie gesiegt, indem sie eine Tagesordnung annahm, worin sie die Erwartung aussprach, die Regierung „werde die nöthigen Verbesserungen in der Bergbaugesetzgebung bewirken und dabei die Rechte des Staats und die Sache der Arbeit zu vertreten wissen." Die Bergleute in Decazeville fühlten sich freilich durch diese Tagesordnung in ihrem Verhalten bestärkt. Der „Cri du peuple" stieß einen Freudenschrei aus, daß damit, zum ersten Male seit es eines gibt, das französische Parlament entschieden gegen die Aktiengesellschaften, die Finanzmächte aufgetreten sei. Der Ministerpräsident Freycinet schloß sich der linken Tagesordnung an: „Es handelt sich darum, das

Gesetz von 1810 abzuändern, die undeutlich umschriebenen Rechte des Staates genau festzustellen; es handelt sich darum zu prüfen, ob die Arbeiterverhältnisse, wie sie das jetzige Gesetz regelt, den Bedürfnissen noch genügen; ich glaube, es entspricht den heutigen Bedürfnissen nicht mehr."

Der Minister hat Recht. Nur darf man nicht erwarten, daß etwas an seinen Versprechungen sich erfüllen wird. Die dritte Republik hat bis jetzt noch nicht die Fähigkeit gezeigt und noch nie sich angeschickt, auch nur den ersten Schritt zur Lösung der socialen Frage zu thun. Ihre ganze Kunst besteht darin, den Arbeitern Versprechungen zu machen, sie auf die Klerikalen und Reaktionäre zu hetzen, und sie bei guter Laune zu erhalten, indem viele öffentlichen Arbeiten, mittelst unausgesetztem Schuldenmachen, unternommen werden.

Die Rechte hat bei der von ihr vorgeschlagenen Tagesordnung nur Eine Entschuldigung: sie will die von den Socialisten und Anarchisten geängstigten Besitzenden beruhigen, weil sie auf deren Beistand bei einem Umschwung zählen zu müssen glaubt. Monarchisten und Republikaner werden jetzt aber gezwungen, die sociale Frage anders als bisher zu behandeln. Nachdem Basly, Camelinat und Boyer das Beispiel gegeben, sind ihnen noch vier weitere Deputirte beigetreten, welche auch als Socialisten gewählt worden waren, aber bis jetzt ihre eingegangenen Verpflichtungen vergessen hatten. Die Socialisten haben also schon sieben Stimmen in der Kammer. Andere werden dem Beispiel der vier folgen müssen. So steht z. B. Laguerre in seiner oben erwähnten Rede ganz auf socialistischem Standpunkt.

Die Sieben haben in einem Aufruf folgende Forderungen aufgestellt: Nationale und internationale Arbeitgesetzgebung; Abschaffung des Verbotes der „Internationalen"; Anerkennung des Rechtes des Kindes auf vollständige Ausbildung seiner Kräfte und Fähigkeiten mittelst Regelung der Arbeit; sociale Vorkehrungen gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfälle und Alter; Umgestaltung der gewerblichen Schiedsgerichte; Sicherung

der Unabhängigkeit der Vertreter der Bergleute und Besserstellung der Matrosen; Abschaffung der Monopole, welche einen großen Theil des Nationalbesitzes Privatunternehmern ausgeliefert haben; Einrichtung des Credites für die Arbeit u. s. w.

Auch hier begegnen wir wieder manchen Forderungen, welche längst von den Katholiken Deutschlands vertreten werden. Hier sind Monarchisten und Republikaner einstimmig in der Verwerfung des Berechtigten wie des Unberechtigten. Sie verstehen ihre Zeit nicht. Wie oft haben nicht die Arbeiter um Einschränkung der Arbeitszeit gebeten! Aber obwohl bei der jetzigen Ueberproduktion die Masse der unverkauften Waaren immer mehr anschwillt, will hier Niemand etwas davon wissen. Einschränkung der Arbeitszeit, Abschaffung der Sonntagsarbeit, das wäre ja gegen die „Freiheit der Arbeit"; so versichern selbst Leute, welche gute Christen seyn wollen. Gegenwärtig liegen den Kammern Petitionen von Arbeitern, namentlich aus den Eisenwerken des Südens, vor, welche das Verbot der Nachtarbeit in den Fabriken erbitten. Durch die Nachtarbeit würden solche Massen Waaren erzeugt, daß kein Absatz möglich sei und dadurch schließlich eine allgemeine Stockung eintreten müsse. Aber die gelehrten Volkswirthe wissen es ja besser.

Inzwischen verschlimmern sich die Zustände bei uns von Tag zu Tag, und die Regierenden wissen nichts Anderes als in der bisherigen Weise fortzuwirthschaften. Das Ministerium hat der Kammer die Vorlage über ein Anleihen von anderthalb Milliarden zugehen lassen. Damit soll ein Theil der gegen 3 Milliarden betragenden schwebenden Schuld beglichen werden, der Rest zur Deckung der Fehlbeträge der letzten Jahre dienen. Für 1887 legt die Regierung einen im Gleichgewicht befindlichen Voranschlag vor. Aber die Ausgaben für Tonking, mehrere sonstige Bedürfnisse und für die Zuschüsse zu den Eisenbahnen sind aus dem Staatshaushalt weggelassen, im Ganzen etwa 200 Millionen. Die Eisenbahnen werden

zu einem fressenden Krebsgeschwür am Vermögen des Volkes. Das Kaiserreich hat dieselben mit einigen Milliarden überlasten lassen, deren größten Theil die Börsenleute und Finanzmächte in die Taschen steckten. Die dritte Republik schloß mit den Bahngesellschaften Verträge, durch welche die Zuschüsse in's Ungeheuerliche wachsen müssen, wenn nicht bald eine Wendung eintritt. Sie betragen jetzt schon 104 Millionen, und werden weiter wachsen, indem die Einnahmen der Bahnen jährlich um 20 bis 30 Millionen zurückgehen. Dabei werden, gemäß den erwähnten Abkommen, jährlich für 200 bis 250 Millionen weitere ertraglose Strecken gebaut, für deren Verzinsung der Staat unbedingt einstehen muß. Eine bedeutende Erhöhung der Eisenbahn-Einnahmen ist nicht mehr möglich, da überhaupt der französische Handel keine entsprechende Steigerung zu erreichen vermag. Der Durchgangsverkehr aber schlägt neue Wege ein. Trotzdem baut man hier weitere Bahnen, bloß um die Arbeiter zu beschäftigen und um die Wähler zu bestechen. Der Abgeordnete Keller wies in der Kammer nach, daß die Zuschüsse für die Bahnen auf 600 Millionen steigen werden, wenn es so fortgeht. Von 1880 bis 1885 ist der Reinertrag des Bahnbetriebs von 574 auf 470 Millionen zurückgegangen.

Dabei die fortdauernde Steigerung der sonstigen Ausgaben neben dem Rückgang der Einnahmen. Letztere blieben voriges Jahr um 38 Millionen hinter dem Voranschlag zurück. Nach den Ergebnissen der beiden ersten Monate ist dieses Jahr sogar ein Ausfall von 130 bis 140 Millionen zu befürchten, wohl ein sicheres Anzeichen der andauernden Verschlimmerung der wirthschaftlichen Lage. Die auf 90 Millionen veranschlagte Erhöhung der Alkoholsteuer vermag das Gleichgewicht nicht herzustellen. Die französischen Städte und Gemeinden haben ihrerseits seit Jahren ihre Schulden- und Steuerlast immens gesteigert. Die mit 2123 Millionen Schulden belastete Stadt Paris macht ein neues Anleihen von 250 Millionen, hauptsächlich um durch öffentliche Arbeiten die

sich bedrohlich gebärdenden Arbeiter zu beschwichtigen. Auch ihre Einnahmen gehen zurück, was man nie für möglich gehalten hätte. Paris hat 140 bis 150,000 Einwohner seit zwei Jahren verloren, weil die Hülfsquellen der Stadt sich mindern; die Miethen und der Grundwerth gehen herunter.

Die wirthschaftliche Stockung ist allgemein, aber Frankreich ist doch unzweifelhaft am härtesten davon betroffen. Aber auch nirgendwo ist gewissenloser und vermessentlicher mit den Schätzen des Landes umgesprungen worden. Wenn es so fortgeht, ist das Volk nicht mehr lange im Stande, die Kosten seines Staatswesens, seines Staatshaushaltes zu tragen. Und dieß in dem Augenblicke, wo die ganze wirthschaftliche Ordnung in die Brüche zu gehen droht, wo die sich mehrenden Arbeiterschaaren eine immer bedenklichere Haltung einnehmen, immer höhere Ansprüche stellen. Wo soll das hinaus?

XLVII.

Die protestantische Historik beginnt vor Janssen zu capituliren.

Es ist nicht viel über ein Jahr, da brachte eine der ältesten kritischen Zeitschriften Englands, das „Athenäum", eine längere Notiz über Janssens Geschichtswerk und seine Bedeutung, und sprach es offen aus, daß Janssen den „Luthermythus" vernichtet habe.

„Mit seiner Menge von neuem Material", sagt diese protestantische Zeitschrift, „seiner sorgfältigen Auswahl, seiner Weite des Blicks überflügelt das Buch Janssens ebensoweit Ranke's ‚Geschichte Deutschlands seit der Reformationszeit', als diese

ihrerseits Geschichtsbücher von der Art Menzels in Schatten stellte. Daß die gewöhnliche Erzählung von der Reformation und von Luther, wie sie sich in den Werken einer gewissen Klasse protestantischer Theologen findet, rein mythisch ist, war eine Thatsache, welche bei jedem Gelehrten, der diese Periode auch nur oberflächlich untersucht hatte, unzweifelhaft feststand. Sie seufzten schweigend über Carlyle's Heroencult (hero - worship) und lachten über Mr. Froude." Allein Niemand, so gibt das Blatt zu verstehen, hatte den Muth an dem alten Hausrath der Reformation zu rütteln, mit der Sprache herauszurücken und dem Volke die Wahrheit zu sagen. Da habe Dr. Janssen im Jahre 1881 seine erdrückende Untersuchung des Luthermythus veröffentlicht, und seine Darstellung der Reformation sei mehr als ausreichend, ihr mythisches Ansehen zu zerstören. So das englische Blatt nun vor mehr als einem Jahre. (Athenaeum 1884 Dez. 6.)

Indessen mußte ein Jahr ins Land gehen, bevor die deutschen Protestanten auf ähnliche Eindrücke hinzudeuten wagten.[1]) Die „Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung" in Leipzig hat neulich noch kurz vor Jahresschluß diesen Muth gehabt. Verständlich genug für Jeden, der zu lesen versteht, drückt sie es aus,

---

1) Selbst in dem berühmten „Colleg über Janssen," welches Herr Hofrath v. Holst, Professor der Geschichte in Freiburg, am 30. Okt. 1884 daselbst hielt, wollte der Herr Professor immer noch sogar die objektive Wahrheit des ganzen Janssen'schen Geschichtswerkes geläugnet wissen. Er sagte: Janssens Geschichte sei „eine Macht im deutschen Volke," sei „zu einem mitbildenden Faktor in der Culturentwicklung des deutschen Volkes geworden;" Janssen selbst sei „auf dem betreffenden Gebiet der gelehrteste jedenfalls belesenste Mann," welcher sich um die Geschichte ein unendlich großes Verdienst, das ihm absolut nicht abzustreiten sei, erworben. Aber in verzweifelndem Ton fügte er hinzu: „Wenn jenes Bild der Geschichte, wenn jene Farce wahr und richtig seyn sollte, dann wäre jede Zeit der Forschung vergeudet, dann wüßte man nichts Gescheidteres zu thun, als sich möglichst schnell aus diesem Tollhause der Welt (etwas anderes wäre diese dann nicht) zu entfernen." Von weiterer Forschung hoffte er noch ein anderes Resultat. (Vergl. Deutsche Reichszeitung vom 23. Nov. 1884).

was das englische Blatt mit rückhaltslosem Accent betont, daß das Lutherbild mit dem Heiligenschein in's Museum wandern kann.

„Der römische Angriff," heißt es da unter Anderm (S. 1270), „zwingt uns, unsere Geschichtsauffassung zu revidiren. Wäre es zu verwundern, wenn allmählig allerlei unrichtige Anschauungen etwa über die Reformation in manchen Kreisen zu einer Tradition geworden wären?" „Wie leicht konnte es geschehen, daß sie (die Gegner Roms) um die Berechtigung der Reformation nachzuweisen, die Zustände vor Luther ungünstiger, die durch die Reformation bewirkten Zustände günstiger sahen und schilderten, als sie thatsächlich gewesen sind?" „Daß sie die Persönlichkeit des Reformators anders zeichneten, als sie in Wirklichkeit war?" „Wie wenn nun die durch Roms Polemik hervorgerufenen Studien ergeben sollten, daß es mit Vielem, was Menschen wohlgefällt, vor Luther besser stand als nach ihm, daß der Jubel, mit dem man ihn begrüßte, großentheils nur Unverstand war, daß er den Schatz in sehr irdischem Gefäße trug? Wohl mögen dann einige oder gar manche, welche den vierhundertsten Geburtstag des Reformators jubelnd mitbegangen haben, bei der vierten Säcularfeier des Thesenanschlages gleichgültig zur Seite stehen." Das heißt, die langen Worte offen und kurz gefaßt: der Luthermythus ist durch Janssen vollständig erschüttert.

„Freudig erstaunt", so fügt der Artikelschreiber der Kirchenzeitung an anderer Stelle ein, „sieht nun die katholische Welt, daß die Weltgeschichte nicht für sie, sondern für uns ein Weltgericht ist. Wundern wir uns nicht über dieses Jubelgeschrei, daß die Trutzburg der Ranke'schen Reformationsgeschichte dem Erdboden gleichgemacht sei." „Was in der mehr dogmatisch gerichteten Vergangenheit der Eine Möhler vermochte, das hat in unserer Zeit der Eine Janssen zu Stande gebracht" — eine Vergleichung, die gewiß aller Ehre werth ist.

Indeß verläßt der Artikelschreiber nur ungern den Schlupfwinkel der „Geschichte," welcher 300 Jahre lang vom Kroaten Flavius bis auf den vielgepriesenen Ranke mit einem Walde von morschen Pfählen umzäunt worden. Er windet und dreht sich bevor er sich entschließt, dieses Versteck zu verlassen und aufzugeben, und führt noch mit einem Seitenblick auf Janssen eine

Menge „Formen von Unwahrhaftigkeiten" an, um das epochemachende Geschichtswerk zu verdächtigen. Zum Beweise der Verdächtigungen aber bringt die Kirchenzeitung so gut wie nichts vor oder besser, gerade genug, um ihre völlige Ohnmacht in diesem Punkte zu bezeugen. Sie sagt selbst am Schlusse der Auseinandersetzung: „Da wir an dieser Stelle die Unwahrhaftigkeit der neuesten Polemik nicht erschöpfend nachweisen können, müssen wir den Vorwurf, wir hätten eine so schwere Anklage ohne hinreichende Begründung erhoben, damit abwehren, daß wir auf zwei von dem Verein für Reformationsgeschichte herausgegebene Schriften verweisen," auf die von Bossert nämlich und von Walther.

Die Evangelische Kirchenzeitung scheint nicht zu wissen, daß ein recht competenter calvinistischer Protestant von den Schreibern gegen Janssen überhaupt gesagt hat: „Wenn die dummen Teufel doch mal so gescheut würden und den Mund hielten." Was den „Verein für Reformationsgeschichte" angeht, der sich vor einigen Jahren gegen Janssen bildete, so zählt derselbe allerdings manche Mitglieder, die bei den Protestanten einen Namen haben. Auch hat er schon recht fleißig historische Schriften über die „Reformation" publicirt. Die bemerkenswertheren sind neulich in der Sybel'schen historischen Zeitschrift besprochen worden. Aber die Urtheile, welche dort über diese Schriften gefällt wurden, waren recht ungünstig, ja nahezu vernichtend, und daß die Leistungen des Reformationsvereines in dieser Zeitschrift gewiß nicht schlechter dargestellt werden, als sie sind, weiß jedermann.

Der „Verein für Reformationsgeschichte" kann also selbst aus der Sybel'schen Zeitschrift erfahren, daß er bis dahin seine völlige Ohnmacht documentirt hat. Es will aber fast scheinen, als ob dieß ihm noch nicht genug sei, und als wolle er sich auch noch der Heiterkeit preisgeben. Jedenfalls erregte der Einfall, nächstens einen Zug nach Frankfurt a. M. zu machen, schon vor einiger Zeit auf katholischer Seite keine Besorgniß für Herrn Dr. Janssen.

Ohne Zweifel hätte die genannte Kirchenzeitung in ihrer Verlegenheit besser gethan, sich nicht hinter eine Truppe fahrender Historiker zu flüchten, welche in ihrer eigenen Verlegenheit Dinge thun, die man nur belächeln kann. Uebrigens hat das Athenäum in der erwähnten Notiz auch über den „Verein für Reformations-

geschichte" ein ebenso schlagendes Urtheil ausgesprochen, wie über den Luthermythus. „Dieser Verein", sagt das englische Blatt, „kann in kurzen Worten bezeichnet werden als eine Gesellschaft zur Unterdrückung Janssens und zur Fortsetzung des Luthermythus" (which may shorthly be described as a society for the suppression of Janssen and the perpetuation of the Luther myth).

Indessen was diese Historiker jetzt thun wollen, das hat die Kirchenzeitung in ihrer Art bereits ausgeführt. Auch sie macht sich am Schluß ihres zweiten Artikels auf die Beine, sie flieht aus dem Gebiet der Geschichte, erscheint im dritten Artikel mit dem Prädicantenmantel angethan und wird positiv. Nach ihrer Ueberzeugung ist nur der vor der verführerischen Macht „dieser Polemik", wie sie mit Vorliebe Janssens Geschichte nennt, gesichert, der „in dem Centrum der reformatorischen Lehre stehend durch persönliches Eingreifen der Gnade Gottes in Christo zu der vom heiligen Geist gewirkten Glaubensgewißheit gelangt ist." Ja, ruft sie pathetisch aus, wer persönliche Glaubensgewißheit in Christo besitzt, den jammert des Volkes" u. s. w. (Seite 1268—69.)

Aber auch auf theologischem Gebiet dürfte das Blatt keine guten Geschäfte machen. Zu läugnen ist ja doch nicht, daß die theologischen Hauptargumente Luthers aus Daniel und aus der Apokalypse, womit er seinen „Frommen" bewies, daß der Papst der leibhaftige Antichrist und das Papstthum vom Teufel gestiftet sei, keinen Eindruck mehr machen, daß die Schimpfereien, welche dem Reformator damals den Beifall eines gewissen Publikums einbrachten, ebenfalls nicht mehr Anklang finden und man dieser Dinge jetzt überhaupt satt ist. Wenn daher das Blatt empfiehlt die Lehre Luthers in den „bekannten Schlagworten" zu wiederholen, wie ja auch sonst schon protestantischerseits gesagt worden ist, man müsse wieder zu den „schweren Waffen" der früheren Zeit greifen, so ist das jetzt um 300 Jahre zu spät.

Was aber die „persönliche Glaubensgewißheit in Christo" angeht, so sind hohe Phrasen ja leicht vom Predigtstuhl herab zu sagen, wo Jedermann sie unbesehen oder doch schweigend hinnimmt. Erscheinen sie aber in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, so müssen sie vertragen können, daß man sie genauer prüft. Die persönliche Glaubensgewißheit Luthers kann dieß aber nicht ver-

tragen. Mit wenigen Worten hat Janssen selbst schon vor Jahren diesen „tiefen Brunnen“ der lutherischen Kirchenzeitung verstopft. „Eine Glaubensgewißheit“, sagt er („An meine Kritiker“ 1883 Seite 83), „können wir nur von dem haben, was Gott geoffenbart hat. Gott aber offenbart in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge dem Menschen nicht, daß er im Stande der Gnade sei, und daß er das ewige Heil erlangen werde. Die reformatorische Lehre vom ‚Trost des Evangeliums‘ durch den ‚rechtfertigenden Specialglauben‘ ruht deßhalb auf einem vom dogmatischen wie vom psychologischen Standpunkte nicht zu begründenden Satz. Wer diese Lehre oberflächlich und leichtfertig annimmt, läuft nur zu leicht Gefahr, in innere Selbsttäuschungen, falsche Einbildungen und eine alles sittliche Leben und Streben lähmende und zerstörende Heilssicherheit zu gerathen. Wer sie mit tieferem Ernst ergreift, geräth in andere Gefahr. Bei ernsterem Nachdenken findet der Mensch die von dieser Lehre geforderte absolute Heilsgewißheit in seinem Innern nicht und kann sie nicht finden; er muß darum statt mit Trost, vielmehr vom Standpunkte der reformatorischen Rechtfertigungslehre aus mit peinigenden Zweifeln an seinem Heile erfüllt und von dem Gedanken versucht werden, daß er ein von Gott Verworfener sei. Mit den Mitteln, welche Luther als aus eigener Erfahrung erprobte gegen solche Zweifel und Aengsten anempfahl: man solle reichlicher trinken, spielen, scherzen, ja selbst dem Satan zum Trotz eine Sünde thun und sich in heftige Affekte des Zornes gegen das Papstthum versetzen — dürfte den Meisten schwerlich gedient seyn.“

So Herr Prälat Janssen. Und damit dürfte der tiefe Brunnen Luthers gründlich erschöpft sein.

Gewiß, es war ein recht unglücklicher Einfall der lutherischen Kirchenzeitung, diese Flucht auf theologisches Gebiet. Dort hatte der Protestantismus niemals seinen Rückhalt, sondern in der Historie, in welcher es viele Ecken und Winkel gibt zum Versteckenspielen. Daher sagt auch mit Rücksicht auf Janssens Werk sehr richtig ein protestantischer Pastor, Martin Rade zu Schönbach: „Wer uns unsere Geschichte nimmt, der trifft uns in's Herz.“

Wie sehr aber der Protestantismus hier getroffen ist, gesteht unter Andern auch einer der neuesten Gegner Janssens, Pastor Kraußold, ziemlich unumwunden ein. Man braucht

nämlich nur noch die glänzenden Anerkennungen, welche Janssens Objektivität selbst bei Protestanten (vergleiche u. a. Professor Freitag im „Centralblatt für Realschulwesen") gefunden, hinzuzufügen, um aus dem Munde Kraußolds die schärfste Verurtheilung nicht bloß Luthers, sondern des ganzen Protestantismus zu hören. „Wenn", sagt er, „Janssens Schilderung des Lebens des deutschen Volkes in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts auch nur in allen ihren Hauptpunkten geschichtlich treu und objektiv gehalten ist, dann ist die Reformation von vornherein Deformation und trägt den Charakter einer von Gott zugelassenen, aber in ihrem tiefsten Grunde widergöttlichen, politischen, socialen und religiösen Revolution."

Ein englisches Blatt (The christian Register 1885 p. 666) fügt neuestens diesen protestantischen Selbstbekenntnissen noch ein weiteres hinzu. „Nimmer", sagt das Blatt bei einer Besprechung des Janssenschen Werkes mit der gewohnten Offenheit und Aufrichtigkeit der Engländer, „nimmer kann der Heiligenschein, welcher die Namen der großen Reformer umgeben hat, fürder ihnen beigelegt werden; was bis jetzt bei Gelehrten eine bekannte Thatsache war, das ist nun ein Gemeingut des Volkes geworden." (Never again can the glamour of sanctity, which has surrounded the names of the great reformers be allowed to gather about them. What was until now a familiar fact to scholars has now become common property.)

Kurz, man läßt das Lutherbild mit dem Heiligenschein in's Museum wandern, man schickt sich an zur Capitulation, und das ist Angesichts der unleugbaren Thatsachen nur billig und vernünftig. Möge man aber namentlich nicht von „römischen Angriffen" sprechen, wo es sich um die ruhigste Aufdeckung der Wahrheit handelt, und zwar einer Wahrheit die, wenn man den englischen Blättern glauben will, unter den protestantischen Gelehrten schon länger im Vertrauen feststand, die aber dem protestantischen Volke bisher vorenthalten wurde. Wozu also noch die Entrüstung; wozu das nichtsnutze Suchen nach Unaufrichtigkeiten, nach „Unwahrheitsformen"; wozu all diese Anstrengungen, die wohlbewußte Wahrheit wieder zu unterdrücken, sie dem Volke zu versperren?

Würdiger und mehr angezeigt wäre es doch sicher, zu bedauern, daß die Führer der protestantischen Gesellschaft das

Volk mit erkünstelten Prunkreden so lange und mit solcher Hartnäckigkeit in Irrthum hingehalten. Es ist ja stets eine unschätzbare Wohlthat, von falschen Idealen, von Trug und Irrthum befreit zu werden. Diesen Dienst hat Janssen dem deutschen Volk erwiesen. Es ziemte sich also wohl, für diese dankenswerthe That erkenntlich zu seyn.

J. N.

XLVIII.

Zeitläufe.

Der preußische „Kirchenfriede" auf dem europäischen Hintergrunde.[1])

Am 12. April 1886.

Man kann es den Liberalen nicht übelnehmen, wenn sie über die Verhandlungen des preußischen Herrenhauses bezüglich der neuen Kirchenvorlage höhnisch die Nase rümpfen und meinen: das sei ja die reinste Komödie der Irrungen. Die angesagte Plenarberathung wieder abgesagt, der festgestellte Commissionsbericht als übereilt bei Seite gelegt, in jeder Commissionssitzung wieder ein neuer Zwischenfall und abermalige Vertagung, ein rastloses Correspondiren der Diplomatie zwischen Rom und Berlin, die persönlichen Reisen berufener und unberufener Diplomaten: so geht es nun seit Wochen bei dem preußischen Herrenhause aus und ein. Die Verhandlungen sollten strenge geheim gehalten werden; aber das Publikum hat doch genug davon erfahren, um kaum mehr zu wissen, wo ihm der Kopf steht.

Tantae molis erat! So viel Mühe und Arbeit kostet es den Kanzler, das Zwinguri zu demoliren, das der ehe-

---

1) Vor Bekanntwerden der Herrenhaus-Sitzung vom 12. April geschrieben. Anm. d. Red.

malige Minister Falk gegen die Katholiken in Preußen mit Sturmeseile aufgethürmt hat. Aber Eines scheint uns gewiß: der Kanzler will dem großen „Culturkampfe" ein Ende machen fast um jeden Preis. Und er will nicht bloß wieder eine Gesetznovelle, gleich den drei vorhergegangenen, in's Leben rufen, sondern der heilige Stuhl soll mitthun. Der Kanzler will sich darauf berufen können, daß der Papst die Hand geboten und auch seine „Waffen auf dem Fechtboden niedergelegt" habe. Begreiflich ist die protestantische Propaganda über eine solche Umkehr äußerst empört, und es kann nicht fehlen, daß der Lärm dem Kanzler in die Ohren gellt. Aber er wird sich darum nicht kümmern; ehe diese Zeilen gedruckt erscheinen, dürfte Preußen in seinen deutschen Provinzen den „Kirchenfrieden" in nächster Aussicht haben, wie er ihn will.

Wie ist der Kanzler endlich zu einer gründlichen Einsicht nicht nur in die Aussichtslosigkeit der bisherigen Kirchenpolitik, sondern auch in die unermeßlichen Schäden gekommen, die der Culturkampf seit dreizehn Jahren für Preußen und das Reich eingetragen hat? Die Einsicht kommt spät. Er hat sich zwar seit geraumer Zeit wiederholt verwahrt, daß er die Schuld an der unseligen Gesetzgebung jenes Ministers trage, der in solcher Weise die Geschäfte des liberalen Kirchenhasses, des protestantischen Fanatismus und der friedericianischen Tradition besorgte. Aber zugelassen hat er dieses odiose Gesetzgebungswerk doch immerhin, und einem Staatsmann in der Stellung des Fürsten Bismarck wird es die Geschichte nie verzeihen, daß er den ungeheuerlichen Mißgriff begehen konnte. Auch ist es ja noch nicht lange her, daß er im Reichstag die frivole Aeußerung that: „er möchte das Flämmchen des Culturkampfs" nicht ganz auslöschen, und zwar gerade aus Rücksicht auf das Centrum, welches diesem Kampfe seinen Bestand und insbesondere seine hochadelichen Mitglieder verdanke.

Woher also die plötzliche Einsicht, daß man sich mit der Kirchenpolitik der Maigesetze in eine Sackgasse verrannt habe,

und daß, um aus der Klemme herauszukommen, die guten Dienste des Papstes zu Hülfe zu nehmen seien? Vielleicht wird sich der Kanzler noch selber, unmittelbar zur Sache, darüber aussprechen; aber inzwischen reicht die Reichstagsrede des Fürsten vom 26. März hin, um die Gedanken, welche ihn bewegen und beschweren, errathen zu lassen. Mit Einem Worte: er sieht die allgemeine Lage sehr trübe an, so trübe, daß auch die ärgsten Schwarzseher sich nunmehr auf ihn berufen können.

Freilich hielt er die Rede in dem Moment, wo aus Belgien die ersten Nachrichten über die Gräuelscenen im Becken von Charleroi eintrafen; die Plünderungsscenen in London waren vorangegangen; bald darauf hatte der sociale Krieg im Süden Frankreichs sich regelrecht zu erklären begonnen, und die rathlose Verwirrung im Osten des Welttheils drohte das Maß voll zu machen. Auch die liberalen Organe konnten das Gefühl tiefen Unbehagens nicht mehr verbergen: es sei wie das Wetterleuchten in der Natur; die Atmosphäre sei schwül und weithin sichtbar das Zucken des Blitzes; ein Gewittersturm bedrohe die Welt, dessen Ausdehnung und Wirkung Niemand vorherzusehen vermöge, vielleicht die Aera der Anarchie: so las man auch in den vertrauensseligsten Organen des Liberalismus.

In diesem Augenblicke ergriff der Staatsmann das Wort, der seiner Ueberzeugung von dem auf Jahre hinaus gesicherten Frieden in den preußischen und kaiserlichen Thronreden so oft Ausdruck gegeben, der vor wenigen Monaten noch von den „Freunden ringsum" gesprochen hatte. Auf der Tagesordnung stand das Branntwein-Monopol; aber diesem galt seine Rede nicht, er wußte sehr gut, daß das Monopol verloren und keine Rettung möglich sei. Die Rede konnte keinen andern Zweck haben, als seiner Beängstigung über die sich mehrenden Anzeichen eines politischen und socialen Erdbebens Luft zu machen. Er soll gegen seine Gewohnheit sogar ein Manuskript mitgebracht, also die Rede geschrieben haben. Der elegische Ton derselben fiel Jeder-

mann auf; er machte mitunter fast den Eindruck der Desperation. Man kann doch unmöglich annehmen, daß ein Mann in seiner Stellung, etwa bloß um nutzlos ein parlamentarisches Manöver zu machen, vor aller Welt eine solche Sprache führte.

Seine Klagen über den Reichstag und dessen Widerhaarigkeit waren freilich nicht neu. Erst vor Kurzem, bei der Polen-Debatte, hatte er sich gleichfalls geäußert: vor fünfzehn Jahren habe er sein ganzes Vertrauen auf den Reichstag gesetzt, und in ihm die Hauptstütze der Festigkeit und Einheit des Reiches erblickt, zu den Dynastien habe er damals nicht das gleiche Vertrauen gehabt; nun sehe er sich aber vom Reichstag getäuscht und darauf angewiesen, die Stütze des Reichs in den Dynastien und den Bundesregierungen zu suchen. Auch die Aeußerung kehrt hier wieder: daß unter solchen Umständen und bei fortdauernder „Obstruktion" der Reichsvertretung es endlich so weit kommen könnte, daß die Dynastien, der König von Preußen, von Bayern, von Sachsen, die Opfer bereuen müßten, welche sie von ihren Immunitäten der Allgemeinheit gebracht. Indem aber der Kanzler nun auf die Gefahren aus den äußeren Verhältnissen zu sprechen kommt, verräth er den tiefen Eindruck, den die neuesten Erscheinungen auf socialem und politischem Gebiete auf ihn gemacht haben; und eben den drohenden Krisen gegenüber fordert er „eine Festigung des Reiches in einem starken Kriegsheer, in guten Finanzen und in der Zufriedenheit der Reichsangehörigen."

Vor Kurzem war durch die Reptilien-Blätter wieder eine der periodischen Franzosen-Hetzen in Scene gesetzt worden. Zunächst galt sie den Prinzen von Orleans, weil der Revanchekrieg unvermeidlich wäre, wenn die Dynastie der Orleans wieder auf den französischen Thron gelangen würde. Das war nun freilich abermals nichts Neues, vielmehr spiegelte sich darin die schon durch den Proceß Arnim bekannt gewordene Anschauung des Reichskanzlers wider. Aber neu war es, daß er nun in seiner Rede von europäischen Verwicklungen

sprach, in welchen die rothe Republik in Frankreich im Bunde mit der Socialdemokratie in aller Welt den Rachekrieg gegen Deutschland aufnehmen könnte. Man muß indeß diesen Passus der Rede, bei dem der Kanzler von einer Vergleichung mit den Verhältnissen des Jahres 1866 ausgeht, wörtlich lesen, um die ganze Tragweite der neuen Offenbarung zu ermessen.

„Es waren ja damals im Jahre 1866 im Wesentlichen noch vorwiegend dynastische Spaltungen, die Deutschland zersetzten, und Verstimmungen von Regierung gegen Regierung. Zu diesen Spaltungen sind, wenn wieder ähnliche Verhältnisse eintreten, andere innere, nationale und internationale, solche, die die Nation und die verschiedenen Staaten durchsetzen, gekommen. Wir hatten damals, 1866, die socialistische Bewegung nicht in diesem Maße entwickelt; wir hatten auch die nationale Zersetzung, den Haß zwischen Deutschen und Slaven bei uns und bei unseren Freunden nicht in dem Maße entwickelt. Es können also größere europäische Bewegungen, die jetzt eintreten, in der sonderbarsten Weise complicirt werden durch Spaltungen, von denen die Länder und die Völker in sich zerklüftet und zersetzt sind. Ferner erinnere ich Sie an die Zeiten der ersten französischen Revolution — ich will sagen, an die Zeit vor hundert Jahren — als Friedrich der Große noch lebte und wenig Leute daran dachten, daß das tausendjährige deutsche Reich seinem Ende so nahe wäre, wie es sich nachher bethätigte. Die ersten französischen Kriege im Jahre 1792 waren von einer politischen Idee getragen, von der man zu Unrecht gesagt hat — aber man hat es doch gesagt —: sie hätte le tour du monde gemacht, sie habe sich der Bewegung der ganzen Welt mitgetheilt. Immerhin ist aber so viel richtig, daß die bewegenden Ideen, welche die französischen Fahnen von 1792 in's Land brachten, der Kampf gegen Monarchie, gegen Geistlichkeit und gegen Adel, der Kampf für den dritten Stand, ein mächtiger geistiger Hebel der Siege der Franzosen waren. Wer steht Ihnen dafür, daß, falls wir wiederum einen Krieg mit demselben Lande haben sollten, nicht die Fortsetzung, gewissermaßen der vierte Theil, desselben Werkes uns dargeboten werden würde, daß wir nicht an den Fahnen der feindlichen Armee, an ihren rothen Fahnen, die socialistischen Ideen angebracht sehen würden? Heutzutage steht die französische

Armee den Arbeiterbewegungen in Decazeville gegenüber. Wir wissen nicht, ob wir den Thatsachen mehr Rechnung tragen sollen, daß sie sie im Schach hält, oder den Andeutungen von ministeriellet Seite her, daß der Soldat von heute Arbeiter von gestern, und der Arbeiter von heute der Soldat von gestern ist; wir wissen nicht, wer in Frankreich bei der Bewegung schließlich den Sieg davontragen wird. Kurz, wenn wieder große europäische Erschütterungen kommen sollten — sie werden sehr viel complicirter seyn, als diejenigen, die wir hinter uns haben, und sie werden zum Theil internationaler Natur sein. Wenn solche Bewegungen kommen, so möchte ich, daß das Deutsche Reich mit der vollen Festigkeit, die wir ihm in der Friedenszeit zu geben vermögen, diesen Möglichkeiten entgegentritt. Wir haben 15 Jahre Frieden gehabt, wir haben sie bisher, wenn ich von der Thätigkeit des Kriegsministeriums absehe, meines Erachtens nicht so benutzt zur Festigung des Reichs, wie wir sie hätten benutzen können. Namentlich die Herstellung der Zufriedenheit durch Verminderung des Druckes der öffentlichen Lasten, die Durchführung der socialen Reformen, die wir angefangen haben, von denen wir der kostspieligsten und schwierigsten, der Altersversorgung, noch gar nichteinmal nahegetreten sind — dazu hätten wir eine reichliche Zeit gehabt, und es ist noch tempus utile. Ich sehe noch keine Gefahr, die uns unmittelbar bevorstände, obschon ich sagen muß — vielleicht zum Schaden meiner diplomatischen Reputation — daß ich im Frühjahr 1870 auch nicht vorhergesehen habe, daß wir in wenigen Monaten in anderen Verhältnissen sein würden."

„Deßhalb eile ich mit den Reformen, die ich betreibe": fügt der Redner bei, und diese Reformen sollen zur Festigung des Reichs durch Soldaten und Geld auch die „Zufriedenheit der Reichsangehörigen" einbringen. Daß hienach der Kanzler endlich auch ein moralisches Agens auf die Wagschaale seiner Politik legt, das ist gleichfalls neu; und unter diesem Gesichtspunkt konnte ihm die Verbitterung der Millionen preußischer Unterthanen durch den Culturkampf gleichfalls nicht länger gleichgültig seyn. Es muß ihm jetzt wie ein Wahnsinn erscheinen, daß man es in Preußen unternahm, mit dem Einen Arm des Staats die Socialdemokratie zu bekämpfen durch

Zuckerbrod und Peitsche, mit dem andern aber der beständigsten Gegnerin des Socialismus, der katholischen Kirche, das Grab schaufeln zu wollen. Darum raffte sich der Kanzler auf, schob den verbohrten Bureaukratismus der Berliner Geheimräthe bei Seite und sprang selbst in die Bresche, um dem heillosen Zustande ein Ende zu machen.

Wenn man die ursprüngliche Vorlage des Cultusministers von Goßler mit der Gestaltung vergleicht, in welcher sie aus der Berathung des Herrenhauses hervorgehen wird, so ergibt sich leicht, was aus dem Gesetz geworden wäre, wenn nicht eine mächtigere Hand die protestantische Verbissenheit des Ministers zurechtgesetzt hätte. Bei den Artikeln bezüglich der Staatsaufsicht über die kirchlichen Erziehungs- und Bildungsanstalten, der Unfähigkeitserklärung zur Bekleidung eines geistlichen Amts und der Berufung an den Staat waren überall Hinterthürchen offen gelassen, durch die der maigesetzliche Geist nach Belieben wieder zur Praxis gelangen konnte. Zudem beschränkte sich die Vorlage von vorherein auf die Bestimmungen über die Heranbildung des Klerus und die kirchliche Jurisdiktion. Sogar das skandalöse Verbot wegen des Messelesens und der Spendung der Sakramente durch nicht angezeigte Geistliche, das im Abgeornetenhause wiederholt Gegenstand von Centrumsanträgen war, wurde erst durch einen Zusatzartikel 5 in der Commission berührt; und was wollte derselbe gewähren? „Das Lesen stiller Messen und das Spenden von Sterbsakramenten an Kranke in Nothfällen solle nicht den Strafbestimmungen der Gesetze vom 11. Mai 1873 rc. unterliegen." Also die Messe vor Niemand und das Viatikum auf dem Todbette! Mit Recht bemerkte die „Kölner Volkszeitung": „es sei doch eine bittere Ironie auf die Gesetzgebung der Culturkampf-Periode, daß so etwas im Jahre 1886 erst — erlaubt werden müsse.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Vorlage trägt leider den Stempel des Reichskanzlers selbst, und es ist eine peinliche Frage, wie sich der heilige Stuhl dazu stellen wird. Für die Polen sollen kirchliche Ausnahme-Bestimmungen bestehen bleiben,

die den deutschen Diöcesen abgenommen seyn werden: so will es die fixe Idee, welche in dieser Richtung den Reichskanzler beherrscht. Die Eröffnung der Seminare von Posen und Pelplin soll erst auf Grund königlicher Verordnung erfolgen dürfen, also auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Auch bei den Anträgen des Bischofs von Fulda ist die vorbehaltene Ausschließung der Polen vom gesetzlichen Rechte hindernd entgegengetreten; so soll den Pfarrern der Diöcesen Posen und Culm nicht ohne Weiteres der Vorsitz im Kirchenrath zustehen. Nachdem es der Verfolgungspolitik gegen die Polen bereits gelungen ist, faktisch den Grundsatz geltendzumachen, daß kein Pole den erzbischöflichen Stuhl von Posen-Gnesen, wozu nun auch noch Culm kommen wird, besteigen dürfe, erscheint die Verpflanzung des Nationalhasses auf das kirchengesetzliche Gebiet selbst um so widerlicher, als sie sogar mit der berühmten preußischen Note an die päpstliche Curie vom 5. Mai 1883 im Widerspruche steht. Denn dort wurde für die Gewährung der (modificirten) Anzeigepflicht ein Gesetzentwurf in Aussicht gestellt, welcher eine für die gesammte Monarchie bestimmte Fassung haben würde, „ohne die Distrikte auszunehmen, in welchen die polnische Sprache herrscht.“

Freilich ist der Kanzler auch in anderer Richtung über die Erklärungen dieses wichtigen Aktenstückes hinausgegangen. „Der Präventivmaßregel der Anzeigepflicht,“ so sagt die Note, „wird gerade aus dem Grunde von der preußischen Regierung eine hohe Bedeutung beigelegt, weil sie für ein System friedlichen Einverständnisses unentbehrlich scheint. Findet letzteres nicht statt, so sieht sich der Staat schließlich genöthigt, seine Beziehungen zur römischen Kirche dauernd im alleinigen Wege seiner Gesetzgebung zu regeln; er wird dann den katholischen Preußen alles zu gewähren haben, was mit dem unentbehrlichen Maße staatlicher Autorität verträglich ist, über diese Linie hinaus aber das weltliche Gesetz, ungemildert durch Verständigung mit geistlichen Organen, walten lassen. Dann wird für den Staat die Anzeigepflicht nahezu entbehrlich.“ Seit den verflossenen drei Jahren hätte nun die preußische

Regierung diesen Weg der repressiven Gesetzgebung längst betreten könnten; warum hat sie es nicht gethan?

Es wird jetzt wieder auf das Muster des würtembergischen Gesetzes vom 30. Januar 1862 hingewiesen; namentlich wird behauptet, die Curie verlange für die definitive Zulassung der Anzeigepflicht deren Normirung nach dem Beispiele Würtembergs. Die Kirchengesetzgebung dieses Landes ist nichts weniger als ein Ideal; sie gewährt vielmehr einer übelwollenden Regierung vollauf die Mittel, die Kirche vielfach zu quälen und zu drücken. Aber mit den Böswilligkeiten der preußischen Maigesetzgebung hält sie weitaus keinen Vergleich aus. Bezüglich der Anzeigepflicht macht letztere die Priester geradeaus zu Staatsdienern, die dem willkürlichen Ermessen einer jeweiligen hohen Bureaukratie schutzlos preisgegeben sind, wobei die Bischöfe das Zusehen haben. In Würtemberg schlägt der Bischof die Liste der Bewerber, nicht wie in Preußen den Einzelnen, vor und die Regierung hat das Recht, „unter Angabe von Thatsachen diejenigen zurückzuweisen, welche ihr in bürgerlicher und politischer Beziehung mißfällig erscheinen." Der Bischof kann für den Fall einen Andern ernennen, und bezüglich der Verweser und Vikare ist er frei und selbständig. Auch ressortiren alle diese Angelegenheiten nicht zu protestantischen Geheimräthen, sondern gehören vor ein aus katholischen Priestern und Juristen zusammengesetztes Collegium, vor den „katholischen Kirchenrath", der in Preußen dereinst „katholische Abtheilung" hieß.

Schon vor drei Jahren hat das katholische Organ in Berlin bei einer Vergleichung der preußischen und der würtembergischen Gesetzgebung erklärt: „Auf Grund der letzteren kann die Kirche bestehen, bei der erstern nicht. Würde die Regierung erklären, daß sie sich voll und ganz auf den Boden des würtembergischen Systems stelle, so würden wir neue Hoffnung auf einen baldigen Frieden fassen." [1]) Nichtsdestoweniger hat gegen diese nach dem einseitigen Bruch des Con-

---

1) Berliner „Germania" vom 18. Februar 1883.

cordats in's Leben gerufene Gesetzgebung sowohl die Curie als der Diöcesanbischof Verwahrung eingelegt, und der Protest ist nicht zurückgenommen. Der modus vivendi besteht in Würtemberg, nach dem Ausdruck des Kirchenrechtslehrers Vering, darin, daß die Regierung fordert und gewährt im Namen des Gesetzes, während das Ordinariat gehorcht und gestattet im Namen des Concordats. Warum will man nun in Preußen durchaus nicht nur die stillschweigende Duldung, sondern die förmliche Zustimmung des Papstes haben?

Der Kanzler will den Frieden mit der katholischen Bevölkerung, weil die Gründung des Reichs nicht gehalten hat, was er sich von ihr versprechen zu dürfen meinte, „die Durchführung der Reformation"; weil ferner der Gang der Dinge in ganz Europa ihm schwere Sorgen macht, und weil er es mit der Unzufriedenheit im eigenen Hause nicht länger aufnehmen zu dürfen meint. Aber es soll noch ein Nebengewinn dabei abfallen: das verhaßte Centrum soll ruinirt werden. Auf ein Handelsgeschäft, wie etwa die Durchdrückung des Branntweinmonopols um den Preis der Herstellung eines „Kirchenfriedens", wollte sich die Centrumsfraktion niemals einlassen, obwohl sie solcher Absichten jedesmal verdächtigt wurde. Vielleicht hätte sie nichteinmal das nöthige Contingent zur abermaligen Verlängerung des Socialistengesetzes gestellt, wenn nicht der belgische Arbeiter-Aufruhr wie eine Dynamitbombe mitten in die Fraktionssitzung hineingefallen wäre. Kurz, die Fraktion blieb unbestechlich in beiden Parlamenten; darum sollte das Centrum von der Herstellung des Kirchenfriedens ganz ausgeschlossen, der Friede sollte ihm oktroyirt werden. Dazu bedurfte es der Verhandlungen mit dem Papste über die Köpfe des Centrums hinüber; der katholischen Bevölkerung sollte zum Bewußtseyn gebracht werden, daß alle Mühe und Arbeit des Centrums für Nichts gewesen wäre, wenn nicht der Kanzler an die rechte Schmiede sich gewendet und mit dem Papste sich vereinbart hätte.

Uns kann das sicherlich ganz recht seyn; ob aber die Rechnung bezüglich des Rückschlags auf das Centrum stimmen wird, ist

eine andere Frage. Daß der Culturkampf das Centrum stark gemacht hat, konnte sich längst Niemand mehr verhehlen; wenn aber daraus der Schluß gezogen wurde, daß es auch wieder niedergehen und in seine ungleichartigen Elemente zerfallen werde, sobald es als Repräsentant des passiven Widerstandes in der katholischen Bevölkerung nicht mehr auftreten könne, so glaubte man eben, was man wünscht. Der Reichskanzler selbst hat die Ansicht ausgesprochen, daß nur der Zwang des Culturkampfs die aristokratischen Mitglieder an der Spitze der conservativen Elemente im Schooße des Centrums zurückhalte, und um dieselbe Zeit hat die „Kreuzzeitung" Herrn Windthorst und der Berliner „Germania" vorgeworfen, daß „sie das deutsche katholische Volk bis in's innerste Mark demagogisch aufwühlen, ihm den cynischen demokratischen Jargon gegenüber der Obrigkeit geläufig machen und dasselbe, was ein Mann wie von Mallinckrodt mit Entrüstung zurückgewiesen hätte, daran gewöhnen, mit den kräftigsten Irrthümern der Zeit zu paktiren".[1]) Auf Windthorst, den allerdings der Culturkampf so groß gemacht hat, daß er dem Kanzler vollauf gewachsen ist, concentrirt sich aller Haß: unter dem Deckmantel der katholischen Interessen verfolge er welfische Zwecke und intriguire mit allen deutschfeindlichen Elementen, mit Polen, mit Dänen und Franzosen, wie mit den Jesuiten in Rom; das werde ein Ende nehmen, sobald ihm, dem „Vater der Hindernisse", die Maske durch Herstellung des Kirchenfriedens vom Gesicht gezogen werde. Er werde dann zwischen zwei Stühlen sitzen und ruhig nach Hause gehen können, wenn er sich nicht anders sammt seinem Anhange vom Papst nach Hause schicken lassen wolle. Die conservativen Elemente im Centrum würden dann ihre eigenen Wege gehen, und die demokratischen würden die Gunst der Wähler verlieren.

Aber wird denn die Zeit so bald vergessen seyn, in welcher derselbe Herr von Mallinckrodt das Wort vom „Knirschen des innersten Menschen" aussprach? Und werden

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. November 1885.

dem katholischen Volke nicht immer noch die Ruinen entgegenstarren, welche der Culturkampf mitleidslos geschaffen hat? Wird man den preußischen Katholiken ihre geistlichen Orden wieder freilassen wie den Protestanten? Wird man aufhören, die Katholiken als „Unterthanen zweiter Classe, denen man aufpassen muß in aller und jeder Weise", zu behandeln, wie der Abg. Windthorst in seiner entrüsteten Rede vom 6. März gesagt hat? „Niemand glaubt uns mehr im katholischen Lager": das hat selbst der Minister Falk noch eingestanden. Auch die „Kreuzzeitung" zweifelt, ob Angesichts der reichen Saat des Mißtrauens, die der Culturkampf ausgestreut hat, der angerichtete Schaden jemals wieder gutgemacht werden könne. Wenn sie aber sagte: „es dürfe kein alter Zündstoff übrig bleiben, an dem die erlöschenden Flammen des Culturkampfs über kurz oder lang von Neuem angefacht werden könnten" — nun, so ist ja in demselben Augenblicke sogar neuer Zündstoff gelegt worden durch die Ausnahmegesetze gegen die Polen, oder sagen wir lieber: gegen die katholischen Polen. Also ein Culturkampf im verkleinerten Maßstabe, doppelt vergiftet durch den Nationalhaß.

Wo solche Dinge möglich sind, da ist eine parlamentarische Partei, welche die unerschütterliche Vertretung des Rechts, des eigenen und des fremden, auf ihre Fahne geschrieben trägt, eine natürliche Nothwendigkeit. Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 zur Regierung gelangte, hat er zugleich mit der Beilegung der sogenannten Kölner Wirren der Flottwell'schen Germanisirungs-Politik in Posen, welche sein Vorgänger mit einer Million Thaler dotirt hatte, ein Ende gemacht. Der Reichskanzler thut das Gegentheil. Im dringendsten Interesse des Staats und im Hinblick auf die Gefahren der allgemeinen Lage sucht er den „Kirchenfrieden" für die Katholiken deutscher Nationalität, um sofort mit besserer Aussicht auf Erfolg die preußische Staatsomnipotenz gegen die Katholiken polnischer Nationalität zu wenden. Daß er „nach Canossa gegangen" sei — es ist nicht wahr; er spinnt denselben Faden, aber eine andere Nummer.

XLIX.

Hefele's Concilien-Geschichte in der neuen Auflage.[1])

Mit der zweiten Auflage des vierten Bandes, welche im Jahre 1879 erschien, erklärte der hochw. Bischof Carl Joseph von Hefele seine Arbeit an der Conciliengeschichte für abgeschlossen. Die Verwaltung seines hohen und schwierigen Amtes nöthigte ihn auf die Vollendung seines Werkes zu verzichten. Die Besorgung der neuen Auflage der folgenden Bände übernahm auf seinen Wunsch Hr. Alois Knöpfler, Professor der Kirchengeschichte und Patrologie am Lyceum zu Passau. Als schöne Frucht einer vierjährigen Arbeit liegt nun der fünfte Band des vortrefflichen Werkes in dem stattlichen Umfang von 1206 Seiten, wovon fünzig auf das sorgfältig gefertigte Register kommen, in zweiter Auflage vor uns.

Dieselbe nennt sich eine vermehrte und verbesserte: eine vermehrte, da der Text um 126 Seiten gewachsen ist, eine verbesserte, da in dem Zeitraum von 23 Jahren, welche seit der ersten Auflage verflossen, durch die rastlos thätige Geschichtsforschung eine schöne Reihe neuer Quellen eröffnet und durch kritische Untersuchung mancher Vorgang in ein anderes Licht gestellt wurde, womit die Möglichkeit zu Zusätzen und Berichtigungen gegeben ward.

Zu den in der ersten Auflage benützten Quellen kamen für die zweite hinzu: die Conciliensammlung von Labbé (t. XIII und XIV der Venetianer Ausgabe), die neueren Publikationen der Monumenta Germaniae (namentlich die Bände Scriptor. 19, 20, 22 und 23 und Epp. I), Haddan-Stubbs Documents

1) Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Carl Joseph von Hefele, Bischof von Rottenburg. Fünfter Band. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage besorgt von Al. Knöpfler, Professor am Lyceum zu Passau. 1886.

(Salford 1869—1878 2 vol.), Acta inedita saeculi XIII. von Winkelmann, die zweite Ausgabe der Regesta Pontificum von Jaffé und deren Fortsetzung von Potthast (vol. I. II.), Acta Pontificum inedita von Pflugk-Harttung, Vitae Pontificum Romanorum von Watterich, Bibliotheca Rerum Germanicarum von Jaffé (enthaltend Monumenta Gregoriana, Corbeiensia, Moguntina, Bambergensia), Regesta Imper. von Böhmer-Ficker, Annales Patherbornenses von Scheffer-Boichorst.

Ansehnlicher noch ist die Zahl der größeren Werke, Dissertationen und in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen, welche als Hülfsmittel für die zweite Auflage zur Verfügung standen. Wir führen die hervorragenderen an, um damit zugleich eine Uebersicht der in den letzten Jahren erschienenen einschlägigen historischen Literatur zu geben. Es sind: Giesebrecht, deutsche Kaisergeschichte 4. Aufl.; Monographien über Konrad III., Philipp von Schwaben, Otto IV., Lothar von Supplinburg von Bernhardi; über Friedrich II. von E. Winkelmann; über Albert von Possemünster von Schirrmacher; Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges 2. Aufl.; Neumann, Bernhard von Clairveaux und die Anfänge des zweiten Kreuzzuges; die Schriften Kuglers über den zweiten Kreuzzug; Riezler über den Kreuzzug Friedrich's I.; Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge; Ribbeck, Friedrich I. und die römische Curie in den Jahren 1157—1159; Scheffer-Boichorst, Kaiser Friedrich's I. letzter Streit mit der Curie; Tourtual, Böhmens Antheil an den Kämpfen Friedrich's I. in Italien, Bischof Hermann von Verden 1149—1167, Forschungen zur Reichs- und Kirchengeschichte; Reuter, Alexander III.; A. Druffel, Heinrich IV. und seine Söhne; Giesebrecht, Arnold von Brescia; Lindner, Anna II. von Köln; Kaltner, Konrad von Marburg; Grund, die Wahl Rudolf's von Rheinfelden; Schumacher, Die Stedinger, Beitrag zur Geschichte der Wesermarschen; Bernheim, Ueber das Pisaner Concil von 1135; Deutsch, Synode von Sens vom Jahre 1141; Zöpffel, Die Papstwahlen; Mühlbacher, Die strittige Papstwahl des Jahres 1130; Sentis, Monarchia Sicula; P. Gams, Kirchengeschichte von Spanien; J. Bach, Christologie des Mittelalters; Herm. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung des Mittelalters.

Dem gründlichen Studium dieser Literatur haben wir es u verdanken, daß die zweite Auflage des fünften Bandes nicht weniger als 47 Synoden mehr enthält als die erste. Es sind ie folgenden: Pampeluna 1073, Poitiers 1074, Besalu 1077, Bamberg 1080, Sens 1080, Lyon 1082, Rom 1083, Constanz 1086, Bamberg 1087, Beziers 1090, Mainz 1094, Poitiers 1110, Merseburg 1110, Veroli 1111, Fritzlar 1115, Carrion 1130, Compostella 1130, London 1143, Gerona 1143, Narbonne 1128, Meaux 1128, Cremona 1148, Kenanas 1148, Mainz 1159, Sens 1164, Norham 1164, Le Mans 1166, Edinburg, 1177, 1180, Lüttich 1188, Lüttich 1188, St. Davids 1197, Meath um 1216, Bristol 1216, Gnesen 1218, Hildesheim 1222, Bardewich 1224, Halberstadt 1224, Westminster 1230, Valladolid 1228, Lerida 1229, Hui 1230, Bremen 1230, Oxford 1231, Mainz 1233, Arles 1246, Cöln 1247.

Für uns Deutsche sind unter denselben bemerkenswerth die on Merseburg vom Jahre 1110, welche darüber berieth, wie en Slaveneinfällen zu begegnen sei, dann die Mainzer Synode om J. 1233, welche der angefochtenen Trierer vom J. 1227 ur Stütze dient.

Von den Synoden, über welche die erste Auflage berichtete, nden eine bedeutendere Umarbeitung der Lateransynode vom J. 1110, die Pisaner vom J. 1135 und jene von Sens vom J. 1141. Ebenso wurden in neues Licht gestellt die Wahl Gregor's VII. und deren Bestätigung durch Heinrich IV., die Vorgänge zu Tribur und Canossa, die Lateransynode vom Jahre 1083 auf Grund der Publikationen von Pflugk-Harttung und Giesebrecht's im Münchener historischen Jahrbuch von 1866, ie letzten Zeiten Heinrichs IV. und die Anfänge Heinrich's V., ie Wahl Lothar's III. und seine Stellung zum Wormser Concordat, die Vorgänge bei der Wahl Innocenz' II. und seines Gegners, Anaklet's II., Arnold von Brescia auf Grund der Historia pontificalis, Gilbert de la Porrée und die Rheimser Synode vom Jahre 1148, die Anfänge Friedrich's I. und seine Verhandlungen mit dem Papste und mit den Lombarden, die drei ersten Kreuzzüge, die Verhandlungen über Mimike, Propst u Goslar und seine Irrlehre, die Kämpfe mit den Stedingern

und die Irrlehren derselben. Von den 102 Paragraphen des ganzen Bandes erfuhren mehr als dreißig eine tiefer gehende Umgestaltung; geringere Aenderungen und Zusätze aber finden sich fast auf jeder Seite.

Er behandelt die großartigste Periode des Mittelalters, die gigantischen Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum, nämlich die Zeit von der Stuhlbesteigung Gregor's VII. bis zum Tode Friedrich's II. (1073—1250): ein gut Stück Kirchen- und Culturgeschichte. Mit Interesse lesen wir in demselben, daß die Landstände um das Jahr 1231 in die Geschichte eintreten, daß das erste Conclave im Jahre 1241 stattfand, daß der Ausdruck transelementatio, μεταστοιχείωσις schon 59 Jahre vor dem dritten Laterankoncil auf einer Synode zu Constantinopel im Jahre 1156 vorkommt. Bei der Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, mit welchen die Synoden jener Zeit sich zu beschäftigen hatten, fällt es uns auf, daß sie bezüglich der kirchlichen Architektur, Plastik und Malerei keine Verordnungen gaben: wahrscheinlich deßhalb, weil auf diesem Gebiete keine größeren Mißstände hervortraten.

Rücksichtlich der historischen Methode suchte Hr. Knöpfler den Grundsätzen und Regeln treu zu bleiben, die er in der Schule seines hochverdienten Lehrers, des hochw. Herrn Bischofes von Rottenburg, zu lernen das Glück hatte, und wie sie in dem Breve Leo's XIII. vom 18. August 1883 ausgesprochen sind: daß der Geschichtsschreiber nichts Unwahres sage und nichts Wahres verschweige, sowie daß er sich gleichmäßig frei halte von jedem Verdachte der Zuneigung wie der Abneigung. Diesen Grundsätzen folgend hat er jede Polemik fernzuhalten gesucht, einfach den objektiven Thatbestand referirend; nur an einigen Stellen hat ihn eine wahrheitsfeindliche Tendenzgeschichtschreibung zu etwas schärferen Bemerkungen veranlaßt.

So ist die zweite Auflage des fünften Bandes der Conciliengeschichte in einer Gestalt erschienen, welche beweist, daß Hr. Bischof Hefele die Fortführung seines Werkes einer der schweren Aufgabe gewachsenen Kraft vertraut, daß er in Herrn Knöpfler einen tüchtigen Schüler sich herangebildet. Wir haben alle Ursache uns auf die neue Auflage der weiteren Bände zu freuen.

L.

Die Stellung der bisherigen Philosophie zur Geschichte.

Die Betrachtung sowohl derjenigen geschichtsphilosophischen Versuche, welche auf Grund irgend einer Weltanschauung sich erheben, als auch derjenigen, welche irgend eine Idee oder ein Princip zu Grunde legen, das den Handlungen der Freiheit gegenüber als ein Gesetz mit einer Art Nothwendigkeit das Viele zu einem einheitlichen Ganzen verbände, hat zu dem gleichen Resultate geführt, daß ein solches Princip nicht ein beliebiges, sondern nur ein solches seyn könne, das wirklich mit innerer Nothwendigkeit als das eigentlich geschichtliche anerkannt werden müßte, wenn von Geschichtsphilosophie und nicht bloß vom Philosophiren über Geschichte und geschichtliche Probleme die Rede seyn soll. Denn nicht darum handelt es sich, die Geschichte auf Grund einer objektiv gegebenen Weltanschauung einheitlich als ein Ganzes darzustellen — eine solche könnte ja selbst nur wieder als ein Objekt philosophischer Erkenntniß sich verhalten — ebensowenig aber darum, beliebige Ideen, wenn auch selbe in der Geschichte sich verwirklichen, ihr unterzulegen, sondern darum, welches die wirklichen Principe, welches allein die wahren Ideen seyn müssen, die der Geschichte zu Grunde liegen und durch welche dieselbe allein auch dem Begreifen näher gebracht werden könnte. Dieß kann aber nur Aufgabe der Philosophie selbst seyn.

Nun sollte man glauben, daß die Philosophie längst dem

vorgearbeitet habe, auch das Räthsel der Geschichte zu lösen, oder daß wenigstens jedes bedeutendere System doch irgendwie Stellung zu ihr genommen habe. Allein gerade das Gegentheil ist der Fall, wie dieß schon daraus hervorgeht, daß die Philosophie der Geschichte im eigentlichen Sinne eine der jüngsten Wissenschaften ist.

Was die antike Philosophie betrifft, so hatte dieselbe die Geschichte nicht zu ihrem Objekt. War dieselbe in der christlichen Zeit auch Gegenstand der Betrachtung, so steht St. Augustin mit seinem „Staat Gottes" doch nur allein; aber auch seine, wenn auch tiefsinnige, wissenschaftliche Betrachtung war mehr nur ein Philosophiren über die Geschichte auf Grund der einheitlichen christlichen Weltanschauung. Das folgende Mittelalter in der Fülle dieser Anschauung, die selbst eine eminent historische war, lebend, hatte hiefür vielleicht gerade deßhalb weniger ein Bedürfniß, völlig abgesehen davon, daß auch die Anregung durch historische Entdeckungen und Forschungen fehlte. So finden wir also auch in der Scholastik keinen Versuch, auch die Geschichte zum Gegenstand philosophischer Untersuchung zu machen, wie denn den metaphysischen Boden hiefür zu suchen. Nun könnte man fragen, ob nicht doch, sei es in der antiken Philosophie etwa bei Platon und Aristoteles, oder in der mittelalterlichen scholastischen Philosophie solche Principien oder wenigstens Ansätze und Keime sich fänden, deren eine Philosophie der Geschichte bedarf, oder ob nicht doch die Methoden Anhaltspunkte bieten, um den Weg zur philosophischen Vermittlung der Geschichte zu zeigen? Solche Anhaltspunkte könnte nun ein philosophisches System nach zwei Seiten bieten. Nach der einen müßte die Geschichte nach ihrem inneren Wesen sich bestimmen lassen; ebenso müßten ihre Faktoren, als welche die Freiheit, ein Gesetz höherer Nothwendigkeit wie die Vorsehung sich in unserer bisherigen kritisch empirischen Darlegung ergaben, nicht bloß in abstrakter begrifflicher Fassung, sondern als die wesentlich geschichtlichen auf Grund eines solchen Systems nachweisbar seyn, woraus

on selbst auch der innerlich nothwendige Anfang der Geschichte,
vie ihr Ziel und die durch all dieß nothwendig bedingten
zeschichtlichen Bildungen in ihrem Wesen erkennbar würden.

Wäre dieß die *eine*, eigentlich metaphysische Aufgabe
m engeren Sinn, so könnte aber ein solches System auch nach
er *positiven* Seite das eigenliche höchste Princip alles
Seyns als ein solches bieten, so daß von ihm aus nicht mehr
as bloße Wesen, sondern die Möglichkeit auch der wirklichen
Geschichte und diese selbst in ihrem Gange dem Verständniß
äher gebracht werden könnte.

Wir beginnen mit *Aristoteles*, in welchem die Ent-
vicklung der antiken Philosophie ihren Höhepunkt erreicht und
amit auch ihren Abschluß gefunden hat.

1) *Das Urtheil des Aristoteles über Geschichte.*

Ueber Geschichte hat Aristoteles sich nur an ein paar
Stellen und auch da nur gelegentlich ausgesprochen, nämlich
in der Poetik (c. 9 und 23). Hier redet er von dem Unter-
schiede der Dichtung und der Geschichte und bemerkt dabei,
„daß die Dichtung philosophischer und ernster sei, als die
Geschichte, indem die Dichtung mehr das Allgemeine, die Ge-
schichtsschreibung mehr das Einzelne zeige. Das Allgemeine
ei der Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit gemäßer als das
Einzelne." Da aber Aristoteles Wissenschaft besonders nur
vom Allgemeinen gelten läßt, würde die Geschichte eben außer
den Bereich der Wissenschaft fallen.[1]) Im 23. C. sucht
Aristoteles zu zeigen, „daß das Epos wie die Tragödie die
Personen in einer vollendeten Handlung darstellen müsse, sie
also nicht den Historien gleichen dürfe, in denen man nicht
an die Einheit der Handlung gebunden sei, sondern an die
Einheit der Zeit." Ja, obwohl Herodots Geschichtsbücher, wie
wir gesehen, von einer einheitlichen Idee durchdrungen sind,
und er sich gerade dadurch über die Logographen als Ge-

1) Vergl. *Creuzer*: Histor. Kunst der Griechen 162—5.

schichtsschreiber erhebt, so hat Aristoteles hiefür kein Aug,
weist vielmehr an erster Stelle bei dem Vergleich der Dicht
mit der Historie auf Herodot hin, „dessen Geschicht
auch in Verse gebracht ohne Einheit wären," gerade wie er
gleicher Weise an der zweiten Stelle die Logographen
Homer entgegenstellt, somit also den großen Unterschied
dots von den Logographen nicht einmal würdigt. Z
kann man wohl sagen, daß der schärfste Denker und der
Gelehrte des Alterthums die Geschichte nichts weniger
als ein einheitliches Ganze und somit auch nicht als
Gegenstand der Philosophie betrachtet wissen wollte.

Zwar gibt Aristoteles in den „Problematen" der
Historie den Vorzug, welche eine Einheit des Gegen
habe, und er läugnet somit wenigstens nicht die Mö
einer einheitlichen Geschichte an sich: allein hier ist d
von Einzelngeschichten: τῶν ἱστοριῶν περὶ ἓν συνεστ
die Rede, nicht aber davon, daß die Geschichte als Gan
Gegenstand der Wissenschaft ihm gewesen wäre.

Aber auch aus ganz anderen Thatsachen ergibt s
gleiche Urtheil. Gewiß hat Aristoteles für die Geschi
Philosophie kostbare Reliquien hinterlassen und zwar
bloß materiell, insofern er Lehrsätze seiner Vorgänger mit
er hat dieselben auch mit tief philosophischem kritischen
behandelt, indem er auf die innere genetische Entw
der früheren Lehrsysteme hingewiesen, darauf, „daß die
heit selbst weiter trieb, von einem als ungenügend erka
Princip nach einem besseren zu fragen"[1]), so daß Aristoteles
der Vater der Geschichte der Philosophie genannt werden
Ja gerade dieß ward ihm Veranlassung das eigentlich S
zu suchen. Deßgleichen hat er auch in seinen naturph
phischen Schriften das Moment des Werdens, der Ent
lung der Dinge besonders hervorgehoben; nichts destowe
blieb er hier mehr nur bei allgemeinen Begriffsbestimm

1) Met. I. 3, 15.

Entstehen, Werden und Vergehen der einzelnen Dinge.
wenig er daher das genetische Moment in der Geschichte
lgte, so wenig war es ihm um die einheitliche Gesammt-
 icklung der Welt zu thun, obgleich er dieselbe als ein-
ches Ganze festhielt. Sie galt ihm als ewig, hatte also
keinen Ursprung und Anfang, war nicht geworden.[1])
ag ihm daher auch ferne die Entstehung der Welt selbst
Grund von Principien oder durch eine schöpferische
zu erklären, wie dieß Platon versucht hat.
Das Gleiche gilt von dem vorzüglich geschichtlichen Probleme
Menschheit, dem Staate, den ja Aristoteles eingehend in
Kreis seiner philosophischen Untersuchungen gezogen hat.
intlich hat er in einem eigenen Werke mit erstaunens-
dem Fleiße die Verfassungen von mindestens 158 Staaten
rieben. Das Werk ist zum unersätzlichen Verlust für die
hichte verloren gegangen, zumal uns dasselbe bei der scharfen
assung seines Urhebers im Einzelnen die tiefsten Blicke
e politischen und socialen Verhältnisse des Alterthums
n könnte. Obwohl wir nun kein Urtheil über das Poli-
Werk selbst haben können, dasselbe eine Vorarbeit für sein
sophisches Werk „über den Staat“ gewesen, dieses also
jenem hervorgegangen, so dürfte es doch nur mehr eine
reibende Darstellung der verschiedenen Verfassungen ent-
n haben, nicht aber eine historische Entwicklung der Staats-
n selbst. Dieß läßt sich schon daraus schließen, daß auch
philosophisches Werk über den Staat trotz der oft tief
den Untersuchungen über selben gerade diese geschichtliche
völlig unberücksichtigt läßt. Er weist allerdings von
erein auf das Entschiedenste die Meinung zurück, als
r Staat ein Werk bloß menschlichen Uebereinkommens; er
denselben vielmehr als ein Erzeugniß der menschlichen
r (πᾶσα πόλις φύσει ἐστίν) wie auch der Mensch
Natur nach ein nur im Gemeinwesen lebendes Wesen

[1]) Brandis, Handbuch der griech.-röm. Philosophie. II. 916 201.

ist.[1]) Allein so sehr er auch die innere Naturnothwendigkeit des Ursprungs des Staates betont, so eingehend er das Wesen und die Aufgabe desselben sowie seiner Formen bespricht, so so sehr auch viele seiner Sätze auch jetzt noch bleibende Geltung haben dürften, so daß auch unsere Staatsmänner gar Manches von ihm wieder lernen könnten, zumal bei ihm die Politik mit der Ethik auf das innigste verbunden ist: so bleibt doch die Geschichte und die geschichtliche Entwicklung der Staatsverfassungen so gut als unberührt, oder ist vielmehr nur wie etwas Zufälliges behandelt. Dieß erhellt namentlich da, wo er die verschiedenen Staatsformen nach ihrem Ursprung behandelt. Man könnte erwarten, daß er diese Staatsformen in ihrem Entstehen in irgend einen genetischen Zusammenhang brächte und zeigte, wie sie ineinander übergehen, wie bereits Platon, dem er ja sonst in seiner Staatslehre vielfach folgt, dieß versucht hat, abgesehen davon, daß auch noch die andere Frage übrig bleiben würde, welche Bedingungen der Staat in seinem Ursprung gegenüber den ohne Staat lebenden Völkern voraussetzt: allein statt dessen leitet er die verschiedenen Staatsformen und der Regierungsgewalt völlig von zufälligen und äußeren Ursachen ab, nämlich von der Mehrheit der Elemente, welche den einzelnen Staat bilden.[2]) So habe in alten Zeiten das Halten von Pferden die Oligarchie begünstigt; ebenso erzeuge bei dem Einen der Reichthum, dort die Abkunft oder die geistige Tüchtigkeit diese oder jene Form. Es gibt, sagt er, nothwendig so viele Verfassungen, als nach Vorzügen und Unterschieden der Staatsbestandtheile Anordnungen der Staatsgewalt möglich sind. Können nun auch solche zufällige thatsächliche Ursachen bei dem Ursprung der verschiedenen Regierungsformen allerdings nicht geläugnet werden, — ist ja gerade der Träger der Staatsgewalt in concreto wohl das Zufälligste im Staate, — so ist damit nicht gesagt, daß die

1) Politik I §. 8. Ausgabe Susemihl's.
2) Politik IV. 3 bei Susemihl VI. 3.

Staatsformen selbst als solche schlechthin nur auf zufälligen Ursachen beruhen und sie nicht in ihrem Ursprung und in dem Uebergang der einen in die andere gleichfalls von einem Gesetz beherrscht wären. Allein auch in Bezug auf die Umwandlung und Veränderungen der Verfassungen z. B. des Königthums in Tyrannis, der Aristokratie in Oligarchie kommt Aristoteles über die nächstliegenden zufälligen Ursachen nicht hinaus. Ist das Königthum die beste Regierungsform, wenn nämlich der König das Wohl seiner Untergebenen sucht — und ein Bild hievon ist das Verhältniß des Vaters zu seinen Söhnen, — so wird es zur Tyrannis, wenn der König nur seinen Vortheil sucht, wie der Vater, der seine Söhne wie Sklaven behandelt. Ebenso entspricht die aristokratische Verfassung dem Verhältniß von Mann und Weib, die beide, jedes in seiner Sphäre das Regiment führen. Wenn aber das letztere Verhältniß ausartet, wenn der Mann in Allem den Oberherrn spielt, so wird die Aristokratie, in welcher die Besten herrschen und die, so lange sie sich in ihren Schranken halten, gut ist, zur Oligarchie, wenn dieselben Alles beherrschen.[1]) Ueberhaupt sind es nach des Aristoteles eigenstem Ausdruck, „kleinste und leichteste Veränderungen", welche die Umwandlung bewirken.[2]) Kann man auch zugeben, daß oft kleinste Ursachen große Umwandlungen zur Folge haben, so ist es nur insofern wahr, wenn man auf die nächsten Veranlassungen blickt. Soll eine Umwandlung wirklich erfolgen, so setzen jene kleinsten Ursachen, wenn sie solche bewirken, immer tiefer liegende, allgemeine Zustände voraus, die den Boden für solche Umwandlungen bieten. Jedenfalls ersieht man auch daraus, daß Aristoteles, alles Geschichtliche immer mehr nur als Zufälliges betrachtet hat, während er anderseits die Völker und ihre Verfassungen durch die Natur bestimmt seyn läßt. Nun fragt es sich, ob nicht den Umwandlungen der Verfassungen selbst eine innere

1) Eth. Nic. VIII. 10–11. (Bekker 12–13 Separat-Ausg. 1861.)
2) Eth. Nic. VIII. 10. Bekker 12.

Nothwendigkeit zu Grunde liege. Jedenfalls hat Platon bereits einen inneren Zusammenhang in dem Entwicklungsgang der Staaten geahnt, ja ausgesprochen. So nennt er in den „Gesetzen“ als Mütter der Verfassungen, aus denen diese hervorgegangen, die Monarchie und die Demokratie (391 D.) In den Büchern vom „Staate“ sucht er aber ganz bestimmt zu zeigen, wie durch eine gewisse innere Nothwendigkeit eine Staatsform in die andere übergeht, wie die Timokratie aus dem vollkommensten Staat entsteht, daraus wieder die Oligarchie, aus dieser wieder die Demokratie und endlich die Tyrannis durch Ausartung der Demokratie hervorgehe.[1])

Es dürfte somit sowohl aus den direkten Aeußerungen des Aristoteles über Geschichte, als auch aus seiner Behandlung eines eminent geschichtlichen Problemes, des Staates nämlich, unwidersprochen hervorgehen, daß derselbe die Geschichte als solche nicht als einen Gegenstand philosophischer Erforschung betrachtet habe. Wie die Welt für Aristoteles etwas thatsächlich Gegebenes war, so auch die Völker und die Staaten, in denen sie beisammen lebten. Auch sie waren für ihn Naturbestimmtheiten. Er suchte daher in seiner Politik nicht einen Idealstaat „der im Himmel ist“, wie Platon — wenn auch dieser hiebei nicht über die griechischen Verhältnisse sich erhob, — und wenn einen Idealstaat, so diesen doch gleichsam nur als eine Musterverfassung für die Hellenen, auf dem Boden der gegebenen realen Zustände. Es war daher auch

---

1) Ueber den Staat (VIII. 543c 545d Staatsmann 303). Marbach Geschichte der Phil. I 227. Cicero hat bereits dieß hervorgehoben, wenn er sagt: de Divin. 2, 6. Id a Platone philosophiaque didiceram, naturales esse quasdam conversiones rerum publicarum, ut eae tam a principibus tenerentur, tam a populis, aliquando a singulis. Freilich hatte Aristoteles leichte Mühe, die Gründe Platons im Einzelnen zu widerlegen, insofern dieser auf die nächsten Ursachen der Verfassungs-Veränderungen eingeht. Arist. Polit. VIII. v. (Susemihl), Platon „Staat“ VIII. 545 ff. Allein dieß hat auf Obiges keinen Bezug.

nur die griechische Stadtgemeinde, der Cantonsstaat, den er im Auge hatte, ohne sich zur Idee des Staates im weiteren Umfange zu erheben, geschweige zur Idee eines inneren, die verschiedenen Völker umfassenden Gemeinwesens. Da die verschiedenen Staaten ihm nur Naturprodukte waren, wie die Völker Erzeugnisse der Natur, so können auch Völker von sklavischer Natur, nur als Sklaven von ihren Königen beherrscht werden. So nur an das Gegebene sich haltend, konnte er sich nicht zur Idee der Geschichte, nicht zu der inneren Entwicklung der Menschheit, deren Glieder die Völker wären, sich aufschwingen. Dieß ist kein Vorwurf für ihn; denn die Zeit war noch nicht gekommen, welche die Völker als die Glieder der Einen Menschheit hätte betrachten lassen.

2) Die aristotelische Philosophie, ihr Ziel und ihre Methode.

Nun könnte man aber immer noch glauben, daß, wenn auch Aristoteles die Geschichte selbst als solche unberücksichtigt gelassen, doch seine Metaphysik als die erste Philosophie und somit als die Grundwissenschaft, welche die eigentlichen Principe bietet, wenn auch ihrem Urheber unbewußt für die philosophische Erkenntniß der Geschichte wenigstens Anhalts- und Ausgangspunkte nach der einen oder andern der oben bezeichneten Seiten gewähren dürfte.

Aristoteles ging vom Wirklichen, Erfahrungsmäßigen aus und zwar nach dessen ganzen Umfang, so weit es ihm damals zugänglich gewesen, um zum Begrifflichen, Logischen zu gelangen. „Er hat nicht bloß die Natur, nicht bloß die sittlichen und politischen Verhältnisse des Menschengeschlechts in seiner Zeit, sondern ebenso auch die allgemeinen in beständiger Anwendung begriffenen Kategorien und Begriffe, nicht bloß in ihrer abstrakten Auffassung, sondern ebenso in ihrer Anwendung — im wirklichen Verstandesgebrauch — als Gegenstände seines analytischen Forschens behandelt."[1]) Endlich

1) Schelling: W. W. 2. III. 103.

hat er in der „ersten Wissenschaft" (πρώτη ἐπιστήμη), der Metaphysik in der gleichen analytischen fortschreitenden Methode das Seiende als solches vom Tiefsten bis hinauf zum Höchsten zu bestimmen gesucht. Insofern würde es sich darum fragen, ob Aristoteles sei es in seiner Metaphysik, oder auch in seinen die ethischen und politisch = socialen Verhältnissen behandelnden Schriften (Ethik und Politik) diejenigen Principe biete, welche auch einer philosophischen Erkenntniß der Geschichte zu Grunde gelegt werden und so auch als geschichtliche Anwendung finden könnten. Gehen wir zunächst von der Metaphysik aus, um dann, so weit es nöthig, auch die Ethik und Politik zu berücksichtigen.

Aristoteles hat wohl für immer die eigentliche Aufgabe der Metaphysik, als der ersten und somit grundlegenden Philosophie, dahin bestimmt, daß sie die Wissenschaft des eigentlich Seienden (τὸ ὂν ᾗ ὄν, Met. IV. 1) sei. Da es aber nun verschiedene Arten des Seienden gibt, sucht er aus diesen das eigentlich Seiende gleichsam herauszuschälen, wie dieß denn auch immer die erste Aufgabe der das Princip suchenden Philosophie ist und seyn kann. Nachdem Aristoteles dieses als das Wesen, das seiner Substanz nach Energie, Thätigkeit, Wirklichkeit ist, das selbst unbewegt Alles bewegt, gefunden hat, sollte man nun auch erwarten, daß er jetzt auch zu zeigen versuche, wie das, was so Ziel und Ende jener ersten Philosophie ist, auch wirklich Princip und Ursache alles Anderen seyn könne. Erst dann wäre das so im analytischen Fortschreiten des Denkens gefundene Princip auch als Princip des Seienden, zu welchem nicht bloß der Kosmos und die Natur, sondern auch die Geschichte gehört, erkannt, und somit also auch ein positiver Ausgangspunkt ebenso für das Daseyn der Welt als für die Geschichte gegeben; doch dazu, von diesem höchsten Princip aus die Existenz der übrigen Dinge abzuleiten[1]), macht

1) Zell: „das Verhältniß der aristotelischen Philosophie zur Religion". Mainz 1863 S. 19. „Man sollte glauben, Aristoteles

Aristoteles nicht einmal einen Versuch. Doch gehen wir näher darauf ein.

Da die Metaphysik das eigentlich Seiende zu suchen hat, das Seiende aber in verschiedenem Sinne genommen wird, so scheidet Aristoteles zunächst das zufällig Seiende wie das Beziehungsweise ab; ebenso das bloß Wahre als Urtheil, das nur in unserm Denken ist. Nun bleiben noch die Kategorien und ihre Trägerin die Usia, die als das Seiende im Seienden und immer Gesuchte (*τὸ πάλαι ζητούμενον*) den eigentlichen Gegenstand der ersten Philosophie bildet.[1]) Insofern es aber auch verschiedene Arten der Usia gibt, sucht er zuletzt zu derjenigen, die es im höchsten Sinne ist, zu gelangen. Er scheidet zunächst die stoffliche Substanz *οὐσία ὑλικὴ* von der Form aus, sodann das bloß der Potenz nach Seiende (*δυνάμει ὄν*) von dem thatsächlich, *ἐνεργείᾳ ὄν*, oder der *ὡς ἐνεργείᾳ οὐσία*, und indem er nun auch diese verfolgt und sie als das Bessere und frühere bestimmt, kommt er zu dem schlechthin Aktuellen, in dem gar keine *δύναμις* oder *ὕλη* mehr ist, und das daher nur reine Energie ist; und eine solche kann erst das Gesuchte seyn (IX 8, 26; 9, 1 ff.). Diese Usia also, die reine Aktualität ist, ohne irgend eine Potentialität in sich zu haben, ist also das eigentlich Seiende im höchsten Sinne und der erste Beweger, der selbst unbewegt. Daß aber dieses der erste Beweger sei, der ewig bewegt, ohne selbst bewegt zu werden — denn damit wäre eine Potentialität in ihn gesetzt — folgert Aristoteles auch aus der empirischen Thatsache der ewigen Bewegung der Welt, die einen solchen ersten selbst unbewegten Beweger fordert. Da aber die Bewegung eine ewige ist, so muß es auch einen ewigen Beweger geben, der Princip der Bewegung ist. Die Wesenheit, die Usia (XII 6, 6,), dieses Princips

---

hätte gerade deßwegen das oberste göttliche Princip angenommen, um die übrigen Existenzen der Dinge daraus abzuleiten."

1) Met. VII. 1 ff.

kann daher nicht mehr beweglich, weil nicht mehr mit einer Möglichkeit behaftet, sie kann nur Aktus seyn, und dieses ist Gott. Wenn das Wesen desselben selbst wieder potentiell wäre, gäbe es keine ewige Bewegung, denn setzt er hinzu: „Das potentiell Seiende könnte ja auch nicht seyn".

Somit ist das, was durch das analytisch kritische Fortschreiten erreicht wird, die höchste Usia wie das, was die ewige Bewegung voraussetzt, ein erster Beweger ein und dasselbe.[1]) Das kritische Fortschreiten vom Empirischen zum Logischen, d. h. zur Bestimmung des Wesens führt so zum Begriff der höchsten Substanz, deren Was eben reine Thätigkeit, Wirklichkeit ist. Aber auch aus der vorausgesetzten ewigen Bewegung folgt die Existenz dieser Substanz als die ewig bewegende, selbst aber unbewegte Ursache der Bewegung. Somit sind immerhin zwei Momente in der Gotteslehre des Aristoteles zu unterscheiden: erstens die Begriffsbestimmung, das Was des eigentlich Seienden, dann aber der Nachweis seiner Existenz auf Grund der ewigen thatsächlichen Weltbewegung, wenn auch beide ineinander übergehen und Aristoteles das Höchste als das wirklich Existirende hat.

Die weitere Frage ist nun, wie bewegt diese höchste Einzelnsubstanz und Aktualität, — denn nur eine einzige solche kann es geben — die selbst unbewegt ist? Aristoteles antwortet: „als das Begehrenswerthe (ὀρεκτόν) und Intelligible" (νοητόν); denn diese bewegen ohne bewegt zu werden. Sie bewegt also nur als der höchste Gegenstand des Begehrens und Strebens, als das Schöne und Intelligible, was nur durch den Verstand (νοῦς) erfaßt werden kann. Es bewegt somit als das „Weßwegen" (οὗ ἕνεκα) als Ziel und Zweck

---

1) XII 6, 6. ἔτι οὐδ' εἰ ἐνεργήσει ἡ δ' οὐσία αὐτῆς δύναμις, οὐ γὰρ ἔσται κίνησις ἀΐδιος· ἐνδέχεται γὰρ τὸ δυνάμει ὂν μὴ εἶναι· δεῖ ἄρα εἶναι ἀρχὴν τοιαύτην ἧς ἡ οὐσία ἐνέργεια. Wir kommen auf diese Stelle noch zurück.

der Bewegung; als solches bewegt es aber als das, was geliebt wird (*ἐρώμενον* 7, 7.).

„So existirt es mit Nothwendigkeit und insofern ist es gut und Princip. Von einem solchen Princip hängt nun der Himmel — der Fixsternhimmel als *ὁ πρῶτος οὐρανός* (als das Bewegt-Bewegende) — und die Natur ab." So ist also Gott Ursache der Bewegung nur als das Ziel des Weltstrebens, nicht zwar bloß als dessen Ideal, wie Schwegler sagt, sondern als das eigentlich Wirkliche.[1])

Als selbstunbewegtes Ziel des Weltstrebens ist aber Gott selbst nicht wirkend noch handelnd, er ist *ἄπρακτος τὰς ἔξω πράξεις*. Er bewegt den Himmel nur als das Geliebte, er selbst strebt aber nicht und liebt nicht.[2])

Aristoteles dachte sich also, sagt Brandis, die Wirksamkeit der göttlichen Energie weder praktisch noch poietisch in die Welt der Veränderungen eingreifend. Ja er wagt es nicht, weder die Bewegung noch das zur Verendlichung vorauszusetzende Vermögen vom göttlichen Denken abzuleiten, er setzt jene wie dieses als eine Bestimmtheit voraus.[3]) Auch in der von ihm selbst verfaßten Nikomach. Ethik spricht er Gott das praktische Wirken wie das Hervorbringen ab und schließt: „Wenn man einem Wesen, welches lebt, das praktische Handeln nimmt und in noch höherem Grade das hervorbringende Thun, was bleibt noch übrig als die denkende Betrachtung (*θεωρία*)? Es muß also die Thätigkeit Gottes, die durch Glückseligkeit hervorragt, eine betrachtende seyn."[4])

---

1) Schwegler. Commentar zur Metaph. XII 7,7.

2) *ἄτοπον ἂν εἴη εἴ τις φαίη φιλεῖν τὸν Δία.* Eth. Magn. II 11 ff. Siehe Kym: Metaphysische Untersuchungen S. 264, vgl. Zell l. c. 22.

3) Brandis l. c. III. 113—14.

4) Eth. Nic. X c. 8,20 (Bekker, Sep.-Ausg. 1861.) *Τῷ δὴ ζῶντι τοῦ πράττειν ἀφαιρουμένου, ἔτι δὲ μᾶλλον τοῦ ποιεῖν, τί λείπεται πλὴν θεωρία; ὥστε ἡ τοῦ θεοῦ ἐνέργεια μακαριότητι διαφέρουσα, θεωρητικὴ ἂν εἴη.*

Nur als solche ist die Thätigkeit Gottes nicht nach Außen, sondern schlechthin nach Innen, auf sich selbst gerichtet, d. h. sie kann nur im Denken (νοεῖν) und Erkennen, Schauen (θεωρεῖν) seiner selbst bestehen. Dieß begründet er in folgender Weise: „ist nämlich für uns schon das Denken das Angenehmste, fährt er wieder in der Metaphysik fort, so muß dem, dessen Leben ein so herrliches ist, wie es uns für kurze Augenblicke zu Theil wird, dieß wesentlich zukommen.“[1]) Dieses Denken aber ist bei ihm nicht ein Vermögen, sondern unablässiger Aktus des Denkens, also Schauens, und da es nicht nach Außen gerichtet ist, noch seyn kann, sondern nur auf sich selbst, so ist es der ewige Akt des Schauens (θεωρεῖν) seiner selbst als eines Intelligiblen (νοητόν). „Sich selbst aber denkt der Nus, indem er das Intelligible erfaßt, denn ein Erkanntes wird er, indem er sich berührt und denkt, so daß das Erkennende und Erkannte dasselbe sind.“[2]) Das, was fähig ist, das Intelligible und die Substanz aufzunehmen, ist aber Verstand. Thätig aber ist diese Fähigkeit, indem sie es besitzt. Nun ist das auf das Intelligible gerichtete aktuelle Denken und Schauen überhaupt das Beste und Angenehmste für den Geist und so muß das, was uns nur auf kurze vorübergehende Momente zu Theil wird, auch Gott, wenn er für immer glücklich ist, bewundernswerth seyn und um so mehr, in je höherem Grade dieß der Fall ist. Das ist er aber wirklich. Er ist Leben, denn die Thätigkeit des Nus ist Leben und dieser ist Thätigkeit. Seine auf sich selbst gerichtete Thätigkeit ist die beste und ist ewig. Sagen wir also: Gott ist ein ewiges bestes Wesen, ihm kommt stetiges ewiges Leben zu und das ist — er sagt nicht: Gott, sondern — der Gott, ὁ θεός,[3]) d. h. der es wirklich und allein ist.

Nachdem Aristoteles die Planetensphären, ihre Anzahl

---

1) l. c. 7, 13.

2) l. c. 7, 14. . . . ὥστε ταὐτὸ νοῦς καὶ νοητόν.

3) l. c. 13—19.

nd Bewegungen besprochen, kommt er nochmal auf das
Wesen Gottes als ewigen Akt des Denkens zurück, um diesen
s Denken seiner selbst als eines Intelligiblen zu bestimmen.
Wie überhaupt keine Potenz in ihm ist, so auch keine Potenz
was Anderes oder Verschiedenartiges zu denken, denn dieß
ätte zur Folge, daß ihm auch die ununterbrochene Denk-
thätigkeit mühsam würde, auch wäre das gedachte Andere
ann ehrwürdiger und besser. So denkt also der göttliche
us nur sich selbst als das Göttlichste und Ehrwürdigste:
nd er ist Denken des Denkens — νοήσεως νόησις — (l. c.
2—8).

Dieß ist aber nicht als ein Denken über das Denken[1])
verstehen, sondern als ein Denken, Erkennen seiner selbst
s des schlechthin Intelligiblen und zwar als ununterbrochener
ktus des Denkens und Erkennens seiner selbst. Ist aber
as Erkennen und der Gegenstand des Erkennens dasselbe, so
t es also das ununterbrochene Bewußtseyn seiner selbst als
as nur im Erkennen seiner selbst Thätige, welches alles
scursive Denken ausschließt, er ist eben das, was immer
ur sich selbst hat (ἑαυτοῦ ἔχων).[2])

Indem aber Aristoteles noch auf die weitere Frage ein-
eht, wie die Natur des All das Gute und Beste in sich ent-
ält (c. 10), also in welchem Verhältniß beide, der Kosmos
nd Gott, zu einander stehen, weist er zunächst diejenige
Meinung zurück, welche beide trennt, dann aber auch die der
Eleaten, nach welchen beide Eins wären, um sich schließlich
für zu entscheiden, daß beide „Gott und Welt für einander
nd und es sich verhalte wie bei einem Kriegsheer und dem

1) Auch nicht, wie Hegel sagt: „der Gedanke des Gedankens." Geschichte der Phil. W. W. II. 224. 1. Aufl.

2) Diese Bestimmungen hängen jedenfalls mit dem zusammen, was die Scholastik vom göttlichen Intellekt sagt: daß derselbe das Unendliche in unendlicher Weise actu erkenne, im Gegensatz zum menschlichen Intellekt, der nur potenziell und successiv Unendliches erkennen kann, nicht aber habituell und zugleich.

Heerführer, doch so, daß das Gute obwohl bei beiden, doch mehr bei dem Letzteren liegt." Dann schließt er mit dem bekannten homerischen:

„Nicht gut ist Vielherrschaft, Einer sei Herrscher."

Das ist also die Theologie des Stagiriten! Da nun Aristoteles vom Empirischen in seinem ganzen Umfang ausging, und zwar nicht bloß im Allgemeinen, sondern immer wieder an das Einzelne in seinem analytischen Fortschreiten anknüpfend, zum Höchsten gelangte, so war ihm dieses selbst nicht die bloße Idee des Höchsten, sondern er hatte in dem, „dessen Substanz Aktus ist," das so bestimmte höchst Existirende als existirend, d. h. als den wirklich existirenden Gott, der es ist, und zu dem die ganze wirkliche Welt als dem höchsten „Weßwegen" strebt. Die Existenz desselben war also auch mit dem Seienden der wirklichen Welt schon gegeben.

Aber indem Aristoteles das eigentlich Seiende im Seienden suchte, war es ihm vorerst doch nicht so sehr um dessen Existenz, als um die Bestimmung seines Wesens, seiner Natur, also um das Begriffliche, Logische zu thun. Das Existiren desselben war eher das Mit- oder Vorausgesetzte; was er wollte, war dessen „Was" und als dieses fand er das, was seiner Natur nach Aktus ist, in dem also Essenz und Existenz zusammenfallen.[1] Obwohl aber nun beides, das Begriffliche, die Bestimmung des Wesens des eigentlich Seienden bei diesem Verfahren mit der Existenz desselben zusammenfallen, so lassen sich doch beide Momente unterscheiden.

Wenden wir vorerst uns noch zum Begrifflichen, zum Wesen der höchsten Usia. Indem Aristoteles das eigentlich Seiende zu bestimmen als die Aufgabe der ersten Philosophie erklärt und zunächst die Meinungen früherer Vorgänger, welche von einem konkret Gegebenen als von einem Princip ausgehen, zurückweist, schlägt er, da das Gesuchte selbst nicht

---

1) Schelling l. c. 2. III 103—4.

unmittelbar gegeben, den analytisch kritischen Weg ein, um es zu finden, indem er von der Existenz der Dinge und zwar zunächst von der sinnlichen Erfahrung ausgeht. Von diesem erhebt er sich, zumal in der Untersuchung über die Usia, zum Intelligiblen, das nicht mehr mit den Sinnen, sondern mit dem Verstand erfaßbar ist. Hier findet er nun, daß das Gesuchte nur das seyn könne, dessen Wesen selbst im Aktus-Seyn besteht, in dem nichts Hylisches, bloß Potenzielles mehr ist, das einem Andern untergeordnet wäre, oder eines Anderen bedürfte um zu seyn, und das so nur „reine Thätigkeit" seyn kann.

In jedem Buche der Metaphysik beginnt er gleichsam mit Hoffnung und nimmt neuen Anlauf, aber von Stufe zu Stufe aufsteigend endet er, indem er das, was sich als das Gesuchte dar zu bieten schien, als das nicht eigentlich Seiende auszuscheiden sich genöthigt sieht, immer mit Entsagung, bis er endlich das gefunden, dessen Substanz Aktus ist, nicht in dem Sinne, daß „aus seinem Wesen das Aktusseyn folgt, sondern in dem, daß das Wesen selbst im Aktus besteht."[1]) Dieser Begriff Gottes als des eigentlich Seienden ist aber somit ein rein rationeller, durch eine fortschreitende Analyse mittelst des Denkens erreichter; denn wenn auch die Metaphysik unmittelbar von der Erfahrung ausgeht, so wird das Denken zum metaphysischen, insofern es sich zu dem Intelligiblen (νοητόν), das nur mit dem Verstande erfaßt wird, erhebt und mittelst diesem zu weitern Bestimmungen fortschreitet. Das Gleiche gilt aber auch von der weitern Bestimmung, daß dieser Aktus nur auf sich selbst gerichtet ist (ἐνέργεια καθ' αὑτὴν (7,18), der immer nur sich selbst hat (ἑαυτοῦ ἔχων) und so sich selbst besitzt.

Als derjenige, der sich selbst hat, ist er aber auch der νοῦς, d. h. Geist, Verstand im höchsten Sinne[2]) und insoferne

1) Schelling 2. I. 316.
2) Νοῦς ist nicht = Vernunft (λόγος), wie man es gewöhnlich

wird auch diese Bestimmung zu einer ontologischen. Zwar beruft sich Aristoteles auch hiebei auf die menschliche Denkfähigkeit, denn wie Denken (νοεῖν) und Erkennen, Beschauen (θεωρεῖν) das Beste und Angenehmste für uns ist, so muß dieß für Gott im höchsten Maße der Fall seyn (7.15). Allein dieß dient ihm mehr nur zum Vergleich, zur Bestätigung; er begnügt sich nicht, diese menschliche Thätigkeit bloß viâ eminentiae zu steigern; sie ist ihm ontologisch mit der höchsten Substanz selbst gegeben. Da diese, weil ohne Hyle, rein intelligibel ist und ihre Thätigkeit nicht nach außen gerichtet, sondern nur als das Begehrenswerthe (ὀρεκτόν) wirkt, kann ihre eigene Thätigkeit nur auf sich selbst gerichtet seyn. Als solcher erfaßt der νοῦς sich selbst als das Intelligible, denn insoferne Intelligibles sich selbst als das Intelligible erfassen kann, ist es Geist, Intelligenz.[1]) Als solcher, der sich als Erkennender selbst erkennt, schaut, und geistig sich besitzt, ist er aber auch das Ziel des Strebens und aller Bewegung, und weil selbst unbewegt der seiner Natur nach Nothwendige.

Aristoteles unterscheidet nun eine dreifache Nothwendigkeit (Met. XII 7,10; V, 59). Die eine ist die durch Gewalt, die zweite diejenige, ohne welche das Gute (τὸ εὖ) nicht ist. Daß die erste nicht in Betracht kommt, ist klar, aber auch die zweite nicht, welche nur Bedingung „Mitursache" des seienden Gutes ist. So bleibt nur die dritte Nothwendigkeit für das Höchste übrig, das seinen Grund nicht in einem dritten, sondern in sich selbst hat, das nicht anders, nicht auf vielfache Weise sich

---

übersetzt, sondern etwas Persönliches, nichts Allgemeines, wie erstere, sondern nur in einem Einzelnen und darum eben Verstand, Geist.

1) XII 7, 14. αὐτὸν δὲ νοεῖ ὁ νοῦς κατὰ μετάληψιν τοῦ νοητοῦ· νοητὸς γὰρ γίγνεται θιγγάνων καὶ νοῶν, ὥστ' αὐτὸν νοῦς καὶ νοητόν. τὸ δεκτικὸν τοῦ νοητοῦ καὶ τῆς οὐσίας νοῦς. Wenn Geistiges sich selbst erfaßt und berührt, ist Selbstbewußtseyn gegeben.

halten kann, sondern einfach nur ist (ἁπλῶς ἐστίν)[1]) und seiner Natur nach ist. Denn ist ein Ewiges, Unbeweg-es, so gibt es diesem gegenüber keine Gewalt und nichts, s gegen seine Natur; sohin existirt also Gott mit thwendigkeit (ἐξ ἀνάγκης).[2])

Diese Nothwendigkeit, gemäß der das eigentlich Existirende ner Natur nach existirt, da es den Grund seines stirens in sich selbst hat, diese Nothwendigkeit ist aber wohl unterscheiden von dem einfach nothwendig Existirenden. s Letztere ist das bloß actu nothwendig Existirende, das ner mit dem Seienden, das mit Möglichkeit behaftet ist, hwendig gegeben oder vielmehr vorausgesetzt ist.[3]) Hiebei immer beide zugleich gedacht. Allein das seiner Natur ch Nothwendige, das seinen Grund in sich selbst hat, ein Besonderes, von allem Anderen Unabhängiges, ein ιστόν, wie Aristoteles sagt, und kann nur einmal existiren. lerdings fallen dann immer beide zusammen, insofern nur seiner Natur nach Nothwendige auch das actu Nothwendige n kann. Das zuerst bloß als actu Nothwendige ist insofern gewissen Sinn noch das zufällig Nothwendige, weil vom fälligen aus erreicht. Dagegen ist die Bestimmung des ner Natur nach Nothwendigen die seines Wesens, welches durch die Wissenschaft ermittelt werden kann. Das bloß u nothwendig Existirende ist das thatsächlich nothwendig stirende, das auch keines Beweises bedarf, das unzweifelhaft tirt, das hinter Allem, was sonst ist und mit einer Potenz aftet ist, liegt und ohne welches es auch keine Möglichkeit e; allein das, was seiner Natur nach (ἐξ ἀνάγκης) noth-ndig existirt, ist mit allen Bestimmungen, die Aristoteles

---

[1]) XII 7,10. τὸ μὴ ἐνδεχόμενον ἄλλως ἀλλ᾽ ἁπλῶς.

[2]) s. V. 5,9. ὥστε τὸ πρῶτον καὶ κυρίως ἀναγκαῖον τὸ ἁπλοῦν ἐστιν.

[3]) Met. IX 8,9. ἀεὶ γὰρ ἐκ τοῦ δυνάμει ὄντος γίγνεται τὸ ἐνεργείᾳ ὂν ὑπὸ ἐνεργείᾳ ὄντος.

ihm gibt, das nothwendige Wesen, das „Was" desselben. Wäre nun das so Bestimmte nur nach seiner Idee durch das bloße Denken bestimmt, d. h. das, was das eigentlich Seiende seyn könnte, so müßte dann allerdings bewiesen werden, daß das einfache actu Nothwendige dieses sei, denn aus der so bestimmten Idee des Höchsten folgt noch nicht dessen Existenz, wie das ontologische Argument behauptet; dieß könnte freilich auch nur a post. oder durch sein Posterius geschehen, wie anderwärts gezeigt werden soll. Aristoteles ging aber vom Anfang vom Posterius, weil vom Empirischen aus, und indem er die Bestimmungen desselben selbst immer wieder auf Grund des Empirischen traf, waren es die Bestimmungen des eigentlich und wirklich Seienden selbst, und somit dieses selbst als solches bewiesen.

Nun nimmt man gewöhnlich an, daß Aristoteles doch zuletzt noch den Beweis der Existenz Gottes auf Grund der ewigen Bewegung führt. Allein könnte dieser Beweis nicht selbst nur das letzte abschließende Glied eines Beweises oder vielmehr eines Hinweises seyn, den er auch bei den vorausgehenden Bestimmungen anwendet, indem er auch bei diesen stets auf die Erfahrung wie zur thatsächlichen Bestätigung jener Bestimmungen des Höchsten sich beruft? Auch bei der Bestimmung, daß Gott ohne Hyle, daß seine Thätigkeit nur auf sich selbst gerichtete Beschauung sei, greift er auf die Erfahrung, wie zum thatsächlichen Beleg zurück, so daß auch jener Beweis Gottes als des ersten Bewegers mittelst der und von ihm vorausgesetzten ewigen Bewegung des Fixsternhimmels selbst nur der letzte Beleg seiner Existenz als des selbst unbewegten Bewegers seyn dürfte.

Betrachten wir nur näher, was Aristoteles eigentlich beweisen will. Ihm ist es nicht darum zu thun, Gottes Existenz überhaupt zu beweisen; er nimmt daher auch nicht den Begriff Gottes aus dem Gemeinbewußtseyn der Zeit, vielmehr entlehnt er gleichsam von diesem nur den Ausdruck, mit dem das Höchste bezeichnet ward. Seine Zeit kannte ja nur

viele Götter, unter denen Zeus allerdings der Höchste war, ja es hatte auch mehrere höchste Gottheiten, die successiv sich in der Herrschaft folgten. Mit diesen Göttern hatte also der aristotelische Gottesbegriff nichts gemein; denn dieser war rein durch das Denken erreicht und umschrieben und als solcher war Gott Einer dem Begriffe wie der Zahl nach (λόγῳ καὶ ἀριθμῷ ἕν l. c. 8,25) und er ist ihm absolutes Einzelnwesen, völlig in sich abgeschlossen (χωριστόν), der nicht mehrfach existiren kann, sondern einfach nur ist.

Wenn also Aristoteles einen Beweis für das Daseyn Gottes für nöthig hält, so ist es nicht irgend ein Gott des allgemeinen hellenischen Bewußtseyns, etwa des Zeus, dessen Daseyn er beweisen will, auch nicht daß ein göttliches (θεῖον) im Allgemeinen existire, sondern vielmehr, daß dieß so von ihm in seinem Wesen als lautere Energie bestimmte eigentlich Seiende wirklich das sei, als was er es bestimmt, und diesen Beweis führte er zuletzt noch mittelst der ewigen Bewegung der Gestirne. Er will also auf Grund einer conkreten empirischen Wirklichkeit (ἔργῳ) dasselbe nachweisen, was mittelst des analytischen Verfahrens begrifflich (λόγῳ) sich ergab. Wie dieß Verfahren dazu führte, daß das eigentlich Seiende seiner Substanz nach Energie sei und zwar eine solche, die nur auf sich selbst gerichtet ist, also selbst unbewegt ist, nach Außen kein κινητικόν und kein ποιητικόν, während es in seiner nur nach innen gerichteten Thätigkeit nur schauend und denkend, somit Geist im höchsten Sinne und darum auch absolutes Einzelnwesen ist: so soll nun auch die thatsächliche und als ewig vorausgesetzte Bewegung der Gestirne nur das letzte Glied der Kette dieses Nachweises seyn. Denn da auch jene anderen Bestimmungen nur durch das analytische Vorgehen vom Empirischen aus sich als die Wesensbestimmungen des Gesuchten eigentlich Seienden sich ergaben und auch dazu die eigene Unbewegtheit gleichfalls als eine begriffliche Bestimmung gehört, so führt auch die empirisch sich bietende Kreisbewegung auf diesen als ewigen selbst unbewegten und doch

Alles bewegenden Beweger zurück, und von diesem sagt Aristoteles: „Dieser ist der Gott!“ Es ist also nicht ein Beweis, daß überhaupt Gott ein erster Beweger sei, sondern vielmehr, daß, wie die ewige Bewegung einen ersten unbewegten Beweger erfordert, auch dieser nur das eigentlich Seiende mit all den Bestimmungen seyn kann, die aus der ganzen Untersuchung dessen, was das eigentlich Seiende ist, sich ergeben haben.

Somit sind jetzt drei Momente zu unterscheiden:

1. „Das eigentlich Seiende“, das anfangs noch unerkannt ist, aber immer nothwendig als existirend vorausgesetzt wird, dessen Wesen eben erst durch die wissenschaftliche Analyse bestimmt werden muß.

2) Die Bestimmung des W e s e n s desselben durch die an das einzelne Empirische anknüpfende und zum Logischen, Begrifflichen fortschreitende Untersuchung, als des seiner Substanz nach Aktus Seienden. Endlich

3) Der Beweis, in welchem Aristoteles, nachdem er von dem Empirischen ausgehend die begrifflichen Bestimmungen des Wesens gewonnen hat, zum Empirischen immer wieder zurückgreift und zuletzt auch an die thatsächliche als ewig vorausgesetzte Kreisbewegung anknüpft, und auch thatsächlich (ἔϱγῳ) belegt, was er begrifflich (λόγῳ) als das Wesen des eigentlich Seienden erreicht hat.

Nun läßt sich allerdings nicht läugnen, daß bei Aristoteles diese drei Momente nicht so bestimmt ausgeschieden hervortreten, sondern dieselben sich in einander gleichsam verschlingen; allein sie ergeben sich bei jeder tiefergehenden Betrachtung der aristotelischen Metaphysik, wobei man freilich nicht bei der gewöhnlichen Reproduktion bisheriger Darstellungen stehen bleiben darf. Es dürfte sogar nahe liegen, daß Aristoteles gerade deßhalb den Beweis der Existenz Gottes auf Grund der ewigen Bewegung der Gestirne besonders hervorhebt, weil er fühlte, daß jene begrifflichen Bestimmungen

des eigentlich Seienden desjenigen Wesens, dessen Substanz Wirklichkeit, Thätigkeit ist, für sich isolirt gleichsam nur als dessen Idee gefaßt werden könnten, wenn auch sein ganzes Vorgehen es als das durch sich selbst existirende Wirkliche hat. Als Idee gefaßt ist dann allerdings auch die ihrer Natur nach seiende Energie doch nur Idee, wie im Idealismus, aus der dann freilich nicht die wirkliche Existenz folgt, wie diese das spätere ontologische Argument gefolgert hat. Vielleicht hat Aristoteles, der überhaupt gar manche Frage nur angedeutet, dieß sogar geahnt. Wenigstens deuten all jene Bestimmungen des Höchsten immer darauf hin, daß sie als Bestimmungen des Wesens, das Höchste in seiner Idee bestimmen. Doch der Beweis der Existenz ist für Aristoteles immer mehr etwas Secundäres; nicht daß es ihm nicht darum zu thun wäre, das „immer Gesuchte", nachdem er es in seinem Wesen bestimmt hatte, auch als dieses Wesen selbst zu erweisen. Die eigentliche Aufgabe aber, das ganze Streben seiner metaphysischen Untersuchungen ist dagegen vor Allem auf das W a s, das W e s e n, auf die N a t u r des eigentlich Seienden gerichtet, und nur insofern er dieses gefunden, haben die Untersuchungen ihr Ziel erreicht.

Wie aber nun der ganze Himmel und der Kosmos in dem, dessen Substanz Aktus, das Ziel ihres Strebens haben, wie in ihm das praktisch sittliche Handeln sein Ziel findet, so auch die theoretische Wissenschaft. Da aber das, was so seiner Natur nach reiner Aktus ist, nach Außen selbst unbewegt ist, ihm weder ein ποιεῖν noch ein πράττειν zukommt, seine ewige Thätigkeit nur auf sich selbst gerichtetes Schauen ist, so hat ihn auch die Wissenschaft nur als Ende, als ihr höchstes Ziel, ohne daß sie von ihm, dem ersten Princip ausgehen könnte. „Deßhalb macht auch Aristoteles von dem Letzten — von G o t t — keinen Gebrauch als von dem wirklich Existirenden, sondern lehnt dieß ausdrücklich ab (wie aus dem Früheren erhellt), indem er es stets nur als Endursache bestimmt, so daß er nicht etwa, weil er nun dieß Letzte

als wirklich Existirendes hat, es wieder zum Anfang zu machen sucht."[1])

Einem solchen Gott aber gegenüber, der für das Denken nur Ende ist, und dessen ganze Thätigkeit nur auf sich selbst gerichtetes Denken und Schauen ist, kann daher auch die Wissenschaft nur beschauend sich verhalten; und wie Gott nach Außen nicht wirkt (ἄπρακτος τὰς ἔξω πράξεις), so kann auch eine solche Wissenschaft nicht wieder von ihm ausgehen, d. h. sie kann selbst nur in ihm ruhen, sie wird eine contemplative seyn. Wenn sie dagegen selbst dieß so bestimmte Princip zum Ausgang nehmen wollte, würde dieß nur zur Theosophie führen, wie sie auch anderseits, wenn sie zugleich das praktische Streben, selbst dieß Ziel zu erreichen, damit verbindet, zur rein asketischen Weltflucht führen würde, wie bei den Hindus. Doch davon unten.

(Fortsetzung folgt.)

LI.

Zur Charakteristik des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Man hat Friedrich Wilhelm IV. vielfach den „Romantiker" unter den preußischen Königen genannt. Derselbe Gedanke ist auch wohl anders ausgedrückt worden. Einem der hervorragendsten deutschen Staatsmänner der Gegenwart wird die Aeußerung zugeschrieben: Friedrich Wilhelm IV. sei ein „unpraktischer Idea-

---

1) Schelling l. c. 2 III 105.

list" gewesen. In verbindlicherer Form sagt Ranke: „Er hatte vielleicht mehr Gemüth, als der Staat ertragen kann. Seine ideale Anschauung stieß mit der Realität der Dinge vielfältig zusammen." Aber wenn man die Bezeichnung des Königs als „Romantiker" auch der Uebertreibung und der übelwollenden Tendenz entkleidet, in einer Beziehung enthält sie Wahrheit. Friedrich Wilhelm IV. stellt sich, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, als eine ganz eigenartige, in gewissem Sinne fremdartige Erscheinung dar, nicht nur in der Reihe der früheren preußischen Könige, sondern weiter zurück auch der Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg-Preußen. Bei fast allen preußischen Regenten, insbesondere denjenigen, welche der Entwicklung Preußens ihren Stempel aufgedrückt haben, finden gewisse gemeinsame Eigenschaften sich wieder: Nüchternheit der Auffassung, kluge Berechnung, Festigkeit, Zähigkeit, ein oft nicht geringer Grad von Rücksichtslosigkeit in Erstrebung der vorgesteckten Ziele — mit einem Worte ein starker realpolitischer Zug; vor Allem aber waren militärischer Geist und militärische Tüchtigkeit den hervorragendsten Preußenfürsten eigen. Sie waren die ersten Soldaten ihres Landes und zugleich Mehrer des Reiches durch kriegerische Großthaten. Legt man diesen Maßstab an Friedrich Wilhelm IV. an, so fehlen ihm Züge, welche nahezu an jedem der früheren Herrscher in mehr oder minder scharfer Ausprägung erkennbar sind; anderseits aber wird man an dem Bilde dieses Monarchen mehr als einen Zug entdecken, den man bei den meisten seiner Vorgänger auf dem Throne vergebens suchen würde.

Friedrich Wilhelm IV. war ohne alle Frage der hervorragendste Fürst seiner Zeit und einer der hervorragendsten unter den preußischen Fürsten überhaupt. Ueber den noch nicht sechsjährigen Prinzen äußerte sein Erzieher Delbrück: er werde, falls die Umstände seine Erziehung begünstigten, „einst unter den deutschen Fürsten sich auszeichnen durch Kraft des Willens, durch Gewissenhaftigkeit im Berufe, durch Edelsinn

und Liebenswürdigkeit." So erschien seine natürliche Anlage und was der Knabe versprach, hat der Mann gehalten. Trotzdem trat der König unter den fürstlichen Zeitgenossen in der großen europäischen Politik nicht in den Vordergrund und im eigenen Lande wurde er in seiner Bedeutung keineswegs gewürdigt, vielmehr gemeiniglich unterschätzt. Man kann in Wahrheit sagen, daß er Zeit seines Lebens vom preußischen Volk wenig verstanden worden ist, und hinwiederum ist der König am preußischen Volke mehr wie einmal irre geworden. Es war mir interessant, diesem Gedanken auch in dem Vortrage eines protestantischen Predigers über Friedrich Wilhelm IV. als Mensch und Regent zu begegnen, welchen ich vor kurzem in dem „Verein für christliche Volksbildung" zu hören Gelegenheit hatte.

Unbedenklich darf aber hinzugefügt werden, daß im Allgemeinen König Friedrich Wilhem IV. unter seinen katholischen Unterthanen ein besseres Verständniß und eine vorurtheilsfreiere Würdigung seiner Bestrebungen gefunden hat, und auch heute noch ehren die Katholiken Preußens mit wärmerer Pietät das Andenken des Monarchen, als die große Masse der Angehörigen seines Bekenntnisses im preußischen Lande.

Es sind dem König in den letzten Jahren zwei bemerkenswerthe literarische Denkmäler gesetzt worden, beide von Männern in einflußreicher Lebensstellung, die Friedrich Wilhem IV. persönlich näher gestanden und aus eigener Anschauung einen Einblick in sein Geistes- und Gemüths-Leben gewinnen konnten: Legationsrath Alfred von Reumont und Geheimer Ober-Regierungsrath Hermann Wagener. Obwohl von verschiedenen Standpunkten und aus verschiedenen Ideenkreisen heraus, gelangen die Verfasser zu wesentlich demselben Urtheil über Charakter und Persönlichkeit des Königs, wenn auch der Erstere in seinem Buche „Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen" die lebhaftern Farben zu seiner Schilderung nimmt.

Ich kann mir nicht versagen, aus der allgemeinen Cha-

rakteristik des Königs in Reumont's schönem Werke einige Sätze hier wörtlich anzuführen.

„Wenige haben einen solchen Einklang von Eigenschaften des Geistes und Herzens aufzuweisen. Schärfe des Verstandes und Tiefe des Gemüthes, Lebendigkeit der Phantasie und Ausdauer der Ueberlegung waren bei ihm in wunderbarem Maße vereinigt. Er war ein Mann königlicher Gedanken und königlicher Empfindungen. Die lebensvollste Frische, die rascheste Auffassung, die innigste Durchdringung, verbunden mit dem natürlichsten Wohlwollen, dem regsten Mitgefühl, der nachsichtigsten Freundlichkeit; bei großer Beweglichkeit des Geistes und Gefühls standhaftes Festhalten an dem als wahr Erkannten; bei ungewöhnlicher geistiger Spannkraft unverwandtes sittliches Bewußtseyn; bei fürstlichem Hochgefühl wärmste Schätzung des Menschenwerthes; mit der liebevollsten Anhänglichkeit an die Seinen und der treuesten Fürsorge für dieselben vereint eine seltene Zuverlässigkeit in der Freundschaft; bei dem schlagendsten Witz eine sensitive Scheu vor Kränkung; bei lebendigem, zu leicht aufbrausendem Temperament versöhnende Güte. Er war eine durchaus edele Natur, voll Zartgefühl, gleich voll von reger Empfänglichkeit für das Verwandte wie von unüberwindlicher Abstoßung gegen Heterogenes und Verletzendes. Nie, man darf es sagen, hat eine unedle Begierde Herrschaft über ihn gewonnen. Ja, es fehlte ihm in gewissem Sinne das Vermögen, das Unreine zu begreifen, so daß er innerlich unberührt davon durch's Leben gegangen ist, in der Jugend wie in späteren Jahren, in der Hoffnungszeit wie unter bitterer Enttäuschung."

Der König war in der That eine durchaus ideal gerichtete Persönlichkeit, und dieser Idealismus tritt auf den ersten Blick in zwei hervorstechenden Merkmalen besonders in die Erscheinung: dem hoch entwickelten Schönheitssinn und dem ernst christlichen Sinn desselben, eine Verbindung, die auf den Höhen der Menschheit nicht gerade zu den häufigen gehört.

In seltenem Maße besaß der König Verständniß für

das Schöne in all' seinen Erscheinungsformen, in Malerei, Architektur, Musik, Poesie. Die tüchtigsten Meister, die Träger der gefeiertsten Namen zog er nach der Hauptstadt. Statt vieler sei Peter von Cornelius genannt. Auf den verschiedensten Gebieten geistigen Schaffens gingen fruchtbare Anregung und hochherzige Förderung von ihm aus. Den Zeichenstift handhabte der König selbst mit müheloser Leichtigkeit. Man hat wohl gesagt, wenn er nicht für den Thron geboren gewesen wäre, würde er sein Brod als tüchtiger Baumeister haben verdienen können. Mit Lenné entwarf er hübsche Pläne zu Parkanlagen. Ganz besonders war er ein Meister des Wortes, ein formgewandter und begeisternder Redner, auf den der Spruch: Pectus est, quod disertos facit — Alle Beredsamkeit kommt aus dem Herzen — vollaus Anwendung fand. Die Sammlung der Reden des Königs von Killisch bildet einen stattlichen Band, und richtig charakterisirt der Herausgeber die Grundideen dahin: „In allen zeigt sich das aufrichtige Gefühl für seines Volkes Wohlfahrt; in allen klingt der Grundton tiefer Religiosität hindurch; in allen waltet das Streben, das schlummernde politische Leben des Vaterlandes wach zu rufen." Man staunt nicht selten über die Schlagfertigkeit und Gewandtheit, mit welcher die Worte der gegebenen Gelegenheit sich anpassen. Vielleicht die schönste und am häufigsten citirte Ansprache hat der König in Köln gehalten, gelegentlich der Grundsteinlegung zum Fortbau des Domes, dem er ein so warmes und nachhaltiges Interesse zugewendet hat, deren Schlußsatz auch auf der im Jahre 1880 bei der anticipirten Vollendungsfeier geprägten Denkmünze ihre Stelle gefunden: „Der Dom zu Köln rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!"

Sehr ernst nahm es Friedrich Wilhelm IV. mit seinem christlichen Bekenntnisse. Sein Ausspruch: „Ich und Mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen," war der Ausdruck seiner

innigsten Ueberzeugung. Er wollte ein christlicher König in einem christlichen Staate seyn. „Hierauf," sagt Wagener, „war alles zugeschnitten, diesem Endzweck mußte alles dienen, und man versteht die Gedanken und Handlungen nur halb, wenn man einen andern Maßstab an dieselben legt. Dabei war seine Frömmigkeit nicht von jener scheuen und finstern Art, welche den Witz ausschließt und den Humor unterdrückt, vielmehr war er wie einer der gebildetsten, so auch einer der witzigsten Männer seines Reiches, und wenn auch nicht alle die Anekdoten, welche auf sein Conto geschrieben werden, authentisch sind, so bleibt doch immer noch eine stattliche Zahl, welche den funkensprühenden Geist zur Genüge charakterisiren." Man denke im Gegensatze zu dieser Art des Königs an den düstern, verbitterten Pietismus Friedrich Wilhelm's I. auf der einen, und den beißenden, oft frivolen Sarkasmus Friedrich's II. auf der andern Seite.

Wie sehr der König den religions-sittlichen Erwägungen alle andern unterordnete, wurde jüngst bei Besprechung des muthmaßlichen Ertrages des angestrebten Branntwein-Monopols in Erinnerung gebracht. Auf die Nachricht von der Abnahme der Branntweinsteuer in Folge der Mäßigkeits-Bestrebungen in Ober-Schlesien äußerte der Monarch im Jahre 1845: „Ich würde es für den größten Segen meiner Regierung ansehen, wenn während derselben die Branntweinsteuer auf Null herabsänke." Anders dachte bekanntlich über diesen Punkt Friedrich Wilhelm I. Als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Gräfin Christine von Stolberg-Wernigerode in der vormundschaftlichen Regierung, welche sie für ihren Sohn führte, ein Mandat gegen die Trunksucht erließ, legte der König dagegen Einspruch ein, „weil es die fiscalischen Einnahmen aus der Accise zu schmälern drohe." Es wäre ein Leichtes, zahlreiche solche Gegensätze in wichtigen Fragen der inneren Politik nachzuweisen, z. B. bezüglich der Behandlung der polnischen Bevölkerung, der Stellung zum sogen. Partikularismus, Eigenart der Stämme u. s. w.

während gleichzeitig unter dem Volke, auch in Preußen, eine hastige Ungeduld sich zeigte, welche eine ruhige Entwicklung der Verfassungsfrage nicht mehr abwarten mochte. Als am 3. Februar 1847 das Patent erging, durch welches der Vereinigte Landtag für Preußen berufen wurde, erschienen die Rechte, die den ständischen Vertretern bewilligt waren, der allgemeinen Stimmung nicht ausreichend. Mißwachs und drückende Theuerung vergrößerten die Unzufriedenheit im Lande, und der Katastrophe von 1848 war der Boden bereitet.

Es mag hier daran erinnert werden, wie der große Görres mit wahrem Seherblick diese Entwicklung vorausgeschaut, indem er angesichts der allgemeinen Mißstimmung über die nach den Befreiungskriegen gewordenen Zustände von „jener Verschwörung" sprach, „in der das entrüstete Nationalgefühl, die betrogene Hoffnung, der mißhandelte Stolz, das gedrückte Leben, gegen die starre Willkür, den Mechanismus erstorbener Formen, das fressende Gift bewußtlos gewordener despotischer Regierungs-Maximen, die das Verderben der Zeiten ausgebrütet und die Verstocktheit der Vorurtheile sich verbunden haben, und die, mächtig und fruchtbar wie nur eine andere, wachsend mit jedem Tage in Macht und Thätigkeit ihr Ziel so sicher erlangen wird, daß die Gefahr nicht auf's Hinterbleiben, sondern auf's Ueberschnellen steht."

Eine Natur wie diejenige Friedrich Wilhelm's IV. mußte selbstverständlich von den März-Ereignissen in hohem Maße sich abgestoßen fühlen. In Folge eines noch unaufgeklärten Befehles waren nach der Nacht vom 18. auf den 19. März die Truppen aus Berlin entfernt worden, und so wurde die Straßenemeute vorübergehend auch in der preußischen Hauptstadt selbst siegreich. Unter dem Drucke der Bewegung stimmte der König namentlich in dem Aufruf vom 21. März Forderungen zu, welche er vorher als zu weit gehend zurückgewiesen hatte. Man hat Friedrich Wilhelm IV. vielfach Unentschlossenheit und Schwäche in jenen kritischen Tagen vorgeworfen

s ist richtig, daß auch er durch die auf ihn einstürmenden
nd sich überstürzenden Ereignisse momentan betäubt wurde
nd sich gewissermaßen wieder auf sich selbst besinnen mußte.
er König war überhaupt weniger der Mann raschen ener-
schen Handelns als besonnener Erwägung. Er hegte auch
n Wunsch, mit der Frankfurter deutschen National-Ver-
mmlung eine Verständigung zu erzielen und eine Verfassung
Stande zu bringen, mit der sich regieren ließe. Diesen
ersuchen bereitete die anarchistische Erhebung in Frankfurt,
r Mord des Generals von Auerswald und des Fürsten
ichnowsky und der Barrikadenkampf ein Ende, mit welchem
er Aufruhr blutig niedergeworfen wurde. Am 28. März 1849
rfolgte mit 290 gegen 248 Stimmen in Frankfurt die Wahl
Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Kaiser. Schon vorher
atte der König keinen Zweifel darüber gelassen, daß er
ner solchen Wahl nicht entsprechen werde. Er erkannte die
erechtigung der National-Versammlung zu derselben nicht
; die freie Zustimmung der deutschen Fürsten war nach
ner Anschauung vor Allem erforderlich. Am 3. April
klärte er der Parlaments-Deputation die Ablehnung. In-
ischen hatte der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen
mer mehr sich verschärft. Es kam zum offenen Conflikt,
lcher in den Tag von Olmütz (29. November 1850) und
Nachgiebigkeit Preußens auslief. Wenn im Brustton
tionaler Entrüstung viel von der Schmach von Olmütz ge-
rochen wird, so vergißt man, daß des Königs Verhalten
Gebot der Nothwendigkeit war. Vollständig isolirt hätte
reußen in ein wahres Abenteuer sich stürzen und selbst auf
bewaffnete Einmischung Rußlands sich gefaßt halten müssen.
aß Friedrich Wilhelm IV. unter den damaligen Verhältnissen
cht anders handeln konnte, hat Niemand rückhaltloser aner-
nnt, als der heutige deutsche Reichskanzler zu der Zeit, da
noch Herr von Bismarck, aber schon hervorragendes Mit-
ied der conservativen Partei der preußischen Zweiten Kammer
ar. Und was des Königs Stellung zu dem preußischen

Verfassungskampfe anlangt, so mögen seine Tadler nicht vergessen, daß er in dem octroyirten Staats-Grundgesetz von 1850 zwar weniger bewilligt, als die hochgehende Bewegung nach dem Revolutionsjahre verlangte, aber auch allen Versuchen und Versuchungen, das einmal Bewilligte wieder zu entziehen, loyal widerstanden hat und am wenigsten dazu sich herbeigelassen haben würde, die werthvollsten und bedeutungsvollsten, das Verhältniß von Staat und Kirche betreffenden Bestimmungen auszumerzen.

Auf diesem, dem kirchen-politischen Gebiete machte die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. in der bedeutungsvollsten, aber auch am meisten angefochtenen Weise sich geltend. Hier trat die Individualität des Königs ganz besonders hervor. Das Verhältniß von Staat und Kirche, welches die religiösen Beziehungen des Einzelnen überall mit berührt, läßt sich am wenigsten nach rein verstandesmäßigen Erwägungen oder gar als bloße Machtfrage behandeln. Nichts greift tiefer in die Seele des Volkes, nichts will schonender und vorsichtiger angefaßt seyn, zumal in einem Lande, wo die Bekenner der beiden großen christlichen Confessionen in großer Zahl neben einander wohnen und mit einander auskommen müssen, wo der Conflikt zwischen der staatlichen und der kirchlichen Gewalt fast immer auch den Gegensatz der Confessionen im politischen Leben wachruft und dadurch leicht nahezu unheilbar sich verbittert. Friedrich Wilhelm IV. besaß alle Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Wirksamkeit auf diesem schwierigen Gebiete in seltenem Maße: sein ernst christlicher Sinn, seine ideale Auffassung von der Aufgabe der Kirche, und sein tiefes Verständniß für Volkspsychologie sicherten ihn vor der Gefahr, die Grenzregulirung zwischen Staat und Kirche lediglich als eine Machtfrage zu betrachten und in der möglichsten Lähmung und Knebelung des kirchlichen Einflusses ein Gebot der Staatsraison zu erblicken. Die Ueberspannung des Staatsbegriffes zur Omnipotenz war ihm durchaus fremd und unsympathisch. Er sah nicht in

m Staate den „präsenten Gott“, welcher keine anderen sitt=
chen Faktoren als gleichberechtigt neben sich dulden dürfe;
elmehr hat er der Hegel'schen Staatsidee den klassischen
usspruch von dem „Racker“ Staat entgegengesetzt.

In den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's III.
ar die Verwaltung mehr und mehr verknöchert. Wagener
ihrt dafür mehr als Ein drastisches Beispiel an, u. a. folgende
eine Geschichte aus der Zeit des Ministers v. Schuckmann.
ls damals die Cholera zum ersten Male Preußen durchzog,
stattete eine Regierungsbehörde einen Bericht an den genannten
Minister, in welchem es hieß: da nun die verderbliche Seuche
ich ihrem Regierungssitze sich nähere, so hätten sie beschlossen,
nen dreimonatlichen Urlaub mit entsprechender Vorwegnahme
s Gehaltes anzutreten, und bäten seine Excellenz um hoch=
neigte Genehmigung. Herr von Schuckmann, der einen
astischen Stil liebte, erwiderte darauf umgehend: von der
holera hätten sie nichts zu besorgen; wenn aber wider Ver=
uthen die Rinderpest ihrem Sitze sich nähern sollte, dann
ite er um schleunigen Bericht. Gleichzeitig erhielt der Prä=
dent seinen Abschied. Von dem Cabinetssekretär Thiele
ird berichtet, er habe einmal in einem Gespräch dem durch
ine Offenheit und Geradheit bekannten Pfarrer Goßner den
edanken entwickelt, daß man als Staatsmann öfters etwas
un müsse, was man als Privatmann entschieden verwerfen
ürde. Goßner antwortete auf diese Theorie mit der Frage:
Wenn aber nun der Teufel den Minister von Thiele holt,
o bleibt dann der Hr. von Thiele?“ Es fällt mir bei dieser
elegenheit ein geflügeltes Wort ein, welches vor einigen
ahren in parlamentarischen Kreisen Berlins cursirte. Ein
urch seine Selbständigkeit bekanntes westfälisches Mitglied
er conservativen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses
ollte einem Fraktionsbeschlusse in einer kirchen=politischen
rage sich fügen. Er weigerte sich dessen mit dem Bemerken:
Wenn ich da oben ankomme, wird nicht gefragt, wie hat

die conservative Fraktion gestimmt, sondern wie hat der Strosser gestimmt?"

Was nun speciell die Stellung der Bureaukratie zu den kirchlichen Fragen anlangt, so bezeugt Wagener, das bureaukratische Streben sei damals wie heute dahin gegangen, die Kirche zur Dienerin des Staates zu machen. Bezüglich des Zusammenhanges der Bureaukratie unter einander hören wir: die Ministerialräthe standen mit den Provincial-Behörden, besonders mit deren Chefs, in steter Correspondenz und einer Art Cartell, indem man sich gegenseitig darüber verständigte, wie die Regierungsberichte abgefaßt, wie die Ministerial-Entscheidungen formulirt werden sollten, ein Abkommen, welches natürlich auch auf Personalfragen seine Anwendung fand.

Als Friedrich Wilhelm IV. seinem Vater auf dem Thron folgte, fand er die sogen. Kölner Wirren in schärfster Zuspitzung vor. Der an den staatskirchlichen Ueberlieferungen des alten Preußens festhaltende König Friedrich Wilhelm III. hatte die Frage der gemischten Ehen mit einem Federstrich zu lösen versucht, indem er die Declaration vom 21. November 1803, wonach eheliche Kinder stets in der Religion des Vaters erzogen werden sollten, durch die Cabinets-Ordre vom 17. August 1825 auf die neuen westlichen Landestheile, Rheinland und Westfalen, ausdehnte. Durch das Breve Litteris altero abhinc vom 25. März 1830 waren von Papst Pius VIII. die kirchlichen Grundsätze auf's neue eingeschärft worden. Als Erzbischof Clemens August von Köln, streng an dieses päpstliche Breve sich haltend, allen Vorstellungen und Drohungen der Regierung gegenüber auf den Bürgschaften in Betreff der katholischen Kinder-Erziehung bestand, war die Regierung am 20. November 1837 zu seiner Verhaftung und Abführung nach der Festung Minden geschritten, und am 20. Oktober 1839 war aus gleichem Anlaß der Posener Erzbischof Martin von Dunin nach der Festung Kolberg abgeführt worden. Zwar hatte Clemens August im Frühjahr 1839 die Erlaubniß erhalten, unter gewissen Be-

bingungen nach Münster zurückzukehren; aber die Aufregung und Verbitterung der katholischen Bevölkerung dauerte fort, nicht nur wegen der gegen den Erzbischof verhängten Gewaltmaßregel, sondern ganz besonders auch wegen der beleidigenden Begründung derselben, welche in der Beschuldiung der Theilnahme an revolutionären Umtrieben gipfelte.

Es war eine der ersten Regentensorgen Friedrich Wilhelm's IV., diesen Wirren ein Ende zu machen. Wie er es gethan, ist genugsam bekannt; ein guter Theil der Zeitgenossen hat es mit erlebt und an den Ereignissen jener bewegten Zeit lebhaften Antheil genommen. Aber betont muß hier werden, wie die Beilegung jenes schweren Confliktes das eigenste Werk, das Ergebniß persönlichen Eingreifens des Königs war. Anderthalb Monate nach der Thronbesteigung beschied er den katholischen Grafen Brühl zu sich, um ihn mit vertraulichem Auftrage nach Rom zu senden. Er verhandelte selbst mit dem damaligen Bischof von Speyer, Johannes Geissel, auf den König Ludwig von Bayern seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, und ließ sich von demselben in einer Denkschrift darlegen, in welcher Weise die obschwebenden principiellen Streitigkeiten eine mit dem kirchlichen Rechte vereinbare Lösung finden können. Eine königliche That war das an den Erzbischof Clemens August gerichtete, in der preußischen Staatszeitung amtlich publicirte Schreiben, welches dessen völlige Ehrenrettung, namentlich die Versicherung enthielt, „daß nirgends der geringste begründete Anlaß zu dem Verdachte sich findet, daß Sie die Würde Ihrer Stellung und Ihres Amtes zur Beförderung politisch-revolutionärer Umtriebe oder wissentlicher Verbindung mit Personen, die solche Zwecke verfolgten, gemißbraucht hätten.“ Aus königlicher Initiative ging die Bildung der katholischen Abtheilung im Cultus-Ministerium hervor. Dem persönlichen Eingreifen des Königs war es wesentlich zu verdanken, daß der im Frühjahr 1843 veröffentlichte Entwurf eines Strafgesetzbuches, welcher im 29. Titel unter der Aufschrift: „Verbrechen der Geistlichen“

eine Reihe auf durchaus staatskirchlicher Grundlage beruhender Bestimmungen enthielt, Entwurf blieb. Aus eigenster Entschließung des Königs endlich wurde, entgegen den wiederholten Vorstellungen des Ministeriums, dem hervorragenden Kirchenfürsten, welcher den Kölner Erzstuhl zierte, die höchste staatliche Auszeichnung, der Orden vom Schwarzen Adler, verliehen und dem Cardinal von Geissel vom Könige selber angeheftet.

Obschon auch während der fünfziger Jahre auf katholisch-kirchlichem Gebiet noch manches zu wünschen übrig blieb, obschon insbesondere die verfassungsmäßige Parität in den höheren Staatsämtern nicht entfernt verwirklicht worden ist, so haben sich doch Dank dem neu geschaffenen Verfassungsrechte und dem Wohlwollen des Königs die kirchen-politischen Verhältnisse während seiner Regierungszeit im Allgemeinen in der befriedigendsten Weise gestaltet. Die katholische Kirche hatte sich weitgehender Freiheit zu erfreuen, und in der Luft dieser Freiheit gedieh sie zu einer Blüthe, welche in der Kirchengeschichte fast ohne Beispiel ist. Niemals sind aber auch die Beziehungen der christlichen Confessionen zu einander im Staate Preußen bessere und friedlichere gewesen als in dieser Periode, und der friedliche Weiteifer auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens kam in hervorragendem Maße dem staatlichen Gemeinwesen zu Gute.

Man kann die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. nicht besser charakterisiren, als er selbst bei seiner Thronbesteigung in der Ansprache auf die von der Ritterschaft ihm dargebrachte Huldigung es gethan hat: „Wem von Ihnen der Sinn nicht nach einer sogenannten glorreichen Regierung steht, die mit Geschützesdonner und Posaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, sondern wer sich begnügen lassen will mit einer einfachen, väterlichen, echt deutschen und christlichen Regierung, der fasse Vertrauen zu Mir und vertraue Gott mit Mir, daß Er die Gelübde, die Ich täglich vor Ihm ablege, segnen und für unser theueres Vaterland ersprießlich und segensreich machen werde.“

Was der König damals versprach, hat er gehalten.
Wenn er nicht die Nachwelt durch kriegerische Großthaten mit
m Ruhme seines Namens erfüllte, in dem sogenannten
ropäischen Concert nicht den Taktstock handhabte, dem preu=
ischen Staate keine neuen Provinzen angliederte, so hat er
it den reichen Gaben seines Geistes und Gemüthes um so
gensvoller für die inneren Verhältnisse seines Landes ge=
irkt, alles Gute, Schöne und Edle verständnißvoll und warm=
erzig umfassend, namentlich die Imponderabilien der Volks=
raft, jene unwägbaren Kräfte, welche in Religion und Sitte
nes Volkes beruhen, sorgsam hegend und mehrend, dadurch
as preußische Volk stark und gesund hinterlassen, in sich
festigt und geeint, zu jeder Kraftanstrengung befähigt,
ich ausgestattet mit idealen Gütern — so reich, daß dieser
onds noch heute nicht aufgezehrt ist, obwohl die spätere Zeit
it demselben in mehr als einer Beziehung nicht haushälterisch
ngegangen ist; daher eines dankbaren Andenkens allzeit
her, namentlich auch bei seinen katholischen Unterthanen,
e er durch großherzige That zu gewinnen verstand, deren
irche er mit landesväterlicher Huld schützte und schirmte und
ihrem Verhältniß zum Staat derart begründete, daß sein
achfolger auf dem Throne dasselbe bei hochfeierlicher Ge=
genheit als durch Geschichte, Verfassung und Gesetz wohl=
ordnet mit besonderer Genugthuung bezeugen konnte und
ß selbst Männer von der Vergangenheit Hermann Wagener's
ein Bedenken tragen, es unumwunden auszusprechen, wie
ir schwer zu einer gesunden inneren Politik gelangen werden,
vor wir nicht wieder auf die Grundgedanken und Principien
r Politik Friedrich Wilhelm's IV. einlenken."

J. B.

LII.

Die Reformation und die bildende Kunst.

III. Die reformatorische Kunstliebe und der Bildersturm

Die Kunst, soll sie gedeihen, muß volksthümlich, d. h. durch die Theilnahme des Volkes gestützt und getragen seyn; uneigennützige Selbstlosigkeit ist eine schöne Sache, aber Kunst und Künstler können von ihr nicht leben. Im Mittelalter stand die Kunst, nicht zwar als solche, wohl aber wegen ihrer Beziehung zur Religion im Vordergrund des allgemeinen Interesses, dadurch fand sie Pflege und Gedeihen. Mit der Reformation ist es anders geworden. Dem neuen Glauben war die Kunst entbehrlich, er hatte für sie nichts zu thun; ja den meisten seiner Boten erschien sie, wenn nicht an sich selbst unerlaubt und verwerflich, jedoch wegen ihrer Beziehung zur alten katholischen Religion gefährlich und verderblich. Sie ward zur Heidin, ihre Werke zu „Götzen"; diese wurden gestürmt, die Kunst verpönt. „Die Reformatoren", schreibt Neumaier, „waren principiell den Bildwerken abgeneigt, sofern sie kirchlichen Zwecken dienen sollten. Sie verwarfen die Heiligenverehrung und konnten also schon aus dogmatischen Gründen die Heiligenbilder weder in der Kirche noch für den Privatgebrauch zulassen. Hiezu kam noch der Haß und der Oppositionsgeist gegen den Katholicismus, der die Reformatoren antrieb, manches anerkannt Heilsame schon deßhalb

zu verwerfen, weil es in der katholischen Kirche Gegenstand der Verehrung war."[1])

„Die Reformation," sagt Hase in seiner Polemik (S. 516), „war den heil. Bildern mißgünstig, weil sie dieselben thatsächlich angebetet sah, wie Götzenbilder." Dem stimmt Portig bei in den Worten: „Damals verwechselte das Volk jedenfalls noch mehr als heutzutage das Abbild mit dem Urbild; die feinen fließenden Unterschiede der Kirchenlehre zwischen ‚Anrufung' und ‚Anbetung' der Heiligen versteht es entweder gar nicht, oder vergißt und verwechselt sie sehr leicht. Es war selbstverständlich, daß die Reformatoren gegen einen Cultus sich ablehnend verhielten, in dem sie heidnische Creaturvergötterung erblicken mußten."[2]) Tschackert findet an der katholischen Lehre von den Bildern und ihrer Verehrung, wie sie im Tridentinum ausgesprochen ist, nicht viel auszusetzen, aber „leider ist das," so versichert er uns, „bloß Theorie; die Praxis gestaltet sich wesentlich anders: das katholische Volk betet die Bilder an, und die katholische Kirche thut nichts, diesen Wahn zu zerstören, sie bestärkt ihn vielmehr." (Evangel. Polemik S. 153.)

Es ist hier nicht unsere Sache, diese protestantischen Phantasien über ehemaligen und heutigen katholischen „Götzendienst" abzuweisen. Unseren Glauben enthält jeder Katechismus und jede Dogmatik und dafür, daß die Theorie auch Praxis sei, lasse man die Kirche sorgen. Daß der katholische Unterschied von Anbetung und Verehrung für einen Christen zu „fein und fließend" sei, sollte uns eine Zeit nicht vorwerfen, welche sich christlich nennt und es für Recht und Pflicht hält, täglich dem „Genius" Opfer zu bringen und vor seinen Inkarnationen verehrungsvoll das Knie zu beugen. Wie aber der katholische Glaube der Reformationszeit die Heiligenverehrung verstand, dafür sollen statt vieler nur zwei

1) Geschichte der christl. Kunst, II. 174.

2) Religion und Kunst I. S. 423.

Zeugen sprechen, ein Kirchenfürst und ein Laie. Christof von Stadion, Bischof von Augsburg, schreibt im Jahre 1537 in Sachen des Augsburger Bildersturmes: „Wir haben weder die lieben Heiligen, noch die Bilder angebetet, noch anzubeten gelehrt, denn wer sollte doch so thöricht seyn, daß er die lieben Heiligen, als ob sie die rechten Gnadengeber wären, je angebetet hätte? Oder wer wollte von den Bildern, er sei denn nicht wohl bei ihm selbst, einige Sinnlichkeit, wir geschweigen Gnad oder Gaben verhofft haben? Wir halten aber mit der christlichen Kirche nicht für Unrecht noch ärgerlich, daß wir der lieben Heiligen Bilder zu einer Erinnerung der christlichen Exempel, die sie uns vorgetragen haben, vorstellen.“[1]) Auch der hundertmal für den Protestantismus in Anspruch genommene Albrecht Dürer legt Zeugniß ab für den Geist des katholischen Heiligen- und Bilderdienstes; er schreibt im Jahre 1525: „Ein jeglicher Christenmensch wird durch ein Gemälde oder Bildniß ebensowenig zu Aberglauben verleitet, als ein rechtschaffener Mann zu einem Mord dadurch, daß er eine Waffe an seiner Seite trägt; der müßte wahrlich ein unverständiger Mensch seyn, der Gemälde, Holz oder Stein anbeten wollte.“ — Wenn aber die Reformatoren von den Katholiken den Bildern eine Verehrung erwiesen sahen, die sie ihnen verweigern zu müssen glaubten, so wird von ihrem eigenen Standpunkt aus immer noch der auch von Portig ausgesprochene Satz, daß der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht unmöglich mache, die reformatorische Bilderfeindschaft und Kunststürmerei verurtheilen. Oftmals wird von den Reformatoren selbst der Grundsatz ausgesprochen, man solle dem Volke die Bilder aus dem Herzen predigen, ehe man sie aus den Kirchen nehme; warum hat man sie aber dann nicht lieber ganz stehen lassen, und fast überall die Reformirung mit „Götzenaustreibung“ begonnen? Man sieht, es war den meisten Reformatoren darum zu thun, die Heiligenbilder selbst,

1) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. III. 339.

cht bloß den sogenannten Mißbrauch derselben zu beseitigen.
Man wollte um das Erwachen der alten Liebe zu verhindern,
"schleunig und durchgreifend als möglich alle katholischen
eminiscenzen von Grund aus vertilgen. Dieser praktische
weck war mehr als die dogmatischen Bedenken Grund der
formatorischen Kunstfeindschaft und Bilderstürmerei.[1]) „Messe
g, Bilder weg, Klöster weg, denn sie sind wider Gott und
ie Stütze der Päpstler," das war nicht bloß Zwinglis,
ndern vieler seiner Genossen Losungswort.[2])

Wenn man meint, die Reformation habe wenigstens auf
lange die Bilder verwerfen müssen, „bis die dogmatischen
d ethischen Fundamente der Kirche sicher gestellt und der
inn des Volkes soweit herangebildet war, daß es das rein
thetische Interesse an den Werken der Kunst zu unterscheiden
rstand von der gläubigen Verehrung,"[3]) so hat der Pro-
tantismus zur Erreichung dieses Zieles volle 300 Jahre
braucht, und ein großer Theil desselben steht ihm heute fast
ch so ferne, wie in seinem Anfang; die Art und Weise
er, wie die Reformation gewöhnlich mit den Kunstwerken
rfuhr, nemlich sie zerschlug und verbrannte, zeigt deutlich,
ß sie nicht an eine bloß interimistische Maßregel dachte,
ndern die „Götzen" ein für allemal aus ihren Kirchen ver-
nnt wissen wollte. Daß man heute in unserer Frage zum
heil milder denkt, kommt den protestantischen Kirchen und
r Kunst zu gute, aber von der bilderfeindlichen Haltung
d der kunstverderblichen Wirkung der Reformation kann diese
ue Einsicht nichts hinwegnehmen. Indeß gibt es auch heute
ch manche, die „glauben, ganz besonders fromm und evan-
lisch zu seyn, wenn sie die Kunst für schnöden Luxus er-
ären," und sie haben von ihrem reformatorischen Standpunkte
is gewiß mehr Recht, als jene, welche durch ihre neue Kunst-

1) Vgl. diese Blätter Bd. 19. S. 96.
2) Keim, schwäbische Reformationsgeschichte S. 68.
3) Portig, S. 423.

begeisterung den vielfachen Bilderhaß und die „notorische Vernachlässigung aller künstlerischen Bestrebungen von Seiten der Reformatoren"[1]) verurtheilen. Als die Reformation den Künstlern nicht bloß die kirchlichen Bestellungen nahm, sondern auch ihre Werke verdammte und vernichtete, da war aller Muth, alle Lust und Kraft des künstlerischen Schaffens dahin; da war es um die deutsche Kunst geschehen.

A. Die Kunst im Gebiete der reformirten Kirche.

„Eine principiell falsche Stellung zur Kunst hat die reformirte Kirche von vornherein eingenommen; sie hat jede kirchliche Ueberlieferung, auch die berechtigte ausgemerzt;" sie hat „das schöne Erbe der Vorzeit zerstört und nur die öden Wände behalten;"[2]) in ihr „gibt sich eine Richtung zu erkennen, welche jeder Einwirkung der Kunst durchaus abgeneigt ist; sie fand jede bildliche Darstellung in der Kirche verwerflich und nahm gegen die Kunst überhaupt eine feindselige Stellung ein, so daß nur eine Kirche, welche dem Beschauer bloß nackte Wände darbot, ihren Anforderungen entsprach:"[3]) so bezeugen der reformirten Kirche die Vertreter der lutherischen Schwester; ihre eigenen Anhänger aber sind zumeist bis heute auf dem alten ikonoklastischen Standpunkte stehen geblieben.

1. **Die bilderstürmende Reformation der Schweiz.** Die eigentliche Heimath der reformirten Kirche ist bekanntlich die Schweiz; aber von hier aus hat sie sich anfänglich über einen großen Theil Süddeutschlands von Straßburg bis Augsburg und noch weiter nach Norden verbreitet und auch in manchen außerdeutschen Ländern Anklang und Anhang gefunden. Wohin sie aber kam, überall hat sie ihren Einzug über die Trümmer des Bildersturmes gehalten,

---

1) Rosenberg bei Dohme, Maler der deutschen Renaissance S. 1.
2) Portig S. 433. Hase, Polemik S. 511.
3) Geffcken S. 77 und 32.

er von Zürich ausgehend durch Jahrzehnte einen schauerlichen Triumphzug durch viele Länder feierte.

Die Schweiz war am Ausgang des Mittelalters sehr reich an Kunstwerken. Es gab keine Stadt, welche nicht ihre zum Theil sehr bedeutenden Maler hatte: Basel den Holbein, Zürich den Hans Asper, Bern Nikolaus Manuel und viele andere; Schongauer's und Wohlgemut's Schüler kamen in die Schweiz und die aus und nach Italien kommenden Niederländer verweilten nicht selten längere Zeit daselbst. Es muß in der Schweiz „ein Zusammenfluß von Kunstwerken in den Kirchen und Klöstern gewesen seyn, so groß und unzählbar, daß man nur aus ihm den Eifer, die Dauer und Mühe der Kunstverfolgung in den Reformationsjahren erklären kann."[1])

Der Begründer der Schweizer Reformation ist Ulrich Zwingli, der Ort seiner Thätigkeit vorzüglich Zürich. Sein Urtheil über die religiöse Kunst und ihre Werke geht dahin, er selbst nehme zwar keinen Anstoß an den Bildern, er sehe sie sogar gerne, da dieselben aber offenbar zum Zwecke der religiösen Verehrung in den Kirchen und hin und wieder auf den Straßen aufgestellt werden, so müßten diese Bilder alle entfernt werden, weil sie einer abergläubischen Verehrung dienen, die als Götzendienst abzustellen sei. Aber nicht bloß gegen die Verehrung der Bilder, auch gegen diese selbst wendet sich Zwingli und zwar, wie er sagt, im Namen des göttlichen Wortes, welches deutlich und bestimmt sage, daß man Bilder nicht nur „nicht ehren, sondern daß man sie auch nicht haben und nicht malen soll." Auf's bestimmteste erklärt er sich gegen alle und jede Abbildung von Heiligen und verwirft mit derselben Strenge selbst alle Bilder Christi, weil „seine Menschheit nicht geehrt werden soll mit solcher Ehre, als man Gott ehrt."[2]) Bei dem vom 26. Oktober 1523 an auf dem Züricher Rathhaus abgehaltenen Religionsgespräche vertrat Zwingli

1) Grüneisen, Manuel S. 57; vgl. Geffcken S. 90.
2) Geffcken S. 34 und 41; vgl. 59.

den Satz: „Die Bilder sind von Gott in der hl. Schrift verboten, deßhalb sollen solche unter den Christen nicht gemacht, nicht geehrt, sondern abgethan werden", und sein Genosse Leo Jud „begründet dieß klar und bündig mit Stellen aus der hl. Schrift." Als dabei der Johanniter Comthur Konrad Schmidt von Küßnacht meinte, man solle die Bilder nicht beseitigen, weil sie eine Stütze für die Schwachen seien, sondern diesen durch rechte Belehrung in Christus einen Stab geben, damit sie die Bilder von selbst aufgeben, bestand Zwingli auf ihrer Abschaffung, da Gottes Gebot ihre Duldung verbiete.[1] Die von Bullinger verfaßte helvetische Confession verwirft die Bilder der Christen, wie die Götzenbilder der Heiden, weil „der Herr befohlen habe, das Evangelium zu predigen, nicht zu malen." Weil die Bilder nach der Ansicht der Züricher Reformatoren von den Katholiken abergläubisch verehrt würden, weil sie dem Worte Gottes im ersten Gebot des Dekalogs widersprächen, aber auch weil, wie Zwingli an Compar schreibt, „durch die leeren Kirchen der Hunger nach dem göttlichen Worte desto größer werde und man um so ernstlicher zu Gott um Verkündiger und Schnitter rufe," endlich weil durch die Entfernung der Bilder die Rückkehr zum alten Glauben verhütet werde — denn „sind die Nester abgethan, so kehren die Störche nicht wieder," sagt er[2] — deßhalb sollten die Bilder fallen, und die Obrigkeit ward angewiesen, sie ohne Bedenken zu entfernen.

Der Rath von Zürich zögerte, die Reinigung der Kirchen im Geiste der neuen Apostel in die Hand zu nehmen; aber man wußte ihn über seine Bedenken hinwegzuführen. Schon vor dem Religionsgespräch hatte der Sturm begonnen. Ein junger Eiferer, Ludwig Hetzer, machte seinem Namen Ehre durch die Schrift: „Urtheil Gottes, wie man sich mit den Bildern halten solle," in der er diese verdammt. Wie sehr

---

1) Christoffel, Huldreich Zwingli S. 108 ff.
2) Mörikofer, Zwingli. I. 271 und 316.

ie Saat auf empfänglichen Boden fiel, bezeugt Plater, der
Famulus des lateinischen Lehrers und Reformators Mykonius,
welcher seinen Schulofen mit einem in der nächsten Kirche
vom Altare genommenen Bilde des hl. Johannes heizte, ebenso
der Schuster Nikolaus Hottinger, der eines Septembermorgens
an der Spitze einer gleichgesinnten Schaar nach Stadelhofen
hinauszog und das dort stehende reichgeschmückte und hoch
verehrte große Crucifix „mit einer an Fanatismus grenzenden
Zerstörungswuth" niederwarf. Am Frauentag in der Frühe
sodann verschwanden in St. Peter „etliche Tafeln, Briefe,
Heiligenbilder und Götzenzierden," auch in der Wasserkirche
und anderwärts wurden Bilder und Votivtafeln zerstört.[1])

Der Hauptschlag erfolgte um Pfingsten des folgenden Jahres
(1524). Bis dahin hatte der zaudernde Rath trotz des
Drängens der Glaubenseiferer seine Entscheidung in der Bilder-
frage aufgeschoben. Ehe aber diese erfolgte, wurden am Pfingst-
festtage in Zollikon Bilder und Altäre zerschlagen, so daß
sich der Rath veranlaßt sah, die allgemeine Entfernung der
Bilder zu beschließen.[2]) Den 15. Brachmonat erfolgte der
Befehl an die Obervögte, die Bilder zu beseitigen, „damit
sich jedermann von den Bildern zum lebendigen Gott bekehre."
Das Endurtheil sollte jeder Gemeinde bleiben, doch war, wie
Bullinger berichtet, „die Mehrzahl willig und hat die Götzen
frischweg verbrannt."[3]) Am 20. Juni mußten dieselben auf
obrigkeitlichen Befehl auch in der Stadt fallen. Zu ihrer
Beseitigung „verfügten sich die drei Pfarrer, auch zwei von
der Constafel, von jeder Zunft einer, alle des Rathes samt
Bau- und Werkmeistern der Stadt mit Schmieden, Schlossern,
Steinmetzen und deren Gesind in die Kirchen;" diese wurden
von innen geschlossen und dann überall die Kreuze abgenommen,
die Bilder fortgeschafft, die Wandgemälde „mit Steinäxen ab-

1) Hagenbach, Leben des Mykonius S. 332; Christoffel S. 108.
2) Mörikofer I. 192, Finsler, Ulrich Zwingli S. 25.
3) Mörikofer I. 227. Christoffel S. 124.

gebickt" und die Wände übertüncht. Im Münster wurde auch „alles Gestühl abgebrochen und hinweggetragen;" „innert dreizehn Tagen waren alle Kirchen der Stadt geräumt, wobei sehr köstliche Werke der Malerei und Bildschnitzerei, besonders eine sehr schöne Tafel in der Wasserkirche zerschlagen wurden. Das bedauerten die Abergläubigen sehr, die Rechtgläubigen aber hielten es für einen großen fröhlichen Gottesdienst:" schreibt Bullinger. Zunächst wurden „die Bilder bei dem großen Münster in eine Kapelle eingeschlossen, um zu sehen, ob sich jemand ihrer annehmen und sie verfechten wolle, als niemand sich blicken ließ, wurden sie zum Theil verbrannt." Mit der völligen Abschaffung des alten Gottesdienstes im Jahre 1525 wurden auch die Altäre entfernt und „aus den Fronaltären mehrerer Kirchen eine neue Kanzel mit Kanzelboden im Münster errichtet;" an die Stelle des Hauptaltars stellte man einen mit einem weißen Tuch bedeckten Tisch. Auch die Sakramentshäuschen wurden abgebrochen, weil „Christus nicht befohlen habe, die Sakramente einzuschließen und anzubeten, sondern sie auszutheilen." Im Herbstmonat desselben Jahres beschloß der Rath, „es solle alles Silber und Gold, Kirchenzierden und Kleinodien sämmtlicher Stifter und Klöster in der Stadt und auf dem Lande zu Hand der Obrigkeit bezogen werden, um die großen Kosten zu bestreiten, welche die Reformation herbeigeführt." Es geschah; gewaltig groß war der Metall-, und unschätzbar der Kunstwerth der Kirchengeräthe, welche so in das Kaufhaus kamen. Aus dem Silber und Gold wurden Gulden, Thaler, Batzen, Schillinge gemünzt; die Sammt- und Seidenstoffe wurden um geringen Preis hingegeben, so daß es Aergerniß gab, wie niedrige Personen die Zierden des Priesterthums zur Ueppigkeit und Hoffart mißbrauchten. Die zumeist auf Pergament kunstreich geschriebenen und verzierten Bücher der Großmünstersakristei wurden größtentheils zerrissen, nur wenige des Aufhebens werth befunden. Auch aus der reichen Bibliothek des Stiftes ward nur weniges aufbewahrt und alles andere als „Sophisterei,

Scholasterei und Fabelbücher" hinab zum Helmhaus getragen
nd an die Krämer und Apotheker, die Buchbinder und Schüler
m ein Spottgeld verkauft. Im Jahre 1527 endlich wurde
uch noch die Orgel im Münster abgebrochen, weil sie von
en Geistlichen deßhalb „aufgebracht worden sei, damit sie
esto weniger singen müßten."[1])

Das ist die Art und Weise, wie Zwingli in Zürich mit
er alten Kirche aufräumte und die neue Religion einführte,
der wie, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „der Teufel
usgetrieben und alle Eingänge versehen wurden, damit er
icht wieder komme." Wie „friedlich das alles von statten
ing," welch „großer und fröhlicher Gottesdienst" es war,
der wie sehr „alles in Ordnung und Züchten" geschehen,
at uns Bullinger oben bezeugt und sagt uns ebenso Gerold
dlibach, nemlich: „etliche haben mit den Bildern eben grob
nd gar unschicklich gehandelt, was wenige Jahre vorher von
nseren Altvordern für unchristlich geachtet und nicht ohne
Buße an Leib, Ehre und Leben ausgegangen wäre."[2]) Auch
Finsler meint, es sei dabei doch nicht so schonlich zugegangen,
wie man es sich etwa vorstellt, und gerechten Unwillen erregte
esonders die rücksichtslose Art, mit welcher der Rath die
Kirchenzierden des großen Münsters zum Theil öffentlich ver-
teigerte, während freilich ein anderer der neuesten Zwingli-
Biographen daran nichts zu tadeln weiß, als „einzig die trotz
orgfältigen Verfahrens beim Hinausschaffen der Bilder von
anatischen Parteileuten verübte Schädigung und Zerstörung
ines wenigstens kunsthistorischen Gutes, welches aber als
Zeichen und Mittel einer mühsam zu überwindenden Glaubens-
tufe solchen Leuten als zu vernichtender Feind erschienen ist",
und sich dabei freut, daß Zwingli den von seinen Freunden

1) Die Belege für diese und weitere Einzelnheiten bei Mörikofer I. 192, 227, 316. Finsler 23, 25. Janssen, zweites Wort S. 51 f. Hottinger, Helvetische Kirchengeschichte III. Th.

2) Mörikofer S. 229.

ihm in's Angesicht geschleuderten Vorwurf, daß er keinen Sinn für die schöne Kunst habe, mit Humor zurückzuweisen wußte.[1]) Zwingli hat das Prädikat eines „bilderstürmenden Prädikanten," das ihm Janssen gibt, redlich verdient.

Es wurde schon erwähnt, wie die Zürich unterstellte Landschaft an bilderstürmendem Reformationseifer nicht hinter der Stadt zurückblieb und die Bilder kurzweg „zur Ehre und zum Ruhme Gottes verbrannte." In Oberstammheim z. B. wurde am Johannistag 1524 eine „kostbare St. Anna's ganzes Geschlecht vorstellende Tafel sammt Paternoster und anderen geopferten Zierrathen zu etlicher Abergläubiger großem Verdruß verbrannt;" im nächsten Jahre „folgten Winterthur und andere Zürich angehörige Orte dem Exempel der Stadt Zürich in Abschaffung der Bilder."[2])

Mit all dem hatte der Zwinglianismus in Bethätigung seiner Kunstliebe erst begonnen. „Vergebens ließen die katholischen Kantone mehrere Bilderzertrümmerer enthaupten,"[3]) das Beispiel Zürichs wirkte auch außerhalb seines Gebietes und die Gesinnungsgenossen Zwinglis thaten ihre Pflicht. Besonders vom Jahre 1528 an hielt der Bildersturm in der Schweiz eine furchtbar reiche Ernte. Am 6. Januar dieses Jahres begann auf Zwinglis Veranlassung ein zwanzigtägiges Religionsgespräch in Bern. In den hier behandelten und natürlich auch „bewiesenen" Thesen wurde „wie die Verehrung und Anrufung der Heiligen, so auch das Aufstellen der Bilder verworfen"[4]) und sofort ging man allenthalben an die praktische Durchführung der gewonnenen Einsicht und der erkannten Pflicht. Gleich am Tage nach Beendigung der Disputation wurde im Rath zu Bern beschlossen, daß man innerhalb acht Tagen alle Bilder, Götzen, Altäre und Tafeln abthun

1) Schweizer, Zwingli's Bedeutung neben Luther S. 53 und ff.
2) Hottinger a. a. O. III. 186 und 239.
3) Vierordt, Geschichte der Reformation in Baden I. 271.
4) Janssen, Zweites Wort S. 53.

solle, und noch am gleichen Tag schaute die Stadt einen „greulichen Bildersturm." Die Schuster rissen in der Barfüßerkirche die Tafeln und Standbilder herab, die von ihrer Bruderschaft dort aufgestellt worden waren, und übergaben alles dem Feuer. Dieses Beispiel fand eifrige Nachfolge; die Altäre, im Münster allein 25 an der Zahl, wurden abgebrochen, die hölzernen Bildwerke auf dem Kirchhof verbrannt, die steineren durch Hammerschläge zertrümmert, die herrliche Orgel niedergerissen und zerstört, die Kirchenzierden und -Geräthe von Gold und Silber eingeschmolzen und zu Münzen geprägt, die seidenen Gewänder der Priester verkauft: — „man wollte schon am 27. Jan. Lichtmeß halten," spottet Hottinger und Bullinger schreibt: „das war vielen eine bittere, ungeschmacke Sache; doch ging es ohne Aufruhr und Blut, denn wie viel Unwillens und Dräuens unter etlichen Bürgern war, schied doch Gott gnädiglich;" Zwingli aber ruft am 28. Januar in seiner Abschiedspredigt: „Da liegen die Altäre und Götzen im Tempel. Der Wust muß aber hinaus. Es sind gar schwache und zänkische Gemüther, die sich um Abthun der Götzen beklagen, so sie jetzt öffentlich sehen, daß sie nichts Heiliges haben. Hier liegt einer, dem ist das Haupt ab, dem andern ein Arm."[1])

Von Bern aus verbreitete sich der Sturm weiter in die Landschaft und durch einen großen Theil der Schweiz. In den Städten Zofingen, Aarburg, Aarau, Brugg wurden „im März alle Götzen verbrannt und die Messe abbestellt." „Das Marienbild zu Büren ist vor der Kirche verbrannt worden." In Biel „haben etliche Verordnete alle Bilder und Altäre abgeschafft; wer etwas Bilder von den Kirchenzierden dargeboten hatte, dem ließ man es wieder abfolgen; die übrigen wurden bis auf weitere Verordnung beiseits auf das Gewölbe gelegt, mit der Zeit aber unnütz

1) Janssen a. a. O. S. 54, Grüneisen S. 104, Geffcken S. 45.

gemacht". „Nachdem zu Matt etliche Bilder in der Kirche zerschlagen und zerhauen worden, sind Freitag nach Matthiä bei Nacht etliche zu Schwanden in die Kirche gebrochen, trugen mehrere Bilder aus der Kirche und warfen sie in die Linth. Darauf Sonntags berathschlagten die von Matt, die Bilder zu verbrennen: es waren nunmehr die Kirchen von den Bildern gereinigt." „Sonntag vor Galli wurden die Bilder zu Glarus auf der Burg des Nachts aus der Kirche geschafft und sammt allen Kirchenzierden in die Linth geworfen, auch die im Hauptflecken angegriffen und theils zerstümmelt, dero Exempel die ab Kirchenzen und zu Niederurnas bald gefolgt; auch zu Betschwanden, Matt und Elm wurde mit den übrigen Bildern abgefahren." In Müllhausen „ließen sie den Götzensturm inmassen angehen, daß nicht nur den Götzen, sondern auch den gemalten Fenstern nicht verschont und die Fenster der Pfarrkirche kümmerlich erhalten wurden." Zu Altstetten wurden die Bilder „am 30. Tag Wintermonats im Kalchofen verbrannt, auch in Frauenfeld und den meisten thurgauischen Pfarren Bilder, Meß und übrige päpstliche Ceremonien abgethan; zu Aarbon ist es den 5. Wintermonats geschehen". In Toggenburg wurde gleichfalls im Jahre 1528 „dieser Sauerteig ausgefegt". Als der Abt von St. Johann „an Kreuzerhöhung Meß hielt und die Mönche im Chor sangen, sind bei zwanzig junge frische Kerl in die Kirch gelaufen und haben, nachdem sie etliche Lieder gesungen, einige Altartafeln heruntergerissen und zerschlagen;" auch „Davos und andere Kirchen sind mit den Bildern, der Meß und deren Anhang abgefahren."[1])

Im folgenden Jahre 1529 wurden in Neustadt „die Kirchen von den Bildern und dergleichen Werkzeugen des Aberglaubens gesäubert." Im gleichen Jahre „an der Lichtmeß haben die zu Schennis die Bilder abgethan". Im Flecken Wesen „haben muthige Knaben etliche Götzen aus

1) Hottinger S. 407, 410—429.

den Kirchen genommen und auf den Platz gestellt zu ihnen sprechend: Sehet dieser Weg geht gen Schwiz, jener gen Glarus, der gen Zürich, dieser gen Chur; erwählet, welchen ihr wollt, ihr sollt dahin sicher Geleit haben; könnt ihr nicht von der Stelle kommen, so werden wir euch verbrennen; wurden hiemit bald ins Feuer geworfen." Um dieselbe Zeit beschloß Bremgarten, daß „Meß und übriges unnützes Gestürm und Gewürm des Menschentandes abgethan werde, item daß auch die Bilder abgeschafft und verwahrt werden sollen; am Montag den 17. Mai nach einer Predigt zerbrachen die Bürger die Altäre und verbrannten die eingeschlossenen Götzen auf dem Kirchhof."[1])

Dasselbe Jahr vollendete die Bilderzerstörung in St. Gallen. Nachdem bereits im J. 1524 mit Vorwissen des Rathes bei Nacht durch die Kirchenpfleger viele „Götzen" entfernt worden waren, faßte am 23. Februar 1529 der kleine und große Rath den Beschluß, „die Altäre, Bilder, Tafeln und anderes im Münster und allen Kapellen, wie zuvor in den übrigen Kirchen geschehen, hinweg zu thun." Als die Mönche sich der Ausführung dieses Beschlusses widersetzten, befahl der Rath, „es solle die im Münster anwesende Bürgerschaft die Bilder angreifen; solches hat sie an S. Mathiä Abend so eifrig gethan, daß innert zwei Stunden die Bilder an einem Haufen gelegen. Die steinernen Götzen wurden zerschlagen und zum Mauren gebraucht, mit den hölzernen wurden vierzig Wagen angefüllt, auf welchen diese Bilder auf den Brül geführt und über des Dekani Abbitt verbrannt wurden; folgenden Tages wurden 33 Altäre abgebrochen." „Da ging große Kunst mit Bildern und Tafeln zu nichte;" selbst die kunstvollen Chorstühle fanden keine Schonung. Die Kapelle des hl. Johannes wurde in eine Werkstätte, die des hl. Jakobus in einen Kalkofen verwandelt, aus den erbeuteten Glocken ließ der Rath eine große Kanone gießen.[2]) In

1) Hottinger S. 456 f. und 501.
2) Hottinger S. 458. Geffcken S. 91. Janssen III. 91.

Diessenhofen wurden Montag vor Palmtag die Bilder abgethan, zu Mellingen „am 27. März Osterabend die Bilder auf dem Kirchhof verbrannt.“ „Den 29. Tag März haben neun Gemeinden im Wagenthal ihre Kirchen von den Bildern gereinigt, den 6. Brachmonat Rodorf, den 17. Dietikon die Bilder abgethan, um dieselbe Zeit Zurzach und Rheinau die ‚Holgen‘ verbrannt.“[1])

Als in Schaffhausen im Jahre 1524 einige vom Beispiele der Züricher angesteckt „nachts an Allerheiligen die Altäre und andere Bilder, soweit sie deren mit den Händen fassen konnten, zu Boden geworfen und zerschlagen,“ verursachte dieses eine große Aufregung in der Stadt und die Schuldigen wurden zur Strafe gezogen. Seitdem hatte die neue Einsicht mehr Boden gewonnen. Im Jahre 1529 „Freitag vor Jakobi wurden in St. Wolfgangs Kapell am Oelberg alle Bilder ringsumher abgenommen, die Altäre geöffnet, was kostbar war, von den Bürgern verkauft oder der Obrigkeit eingehändigt.“ Donnerstag nach Michelis wurden Meß und Götzen abgethan, etliche Götzen verbrannt, der Rest aufbewahrt, bis man sie „1532 nach Ostern hat zerscheiten lassen.“ Der Barfüßer Mönche und St. Agnes Nonnen Kirchen wurden zugeschlossen. Als folgenden Freitag der größte Götze, der sog. große Herrgott von Schaffhausen abgenommen wurde, fiel er auf den Taufstein so hart, daß er wegen seiner Schwere den vierten Theil des Steines, der aber wieder angekittet wurde, abschlug.[2])

Die Stadt Basel wurde von Zwingli's Freund Joh. Oekolampad in dessen Sinn und Geist reformirt. Seine Vertheidiger sagen, Oekolampad sei kein Bilderstürmer gewesen; Thatsache aber ist, daß er auf der Badener Disputation im Mai 1526 sich, wenn auch „mit großer Mäßigung“, doch gegen die These Eck's aussprach: „Jesu und der Heili-

1) Hottinger S. 462. f.
2) Hottinger S. 183, 455 u. 650.

gen Bilder sind nicht abzuthun,"[1]) ebenso, daß die von ihm in's Leben eingeführte Baseler Reformationsordnung vom Jahre 1529 in ihrem 18. Abschnitt „von Bildern" sagt: „wir haben in unsern Kirchen zu Stadt und Land keine, weil sie vormals viel Anreiz zur Abgötterei gegeben, darum sie auch Gott so hoch verboten und alle verflucht hat, so Bilder machen, deßhalben wir künftighin mit Gottes Hilfe keine Bilder aufrichten lassen";[2]) endlich, daß er an der Bilderstürmerei in Ulm, Memmingen, Biberach seinen großen Antheil hat. In Basel, der vormals so kunstliebenden Stadt, dem Ort der Wirksamkeit eines Holbein, offenbarte die Reformation schon bald ihr bilderfeindliches Streben. „In der Christnacht des Jahres 1525 und in der Fastenzeit des folgenden Jahres hatte die radikale Reformationspartei schon Anschläge auf Bildersturm und Kirchenplünderung gemacht, was durch besonnenes Eingreifen des Rathes mit Mühe verhindert wurde." Der Sturm war aber bloß aufgeschoben. Am 16. April 1528 schreibt Oekolampad an Zwingli: „Einige Eiferer, ihrer fünf, waren es, die am Charfreitag gegen den Befehl der Regierung und ohne mein Vorwissen in der St. Martinskirche alle Bilder von den Altären weg und auf einen Haufen warfen und nicht eines derselben an seinem Platze ließen. Der Kühnheit dieser wenigen folgten vierunddreißig; diese reinigten am zweiten Ostertage nach dem Abendgottesdienste die Augustinerkirche. Nun beschloß der Rath, in fünf Kirchen (St. Martin, St. Leonhard, bei den Augustinern, den Barfüßern und im Spital) alle Bilder wegthun zu lassen". Dieß war den Reformationseiferern nicht genug. Das Werk bekam seine Vollendung am Fastnachtsdienstag den 9. Februar 1529. Nachdem das Volk die Ausstoßung der katholischen Mitglieder des Rathes durchgesetzt hatte, zog ein Trupp von vierzig Mann

1) Hagenbach, Joh. Oekolampad S. 95.
2) Woltmann, Hans Holbein, II. Aufl. S. 356.

auf die Burg und begab sich ins Münster. Einer stieß wie von ungefähr mit der Hellebarde an einen Heiligenschrein; dieser sprang auf, ein Bild fiel zu Boden und brach in Stücke; dieß gab das Signal zu weiteren Angriffen auf die Bilder. Die Stürmer wurden durch herbeieilende Priester und Gehilfen derselben in ihrer Arbeit gestört. Sie zogen ab, trafen aber unterwegs dreihundert Mann, die ihnen vom Kornmarkt aus zu Hilfe eilten; mit diesen wandten sie sich noch einmal dem Münster zu, sprengten die inzwischen von der Priesterschaft geschlossenen Thüren mit Gewalt auf und rissen in wilder Zerstörungslust zu Boden, was ihnen von Bildern, Altären, Gemälden und Votiven unter die Hände kam. Vom Münster begaben sie sich in die benachbarten Kirchen von St. Ulrich, St. Alban und verübten Aehnliches. Auf die Mahnung der Regierung ward nicht mehr gehört: „Ihr habt mit dreijährigem Rathen nichts ausgerichtet, wir wollen das alles in einer Stunde vollbringen,“ lautete die Antwort. Der Bildersturm erstreckte sich bald auf die ganze Stadt. Nur wenige steinerne Bilder in Großbasel blieben verschont, so das Marienbild am Spalenthor. Die Kleinbaseler flüchteten in ihrer Herzensangst ihre Bilder auf die Kirchenbühne, aber nach einigem Widerstand mußten sie ihre Schätze herausgeben und den Flammen überlassen. Am folgenden Tag, „am Aschermittwoch den 10. Februar, folgte der nächste Akt des Dramas. Vierhundert Mann, vor ihnen her der Henker, zogen in das Münster und zertrümmerten, was noch übrig war.“ Der Rath selbst nahm nunmehr die Kirchenreinigung in die Hand. „Man fing an, das Holzwerk von den abgebrochenen Altären, Bildern, Tafeln u. s. w. zu zerhauen und für Brennholz unter die Armen auszutheilen; weil sich aber etwas Streit darüber erhob, wurde es auf dem Münsterplatz in zwölf Haufen vertheilt und verbrannt. Auf anderen Kirchhöfen ist ähnliches geschehen“: ein sehr trauriger Anblick für die Abergläubigen, schreibt Oekolampad an Capito, „sie hätten Blut weinen mögen; so grausam verfuhr

man mit den Götzen"; und Erasmus berichtet als Augenzeuge an Pirkheimer: „Da war keiner, der nicht für sich selbst gefürchtet, als diese Hefe des Volkes mit Waffen und Kanonen den Marktplatz besetzt hatte"; dann schreibt er weiter: „Solch ein Spott wurde mit den Heiligenbildern und selbst mit den Cruzifixen getrieben, daß man denken sollte, es hätte ein Wunder geschehen müssen. Nichts blieb an Bildwerken übrig, weder in den Kreuzgängen, noch an den Portalen, oder in den Klöstern; was an gemalten Bildern da war, wurde mit Tünche überschmiert, was brennbar war, auf den Scheiterhaufen geworfen, was nicht, in Stücke geschlagen; weder Geldwerth noch Kunstwerth vermochte irgend etwas zu retten." [1])

Der Gouverneur von Neuenburg berichtet unter dem 23. November 1530 an die Gräfin von Hochberg über die Bürger seiner Stadt: „sie schlugen die Bilder in Stücke, den Gemälden schnitten sie die Nasen weg, stachen ihnen die Augen aus, sogar unserer gnädigen Mutter Gottes, die Ihre selige Frau Mutter hat fertigen lassen." [2]) Um die gleiche Zeit schreibt aus Ragatz ein Martin Seeger: „die Meß ist hin, die Götzen werden bald folgen". Im Jahre 1531 „am 11. Herbstmonat wurden in Rappersweil alle Bilder und Altäre bei Seite geschafft. An Mariä Himmelfahrt haben die zu Jonen neben anderen Bildern ein Marienbild verbrannt." [3])

Ein gar düsteres Gemälde der Bilderfeindschaft und der bilderstürmenden Wuth zeigt uns die Reformation von Genf; hier leisteten Farel, Calvin, Beza wohl das Höchste, was einem fanatischen Kunstverderber möglich ist. Im Jahre 1526 schloß Genf zur Abschüttelung der savoyischen Herrschaft ein Waffenbündniß mit dem damals bereits der Neuerung anheim gefallenen mächtigen Schweizerstaate Bern. Dieses

1) Woltmann a. a. O. S. 285 und 354. Hagenbach S. 106 und 127. Janssen, zweites Wort. S. 55. Hottinger a. a. O. S. 448.
2) Geffcken S. 92. 3) Hottinger S. 506 u. 566.

brachte Genf mit der politischen Unabhängigkeit den neuen Glauben. Berner Soldaten waren es, die im Oktober 1530 in Genf zuerst ihren Glaubenseifer den Werken der Kunst gegenüber bethätigten. „Der Anblick der zahlreichen Abzeichen des katholischen Cultus und der geistlichen Herrschaft brachte ihr evangelisches Blut in Wallung. Ein förmlicher Bildersturm war bald organisirt. Oeffentliche Statuen wurden zertrümmert, in Kirchen und Klöstern Altäre, Cruzifixe und Bilder zerstört oder auf muthwillige Weise verunstaltet. Die Nonnen von St. Clara mußten das herrliche Cruzifix, das vor ihrem Kloster aufgestellt war, verstecken, um es vor der Zerstörungswuth der bewaffneten Banden zu retten. Gegenvorstellungen der städtischen Behörden blieben erfolglos." Gerade zwei Jahre später (Oktober 1532) traf Wilhelm Farel mit Berner Empfehlungen in Genf ein, nachdem er mehrere Jahre in der Landschaft zwischen dem Genfer- und Neuenburger-See gepredigt und besonders gegen den „papistischen Götzendienst" geeifert hatte. Alsbald kehrte sich sein Grimm auch in Genf gegen die katholische Heiligen- und Bilderverehrung. Er nennt die Kaiserin Helena „die vermaledeite unter allen Weibern", weil sie durch Auffinden des Kreuzes den Götzendienst eingeführt habe, und er erklärt das Anfertigen von Bildern und Statuen sogar für eine Versündigung gegen die Gaben der Natur. Nicht Worte genug kann er finden, um das Unwürdige, Unsinnige, Greuelhafte der Bilderverehrung auszudrücken. Unbegreiflich ist ihm, daß Gott im Himmel solche Verhöhnung seines heiligen Namens durch das Papstthum und seine Anhänger so lange geduldet. Was den von den Bernern noch verschonten Kunstwerken von einem solchen Mann zu erwarten stand, konnte nicht zweifelhaft seyn. Nachdem noch um die Mitte des Jahres 1533 eine „evangelische Bilderzerstörung" stattgefunden, die keine größeren Dimensionen angenommen zu haben scheint, wurden nach der Rückkehr des wegen seines Ungestüms aus Genf ausgewiesenen Reformators im folgenden Jahre „bilder-

ürmerische Scenen immer häufiger und schloßen sich zuwei-
en unmittelbar an die evangelische Predigt an.“ Der Haupt-
hlag aber erfolgte im August 1535. Während der Magistrat
och schwankte und zauderte, bemächtigte sich Farel und sein
nhang mit Gewalt mehrerer Kirchen, selbst der Metropole
on St. Peter, und am 8. August erfolgten zunächst hier
Scenen des rohesten Vandalismus, Auftritte, wie sie selbst
der Reformationszeit nicht häufig vorgekommen sind: Altäre,
eiligenstatuen, Chorstühle wurden umgestürzt, Cruzifixe und
ilder mit rohem Muthwillen zerschlagen . . . Von St.
eter wälzte sich der Strom der Verheerung auf die übrigen
otteshäuser. Unter Vortritt eines Tambours setzten sich
e evangelischen Haufen am andern Morgen gegen die noch
icht gereinigten Kirchen von St. Gervais, der Dominikaner
nd Augustiner in Bewegung, um das Treiben des vorigen
ages zu wiederholen. Werthvolle Heiligenschreine und her-
orragende Werke altitalienischer Kunst, womit meist die Frei-
ebigkeit florentinischer Kaufleute Genfs Kirchen beschenkt
atte, fielen dem Vandalismus der Farel'schen Glaubens-
haaren zum Opfer. Vergebens suchten die herbeieilenden
yndike dem Wüthen der Menge wiederholt Einhalt zu
un und die werthvollen Kunstgegenstände zu retten. Alle
ersuche, den fanatischen Bilderstürmern Halt zu gebieten,
lieben fruchtlos. Mit der Hinweisung auf die Bibel, welche
e Zerstörung der Götzenbilder zur Pflicht mache, wurde
de Einrede beseitigt. Nichteinmal öffentliche Monumente
nd Grabsteine fanden vor den Augen des bilderfeindlichen
öbels Gnade. Es war eine furchtbare Ausführung der
ehre Farels von der unbedingten Verwerflichkeit der Bilder.“ [1])

Farel hatte in Genf zerstört, niedergerissen; die Erricht-
ng eines Neubaues unternahm Calvin. Die Kunst aber
at er aus ihrer Niederlage nicht aufgerichtet; er steht viel-
ehr an Abneigung und Haß gegen die Bilderverehrung
inem Vorgänger in keiner Weise nach, setzte dessen Werk

1) Kampschulte, J. Calvin S. 102 f., 111 ff., 135 u. 159 ff.

fort und ließ die letzten Reste und Zeugen der kirchlichen Kunstliebe beseitigen. Jede bildliche Darstellung, möge sie Gott selbst oder Personen und Ereignisse aus der hl. Geschichte zum Gegenstand haben, ist ihm eine Verdunkelung und Gefährdung der wahren Gotteserkenntniß und deßhalb verdammlich. „Einen schauerlichen Unsinn, der bisher alle Frömmigkeit auf dem Erdkreis vernichtet habe", eine Entweihung des Gotteshauses nennt er die Aufstellung von Bildern in den Kirchen. Dem entspricht auch der in Genf von Calvin eingeführte Gottesdienst. „An die Stelle der reichen Geist und Sinn ergreifenden Cultusformen der katholischen Kirche trat ein Gottesdienst, der durch Kargheit und Einfachheit, durch Verbannung aller Ceremonien, durch grundsätzliche Ausschließung alles dessen, was Gemüth und Phantasie ansprach, die Herrschaft eines nüchternen Verstandesprincips ankündigte. Der alten Verbündeten der Religion, der Kunst, wurde offen der Krieg erklärt. Einfach und schmucklos wie den Gottesdienst verlangt Calvin auch das Gotteshaus, ohne Bilder und Statuen, ohne prunkvolle Verzierungen; die Kanzel und einige schlichte Abendmahlstische bilden die ganze innere Ausstattung des calvinischen Tempels." [1])

Daß Calvins Nachfolger in Genf, Theodor Beza, seinem Meister an kunstverderblichem Streben nicht nachstand, bezeugt seine Aeußerung zu Mömpelgard: „er verabscheue die Bilder des Gekreuzigten und wünsche, daß die christliche Obrigkeit alle Bilder zerschmettern möchte." [2])

Die Landschaft mußte in Beseitigung alles Katholischen dem Vorgange Genfs folgen. In Lausanne wurden 1536 „im Weinmonat Altäre und Bilder abgethan." [3])

(Fortsetzung folgt.)

1) Kampschulte a. a. O. S. 463 f.

2) Portig a. a. O. S. 422.

3) Hottinger a. a. O. S. 715.

LIII.

Freiherr von Vogelsang im Wiener „Vaterland“ —

hat in einem Leitartikel der Nummer vom 14. d. Mts. sich mit diesen „Blättern“ und deren Redaktion in einer Weise befaßt, die mich zu einer offenen Entgegnung zwingt. Er bedient sich dabei einer alles Anstandes spottenden Sprache, die es allerdings erklärlich macht, wenn man da und dort meinte, ein Journal, dem auch in den heftigsten Kämpfen und von den bittersten Gegnern das verdiente Recht auf anständige Behandlung niemals abgesprochen worden ist, könnte über eine solche Leistung hoffärtiger Anmaßlichkeit schweigend hinweggehen.

Man wird uns das Zeugniß nicht versagen, daß persönliche Controversen weder dem Geschmack noch der Gewohnheit dieser „Blätter“ entsprechen. Aber Alles hat seine Grenzen. Es wird indeß genug seyn, wenn wir am Schlusse die Musterprobe der beschimpfenden Ausfälle des freiherrlichen Redakteurs vorführen. Vor Allem fällt in's Gewicht, daß er uns geradezu das Recht der freien Meinungsäußerung über österreichische Verhältnisse abspricht.

Der gedachte Leitartikel bezieht sich auf einen Aufsatz im 7. Hefte der „Blätter“, welcher die Ueberschrift trägt: „Aus Oesterreich: Nationalismus und Conservatismus in Cisleithanien.“ Aber nicht etwa so, daß die Leser aus dem Leitartikel irgendwie errathen könnten, was denn dieser Auf-

satz Mißfälliges enthält; Herr von Vogelsang fühlte sich vielmehr durch eine Bemerkung in den ersten Sätzen desselben über die „conservative Journalistik“ in Oesterreich derart aufgeregt, daß er über den Aufsatz kein Wort weiter verliert und sofort seine vormundschaftlichen Ansprüche auf die Redaktion der „Blätter“ erhebt.

„Während,“ so hebt er an, „namentlich die conservative Presse beider Confessionen (in dem deutschen Nachbarreiche) mit derjenigen anständigen Zurückhaltung sich über unsere politische Entwicklung äußert, welche durch die eigenartige Complicirtheit derselben jedem verständigen Politiker geboten ist, macht zu unserem lebhaften Bedauern in dieser Hinsicht gerade dasjenige katholische Organ eine seltsame Ausnahme, welches einst auch für Oesterreich eine große und wohlthätig-anregende Bedeutung besaß.“

Mit anderen Worten: wir haben die Pflicht der Leisetreterei, wie Herr von Vogelsang sagt: gegenüber Oesterreich, in Wahrheit: gegenüber der Parteitaktik, die er zur Zeit vertritt, empfindlich verletzt. Ich lasse vorerst die Frage beiseite, mit welchem Rechte und in wessen Auftrag Herr von Vogelsang mit einer solchen Zumuthung an uns herantritt. Aber daß er es thut, erweckt in mir eine alte Erinnerung an Verhältnisse, von welchen Herr von Vogelsang freilich nichts wissen kann; denn es ist schon etwa dreißig Jahre her, und wo war damals der Herr von Vogelsang?

Es war zu der Zeit, wo in Oesterreich die Politik der „Germanisirung“ herrschend war und in ihr das Heil der Monarchie gesucht wurde. Man wird heute sagen dürfen, daß der traurige Nationalitätenkampf in Oesterreich in jenen unseligen Mißgriffen Wurzel geschlagen habe. Aber der „Germanisirungs“-Proceß hatte nicht nur den gesammten Liberalismus hieaußen „im Reich“ für sich, sondern auch die katholisch-conservative Presse daselbst befleißigte sich ganz und gar der „anständigen Zurückhaltung“ gegenüber diesem Stadium der politischen Entwicklung in Oesterreich, die Herr von

ogelsang uns jetzt zu gebieten wagt — mit einziger usnahme dieser „Blätter".

„Katholisch-conservativ" seyn und Alles ganz gut finden, as in Wien beliebt wurde, war damals insgemein identisch. ber man hat das doch nicht so, wie jetzt Herr von Vogel-ng, in die Welt hinausgeschrieen. Die Sache wurde ver-aulich behandelt: wie ungeziemend es sei, daß ein katholisch-nservatives Organ gegen die Regierung einer katholischen acht wie Oesterreich in Opposition stehe. Unerbittliche ritik für Preußen, der Mantel der Liebe für Oesterreich: s war die politische Richtschnur. Es bestand damals eine sterreichische Preßagentur in München, vielleicht das Muster ib Vorbild des spätern preußischen „Reptilienfonds;" wenig-ens war dem Herrn von Bismarck in Frankfurt das In-tut nicht unbekannt. Der Chef desselben erklärte sich un-re kritische Stellung zur österreichischen „Germanisirungs"-era und darüber hinaus einfach aus dem Umstande, daß ie gelben Hefte das einzige dieser Organe draußen im eiche seien, das aus dem Wiener Preßfond nicht subven-onirt sei."

Warum ich das hier sage? Um dem Herrn von Vogel-ng die gegenseitige Stellung klar zu machen. Wenn ich die reiheit meiner Meinungsäußerung einer mächtigen Strömung genüber nicht opferte, und zwar auch dann nicht, als der olizeiminister von Kempen mit dem Verbot der „Blätter" Oesterreich drohte: dann werde ich in meinen alten Tagen ohl umsoweniger Ursache haben, mich unter die Fraktions-litik des Herrn von Vogelsang zu beugen.

Meine wärmste Theilnahme hat der ehrwürdigen Mo-archie der Habsburger von Hause aus und durch alle die hweren Zeiten in Wort und Schrift bis heute gehört. In einem engern Vaterlande hatte ich das bitter zu büßen. Es ab eine Periode, wo der Minister allerhöchsten Orts meinen amen nicht nennen durfte, weil ich „an Oesterreich verkauft i." Nur in Einem Punkte hat sich meine Stellung zu den

österreichischen Angelegenheiten geändert: ich habe es seit Jahren aufgegeben, über die inneren Angelegenheiten Oesterreichs selber zu schreiben.

Die Schwierigkeit der Orientirung war für einen Außenstehenden unüberwindlich geworden, und bei dem redlichsten Bemühen konnte man es niemals allen Leuten recht machen, welchen man es doch gerne recht gemacht hätte. So habe ich mich denn seit lange darauf beschränkt, die Beiträge vertrauenswerther Männer aus dem Lande selbst entgegenzunehmen, stets unter dem loyalen Vorbehalt, auch einer etwaigen Entgegnung den Raum nicht zu verschließen, was auch nicht selten benützt worden ist.

Sollen wir nun jedesmal den Herrn von Vogelsang fragen: wen wir als einen „verständigen Politiker" über Oesterreich ansehen dürfen? Der Verfasser des incriminirten Artikels „Aus Oesterreich" dürfte dem Herrn von Vogelsang selbst schon aus dem Styl als einer seiner gelegentlichen Mitarbeiter bekannt seyn. Er ist geborner Cisleithanier, mir als Politiker schon vor mehr als zwanzig Jahren bekannt geworden, also lange vorher, ehe Herr von Vogelsang in Oesterreich einwanderte. Hätte ich nun den Letzteren um sein Urtheil bitten sollen, ob ich eine Meinungsäußerung des Ersteren in den „Blättern" zulassen dürfe?

Der Schluß der Vogelsang'schen Auslassung lautet wörtlich wie folgt: „Wir bedauern schmerzlich die Metamorphose, welche mit dem einst so hochstehenden Organe vor sich gegangen ist; wir bedauern dieß Herabsinken, dieß Aufgeben des geistvollen, echt katholischen Conservatismus in jenen Heften umsomehr, als wir selbst einst aus den Aufsätzen des großen Görres, Jarcke's und Anderer werthvolle Belehrung, Anregung und Stärkung unserer Ideen empfangen haben. Die gern geübte Schonung eines, seiner Vorgänger unwürdigen, anmaßenden Epigonenthums muß ihre Grenze in der pflichtgemäßen Vertheidigung des conservativen Oesterreich finden,

an welchem nicht jeder geistlose und unfähige Politikaster sein Müthchen kühlen soll.“

Ein solches Urtheil über uns oktroyirt Herr von Vogelsang dem Publikum des „Vaterland“, und verbreitet es vielleicht noch weiter durch seinen Multiplikator! Der Eckel verhindert mich mehr zu sagen. Ich bemerke nur, daß mein „unwürdiges, anmaßendes Epigonenthum“ in dreizehn Monaten die Dauer von 35 Jahren erreichen würde. Sollte ich dem Herrn von Vogelsang aus irgend einem Grunde genirlich im Lichte stehen, so mag er sich gedulden: es wird nicht zu lange mehr dauern!

Für diejenigen, in deren Namen und Auftrag Herr von Vogelsang seine Zeitung schreibt, bemerke ich aber, daß ich gerade die Autorität jener drei Männer getrost für mich anspreche, an welchen Herr von Vogelsang mich des Verraths beschuldigt. Görres, Jarcke und Phillips hatten das Glück, den österreichischen Nationalitäten-Kampf nicht mit ansehen zu müssen, und auch die moderne Auferstehung der historisch-politischen Individualitäten ist ihnen erspart geblieben. Beides war mir, dem von Jarcke und Phillips berufenen „Epigonen“, vorbehalten und — vieles Andere dazu. Aber Eines ist gewiß: daß nämlich die drei Männer in dem Glaubensbekenntniß übereinstimmten: „Das Reich der Habsburger müsse katholisch seyn, oder es werde nicht seyn.“

Dieses Axiom aber verträgt keine Leisetreterei, vielmehr drängt die Zeit und eine dunkel verhängte Zukunft. Das ist der Kern des Artikels „Aus Oesterreich,“ und darin bin ich mit dem geehrten Verfasser vollkommen einverstanden.

Hiemit Gott befohlen!

Jos. Edmund Jörg.

LIV.

Zeitläufe.

Die zwei Seiten der englisch-irischen Krisis.

Studien und Skizzen. I.

Am 24. April 18

Der Völkerfrühling, den man uns dereinst ver
hat, der Zustand socialen Gedeihens im Innern und ge
ten Friedens nach außen, hat sich nun derart ausgew
daß eine Umschau, die nur alle zwei Wochen zum
kommt, nicht mehr weiß, wohin sich zuerst zu wend
Wenn es zur Zeit noch nicht überall kracht, so
doch allenthalben. Da indeß in Preußen augenblickli
chenpolitische Waffenruhe herrscht, die sogar einen Fr
sei es auch einen faulen, erwarten läßt, und da der
in den nächsten vierzehn Tagen das Papier des Berliner
trags vielleicht noch nicht völlig zerpflückt haben
scheint die englisch-irische Krisis im Vordergr
Ereignisse zu stehen.

Es handelt sich um eine schwere Entscheidung
Weltreich Ihrer britischen Majestät, und vor zehn
hätte die „irische Brigade" wohl selbst nicht geglaubt,
der Tag der irischen Schlußabrechnung mit dem
land so bald schon anbrechen werde. Das ist es nun
land sitzt auf der Anklage-Bank wegen mehrhundertj

Frevel und Verbrechen an dem irischen Volke, und das Haupt des brittischen Kabinets selbst spielt die Rolle des Anklägers. Er hat die Bücher der Geschichte nachgeschlagen und er füllt seine Anklageschrift mit dem Register der Gewaltthaten und der Akte der Corruption, welche von England unausgesetzt an Irland begangen worden seien. Er plaidirt auf Verurtheilung: zur Strafe soll England das irische home-rule, die Selbstregierung durch ein Sonderparlament in Dublin, gewähren, als Entschädigung aber für die Räubereien früherer Zeiten sollen die irischen Landlords von Staatswegen zu Gunsten der armen Pächter abgelöst werden.

Ohne Zweifel ist ganz Alt-England entsetzt über diese wunderbare Wendung. Die Celebritäten der alten Whig-partei haben ihrem gefeierten Führer Gladstone haufenweise den Rücken gekehrt, und die liberale Presse macht bis auf einige dürftigen Ausnahmen gegen ihn Front. Selbst die Radikalen, wie dort die „fortschrittlich Liberalen" im continentalen Sinne genannt werden, wollen lieber ihre eigenen Wege gehen, weil eine irische Autonomie nach dem Vorschlage Gladstone's ihnen verdächtig ist. Auch auf die Schotten, die man den „Rückgrat" seiner Partei genannt hat, kann er nicht mehr rechnen. Auf wen und was rechnet denn der unbegreifliche Staatsmann für die Vorschläge, die er in aller Stille ausgeheckt und nun vor das Parlament gebracht hat?

Es sind noch nicht zwanzig Jahre verflossen, daß er den „silbernen Streifen", das umgebende Meer, glorificirt hat, das England so glücklich zur Insel gemacht, und in deren natürlichem Frieden eine beispiellose Fülle von Prosperität, Selbstgenügsamkeit und Selbstgefühl in harmonischer Wechselwirkung geschaffen habe. Und nun schaut umgekehrt die ganze übrige Welt mit selbstgefälliger Schadenfreude auf dieses sonst vielbeneidete England mit seiner socialen Nothlage und innern Zerrüttung. Diese Zerrüttung ruft Herr Gladstone gerade als seine stärkste Hülfsmacht an. Es ist eine furchtbare Wahl, vor die er das Reich stellt. Entweder,

sagt er, ihr nehmt meine Vorschläge an, oder ihr müßt zu Zwangsmaßregeln in Irland greifen, die dem offenen Bürgerkriege gleichkommen. Andererseits ist aber auch kein Zweifel, daß die nächste Consequenz dieser Vorschläge sich auf die Länge nicht zurückdämmen lassen würde: die Ausschrotung des brittischen Mutterlandes und die Auflösung jenes altehrwürdigen Parlaments, das solange das Musterbild und der Neid der übrigen Welt war.

Auf welcher Seite soll die katholische Presse des In- und Auslandes Stellung nehmen? Vor mehr als zwanzig Jahren hätte sich die Parteinahme von selbst ergeben. Aber seitdem ist das Nopopery-Geschrei im Parlament verstummt; dagegen haben die irischen Bewegungsparteien in den geheimen Gesellschaften eine Gestalt angenommen, die wahrlich nichts Gutes verheißt, wenn die Bundesgenossen dieser Meuchelmörder und Dynamithelden das Schicksal Irlands in die Hand bekommen sollen.

Die Lage, in welche eine schreckliche Vergangenheit das arme irische Volk gebracht hat, ist bis jetzt den katholischen Sympathien für England wie ein Schlagbaum im Wege gestanden; aber im Uebrigen hat die katholische Welt sich über England längst nicht mehr zu beklagen. Eben damals als Preußen sich zu dem 15jährigen Culturkampfe rüstete, hat ein deutscher Correspondent über die von oben bis unten gegen die Nopoperei umgeschlagene Stimmung in England berichtet: „Der silberne Streifen scheint diese Inseln auch für die principielle Bedeutung der großen kirchlichen Kämpfe auf dem Continent unempfindlich gemacht zu haben. Die altkatholische Bewegung, der Syllabus, der Conflikt zwischen den Forderungen des modernen Staats und der römischen Hierarchie haben so wenig Einfluß auf das insulirte England ausgeübt, daß sich unter den 768 Werken, welche vom englischen Buchhandel als ‚Theologie‘ im vergangenen Jahre veröffentlicht worden sind, kaum ein einziges befindet, das sich mit dem Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit und dessen staatlichen und gesellschaftlichen Con-

quenzen eingehend beschäftigt. Der heilige Vater beklagt
ch über Deutschland, selbst über Italien und Spanien, aber
icht über England, mit dessen ‚religiösem Geist‘ er im Ge=
entheil seine wohlbegründete Zufriedenheit erklärte.“[1])

Damals wie heute regierte Herr Gladstone an der Spitze
er sogenannten liberalen Partei in England. Zwei Jahre
päter erschien zwar die Schrift des merkwürdigen Mannes
the Vatican decrets“, welche von dem „Nopopery“= Geiste
n aller Welt mit Jubel aufgenommen wurde. Aber Herr
Gladstone war damals nicht mehr Minister; sein Kabinet
ar über die Fawcett'sche „irische Universitäts=Bill“ gestolpert
nd gestürzt. Diese Bill bezweckte nichts Anderes, als der
vollständigen und ehrlichen Durchführung des weltlichen,
in religiöses Glaubensbekenntniß berücksichtigenden Erziehungs=
stems“ zunächst in Irland und folgerichtig im ganzen Reich
m Durchbruch zu verhelfen. Die zweideutige Haltung des
abinets hatte die irischen Vertreter den Tories in die Arme
jagt; und diese Partei führt heute noch den Kampf für die
ristliche Schule gegen die neu entstandene Partei der „Ra=
kalen.“

Unmittelbar vor den letzten Neuwahlen hat Lord Salis=
ury im Namen des interimistischen Tory=Kabinets zu New=
rt eine Rede gehalten, in welcher er gegen die Bedrohung
s religiösen Erziehungsrechts durch die Radikalen erklärte:
Ich verlange, daß jeder christlichen Kirche oder Sekte die
ößtmögliche Gelegenheit geboten werden soll, ihre Angehörigen
ihrem Glauben zu unterrichten, anstatt sie in die Board=
chulen zu treiben, wo ein kraft= und saftloses, mechanisches,
ligiös unwahres Lehren vorherrschend ist. Denn, glauben
ie mir, das Wesen des religiösen Unterrichts besteht darin,
ß der Lehrende das, was er lehrt, auch glaubt und diesem
lauben entsprechend die volle und ganze Botschaft der Wahr=
it, die er empfangen hat, überliefert.“ Der Minister wies

1) Augsb. „Allg. Zeitung“ vom 30. April 1872.

des Weitern auf die schauderhaften Enthüllungen unter dem Namen des „Jungfrauen-Tributs“ hin,[1]) die eben damals ganz England in Aufregung versetzten, indem er bemerkte: „Gegen eine solche Corruption gibt es nur ein einziges Heilmittel, und dieses ist der christliche Glaubensunterricht. Deßhalb lege ich es Ihnen auf's Ernsteste und Nachdrücklichste an's Herz, das theuerste Besitzthum zu vertheidigen, das wir als die Bürger eines freien Landes haben, und keinen Theorien von Staatseinmischung und weltlichen Doktrinen zu gestatten, dazwischen zu treten und dieses größte und unveräußerlichste Privilegium eines christlichen Volkes zu schmälern oder zu vereiteln.“ Wo in aller Welt ist heute noch ein leitender Staatsmann, der eine solche Sprache in dem welthistorischen „Kampf um die Schule“ zu führen fähig wäre?

Als Herr Gladstone seiner Verstimmung in der Schrift gegen den Vatikan Luft machte, gab die Berliner „Kreuzzeitung“ folgende Charakteristik von dem Manne, der jetzt mehr als je wie ein Räthsel vor seinen eigenen Landsleuten

---

1) Diese Enthüllungen brachten indeß eigentlich nichts Neues; sie waren nur Eine der periodischen Lüftungen des Schleiers, der die schwarzen Abgründe der Entsittlichung deckt. So konnte man in der Augsb. „Allg. Zeitung“ vom 9. August 1865 eine Schilderung aus London lesen, die in dem Ausruf gipfelte: „Die fürchterliche Wahrheit muß ausgesprochen werden — eine Wahrheit, die es vollkommen vergeblich wäre zu läugnen — daß der Kindermord in gewissen Classen der englischen Gesellschaft dermalen eine Institution ist.“ — Ein Jahr zuvor hatte die „Neue Evang. Kirchenzeitung“ in Berlin (Nr. vom 2. Juli 1864) in einem Bericht über die Fortschritte der katholischen Kirche in der Weltstadt die interessante Aeußerung einfließen lassen: „Unter jenen unglücklichen Subjekten, die in schmachvoller Weise zur Nachtzeit die Strassen Londons bevölkern, ist sehr selten eine Katholikin zu finden, wie dieß die Statistik der entsprechenden Hospitäler erweist. Es beruht dieß lediglich in dem fortwährenden Verkehr, wie er in London von katholischen Lehrern, Geistlichen und barmherzigen Schwestern mit ihren Pflegebefohlenen beständig unterhalten wird.“

dasteht. „Gladstone hat immer eine seltsame Mischung von demokratischem und hochkirchlichem Wesen gezeigt, welches letztere sich stark katholisirenden Tendenzen zuneigte; daher seine Sympathie für die Ritualisten, daher auch seine Politik, durch die er Irland zu versöhnen glaubte. Durch die Auf-hebung der (irischen) Staatskirche und sein Landgesetz meinte er die alten Wunden geheilt und die (irische) Nation dauernd an England gekettet zu haben. Der Erfolg hat gezeigt, daß die Irländer zwar seine Zugeständnisse bestens acceptir-en", aber 2c.[1])

Ganz zutreffend und erschöpfend dürfte diese Charakter-ichnung nicht seyn. Namentlich verräth sich in dem Wesen es geheimnißvollen Mannes viel mehr ein subjektives, wenn uch ernstes, Christenthum, um nicht zu sagen eigenwilliger Sektengeist, als „hochkirchliche" Gesinnung, das ist Anhäng-chkeit an die anglikanische Staatskirche. Die Aufhebung ieser Staatskirche in Irland, welche sein Werk war, mag llerdings eine Sache für sich gewesen seyn. Denn dieselbe war ein em irischen Volke von seinen Unterdrückern aufgezwungenes nd auf dessen Kosten für Nichtsthun im üppigsten Luxus ebendes oder vegetirendes Institut. Aber bezeichnend ist die Thatsache, daß Herr Gladstone heute bereit wäre, mit den Radikalen zur Aufhebung der Staatskirche in England selber emeinsame Sache zu machen, wenn er nur nicht befürchten üßte, daß die Wählerschaft für eine so einschneidende Maß-egel noch nicht reif genug wäre, und er somit die liberale Sache gefährden würde.

Wir haben seinerzeit eine andere Beschreibung von der eltsamen Mischung in den Charaktereigenschaften Gladstone's elesen, und wie er jetzt nach einer langen staatsmännischen aufbahn als hochbejahrter Greis vor der Welt dasteht, dürfte iese Beschreibung das Richtige getroffen haben. Er ist von chottischer Abstammung und ist aus dem Kaufmannsstande

1) „Kreuzzeitung" vom 24. November 1874.

in die politische Arena gekommen. Letzteres ist bei den Notabilitäten der früheren Whig-, nunmehr liberalen Partei häufig der Fall, und es wird behauptet, daß diese „selbstgemachten“ Staatsmänner alle das Aussehen höchst achtbarer Handlungscommis haben. Hr. Gladstone gewann seine ersten Sporen in den Reihen der Tories, wo es ihn aber nicht lange genug litt, um in die Reihen der Aristokratie aufzusteigen. „Er vereinigt das methodische Decorum des englischen Kaufmanns mit der traditionellen Frömmigkeit des schottischen Puritaners. Diese unverkennbare puritanische Färbung haben weder Eton noch Oxford verwischen können. Er betrachtet das Leben als eine gar ernste Sache, und spricht nie von einem Gegenstande, der ihn interessirt, ohne daß einem der Gedanke käme, welch' trefflichen Prediger er abgegeben hätte.“ Nun aber fährt der Charakterschilderer fort, als wenn er den heutigen Gladstone schon vor 15 Jahren vor Augen gesehen hätte:

„Bei allen seinen Tugenden ist Hr. Gladstone ein ehrgeiziger Mensch. Als Redner wie als Staatsmann ist er vor Allem kampflustiger Natur. Im Streite wird er warm; im Widerstand festigt er sich. Sollte er je in die Lage getrieben werden in Fragen, die Leben, Lohn oder Steuern der arbeitenden Klassen berühren, so ist er wohl Manns dazu, in der Hitze der Debatte, in der Leidenschaft des Parteikampfes eine Flagge aufzuziehen, zu der gar manche seiner Anhänger noch nicht gelernt haben ruhigen Blutes aufzuschauen, und deren mehr als Einer unter ihnen sich schämen möchte. Und dann: Hr. Gladstone ist eine warme, eine mitfühlende Natur: er ist nicht im Stande, ein Gefühl zu entwickeln, von dem er nicht durchdrungen wäre; nur zu zugänglich ist er für Gefühle, die ihm gewisse Projectenmacher einflößen möchten. Bei solcher Empfindsamkeit des Menschen, solcher Streitbarkeit des Debaters wäre es nicht so durchaus unmöglich, Hrn. Gladstone einst überstürzt, ja zu Aeußerungen verleitet zu sehen, die als Befürwortung irgendwelcher neu ersonnener communistischer Pläne angesehen werden könnten, wie alle Menschen glücklich und reich zu machen sind.“[1])

4) S. in der Augsb. „Allg. Zeitung“ vom 3. Juli und 6. Dezbr.

Das war geschrieben unter dem Eindruck der irischen Landakte, die Gladstone damals durchsetzte, und die allerdings nichts Anderes war, als die Bahnbrecherin zu dem irischen Landankaufs-Gesetz, das er jetzt in dem Parlamente eingebracht hat. Daß auch dieses Gesetz seine entsprechenden Folgen für ganz Britannien, England, Schottland und Wales, nach sich ziehen müßte, ist unfraglich, nachdem auch hier überall die brennende Landfrage gegen die unermeßlichen Latifundien sich erhoben hat. Ebenso unfraglich ist es, daß das gefährliche Problem, ob nun das irische Land-Ablösungsgesetz jetzt durchdringen oder verworfen wird', von der Tagesordnung nicht mehr verschwinden wird, nachdem Hr. Gladstone es für Irland mit tollkühner Hand nuneinmal vor das legislatorische Forum gebracht hat. Es handelt sich nur mehr darum, ob Herr Gladstone als der Schicksalsmann oder als der Unglücksmensch Englands auf die Geschichte übergehen wird.

Aber/wie soll man es sich erklären, daß Herr Gladstone bei den letzten Wahlen abermals Sieger blieb, obgleich er kurz vorher der Entrüstung des ganzen Landes über die Mißerfolge und die Unfähigkeit seiner auswärtigen Politik hatte weichen müssen? Seine eigenen Parteifreunde im Parlamente wollten lieber inzwischen die Gegner am Ruder sehen, als die Ehre und Interessen des Reichs den unstäten Anwandlungen eines Ministers preisgegeben wissen, der immer zwei Schritte vorwärts machte und sofort, in der krämerischen Berechnung möglicher Unkosten, wieder einen Schritt zurück. Aegypten, Afghanistan, Südafrika erhoben warnend den Finger gegen einen solchen Politiker. Und doch that der Zauber des Namens abermals seine Wirkung: der „große alte Mann" gelangte zur Mehrheit bei der Wahl und an die Regierung, um auch sogleich abermals, dießmal auf dem Gebiet der innern Politik,

---

1871 die sehr unterrichteten, aber unter der abgeschmackten Chiffer „Trutzbaumwoll" eingesendeten Berichte eines Deutschen in London.

die unendliche Mehrheit der herrschenden Classen des Landes in Bestürzung zu versetzen.

In Altengland wäre er nicht mehr möglich gewesen; aber er hat sich eben selbst seit zwanzig Jahren ein neues England geschaffen. Vor seinem Wahlreform-Gesetz von 1867 zählte das vereinigte Königreich bei einer erwachsenen männlichen Bevölkerung von etwa 8 Millionen kaum etwas mehr als eine Million Wähler; jetzt wurden daraus drei Millionen. Im Jahre 1871 setzte derselbe Herr Gladstone durch die sogenannte Ballot-Bill eine neue tiefgreifende Aenderung für die Parlamentswahlen durch, nämlich die Abschaffung der altenglischen Oeffentlichkeit der Wahl. Es wurde damals schon befürchtet, „die Ballot-Bill müsse in Ergänzung der vorausgegangenen Reform-Bill den künftigen Wahlen in's Unterhaus einen entschieden veränderten Charakter geben, und das seit so vielen Jahrhunderten aristokratisch regierte England dem demokratischen Regiment überliefern".[1])

An die Reform-Bill des Jahres 1867 hatte sich die Hoffnung geknüpft: dieselbe werde wenigstens einen Abschluß der Agitation sichern und die ungestümen Forderungen des Radikalismus zum Schweigen bringen. Im Gegentheile tauchten sofort aus den Massen Programme und Forderungen auf, „deren bloße Aeußerung noch vor wenigen Jahren als untrügliches Zeichen des Wahnsinns gegolten haben würde."[2]) Im Jahre 1880 trat der erste Radikale in das liberale Ministerium, um unausgesetzt für die Ausdehnung des Wahlrechts, welches die Reform von 1867 der städtischen Bevölkerung verliehen hatte, auf die Landbewohner zu agitiren. So hat denn Herr Gladstone auch dazu den Arm geliehen. Durch die neue Wahlreform von 1885 ist die Zahl der englischen Wähler, bei einer wahlfähigen Bevölkerung von

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 27. Juli 1871.

2) Londoner Correspondenz der Augsb. „Allg. Zeitung" vom 18. Sept. 1867.

va neun Millionen, von drei Millionen auf fünf erhöht
rden. Wenn das Oberhaus nicht im letzten Augenblicke
ch den bittern Kelch geleert hätte, so hätte es Herrn Glad-
ne den Gefallen gethan, sich in die Luft sprengen zu lassen;
nn er will auch nur Eine Kammer.

Die zur politischen Vollberechtigung neuberufenen Mil-
nen haben nun ihrem Wohlthäter und Emancipator, Herrn
ladstone, bei den letzten Wahlen ihren Dank dargebracht.
as ist in der Ordnung; aber das neue Element hat seine
genen Geschäfte dabei gemacht. Nach den Wahlen von 1880
t der französische Socialrepublikaner Louis Blanc, der
nerzeit als Flüchtling sich über England gründlich orien-
t hatte, in seinem Pariser Journal bemerkt: „Die Gewerk-
reine (trades unions) einerseits, die Republikaner anderer-
its und drittens noch die Freidenker haben in bemerkens-
rthester Weise in die alte englische Gesellschaft Bresche ge-
gt; man kann nicht mehr umhin, ihrer Existenz Rechnung
tragen; der politische, der sociale, der philosophische Ra-
kalismus haben den letzten Wahlen ihren unauslöschlichen
tempel aufgedrückt."[1]) Und doch waren bei den Wahlen
n 1874 nur erst zwei Erwählte der Gewerkvereine in's
arlament gekommen, bei den Wahlen von 1880 der erste
klärte Atheist und Socialist;[2]) die Wahlen von 1885 aber
achten bereits nicht nur eine Verstärkung der radikalen

1) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 2. Mai 1880.

2) Schon vor fünfzehn Jahren hat die Wiener „Neue Freie Presse" (vom 17. Nov. 1871) sich aus London berichten lassen: „Es ist vielleicht in Deutschland nicht bekannt, daß sich gegenwärtig in England 68 ‚republikanische Clubs' mit einer Mitgliederzahl von etwa 30,000 Mann befinden. Ich spreche hier von Vereinen, die den Namen ‚Republikanischer Club' tragen, und wesentlich den von Hrn. Karl Bradlaugh vertretenen Grundsätzen huldigen." — Seitdem haben übrigens auch die Zustände am Hofe mehrfachen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben und republikanische Sympathien gefördert.

Gruppe und ihrer 30 Mitglieder, sondern die Thore des Parlaments öffneten sich nun auch dem bekannten Führer der Feldarbeiter-Union und mit ihm eilf anderen Vertretern der Arbeiterpartei in Stadt und Land.

Aber das neue Wahlgesetz hat Herrn Gladstone noch eine andere Bescheerung gebracht, die das Maß erst voll gemacht hat. Zu der erwähnten Auslassung Louis Blanc's von 1880 hat ein conservatives Organ bemerkt: „Wir rechnen nicht mehr mit dem, was Herr Gladstone augenblicklich will, sondern, was er wollen muß."[1]) Und so ist es. Das neue Wahlgesetz mußte wohl oder übel auch dem irischen Volke zu Gute kommen, und es hat seine Wirkung gethan. Irland hat 86 Abgeordnete in's Parlament gesendet, die der Führung Parnells als Home-Ruler folgen. Die irische Gruppe bildet das Zünglein an der Wage, und Herr Gladstone ist ihr Gefangener. Thut er ihren Willen nicht, so ist er geschlagen und muß abtreten; das entspricht aber seinem autokratischen Charakter durchaus nicht.

So wird es auch zu erklären seyn, daß er seine Absichten für Irland in verkehrter Ordnung zur Vorlage brachte. Umgekehrt wäre besser gewesen. Hätte er die Agrarfrage vorausgehen lassen und das Home-Rule zurückgestellt, bis die Erfahrung über die Wirkung der Landlords-Ablösung sich ergeben hätte, so würde er viele der jetzigen Gegner für sich gehabt haben. So wollten es aber Parnell und die Irländer nicht haben, aus guten Gründen. Darum handelt es sich jetzt vor Allem um die Einheit des regierenden Reichsparlaments, und eine solche Zumuthung muß jedem patriotischen Engländer das Herz im Leibe umkehren.

---

1) Wiener „Vaterland" vom 17. Aug. 1880.

LV.

Volksschulen der zweiten Hälfte des Mittelalters in der Diöcese Augsburg.[1])

Seit einiger Zeit scheint die Geschichtsforschung das bevor=
zugte Gebiet der wissenschaftlich=literarischen Thätigkeit in Deutsch=
land zu seyn. Ueber einen speciellen Zweig der Geschichte, nämlich
die Geschichte des Unterrichtswesens, hat insbesondere das letzt=
verflossene Jahr 1885 von katholischer Seite beachtenswerthe
Publikationen gebracht. Drei davon verhalten sich hinsichtlich
des Umfangs des Gebietes, worauf sie sich beziehen, gewisser=
maßen wie concentrische, größere und kleinere Kreise. Das größte
der drei Werke, welche wir hier meinen, ist die Geschichte der
Universitäten im Mittelalter von Denifle (Histor.=polit. Bl.
Bd. 96 S. 573). In einem etwas engern Kreise bewegt sich
die preisgekrönte Schrift von Specht über Geschichte des Un=
terrichtswesens in Deutschland (vgl. diese Blätter Bd. 97 S. 152).
Noch enger endlich ist der Kreis, womit die in demselben Jahre
erschienene Programmschrift Daisenbergers sich beschäftigt,
denn sie beschränkt sich auf die Volksschulen der zweiten Hälfte
des Mittelalters in der Diöcese Augsburg. Da es die Auf=
gabe des Werkes von Specht war, die Geschichte des Unterrichts=
wesens in Deutschland bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhun=
derts zu verfolgen, Daisenberger aber die Volksschulen einer

---

1) Programm der k. Studienanstalten zu Dillingen für 1884/85 von Mich. Daisenberger, k. Lycealprofessor. Dillingen 1885.

einzelnen deutschen Diöcese in der zweiten Hälfte des Mittelalters behandelt, so kann letztere Schrift als eine Art Supplement zu der erstern betrachtet werden. Wir glauben, daß solche Specialschriften über das Schulwesen einzelner Diöcesen überhaupt eine nothwendige Vorarbeit für eine umfassendere Geschichte des Schulwesens sind.

In gewisser Hinsicht kommt der Schrift Daisenbergers eine apologetische Bedeutung zu, nämlich insofern als sie an weiteren Beispielen zeigt, daß es in der Zeit unmittelbar vor der Glaubensspaltung mit dem Volksschulwesen nicht so schlecht, wie man auf protestantischer Seite vielfach meint, bestellt war. Die auf gründlichen Quellenstudien beruhende Schrift führt für 25 Städte und überdieß für einige Märkte und Dörfer den Nachweis des Vorhandenseyns von Volksschulen in der zweiten Hälfte des Mittelalters, und es dürfte daher das Programm von Interesse seyn erstens für jene Gelehrte, die mit der Geschichte der Cultur und des Unterrichtswesens sich beschäftigen, sodann für Volksschullehrer und Geistliche, besonders solche, die in den Orten, deren Schulen im Programm besprochen werden, angestellt sind. Wir zählen deßhalb wenigstens die Städte auf, von deren Schulen das Programm handelt; sie sind: Augsburg, Dillingen, Donauwörth, Feuchtwangen, Füssen, Günzburg, Gundelfingen, Höchstädt, Immenstadt, Kaufbeuren, Kempten, Landsberg, Lauingen, Lindau, Memmingen, Neuburg, Nördlingen, Oettingen, Pfaffenhofen, Rain, Schongau, Schrobenhausen, Weilheim, Weissenhorn, Wertingen.

X. Pf.

LVI.

Zur katholischen Kunstliteratur.

Ueberall ist ein lebendiges Interesse für die religiös-kirchliche Kunst erwacht und überall wird gebaut, angeschafft, restaurirt: iesem schönen Streben zu dienen, dasselbe zu leiten und vor oft enug irreparablem Schaden zu behüten, ist Aufgabe und Ziel es „Archiv für christliche Kunst, Organ des Rotten-urger Diöcesan-Vereins für christliche Kunst,“ welches wiederholt icht bloß den Freunden christlicher Kunst, sondern allen denen warm empfohlen wird, deren Amt es ist, für die Zierde des Hauses Gottes zu sorgen.[1])

Nach seinem Programm soll und will das „Archiv“ dem Zwecke dienen, „gründliche Kenntniß der kirchlichen Kunst in jene Kreise zu tragen, welchen die Sorge für Gotteshaus und Gottesdienst, deren Herstellung, Ausstattung, Ausschmückung Pflicht ist. Freunde der hl. Kunst, welche mehr aus historischem, archäologischem Interesse, aus Freude am christlichen Alterthum und n den Schöpfungen des Mittelalters diese Studien pflegen, sollen damit nicht ausgeschlossen seyn, noch werden sie leer ausgehen; denn die praktische Richtung dieser Blätter hat ihren Untergrund in der Theorie und in der Geschichte der Kunst“ (Nr. 9. 1885).

---

1) Das „Archiv“ erscheint in Monatsnummern von 8—12 Seiten, mit Illustrationen und Kunstbeilagen. Stuttgart, in Commission der Aktien-Gesellschaft „Deutsches Volksblatt.“ Preis halbjährlich M. 2,05, bezw. M. 2,20 für Bayern und das Reichsgebiet, 2 fl. 98 kr. für Oesterreich, 3 Fr. 40 Ct. für die Schweiz.

Dieses Ziel der Verbindung von Theorie und Praxis wird mit fester Consequenz verfolgt. So gibt der abgeschlossene dritte Jahrgang 1885 an größeren Arbeiten eine „Grammatik der kirchlichen Baukunst“ von Dr. F. J. Schwarz, „die Musterschule der monumentalen Malerei“ von Prof. Dr. Keppler, „Studien über Plastik“ von F. Festing; kleinere Abhandlungen und Notizen betreffen kirchliche Symbolik und Ikonographie, Beichtstuhl, Osterstock, Missalbänder, Wandbekleidung, Kirchenuhren; dazu kommen Restaurations- und Literaturberichte (aus des sel. Schwarz Feder noch über die Restauration und den malerischen Schmuck der Abteikirche Mehrerau) und nebst vielen Textillustrationen zwei praktisch werthvolle artistische Beilagen. Für den laufenden Jahrgang ist eine Reihe wichtiger und interessanter Themate angekündigt.

Das vergangene Jahr brachte dem „Archiv“ Schweres in dem Verlust seines eigentlichen Begründers und unermüdlichen Redakteurs, des auf dem Gebiete der christlichen Kunst theoretisch und praktisch gleich bewanderten und für deren Förderung seit Jahrzehnten hochverdienten Dr. F. J. Schwarz, Stadtpfarrers von Ellwangen und Hausprälaten Sr. Heiligkeit, gestorben am 1. Juli im Alter von 63 Jahren. Indessen fanden die Blätter einen neuen Redakteur in Hrn. Prof. Dr. Keppler in Tübingen, dessen kunstliterarische Arbeiten den Lesern des „Archivs“ und dieser Blätter schon länger bestens bekannt sind und dessen Name die gediegene Weiterführung des bewährten Programms garantirt.

LVII.

Die Reformation und die bildende Kunst.

III. Die reformatorische Kunstliebe und der Bildersturm.

2. Das Kunstverderben der Reformation in den süddeutschen Städten. Die durch Wohlstand und Macht ausgezeichneten freien Reichsstädte Süddeutschlands thaten sich in der Zeit des Mittelalters gemeiniglich hervor durch ihren Eifer für die Förderung der religiösen Kunst. Zeugen dessen sind heute noch ihre großen und herrlichen Gotteshäuser, Zeugen weiterhin die vielen glänzenden Namen von Malern und Bildhauern, die sie der Kunstgeschichte gaben, Zeuge auch die reiche Ernte, welche der reformatorische Ikonoklasmus hier gehalten. Die meisten dieser Städte verfielen beim Aufgang der Reformation dem Zwinglianismus, dessen Bilderhaß ihre Kunst und ihre Kunstwerke vernichtete.

Im Jahre 1519 brachten die Bürger von Straßburg freudig die Summe von 10,000 fl., um zu Ehren „Mariens der Himmelskönigin und Beschirmerin der Stadt" eine Riesenglocke zu gießen; die Männer warfen Gold- und Silbermünzen, die Frauen allerlei Geschmeide in die schmelzende Masse, „damit unserer lieben Frauen Glocke einen lieblichen und reinklingenden Ton gewinne." An Mariä Geburt 1521 wurde die Glocke zum erstenmal geläutet, am folgenden Weih-

nachtsfest zersprang sie: Straßburg war daran, „Maria, die Himmelskönigin und Beschirmerin der Stadt" aufzugeben.

Die Glaubensneuerung wurde begonnen durch Matth. Zell; Wolfgang Capito und Martin Butzer führten sie weiter und vollendeten sie wesentlich in schweizerischem Geiste. So konnte der Bildersturm nicht ausbleiben, obgleich das Münster mächtig an die frühere Kunstliebe und Kunstfreude erinnerte und die Stadt einen der besten Maler jener Zeit, Hans Baldung, genannt Grien, unter ihren Bürgern zählte. Nach Butzer sind „jene Götzen und Bilder für Viele ein anstößiges Hinderniß, daß sie lässig werden in der Liebe des Nächsten, ihn weniger mit Wohlthaten unterstützen und auch mit Menschensatzungen und Fündlein bei Gott etwas zu verdienen glauben, zu geschweigen der handgreiflichen Abgötterei derer, die in großer Zahl zu Holz und Stein als zu einer gegenwärtigen Gottheit ihr Gebet verrichten: so soll man sie denn abthun!"[1]) Demgemäß ließ der Straßburger Magistrat schon im Jahre 1524 „die ärgerlichsten, weil verehrtesten Heiligenbilder oder Götzen im Münster säuberlich der Menge aus den Augen thun" und am 30. Oktober konnte Butzer an Zwingli schreiben, daß seine „Pfarrkinder alle Bilder abgethan mit Ausnahme der gemalten Wandbilder, einer ehernen Schlange und eines Crucifixes am Hochaltar; unser Volk ist noch nicht so weit", fügt er bei, „daß man alles ohne Unruhe abthun könnte." Doch wurden jetzt schon die Altäre, „wo es die Gelegenheit erforderte, durch einen Tisch ersetzt, um den Aberglauben von der Heiligkeit der Altäre zu zernichten und damit sich der Prediger zum bessern Verständniß hinter dieselben stellen und vernehmlich zu der Gemeinde sprechen könnte." Die allgemeine Beseitigung der Bilder erfolgte, nachdem am 20. Februar 1529 durch Beschluß der Bürgerschaft „der Greuel der gotteslästerlichen Messe" sammt der

---

1) Baum, Capito und Butzer S. 258.

ganzen „papistischen Tyrannei und Abgötterei“, wie ein Chronist schreibt, abgethan war. In St. Peter wurden jetzt die „Götzenbilder“ umgestürzt und auf Befehl des Rathes die noch vorhandenen Altäre, Bilder, Kreuze auch aus den übrigen Kirchen genommen und in Stücke zerschlagen, „weil Gott der Allmächtige solche Bilder und Altäre zu dulden schwerlich verboten habe.“ So entfernte man am 22. und 23. Oktober 1529 und endlich, um den zum Abschluß eines Bündnisses erwarteten eidgenössischen Gesandten keinen Anstoß zu bieten, im Februar 1530 die letzten Erinnerungen und Reste des katholischen Cultus; Statuen, Crucifixe, Gemälde, so viele noch vorhanden, wurden abgenommen, die bemalten Wände übertüncht; selbst die im Jahre 1476 und 1477 erbeuteten Fahnen ließ der Rath aus dem Münster bringen, weil sie der allerseligsten Jungfrau geweiht waren.[1])

In Constanz wurde durch den Rath in den Jahren 1527 und 1528 der alte Glaube und Cult, besonders die katholische Messe abgeschafft; die Bilder wollten die Prediger Ambrosius Blarer und Johann Zwick anfangs erhalten wissen, bis im Januar 1529 ein Schreiben der Züricher an Constanz die größte Verwunderung darüber äußerte, „daß dem Vernehmen nach die Götzenbilder und Altäre immer noch in den Constanzischen Kirchen ständen“, mit der angeknüpften Mahnung, „sie sollen doch ja ein solches gewaltiges Aergerniß abstellen.“ Dieß fand Gehör; am 5. Februar schreibt Zwick an Blarer nach Memmingen: „Es geht hier den Götzen übel, obwohl sie es treulicher mit uns meinen, als wir mit ihnen.“ „Noch zu Ende Januar oder in den ersten Tagen des Februar wurden zunächst im Münster, dann in St. Stephan und allmählich in allen Gemeinden und Kirchen die Meßaltäre abgebrochen

1) S. Baum, a. a. O. S. 280 und 293. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß II. 6. Janssen III. 93 f. Vierordt a. a. O. I. 272. Diese Blätter Bd. 18 S. 704 und Bd. 19 S. 106 ff. 157 ff.

und nur in der Pfarrkirche zur Begehung des Nachtmahls einer doch nicht auf die vorige Art, sondern in Tisches Weis stehen gelassen." Alle Bildsäulen, Crucifixe, Gemälde entfernte der Rath nach und nach und „kam in diesem Geschäfte im Juli 1530 zu Ende." Die Orgel ward als „Götzenwerk" beseitigt, Monstranzen, Kelche und andere Kirchenzierden und Kleinodien, der ganze auf mehr als 100,000 fl. geschätzte Domschatz kam zunächst zur Verwahrung in die Domsakristei und bald darauf in die Münze. Auch die Reliquienschreine wurden hinweggeschafft, theils eingemauert, theils verbrannt; der Leib des heiligen Conrad soll nach dem Berichte des Benediktiners Bucelin sogar in den Bodensee geworfen worden seyn.[1])

Im Jahre 1529 suchte die Reformation auch in den Städten **Rottweil** und **Gmünd** mächtig einzudringen; aber der altgläubige und starke Rath widerstand ihr und rettete so den Gotteshäusern dieser Städte ihren zum Theil bis heute erhaltenen künstlerischen Schmuck.[2])

Die der Schweiz benachbarte Reichsstadt **Lindau** ward frühzeitig vom Zwinglianismus angesteckt. Die neue Lehre fand schon seit dem Jahre 1522 im Franziskanerkloster Eingang und durch die Bemühung der beiden Prediger Sigmund Rötelin von Bregenz und Thomas Gasser von Bludenz allmählich, besonders vom Jahre 1524 an auch beim Rath und Volk Anklang. Im folgenden Jahre schon „fing man an, die katholische Messe und die katholischen Ceremonien abgehen zu lassen", und im Jahre 1530 „musterte man aus der St. Stephanskirche die Bilder und Gemält der Heiligen und hat Zunftmeister Job zur Schmieden auß sonder Eifer selbige Bilder zerhackt und verbrennt und ist die Orgel kümmerlich durch Bürgermeister Calixt Hünlin erhalten worden." Ein großer Crucifixus soll in den See geworfen worden seyn.

---

1) Pressel, Ambr. Blarer S. 167, Vierordt I. 271 ff. Janssen III. 95.
2) Keim, schwäbische Reformationsgeschichte S. 105 ff.

Nur die Liebfrauenkirche, welche dem katholisch gebliebenen adeligen Damenstifte zugehörte, blieb verschont. Als nämlich die Bilderstürmer im Jahre 1530 gegen dieselbe andrangen, stellte sich der Stiftsprior Otto Truchseß allein am Portale der Kirche der tobenden Menge gegenüber und erklärte, daß sie nur über seine Leiche in die Kirche eindringen könnte. Solch muthiger Entschiedenheit wich die Masse, und die Kirche war gerettet. Dagegen mußten sämmtliche Gemeinden, welche in der Lindauer Gerichtsbarkeit lagen („Aeschach, Reutin, Bösenreutin, Weissenberg, Sigmarszell, Hergensweiler, Ober- und Unterreutenau und Laimnau") den alten Gottesdienst, die Bilder und alles, was an den Katholicismus erinnerte, aus ihren Kirchen entfernen.[1])

Der Stadt Reutlingen brachte die Neuerung im Geiste Zwingli's im Februar 1531 den Bildersturm. In „allzu großem und unbedachtsamem Religionseifer" wurde die Hauptkirche „ausgesäubert ganz von abergläubischer Substanz und päpstischer Abgötterei; die Altär niedergerissen frei, deren es viel darinnen hett, die Bild wegrissen mit Gspött, zerbrochen, zerschlagen mit Unfug." Unter dem Zerstörten befand sich „ein großes schönes Bild des gekreuzigten Heilandes, welches man den großen Herrgott von Reutlingen genannt." Klöster und Kirchen (St. Leonhard) wurden abgebrochen und die Steine zu dem „sehr nützlichen Wasserbau", die Glocken „zum Nachschlagen der Stunden auf den Stadtthürmen und zu Sturm- und anderen Warnungszeichen" verwendet, überhaupt „alle widrigen Religionsreliquien des Papstthums" beseitigt. Selbst auf württembergischem Gebiete zerwarfen und zerschlugen muthwilligerweise Reutlinger Bürger die Bildnisse. Und was dießmal noch übrig blieb, scheinen die Jahre 1538 und 1539 beseitigt zu haben, wenigstens wurde

1) Boulan, Lindau vor Altem und Jetzt. S. 136 f. Histor.-polit. Blätter Bd. 62, S. 528.

da die Kirche auf dem Gottesacker und die Barfüßerkirche abgebrochen.[1])

Eine erschreckend fruchtbare Ernte hielt der Bildersturm 1531 in den schwäbischen Städten Ulm, Memmingen und Biberach.

Ulm, das in den Räumen seines gewaltigen Münsters und in den weiteren zahlreichen Kirchen und Kapellen die reichen und herrlichen Kunstwerke seiner Syrlin, seines Schühlein, Zeitblom, Schaffner und vieler anderer Meister der Bildhauerei und Malerei wie auch der Goldschmiedekunst bewahrte, hat diesen seinen unschätzbaren Reichthum selbst in wahnsinniger Wuth vernichtet. Nachdem schon einige Jahre vorher an Kirchen- und Kunstschätzen aus edlem Metall ein Werth von 300,000 fl. eingezogen und im Jahre 1529 der große Altar inmitten des Münsters entfernt worden war, berief der Rath auf Betreiben des schweizerisch gestimmten Predigers Konrad Sam im April 1531 die Prädikanten Oekolampad, Butzer und Blarer zum Ausbau des Reformationswerkes nach Ulm. Sie kamen Ende Mai an und nun war es „mit dem Antichrist in der Stadt bald geschehen", wie Sam gehofft hatte. „Sämmtliche Landbewohner mit Weibern und Kindern und allem, was nur Alters und Krankheits oder Feuersbrunst und anderer Nöthen halber abkommen konnte, wurden in mehreren Partien in die Amtsorte geladen, wo sie zu fleißigem Anhören der Predigten und zur sofortigen Entscheidung, wie nun jeden die Gnade des heil. Geistes berufe und halte, aufgefordert wurden. So wurde von den Prädikanten theils in Ulm, theils in Leipheim, Langenau, Geislingen von Pfingsten an am Schluß des Mai und in den ersten Tagen des Juni gepredigt", und dann auf Grund der neuen von Butzer in 18 Artikeln entworfenen Kirchenordnung reformirt. Nach Artikel 9, welcher lautet:

---

1) [Beger] Relation über die Reformation der Stadt Reutlingen S. 268. Hartmann, Matth. Alber S. 128.

„Bilder und Götzen haben Abgötterei gebracht und sind daher nicht zu dulden", wurde am 19. und 20. Juni „das Münster von dem Götzenwerk der Altäre und Bilder gesäubert" und damit, wie ein Chronist sagt, „dem schönen, herrlichen Münstergebäu ein solcher Schandfleck angeklekert, der in Ewigkeit davon wird nicht ausgewischt werden". Im Jahre 1488 schon zählte Felix Fabri im Münster 51 Altäre, alle von den angesehensten Ulmer Patriziergeschlechtern gestiftet, da, wie Elias Frik schreibt, „die zur Andacht geneigten Ulmer, weil sie damals kein anderes Licht hatten, auch hierin sich eifrig zeigten." Als nun das neue „Licht" in Ulm aufgegangen, wurden „alle Meßaltäre, gegen 60 an der Zahl, abgebrochen, damit sie, wie der Rath in seinem Ausschreiben sagt, nicht den Platz versperren." Die Consolen an den Pfeilern waren wenigstens zum Theil mit Statuen geschmückt und Frik meint, daß, „wenn die Bilderverehrung noch länger gedauert hätte, wohl nach und nach alle Postamente besetzt worden seyn möchten." Statt dessen wurde nun das Vorhandene „in den Grund gerissen und zerbrochen. Alle Heiligenbilder an Säulen und Wänden, dem Kanzeldeckel, der Kanzel wurden hinweg und aus der Kirche hinausgeschafft. Die Bilder, die man damals stehen ließ, als die am Taufstein, das Bild St. Sebast unten an dem Sakramentshäuschen und die Bilder am Chorgestühl wurden übel zertrümmert; ein Gleiches widerfuhr den Bildern an den Portalen, das große Portal unter dem Thurm ausgenommen. Hingegen ward ein hölzerner Tisch an den Ort, wo jetzt der Altar steht, auf dem man das Abendmahl ausspendet, gesetzt, von dem man die Communikanten speiste". Die zwei Orgeln wurden als Teufelswerk „abgehoben und hinausgeschafft und als es schwer gehen wollte, die große Orgel mit allem herunterzubringen, band man Seiler und Ketten darum, spannte sodann Pferde an diese und riß mittelst derselben mit größter Gewalt alles herunter". Als das Werk der „Reinigung" vollendet war, haben sie, „damit die Pfarrkirche keine Kirche

mehr seyn solle, etliche Faß Weins hineingelegt". — Ganz entsprechend wurden in den übrigen Kirchen „die Götzen ausgetrieben". Als die Mönche sich nicht „bekehren" ließen, nahmen Rathsverordnete den Dominikanern „die Schlüssel zu der Kirchenpforte und Kirche weg, dann wurde alle Kirchenzier, als Kelche, Monstranzen, Gefäße, Meßgewand sammt allen versiegelten Briefen" aus- und aufgehoben; die Brüder gingen in die Verbannung, da „sie sich ihres Leibes und Lebens nicht sicher gewußt." Die Mehrzahl der Franziskaner, deren Kirche und Kloster gleichfalls verwüstet worden, folgte ihnen. Nur in der Kirche der Augustiner-Chorherren „zu den Wengen" und im Deutschordenshaus erhielt sich unter vielen Kämpfen und Nöthen der katholische Gottesdienst. — Nach dieser Gottesthat wird an Zwingli gemeldet: „alle Tempel sind gereinigt in der Stadt und in der Landschaft." Der Rath beschenkte die Reformatoren reichlich für die geleisteten Dienste und froh zogen diese weiter, um auch anderen Städten und Kirchen ihr „Heil" zu bringen; Oekolampad und Butzer gingen nach Memmingen, Blarer nach dem bisher noch wenig bekehrten Ulmischen Geislingen.[1])

Das kleine Memmingen hielt sich gerne an das Beispiel des benachbarten, mächtigen und weisen Ulm; in der Reformationsfrage ist es ihm fast vorausgeeilt. Neben dem Prädikanten Schenk war in Memmingen schon um 1528 Ambrosius Blarer aus Constanz thätig und der Erfolg ihrer vereinten Wirksamkeit war bereits in diesem Jahre die Beseitigung eines Theils des „Götzenwerks": ein Marienbild wurde aus der Kirche um 10 fl. verkauft und nach dem Berichte eines zeitgenössischen Chronisten aus diesem Jahr ist Schenk „selbsten in die Kirchen gelaufen, hat die Bilder über die Altäre heruntergerissen und unter die Füße geworfen, ja,

1) Pressel, Ambr. Blarer S. 186 ff. Elias Frik, Ausführliche Beschreibung des Münsters S. 16 ff. Janssen III. 224 ff.

as noch mehr, ganze Karren geladen, zu Haus führen
ssen und verbrannt und hat auch die Meßgewänder genom=
en und nehmen lassen, daraus hat man Kleider gemacht."
n demselben Herbst wurde „die herrliche Orgel zu St. Mar=
n vom Rath abgebrochen, wobei der Vorschlag eines Bür=
ers, sie stehen aber schweigen zu lassen, die ungnädige Ant=
ort beim Bürgermeister fand, er wäre werth, daß man ihn
m den Kopf kürzer machte." Zum Schluß des Jahres
urde noch die Messe abgeschafft und auf Blarers Betreiben
Ritte Januar 1529 „sämmtliche Ornate, Meßgewänder
. dgl. in St. Martin, weil jetzt überflüssig, in die Hände
er Pfleger gebracht." Nachdem sodann Schenk den 21. Mai
531 mit Oekolampad, Butzer, Blarer und Sam in Ulm ein
olloquium gehalten und den Beschluß heimgebracht hatte,
daß die Altäre, Tafeln, Bildnisse der Heiligen zerrissen,
rstört und zerbrochen würden", trafen am folgenden 1. Juli
Oekolampad und Butzer selbst von Ulm aus in Memmingen
n und wurden auf Blarers Empfehlung dort „auf's herz=
chste" empfangen. Sie blieben nur wenige Tage und reis=
n dann nach Biberach. Von hier aus berichtet Oekolampad
m 6. Juli an Blarer: „Deine Memminger haben uns mit
ltener Herzlichkeit empfangen, behandelt und entlassen. Sie
igen viel Spuren einer wahren und aufrichtigen Frömmig=
it, doch hatten wir gehofft, ihre Kirchen in einem reineren,
hristo mehr entsprechenden Zustand zu finden. Denn außer
en Götzenbildern, die noch an den alten Stellen stehen, fan=
en wir zwei Taufsteine . . ." Die Memminger ließen diese
lage nicht ungehört und bethätigten ihre „wahre und auf=
chtige Frömmigkeit" durch vollständige Reinigung ihrer
irchen. „Kurze Zeit nach der Abreise der Reformatoren
urden die Götzenbilder und Tafeln, Altäre und andere
ier, woran jene so großes Aergerniß genommen, aus den
irchen entfernt." Ein Rathsausschuß erklärte: „weil die
ötzen wider Gottes Wort, dem Nächsten ein Anstoß und
um Aergerniß gesetzt seien, sollen sie hinweggethan werden,"

und Mittwoch den 19. Juli „that man die Bilder aus den Kirchen zu Memmingen". Die Figuren des Chorgestühls büßten dabei „Nasen, Ohren, Finger und Füße" ein. Anfangs August erfolgte der Befehl, „die beseitigten Bilder, insbesondere das Gold daran möglichst zu verwerthen." Ende August „ließ der Rath auch aus dem Oberhospital und der Augustinerkirche die Bilder entfernen". Die Wandgemälde in Gotteshäusern und Klöstern wurden übertüncht. An den Straßenecken zeigten und zeigen theilweise noch heutzutage die leeren Mauernischen die Stellen an, die ehedem Statuen von Heiligen schmückten. Mit dem Meßgottesdienst waren auch die Hochaltäre beseitigt und dafür einfache Abendmahlstische aufgestellt worden. Orgelspiel, Chorgesang und Glockengeläute waren verstummt, Kreuze und Fahnen verschwunden, Ornate, Meßgewänder, Monstranzen, Kelche und andere Kirchengeräthe in Kästen verschlossen oder verschleudert. Die schön auf Pergament geschriebenen Meßbücher vermoderten in scheuen Gewölben oder fanden als Einbanddecken für die Rathsprotokolle und andere amtliche Bücher und Register Verwendung. An die Stelle von diesem allem war der schmucklose, jegliche Mitwirkung der Kunst verschmähende zwinglianische Predigt-Gottesdienst getreten.[1]) — Im Februar 1538 wurde die Dorfkirche von Pleß gesäubert.

In Biberach, wohin sie der Rath eingeladen, nahm Oekolampads und Butzers Reformations- und Zerstörungswerk einen fruchtbaren Fortgang. Dank der Gesinnungstüchtigkeit des im Jahr 1528 erwählten Bürgermeisters Christof Grätter ward am Osterdienstag 1531 (11. April) der katholische Cult abgestellt und den beim alten Glauben Bleibenden selbst der Besuch eines Gottesdienstes außerhalb der Stadt

1) Dobel, Memmingen im Reformationszeitalter II. S. 72. V. S. 36 ff. besd. S. 48. Theolog. Jahrb. von Baur und Zeller. Bd. 14 S. 396. Histor.-pol. Bl. Bd. 64 S. 766 ff.

untersagt. Ein aus Waldsee gebürtiger Provisor Namens Scharber hatte bereits aus Privatrache mit etlichen Gesellen die Bilder in einer Kapelle an der Straße nach Rißegg zerschlagen; zum eigentlichen Bildersturm kam es am Fest Peter und Paul den 29. Juni. Nachdem in mehreren Predigten „der Inbegriff der evangelischen Heilswahrheit" auseinandergelegt worden war, eiferte Oekolampad auf der Kanzel gegen die Bilder mit solchem Glück, daß noch am Festtage „alles, was von Bildern, Altären, Meßgewanden und anderer Ausschmückung vorhanden war, aus den Kirchen und Kapellen genommen wurde, wobei es nichts weniger als ordentlich herging. Von 18 Altären der Pfarrkirche blieb nur ein einziger stehen, die Gemälde davon wurden zerschnitten; die Orgel wurde zerschlagen, zwei Marienbilder hinausgeschafft und dem einen der Kopf abgeschlagen.[1]) Entwendet wurde: ein silberner Sarg, in dem viel Heiligthum war, zwei silberne Monstranzen, von denen die größere 400 Pfund gekostet hatte, fünf silberne Kreuze, darunter zwei vergoldet, ein silbernes Rauchfaß, silberne Opferkannen, vergoldete Monstranzen, edle Steine und Perlen, goldene und silberne Kreuze auf den Meßgewanden, Leisten, Chorkappen und Chormänteln, viele Ornate, 37 Kelche." Die metallenen Kirchengeräthe wurden zum Theil im Rathhaus aufbewahrt, zumeist aber zusammengeschlagen und an die Juden verkauft. Anderes mußte der Eitelkeit und dem Spotte dienen. In Waldsee rühmte sich eine Biberacher Bürgersfrau auf öffentlichem Markte ihr weißes Unterkleid zeigend mit den Worten: „das ist eine Alb rin." Mit den Bildern wurde Unfug getrieben: den Palmesel mit dem Bilde des Heilands stellte ein Bader unter das Fenster seiner Stube, das Bild des hl. Geistes schleppten die Kinder auf den Straßen herum, die Orgelpfeifen trugen

1) Ein bis heute erhaltenes Marienbild vertheidigten nach der angebrachten Inschrift die Brandenburger mit dem Schwerte.

die Knaben davon; kirchliche Gewänder und Processions-gegenstände mußten in der Faßnacht zum Mummenschanz helfen, Steine und Preziosen will man nachher als Schmuck der Frauen auf Hochzeiten und Bällen gesehen haben. Den Betrag alles dessen, was der Rath an Kirchengütern eingezogen und aus verkauften kirchlichen Kunst- und Werthgegenständen erlöste, berechnet der Chronist Heinrich von Pflummern in geringem Anschlag auf 31,930 fl. — Wie den Altären, Statuen, Bildern, hl. Gefäßen und Gewändern erging es den Kirchenbüchern: „sehr viele Bücher, unter denen acht zusammen 300 Pfund gekostet hatten, wurden zerschnitten und zerrissen;" ein einziger erhaltener, schön geschriebener und mit Miniaturen kostbar geschmückter Pergamentband verkündet noch den Werth des Verlorenen. Auch „die Chorfenster wurden sämmtlich zerschlagen; vier Kapellen wurden zerstört, darunter die Kapelle des hl. Wolfgang, in welcher eine ganze Wand mit dessen Legende bemalt war. St. Nikolai Kapelle wurde ausgeraubt und zuerst zu einer Steinhauerhütte, dann zu einer Bierbrauereihütte gemacht. Das Beinhaus auf dem Kirchhof ward eine Ziegelhütte. In der oberen Kapelle wurden dreißig Gemälde vom Leiden Christi, in der Siechenkirche eine schöne Historie von St. Maria Magdalena, in allen Kirchen und Kapellen, die stehen blieben, auf dem Kirchhof herum, am Beinhaus, an den vier Thoren, am Thurm mitten in der Stadt viele Gemälde ausgelöscht." — „Wie in der Stadt, wurde auch in den Kirchen auf dem Lande verfahren, die der Biberacher Hoheit unterstellt waren. Zwei Zunftmeister wurden in jedes Dorf geschickt, die Kirchen von katholischem Unrath zu reinigen; die ‚Holgen' wurden auf Karren in's Spital geführt; da wurde ihnen das Gold herabgekratzt und die Bilder verkauft oder verbrannt." — Zu allen diesen Vorgängen schreibt ein Chronist: „Da war allerwärts ein wildwüst Wesen in den Geist der Menschen gekommen, daß ihnen gar nichts mehr ehrfürchtig war. Alles, was die Vorfahrer in Züchtigkeit und Kunstsinnigkeit und Förderung

r Meister der Kunst zur Ehre Gottes, seiner gebenedeiten
tter und der lieben Heiligen hatten aufgerichtet und der
nmigkeit des Volkes ausgestellt, das hat ein verwildert
hlecht zu nicht kleinem Entsetzen der christlichen Menschen
zu Boden geschlagen, geschändet, vermaledeit und hat
gt, daß dieß das Evangelium und zur Mehrung göttlicher
e zu thun sei." Butzer aber schreibt glücklich ob solcher
lge am 9. Juli: „Götzen und Messen sind abgethan."[1])
Mit Erlaubniß des Rathes von Constanz war Ambr.
rer von Ulm nach Geislingen gegangen, um dort die
rtnäckigen" Katholiken zu bekehren. Vom August 1531
war er sechs Wochen daselbst thätig, kann sich aber bei
em Abgang das Zeugniß nicht geben, daß er großen Nutzen
afft habe; indeß einen Erfolg hatte er, die Zerstörung
Kunstwerke: „der Greuel der Messe und der Götzenbilder
bgethan," schreibt er am 30. August an Butzer.[2]) In
er Heimath Constanz hatte Blarer mit dem Angriff auf die
der noch gezögert; seitdem hatte er von Zwingli Lehre an-
ommen und war in Ulm in die Schule Oekolampads und
zers gegangen. So wurde „der sonst so milde Mann zum
igen Eiferer nicht bloß gegen die Messe, sondern auch
n die Bilder und Altäre. Diese erinnerten den ehemaligen
nch zu lebhaft an die Zeit der Unwissenheit, in welcher
elbst vor ihnen gekniet hatte, als daß sie ihm anders denn
ein heidnischer Greuel und Götzendienst hätten erscheinen
nen": mit diesen Worten bezeugt sein Lobredner Pressel
538) das kunstverderbliche Streben Blarers. In Mem-
gen hat der „milde Mann" den „Götzensturz" geschehen
en, in Ulm ihn mitgemacht, in Geislingen that er in dieser
iehung sein Mögliches, einen ganzen Erfolg hatte seine
eit in Eßlingen.

1) Geschichte der Reformation zu Biberach S. 26 u. 129. Janssen III.
S. 226 f. Pressel, Ambr. Blarer S. 193. Diese Blätter Bd. 58
S. 728 ff. („Heinrich v. Pflummern").
2) Pressel, a. a. O. S. 196.

Durch den Rath von Constanz zur Durchführung der Reformation erbeten kam Blarer noch 1531 in Eßlingen an. Alsbald eiferte er auf der Kanzel gegen „die großen Mißbräuche der gotteslästerlichen Messe und des götzendienerischen Heiligen- und Bilderdienstes," den er als „Kälberdienst" bezeichnete, und forderte die katholische Geistlichkeit auf, „Messe und Bilder aus der Schrift zu vertheidigen." Er stellte 18 Reformationsartikel auf, von welchen der 9. heißt: „Bilder und Götzen in den Kirchen, welche unleugbare Abgötterei gefördert, dürfen nicht geduldet werden, ihre Vertheidigung ist Beschirmung der gewissen Abgötterei." Artikel 14 lautet: „Gute Werke sind dem Nächsten zum Frommen, was an Holz und Stein gewendet wird, ist nicht gottgefällig." Der Ordensklerus verfaßte eine Vertheidigungsschrift, darin heißt es von den Bildern: „man betet ja nicht, wie die Bilderstürmer meinen, vor dem Holze, als wären es Heilige, und vor den Heiligen, als wären sie Gott selbst, sondern allein als vor Fürbittern; und warum halten sie, während sie Bilder zerschlagen, die Bilder Christi, Maria, St. Petrus und St. Johannes und anderer Heiliger, welche auf Gulden und Pfennige geschlagen sind, so gerne in den Taschen?" Der Rath bezeichnete diese Erklärung als „unfruchtbar", und ebenso „gottesmuthig wie andere vom hl. Licht des Evangeliums erfüllte Obrigkeiten" erklärte er noch im Dezember 1531 den katholischen Gottesdienst für abgeschafft. Zugleich wurden die Altäre entfernt und im Anfange des folgenden Jahres auch die Bilder zerstört und zwar Dienstag nach dem neuen Jahr in der Frauenkirche, Freitag nach dem Dreikönigstag in der Pfarrkirche und auf Montag hernach in den übrigen Kirchen und Klöstern. „Wie anderswo wurden auch hier die Bilder, auch die noch vorhandenen Bilder und Verzierungen der Chorstühle übel verstümmelt, zum Theil zerschlagen. So sehr der Rath befohlen hatte, unter Aufsicht von Rathspersonen alles in Züchten und Ehrbarkeit zu thun, die Bürger meinten mit dem Eingreifen ein frommes Werk zu thun. Gold und Silber,

elche, Meßgewänder, Kirchenschmuck kam in Rathsverwahrung
id wurde für die Bedürfnisse der Kirche, der Schulen und
r Wohlthätigkeit verkauft. Mancher Kirchenschmuck wurde
ch als Raub nach Haus getragen. Selbst Gedächtnißtafeln
r Verstorbenen in den Kirchen und Grabsteine auf den
irchhöfen wurden zerstört. Auch die Bilder außerhalb der
irchen fanden ihre Angreifer." Am Pfarrhaus wurden „die
ilder des Seligmachers und anderer Heiliger" zerbrochen;
s gleiche Schicksal traf ein „Marienbild am Zehenthof."
in Zeitgenosse klagt, „daß die Kirchen zu Eßlingen mit
oßer Unsinnigkeit beraubt worden, deßgleichen sonst an
inem Ort geschehen." — „Die Reformationsschritte wurden
i Frühjahr 1532 im benachbarten Dorfe Köngen, dem Sitz
s Edlen von Thümb, unter Mitwirkung Blarers im Kleinen
chgeahmt."[1])

Von Eßlingen kam Blarer über Ulm und Memmingen
i 14. September 1532 nach Isny, wo er gegen sechs
onate blieb. Seine Bestrebungen fanden zwar energischen
iderstand, am 31. Dezember aber konnte er doch schon nach
ßlingen schreiben, daß „die Götzen aus den andern Kirchen
räumt seien, aber im Kloster sammt der Meß noch ganz
frecht stehen." Ein Rathsherr aus Isny, Peter Löffler,
tte noch im Jahre 1522 als eifriger Katholik aus eigenen
itteln unter dem Gottesacker eine Kapelle gebaut; nachdem
n das neue zwinglianische Licht aufgegangen, ließ er sie
eder abbrechen.[2])

Von dem kunstfreudigen Nürnberg schreibt Roth,[3]) daß
h dort eine Neigung zum Bildersturm nie gezeigt habe.
ieß ist nicht ganz richtig. Das Meisterwerk des Veit Stoß

1) Keim, Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen S. 45, 59 ff. Pressel, a. a. O. S. 208. Schnurrer, Erläuterungen S. 336.

2) Pressel a. a. O. S. 284 und 292. Vgl. auch Bernard Scharff, Geschichte der Reformation der ehem. Reichsstadt Isny. Waldsee 1871 S. 59 f. A. d. R.

3) Einführung der Reformation in Nürnberg S. 267.

nämlich, der sogenannte englische Gruß, eine Darstellung des Rosenkranzes in Skulptur bei St. Lorenz, erregte das höchste Mißfallen des zelotischen Predigers Osiander, und er ließ nicht ab, gegen „die goldene Grasmagd" zu eifern, bis man das Kunstwerk zwar nicht herabnahm, wohl aber es mit einem grünen Tuche umhüllte und so wie in einem Sack dem bildscheuen Auge verbarg.[1])

Augsburg, wie Ulm und Nürnberg im Mittelalter die glückliche Heimath einer glänzenden Malerschule, hat wie jenes einen großen Theil seiner Kunstwerke dem neuen Glauben zum Opfer gebracht. Schon aus dem Jahre 1523 berichtet der Geschichtschreiber der Stadt, Paul von Stetten, daß „etliche von dem wilden Pöbel die Religion gar zum Deckmantel ihres Muthwillens brauchen, indem im Monat April einige böse Buben bei nächtlicher Weil die Tafeln und Bilder der Heiligen auf unserer Frauen Kirchhof mit Blut beschüttet und häßlich verderbet." Am 14. März 1529 sodann zerschlug der Reformator Cellarius (Keller) von vier Männern begleitet ein in hohen Ehren stehendes herrliches steinernes Crucifix in der Barfüßerkirche eigenhändig mit der Axt. Der Hauptsturm erfolgte acht Jahre später unter Butzers Leitung. Den 18. Januar 1537 faßte der Rath den Beschluß, daß die Götzen und Bilder entfernt werden sollten; mit Gewalt setzte man sich in den Besitz des Domes, der Stifts- und der Klosterkirchen; dieselben wurden theils gesperrt, theils profanirt, theils niedergerissen. „Auf Anstiften des heftigen Butzer" ward ein Bildersturm organisirt, „dem viele Heiligthümer und kostbare Werke der Kunst zum Opfer fielen; von dem unvernünftigen Pöbel wurden aus unzeitigem Religionseifer viele künstliche und vortreffliche Gemälde, Grabmale und Alterthümer in den katholischen Kirchen zerrissen, zerbrochen und zu unwiederbringlichem Schaden verderbt." „Die Pfaffen, Mönche und Nonnen," schreibt Schärtlin von Burtenbach,

1) Rettberg, a. a. O. S. 146 Anm. 2.

b um Lichtmeß 1537 „aus der Stadt Augsburg gezogen
d getrieben worden und alle Altäre, hölzerne und steinerne
ilder hinweggethan, zu welchem Handel und um Aufruhr
verhüten, habe ich 200 Knechte unter mir gehabt.“ — In
m benachbarten Kaufbeuren wurde 1545 ein kalvinisch
sinnter Prediger angestellt und Bilder und Altäre aus den
rchen entfernt. — Als im Jahre 1546 Schärtlin mit den
ugsburgern die Stadt Füssen eroberte, bethätigte er hier,
e auch anderwärts, durch „Ausfegen“ der Götzen seinen
eformationseifer, aber auch seine Habsucht.[1])

3. Reformation und Bildersturm im Herzog-
um Württemberg. Wie in den schwäbischen Städten,
wurde der Zwinglianismus die herrschende Macht auch in
ürttemberg. In seiner Verbannung hatte sich der Herzog
lrich dem neuen Glauben und zwar in schweizerischer Färbung
gewandt, und obgleich er sich vertragsmäßig verpflichtet
atte, „die Sakramentirer“ nicht in seinem Lande zu dulden
nd „einen jeden bei seinem Glauben und seiner Religion
eiben“ zu lassen, ging Ulrich sofort nach seiner Rückkehr im
ahre 1534 daran, zu reformiren; „aus Dank gegen Gott
egen seiner glücklichen Rückkehr, sagte er, müsse er sein Volk
den neuen Glaubensstand versetzen.“ In Tübingen und
mgegend ließ er durch Ambrosius Blarer den Zwinglianis-
us verkündigen und wenn er auch nach Stuttgart den
utheraner Erhard Schnepf berief, so blieb doch der Herzog
m Schweizer Geiste besonders bezüglich der Bilderfrage treu
gethan. Nachdem er schon vorher „die eigene Kapelle von
len Bildern entledigt“ hatte, erließ er am 8. Mai 1536
e Verordnung, daß in den Kirchen „die Bilder, die man
beten, weggeschafft, die unärgerlichen aber geduldet werden“
llen. Im Lande ob der Steig, wo Blarers Einfluß galt,

1) Roth, Augsburger Reformationsgeschichte S. 173. Keim, Theolog. Jahrb. a. a. O. S. 396. Paul v. Stetten, Geschichte v. Augsburg I. 295, 345 und 347. Freib. Kirch. Lexic. 2. A. Bd. I. S. 1632 ff. Janssen III. 338 und 573 ff.

bemühte man sich redlich, diesem Befehle nachzukommen. In Tübingen hatte Blarer bereits am 7. März 1535 „die Messe und alle übrigen bisher gewöhnlichen Kirchengebräuche aufgehoben.“ In der dortigen St. Georgskirche mußte „alles den Platz räumen, was fortgeschafft werden konnte; einige steinerne Bildsäulen in dem Chor blieben stehen, weil ihnen schwer beizukommen war, und 1589 wurden ihrer zwei, Christi und der Apostel Mathias in ihre vorige Stelle wieder ge- gesetzt,“ von welcher sie die Bilderstürmer mit großer M herabgestürzt hatten. „Ebenso streng wurde verfahren Herrenberg, Nürtingen und Neufen,“ während in Stuttgarts Pfarrkirchen des Herzogs Zerstörungsbefehl schonender ausgeführt wurde. In der dortigen Stiftskirche fand die Reformation „54 silberne und vergoldete Kelche sammt Patenen und über 100 Meßgewande von Goldstoff, Sammt und Seide.“

Auf dem sogenannten Götzentag in Urach am 10. Septem- ber 1537 wurde die Bilderfrage vor einer herzoglichen Com- mission von einer Anzahl protestantischer Theologen, darunter Blarer, Schnepf, Brenz besonders verhandelt. Die Mehrheit der Anwesenden stimmte der milderen Ansicht des H Reformators Brenz bei, daß die „unärgerlichen Bilder“ in den Kirchen beibehalten werden sollen, weil man durch ihre Zerstörung dem frechen Geiste des Volkes Nahrung gebe und weil „in den Kirchen gar keine Verehrung bleibe,“ wenn die Bilder beseitigt würden. Dem trat Blarer entschieden gegen- über mit der Forderung, daß alle Bilder aus den Gottes- häusern zu entfernen seien, um dadurch „die christlich schuldige Dankbarkeit gegen Gott zu beweisen.“ In Wirthshäusern und anderwärts seien die Bilder gut, nicht aber in den Kirchen. Da eine Einigung nicht zu Stande kam, blieb die Entscheidung beim Herzog und so war „der Schluß dieser, daß der aus- gesprungene Mönch den Sieg erhielt und daß das Urtheil gefällt wurde, Ihre fürstliche Gnade wolle verordnen, daß alle Bilder und Gemälde aus den Kirchen überall in Ihrem

Fürstenthum ausgeräumt würden." Auch als der Bilderfeind Blarer im folgenden Jahre ziemlich ungnädig nach Constanz zurückgeschickt war, blieb Ulrich seinen ikonoklastischen Grundsätzen treu. Das bezeugt eine fürstliche Verordnung vom 20. Januar 1540 des Inhalts: weil nach fünfjähriger Predigt des Evangeliums anzunehmen sei, daß „die Herzen der Christen von aller Abgötterei gereinigt und das Bildwerk daraus gerissen sein sollt," sich aber nichts destoweniger noch manche finden, „welche etwan öffentlich, etwan heimlich in den Kirchen und auch sonst vor den Bildern und Gemälden niederknieen, vor ihnen beten und denselben Ehre erweisen, die allein dem Allmächtigen zugehört; damit allenthalben allein die Ehre Gottes gefördert und alles, was von dem rechten wahren Gottesdienst abführt und Aergerniß auf sich trägt, abgethan würde, so haben wir verordnet, daß alle Bilder und Gemälde in den Kirchen abgethan werden sollen, und empfehlen auch mit allem Ernst, Ihr wollet ohne Verzug verordnen, daß die Bilder und Gemälde, soviel deren in den Kirchen allenthalben in Eurem Amte sind, aus den Kirchen doch nicht mit Stürmen und Poltern, sondern in Zucht und bei geschlossener Kirche von Ueberlaufs und Geschreies wegen, wie sich wohl gebührt, abgeschafft und abgethan werden. Doch an welchen Orten Bilder, die mit Gold geziert, wären, woraus Nutzen gebracht werden könnte, die wollet Ihr an einem besonderen Ort verwahren, und jemand, der verständig, im Beisein eines oder zweier vom Gericht schaben und solch Gold zu Nutz und Gut des Armenkastens eines jeden Orts bringen lassen." Dem wurde am 7. Februar noch beigefügt, daß vorhandene „Ornate, Meßgewande, Alben, Kirchenzierden, soweit sie aus Wolle oder Leinen, an die Armen vertheilt, was aus Seide und Sammt, zum Besten des Armenkastens verkauft" werden solle.

Wie der Herzog mit dem Eigenthum der Kirchen und Klöster auch seinen eigenen, freilich immer sehr nothigen „Kasten" bedachte, zeigt z. B. das Verfahren gegen die Klöster

Herrenalb, Alpirsbach und St. Georgen auf dem Schwarzwald. „In Herrenalb erschienen im Oktober 1535 dreißig Mann zu Roß und siebzig bis achtzig zu Fuß, gerüstet mit Harnisch, Büchsen, Helparten und anderen Gewehren, als wollte man in einen Krieg ziehen und ließen ihre Büchsen knallen in und vor dem Kloster. Sie nahmen alle kostbaren Meßgewänder, alle goldenen und silbernen Monstranzen, Kelche, Kreuze und sonstige Kunst- und Kirchenschätze weg. Alle diese gottgeweihten Gegenstände, heißt es in einem Bericht, haben sie in mälterige und andere Säcke, wie die Schuhmacher die Leisten einzählen, geworfen und durch einander geplumpt, aufgeladen und über Rück hinweg geführt." In ähnlicher Weise wurde Alpirsbach seiner Kostbarkeiten gewaltsam beraubt, nachdem man vorher, angeblich „daß man recht haushalte," Inventare hatte anlegen lassen. In St. Georgen ließ der Herzog den 5. Januar 1536 aus Kirche und Kloster „nicht die Glocken allein, auch Monstranzen, Kelche, Silbergeschirre, Meßgewänder und Kleinodien nach Hornberg abführen, um von da weiter nach Stuttgart gebracht zu werden." So gilt auch von Herzog Ulrich, was Brenz sagt, daß „die Stürmer nur die hölzernen und steinernen Bilder wegwarfen, die goldenen und silbernen aber für sich behalten und sich dazu rühmen, sie folgen dem Beispiele Mosis." — In welchem Zustande Ulrich die Kirchen seines Herzogthums zurückließ, bezeugt Herzog Christoph, welcher bekennt: „Wo wir auf dem Lande in den Kirchen Predigt hören, sind dieselben dermaßen zugericht und ausgeputzt, als ob sie gestürmt und geplündert worden, sonderlich schier kein Fenster mehr außerhalb des Chores in den Kirchen ist."

In der Württemberg gehörigen Grafschaft Mömpelgard wurden auf Ulrichs Befehl 1538 „allenthalben in Stadt und Land die Altäre und Bilder zerstört."[1])

1) Sattler, Geschichte des Herzogthums Württemberg III. 235 ff. Pressel a. a. O. S. 354 u. 410 ff. Schnurrer, Erläuterungen,

4. Der neue Glaube und seine Kunstliebe in Hessen und in der Pfalz. Die Reformation, welche der Landgraf Philipp von Hessen durch seinen Hofprediger Franz Lambert in seinem Lande durchführen ließ, athmet ziemlich den Geist der Schweizer. Damit ist ihre Stellung zu den Bildern gegeben. Auf der Synode zu Homberg im Oktober 1526 wurde beschlossen, Reliquien, Bilder und Statuen zur Vermeidung „greulicher Abgötterei" wegzuräumen. Wirklich erließ Philipp am 21. Okt. des folgenden Jahres, „damit sich diejenigen, welche nach uns kommen, nicht daran ärgern", den Befehl, „daß die abgottischen Götzen die an des Herrn stadt in den Tempel gesatzt sind, in allen Pfahren, Cappeln, Clöstern, Feldkirchen, Clausen und Walfahrten abschafft würden, also daß der Bildniß nimmermehr zu tage kämen." Die Geistlichen wurden belehrt, „Gott wolle nur im Geiste und in der Wahrheit angebetet seyn und erlaube nicht ein einziges Bildniß zu machen." Die Folge war, daß nicht nur unzählige Altäre aus den Kirchen geschafft, sondern auch an manchen Orten die Bilder in echt schweizerischer Weise gestürmt wurden. In Marburg z. B. entfernte man „die den Heiligen geweihten Nebenaltäre" aus den Kirchen und verwandte die Steinplatten davon zu Brunnenbauten; das „Gespänge" d. h. das hölzerne Schnitz- und Tafelwerk mehrerer durch die Reformation entbehrlich gewordener Kirchen diente dem Ausbau des dortigen Rathhauses. Die „Bildwerke der kleinen Kreuzkapelle auf der Brücke vor Weidenhausen, welche noch nicht lange zuvor mit einem großen Kostenaufwand errichtet worden, wurden durch die Wuth der Bauern zerstört." Und was für jetzt an Bildwerken in und außerhalb der Kirchen noch bestehen blieb, ward durch „die Moritzianische Kirchenreformation" des Jahres 1605 vollends zerstört.[1])

S. 124, 142 und 163 f. [Grüneisen] Denkblatt der Reformation in Stuttgart S. 9 u. 38. Janssen III. 279 u. 372.

1) Janssen III. 52. Kolbe, Reformation in Marburg S. 51 f.

Da die 1556 durchgeführte Reformation der Kurpfalz schon in ihrem Anfang „etliche Spuren zwinglischen Geistes" an sich trug und bald ganz dem Calvinismus anheimfiel, so wird das dort angerichtete Kunstverderben auf die Rechnung der Schweizer zu schreiben seyn. Otto Heinrich, Fürst von Neuburg, hatte kaum die pfälzischen Kurlande ererbt, als er „die papistische Abgötterei" aus dem Lande zu treiben begann. Altäre und Bilder, das Crucifix allein ausgenommen, wollte er aus den Kirchen entfernt wissen. Obgleich sich das Gefühl des Volkes durch diese Feindseligkeit gegen die Kirchenbilder tief verletzt zeigte, wurden doch zunächst in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg die meisten „Götzen" ausgetrieben und dann ihre Zerstörung im ganzen Lande angeordnet. „Bei nächtlicher Weile" mußten die Bilder aus den Kirchen entfernt, „die geschnitzten zertrümmert, die gemalten mit schwarzen Farben überstrichen" und auch „die Fenster mit geschmelzten Gläsern" vernichtet werden. Und als bald darauf der Calvinismus in der Pfalz herrschend wurde, „schaffte ein öder Puritanismus, der Kunst abhold, alle Bilder vollends aus den Kirchen fort, überdeckte sogar die Bildsäule am Grabmale des tapfern Pfalzgrafen Philipp in der Heiliggeistkirche mit einem schwarzen Tuche, übertünchte mit weißem Kalk die Wandgemälde, hieß die Orgel verstummen, deren Töne in den pfälzischen Kirchen erst wieder seit 1657 auf Verlangen der Bürger gehört wurden. Auch die Taufsteine entfernte man, die Altäre brach man ab." Selbst die Crucifixe wurden jetzt als „Götzenwerk" erkannt und angeordnet, alles solle „gänzlich weggeräumt und zerschlagen werden, ob es erhabenes oder flaches Gemäldewerk sei", und zwar nicht bloß in den Kirchen, sondern auch an andern Orten. — In Hirschau stürmte der Prediger selbst in seiner Kirche alle Altäre und Kirchenzier. Im Dorfe Dirnstein ließ der Kurfürst im Oktober 1564 „sämmtliche Altäre und Bilder zerschlagen, alle Kirchenzier zertrümmern oder wegführen." Am Dienstag in der Charwoche des folgenden Jahres kam er persönlich in das Stift

Sinsheim, ließ in der dortigen Kirche durch „etliche dazu berufene Handwerksleute den Chor öffnen, Altäre und Getäfel abreißen, die hölzernen Bilder, Kirchenkleider, Ornate in der Sakristei sammt den Büchern und anderes, so im Chor befunden, aus der Kirche tragen und in Seiner kurfürstlichen Gnaden Gegenwart auf freiem Platz durch das Feuer verzehren." Dasselbe Schauspiel wiederholte sich am Gründonnerstag im Dorfe Steinfurt und am Charfreitag in der Kirche und dem Spital zu Ladenburg. Am 9. Mai wurde das Stift Neuhausen vom Kurfürsten „mit Gewalt überfallen, eingenommen, darin allerlei verwüstet, zerschlagen, Bilder und Kirchenzier, auch Psalterien und andere Bücher verbrannt." In der Grafschaft Sponheim, in Oppenheim und anderen Orten verübte der Kurfürst ähnliche calvinische Greuel in Bildersturm und Kirchenraub und bethätigte so eifrig, was der Heidelberger Katechismus vom Jahre 1563 Frage 98 in Betreff der Bilder lehrt, nemlich sie dürfen nicht geduldet werden, weil es sich „nicht zieme, weiser zu seyn als Gott, der seine Kirche nicht durch stumme Götzen, sondern durch die lebendige Predigt seines Wortes unterwiesen haben will."[1])

Wie sehr dieses bilderstürmende Streben der neuen Religion nicht bloße Sache des sich überstürzenden Anfangseifers war, sondern aus dem innersten und wesentlichen Geiste der Neuerung floß, bezeugt die Thatsache, daß noch im Jahre 1619, als der Pfalzgraf Friedrich V., der bekannte „Winterkönig," nach Böhmen kam, sein Hofprediger Abraham Skultetus sofort am 21. Dezember die königliche Schloßkapelle zu Prag reformirte d. h. alle Bilder, Altäre, Crucifixe hinauswarf, weil sie „abgöttisch" seien und „aus dem Papstthum herrühren."[2])

---

1) Janssen IV. S. 39 und S. 190 ff. Geffcken a. a. O. S. 62. Vierordt S. 464 f.

2) Herzogs Encyklopädie Bd. 15. S. 769. Portig a. a. O. S. 422.

LVIII.

Die Stellung der bisherigen Philosophie zur Geschichte.

3) Verhältniß der aristotelischen Philosophie zur Geschichte.

Nun fragt es sich, ob die aristotelische Metaphysik, ja seine Philosophie überhaupt auch die Principe und Mittel für eine Philosophie der Geschichte bieten können. Dieß könnte nun, wie wir gesehen, nach zwei Seiten der Fall seyn, je nachdem es sich um die rein metaphysische Seite der Geschichte handelt, d. h. um ihr innerlich nothwendiges Wesen und den dadurch bedingten Anfang, um ihre wesentlichen Bildungen wie ihr Ziel, oder aber darum, ob eine solche Philosophie auch die Mittel gewähre, die wirkliche Geschichte in ihrem Verlauf der Erkenntniß näher zu bringen, welches dann die positive Seite wäre. Wir beginnen anknüpfend an die unmittelbar vorausgehende Erörterung mit der letzteren.

Das Ziel, welches Aristoteles sich in seiner ersten Philosophie gesteckt, war das eigentlich Seiende in seinem Wesen zu bestimmen. Nachdem er es gefunden, ist auch das analytisch fortschreitende Denken beim Höchsten, bei der Bestimmung des Wesens Gottes angelangt, damit aber auch zum Ziel und somit zur Ruhe gekommen. Der Philosophie bleibt auf diesem Wege nichts übrig, als die Contemplation. Aber nicht bloß ideal für das Denken, sondern auch real war für Aristoteles Gott Ziel und Zweck, das „ewige Weßwegen"

für die wirkliche Welt der Erfahrung und ihrer als ewig vorausgesetzten Bewegung; denn Aristoteles hatte vermöge seiner vom Empirischen ausgehenden Methode, wie wir gesehen, Gott nicht als bloße Idee, sondern als den wirklichen, als das wirkliche Ziel der ebenso wirklichen Welt. Nun aber genügt es nicht, bloß das höchste Princip von der Welt der Erfahrung ausgehend analytisch durch das aufsteigende Denken in seinem Wesen zu bestimmen und zu zeigen, daß dieß so bestimmte Wesen auch das reale Ziel der Welt sei: der menschliche Geist verlangt auch, daß ihm gezeigt werde, wie dieß so bestimmte Princip auch wirklich erstes Princip, Grund und Ursache der Welt seyn könne; es genügt nicht das bloße „Daß", daß dieses es sei, es muß vom Princip selbst aus gezeigt werden, wie es dieß seyn könne. Aristoteles hat zwar, wie gezeigt, diese Frage von ferne berührt, indem er das Verhältniß Gottes zur Welt zur Sprache bringt[1]), allein seine Lösung, daß sie für einander sind, und es sich verhalte wie mit dem Heere und Heerführer, ist doch nur eine Behauptung und keine Erklärung. Aristoteles ging eben von der Voraussetzung der Ewigkeit der Welt aus und dann konnte er damit sich begnügen. Die weitere Frage blieb aber offen: warum ist denn überhaupt eine Welt möglich? Dabei kann man nicht mehr mit ihm bei der Thatsache der Welt und der Annahme des Füreinanderseyns beider stehen bleiben, man muß auch nach dem Grund und der Ursache des Seyns der Welt fragen, ja: ist denn die Welt überhaupt nothwendig? Aber ein Gott, welcher nur als Ziel und höchstes „Weßwegen" der Weltbewegung erkannt ist, ein Gott, der auch in der ihn suchenden Wissenschaft nur als letztes Ziel dieser sich bietet, in dem sie selbst als ihrem Ziele nur ruhen kann, kann nicht mehr an den Anfang als Ursache der Welt, zum Ausgang der Wissenschaft für die Erklärung der Weltwirklichkeit genommen werden. Aristoteles nennt zwar Gott

1) Met. XII. 10.

Princip der Bewegung, ἀρχὴ τῆς κινήσεως, allein doch nur insoferne durch ihn alle Bewegung der mit ihm ewigen Welt bedingt ist, die ebenso ewig nach ihm trachtet, wie er ewig das eigentlich Seiende und das Unbewegte schlechthin Wirkliche ist. Wenn er ihn auch das erste Princip nennt, so ist er dieß doch nur seiner Würde, seinem Vorrange nach, nicht insofern er die Bewegung selbstthätig beginnt. Er selbst wirkt nur als das „Gesuchte und Geliebte." Ein Gott aber, der nach Außen nichts thun kann, ja nicht einmal lieben und obwohl lautere Denkthätigkeit, nichteinmal etwas außer sich denken kann, „weil seine Thätigkeit dadurch nur auf etwas Schlechteres gerichtet wäre,"[1]) ein solcher Gott kann doch nimmer zum Princip genommen werden, mit dem man überhaupt anfangen, von dem man ausgehen könnte.[2])

Doch abgesehen davon, daß Aristoteles Gott positiv jedes Handeln und Wirken nach Außen, ja jedes Denken und Lieben von Etwas außer sich abspricht, so liegt es doch im Wesen, in der Natur der aufsteigenden und das Princip erst suchenden Wissenschaft selbst, daß Gott immer nur Ende, Ziel der Bewegung ist, in dem diese wohl zur Ruhe kommen, von dem aus man aber nimmer selbst fortschreiten kann. Mag man mit Aristoteles vom Empirischen zum Logischen, zum Wesen, oder von dem unendlich Seienden der Idee ausgehen, in beiden Fällen kann Gott nur Ziel und Ende der denkenden Bewegung seyn, nimmer aber in der gleichen Linie wieder zum Ausgangs-

1) Met. XII 9,5. μεταβολὴ εἰς χεῖρον.

2) Nach dieser Seite ist der Begriff Gottes bei Platon ungleich höher und lebendiger gefaßt. Ist derselbe auch bei Aristoteles ontologisch, insofern er ihn als das Wesen bezeichnet, „dessen Substanz Thätigkeit, Wirklichkeit ist," vollkommener, so hatte Platon von Gott einen volleren Begriff, insofern der Gott Platons als das schlechthin Gute nach Außen etwas wollen und hervorbringen kann und in der Ueberfülle seines Seyns, „weil er gut und neidlos ist, auch gewollt hat, daß ihm Alles so ähnlich als möglich werde."



ikt genommen werden. Brandis sagt insofern: „Ari-
eles dachte sich die göttliche Kraftthätigkeit (ἐνέργεια)
ht als eine praktische noch poietische in die Welt eingrei-
de[1]), nur die Schöpferkraft der Gedanken soll ihrer Voll-
mmenheit angemessen seyn, aber wesenhafter Gedanken, die
ch die ewige Bewegung dem gleich ewigen Vermögen der
rendlichung eingesenkt, die Welt der Veränderungen bilden
zu ihrem Urquell, dem schlechthin vollkommenen Denken
ückstreben. . . Aristoteles wagte es so wenig die Beweg-
als das zur Verendlichung vorauszusetzende Vermögen
göttlichen Denken abzuleiten, setzte jenes wie dieses als
Bestimmtheit voraus." [2]) Ja, gerade weil Aristoteles Gott
ohl das praktische Handeln und in noch höherem Grade
hervorbringende Thun abspricht, ja von seinem Stand-
kte aus absprechen muß, gründet er darauf den Satz, daß
e eigene Thätigkeit nur auf sich selbst gerichtete Betracht-
sei.[3])

Insofern kann also auch von Gott, der nur Ende der
ssenschaft wie Ziel des Weltstrebens ist, nicht zur Welt

1) de Coelo II. 12, 92, τῷ δ' ὡς ἄριστα ἔχοντι οὐθὲν δεῖ πράξεως· ἔστι γὰρ αὐτὸ τὸ οὗ ἕνεκα, ἡ δὲ πρᾶξις ἀεί ἐστιν ἐν δυοῖν, ὅταν καὶ οὗ ἕνεκα ᾖ καὶ τὸ τούτου ἕνεκα.

2) Brandis l. c. III. 113. Von einer „Einsenkung wesenhafter Gottesgedanken" kann wohl nicht die Rede seyn, am wenigsten unter der Voraussetzung der Ewigkeit der Welt. Sind beide Gott und Welt gleich ewig und „für einander", und ist Gott nach Außen unthätig und nicht wirkend, so kann zwar das Streben der Welt nach ihm als ein gleich ewiges Bedürfniß gedacht werden, das in ihm seine Erfüllung sucht, aber nicht, daß die Gedanken Gottes, die ja nicht einmal nach Außen gerichtet sind, ihr eingesenkt seien. Dieß würde ohne Bethätigung Gottes nicht möglich seyn. Anders verhält es sich bei Platon, insoferne nach ihm der Schöpfer die Welt nach ewigen Ideen gestaltet.

3) ὥστε ἡ τοῦ θεοῦ ἐνέργεια, μακαριότητι διαφέρουσα, θεωρητικὴ ἂν εἴη. Eth. Nic. X. c. 8, 20. (Ed. Bekker).

übergegangen, nicht von ihm zu ihr ausgegangen werden. Das Gleiche gilt also auch von der Geschichte, da Gott selbst nicht als die Alles leitende Vorsehung zu denken wäre. Insofern sagt Zeller mit Recht: „Die Untersuchungen erhalten nicht jenen durchgreifenden unmittelbaren Bezug auf das persönliche Leben und die Bestimmung des Menschen, wie bei Platon. Auch wo er sie auf's Praktische anwendet, sind es immer nur sittliche nicht religiöse Antriebe, die er daraus ableitet. Er bezweifelt nicht, daß Alles auf die göttliche Ursachlichkeit zurückzuführen, aber weil damit wissenschaftlich nichts gewonnen wird, knüpft er das Einzelne nicht wie Platon unmittelbar an jene göttliche Wirksamkeit. Der sokratisch-platonische Begriff der Vorsehung einer auf das Einzelne bezogenen göttlichen Thätigkeit findet bei ihm keine Stelle."[1]) Aristoteles war zu aufrichtig, als daß er mehr aus dem, was er durch seine Untersuchungen nur als Endursache ermittelt, wieder zum Ausgang und Anfang einer neuen Bewegung zur Welt gemacht hätte. Er hatte den existirenden Gott als das Endziel aller Bewegung der existirenden Welt: er hatte ihn am Ende der analytischen Untersuchung, und als solcher kann er auch immer nur Ende seyn. Dieß erkannte Aristoteles, und sein wissenschaftliches Gewissen verbot ihm, mehr in das so gefundene höchste Princip hineinzulegen, als er durch das analytische Denken erreicht hatte. Hiebei bleibt freilich die Frage immer übrig, woher die allem Andern zu Grunde liegende „Potenz, die Hyle", woher die Ursachen αἰτίαι und die Principe ἀρχαί des Werdens? Aristoteles gibt darauf keine Antwort. Er will nur das der wirklichen Welt zu Grunde liegende eigentlich Seiende in seinem Wesen bestimmen und bleibt durchaus innerhalb der Weltwirklichkeit stehen.[2]) Dieß zeigen auch seine Bücher über die Physik

1) Geschichte der Phil. II. 2. S. 624. Vgl. Brandis l. c. 176-7. Zell l. c. 20 ff.

2) Hier dürfte die Bemerkung am Platze seyn, daß Aristoteles Gott schlechthin nicht als Schöpfer und freien Hervorbringer der

ebenso wie seine Ethik. Auch in den erstern ist sein letztes Ziel der Nachweis, daß eine immerwährende Bewegung sei,

Welt gedacht haben könne, wie ein Neuerer, Frz. Brentano, nachzuweisen versucht hat. Zeller ist gewiß in seinem Rechte, wenn er eine solche Behauptung entschieden zurückweist. Der Gott des Aristoteles ist nur Ziel und Zweck der ganzen aufsteigenden Philosophie, das, was er von Anfang an gesucht hat. Es wäre aber auch gegen alle Logik, wenn das, was das letzte und höchste Ziel der ganzen analytischen Untersuchung ist, nachdem es gefunden und zwar ausdrücklich in der Weise bestimmt ist, daß es nur auf sich gerichtete, denkende, beschauende Thätigkeit, die sogar das Denken eines Andern außer sich ausschließt, dem weder ein ποιεῖν noch πράττειν nach Außen zukommt, weil all dieß seine Seligkeit beeinträchtigen würde, — wenn dieß wieder als selbstthätige freie Ursache unmittelbar an den Anfang gestellt würde, die das Weltall erst hervorbrächte, ohne das „Wie" zu zeigen, während er von beiden so bestimmt sagt, daß sie für einander sind. „Der erste Beweger" ist er nur, weil er als der allein ewig Unbewegte das Ziel des Strebens alles Andern ist. Damit ist aber so wenig gesagt, daß die Welt allenfalls eine Emanation Gottes, etwa seines Denkens wäre, denn auch dieß bestreitet Aristoteles, der ja Gott als absolut abgeschlossen, χωριστόν, als den Einzigen bestimmt, ganz entschieden; beide die Welt und Gott sind gleich ewig, wie Arist. denn auch nur die Welt als Thatsache nimmt, ohne nach ihrem thatsächlichen Anfang zu fragen. Aber eben so wenig ist damit gesagt, daß Aristoteles Gott als etwas Unpersönliches aufgefaßt habe. Ist ihm auch der scharf umschriebene Ausdruck der Person fremd gewesen, den Begriff hat er in dem χωριστόν und in der Bezeichnung der auf sich selbst gerichteten, beschauenden Thätigkeit, durch die er Geist ist. Die Verwirrung kommt nur daher, daß man das rein Logische, Begriffliche, Rationelle, wenn auch nicht mit dem Thatsächlichen verwechselt, so doch nicht unterscheidet, und so den begrifflich in seinem Wesen bestimmten Gott immer wieder als den wirklichen freien Urheber der Welt haben will. Hatte ihn auch Aristoteles als wirklichen, so ist dieß, wie oben gezeigt, nur Folge seiner vom Empirischen ausgehenden Methode. Allein, indem er sein Wesen bestimmt, hat er ihn nicht als den bestimmt, der freie Ursache seyn könnte, dieß ist auf dem Wege der aufsteigenden Untersuchung nichteinmal möglich,

diese aber ein erst Bewegendes voraussetze, das selbst keine Größe habe, untheilbar und ohne Theile sei.[1])

Was nun die Ethik betrifft, so kann bei der Methode des Aristoteles nicht erwartet werden, daß er das Sittengesetz von Gott ableite, aber er führt dasselbe auch nicht auf das höchste Princip zurück. Dieses selbst ist ihm eigentlich nur die vernünftige Naturordnung, der gemäß das Handeln eingerichtet werden soll. Dieß Handeln ist der eigentliche Gegenstand der Ethik als der praktischen Philosophie und für dieß das eigentliche Ziel, den Zweck zu finden und zu bestimmen, deren Aufgabe[2]). Auch in der Ethik geht Aristoteles von dem in der Wirklichkeit gegebenen Handeln des Menschen aus. Dieses aber ist auf einen Zweck gerichtet, der wenigstens als etwas Gutes erscheinen muß, und nur im eigentlich Guten kann die Eudämonie, Glückseligkeit bestehen. Diese selbst aber zu erreichen ist nur möglich, wenn der Mensch gemäß der rechten, durch seine vernünftige Natur gegebenen Ordnung lebe (κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον). Nur so handle er tugendhaft, und dieß tugendhafte Handeln wird durch Uebung habituell (zur ἕξις). Die Eudämonie, die Glückseligkeit aber, auf die alles Handeln abzielt, ist selbst wieder die der Tugend gemäße Thätigkeit und wird nur dadurch erreicht, daß der Geist (ὁ νοῦς) dem göttlichen Leben näher zu kommen sucht; denn Gott besitzt ja die höchste Glückseligkeit. Da aber die Thätigkeit Gottes eine beschauliche ist,

---

und Aristoteles logisches Gewissen war jedenfalls stärker als dasjenige derer, die ihm eine Lehre aufdrängen wollen, für die in seinem Verfahren kein Platz seyn kann. Um Gott als erste Ursache zu haben, muß ein anderer Weg eingeschlagen werden, als derjenige ist, der wie die erste Philosophie nur sein Wesen zu bestimmen sucht.

1) Physik VIII. fin.

2) Insofern sagt Zell l. c. 28: „Auch die Ethik erweist sich in ihrer ganzen Construktion unabhängig vom Gottesbegriff und von der Religion und beruht gleichsam auf einer Naturgeschichte des Menschen."

so macht auch diejenige Thätigkeit, welche dieser göttlichen am meisten verwandt ist, also die beschauliche, den Menschen auch der Glückseligkeit am meisten theilhaft. Freilich müsse dem Menschen hiebei eine dieß begünstigende Lage beschieden seyn.[1])

Da nun aber die Menschen großentheils nicht tugendhaft leben, sondern nur der Furcht Folge leisten — dieß ist also wieder eine rein empirische Thatsache — so sind Gesetze mit zwingender Kraft nothwendig.[2]) Eine solche zwingende Gewalt hat zwar nicht ausschließlich, aber doch besonders der Staat, mit dem Aristoteles vor ein geschichtliches Gebilde sich gestellt findet. Auch hiebei wieder an das Gegebene anknüpfend, hat Aristoteles sein großes Politien-Werk geschrieben, aus der Fülle der Verfassungen, wie aus dem, was ältere Philosophen Richtiges hierüber gesagt, geschöpft, um dann zu zeigen, welches die beste Verfassung sei.[3])

Wie schon früher bemerkt, ist es ihm allerdings nicht um den Staat als um ein g e s c h i c h t l i c h e s Problem an und für sich zu thun, so wenig als um den Staat der Idee; dagegen ist besonders hervorzuheben, daß er ihn in der Natur des Menschen als eines in Gemeinschaft lebenden Wesens begründet seyn läßt. Der Mensch ist seiner Natur nach ein *ζῶον πολιτικόν*; der Gemeinschaften (*κοινωνίαι*) aber gibt es mehrere Arten, von denen jede ein Gut anstrebt. Die staatliche Gemeinschaft ist aber die vornehmste, die alle übri-

1) Eth. Nic. X. c. 7, 8 u. 9. Der gleiche Gedanke findet sich in der dem Aristoteles zugeschriebenen Eth. Eudm. VIII, 5. p. 1249 b, 16, wo es heißt: „Derjenige Vorsatz (*προαίρεσις*) und derjenige Besitz der natürlichen Güter ist der beste, welcher am meisten die Betrachtung Gottes (*τοῦ θεοῦ θεωρίαν*) befördert.“ Offenbar führt auch dieß dazu, daß das Ziel des sittlichen Handelns auch dießseits die Beschauung Gottes ist, ohne daß Gott selbst hiebei anders als nur als Ziel, als Gegenstand des Verlangens wirkend gedacht würde.

2) Eth. Nic. X c. 9. 3—9 ff.

3) Eth. Nic. Schluß.

gen umfaßt,[1]) in welchem also auch dem Glückseligen alle drei Arten von Gütern: die äußeren, die leiblichen wie die geistigen zukommen müssen, von denen die letzteren um so schöner sind und um so mehr nützen, je mehr sie gesteigert werden, erstere aber im Uebermaße schaden.[2]) Weil aber das staatliche Gemeinwesen das Ganze bildet, ist dasselbe (begrifflich) früher als die Familie und der Einzelne, und insofern ist der Staat Endzweck aller übrigen Gemeinwesen, in denen diese erst ihre Vollendung und Selbständigkeit finden.[3]) In ihm wird also das vorzüglichste Gute, das im würdigen und glückseligen Leben (εὖ ζῆν, εὐδαιμόνως ζῆν) besteht, erst möglich.

So sehr nun auch der Staat als Zweck erscheint, so würde er doch wieder nur Bedingung und Mittel, glückselig zu leben, seyn, insofern die Glückseligkeit eine Art der Betrachtung (θεωρία τις) ist, zumal ja gerade diese nichts von all dem bedarf, was zur Ausübung anderer Tugenden nöthig ist, wie z. B. die Freigebigkeit, die Vermögen voraussetzt. Nun aber wird das glückselige Leben nicht bloß durch das Leben in Gemeinschaft erreicht, sondern es besteht für den Menschen, wie er einmal ist, der mit vielen anderen zusammenlebt, gerade in der Gemeinschaft, und so fallen Bedingung und Zweck wieder zusammen. Insofern sagt Aristoteles, daß auch zum beschaulichen Leben es besonders günstiger äußerer Verhältnisse (εὐεμέρια) bedarf, wenn auch hiezu und zur Selbständigkeit nicht ein Ueberfluß von Glücksgütern nöthig ist, ja auch der Privatmann tugendhaft und glücklich leben kann.[4])

Aristoteles hält sich daher auch hier immer an den faktischen Zustand, wie er ihn in diesem Leben vorfand. Allein es fragt sich doch, ist dieser faktische Zustand denn ein innerlich nothwendiger oder nicht doch vielleicht ein zufälliger, so

1) Politik. Eingang.
2) Brandis II 1603. Pol. IV. 1.
3) Eth. Nic. X c. 8 f.
4) l. c. 9 (Bekker.)

ß nicht auch das Streben erwachen sollte, denselben auch
rch diejenige Thätigkeit aufzuheben, in welcher allein die
lle Glückseligkeit besteht? Dieß würde aber nothwendig
r Folge haben, die Hindernisse hinweg zu räumen; stehen
auch nach Aristoteles all diejenigen Bedingungen, die zur
usübung anderer Tugenden nöthig, der beschaulichen Thätig-
it im Wege (ἐμπόδιά ἐστι). Dieß würde aber entweder
s letztes Ziel ein jenseitiges Gemeinwesen, einen Idealstaat
raussetzen, oder wenn der Staat immer nur ein dießseitiger
eibt, zum Verzicht auf die Welt und ihre Güter und Ge-
üsse führen. Aristoteles hat nun allerdings nur innerhalb
r bestehenden Welt sich gehalten, nicht die äußersten Folgen
r die Erreichung dieses höchsten Zieles menschlicher Thätig-
t gezogen. Dagegen war es dem Geiste des indischen Volkes
d seiner Speculation vorbehalten, dieß auch praktisch anzu-
eben. Es geschah dieß im Einsiedlerleben, das wir hier nur
rz berühren wollen. Auch der Brahmane lebte zuerst in drei
tadien in und für die Welt; sobald er aber alterte, soll er
h in's Einsiedlerleben als Waldbewohner zurückziehen. Auf
les muß er verzichten, nur von Wurzeln, Früchten und
asser leben, um so in das fünfte Stadium zu treten, in
lchem er völlig allein seine Gedanken auf den höchsten Geist
htend und so als Sanjasi, als Niederleger (aller Leiden-
aften) leben kann, um darin seine Glückseligkeit zu finden."[1])

Es sind also Weltentsagung, Verzicht auf das äußere
ben in der Welt, Bändigung der Leidenschaften die Be-
ngungen derjenigen Glückseligkeit, die in der Beschauung des
öttlichen besteht. Da aber alles Handeln immer wieder in
Welt und ihre Ergötzungen verstrickt, ging Buddha noch
rüber hinaus und erblickte das Ziel in der völligen Ruhe
s Seyns, in völliger Indifferenz — denn das ist Nirvana
d nicht schlechthin Nichts. Freilich gelangte die indische

1) Lassen: Indische Alterthumskunde I. 581. Windischmann, Philos. im Fortgg. der Weltgeschichte II. 925 u. Manu VI, 36.

Speculation auch dahin, daß diese Welt mit ihren Umwälzungen nur durch einen Zufall, ja durch die Maja, die Täuschung entstanden sei.

Also nicht bloß Aristoteles, sondern auch die brahmanische Speculation erblickte in der Beschauung des Göttlichen die höchste Glückseligkeit. Der Unterschied ist nur der, daß Aristoteles die Schranken der dießseitigen Welt für den Menschen anerkannt, während der indische Geist die Schranken des Dießseits auch thatsächlich zu durchbrechen, ja aufzuheben getrachtet, um mit Brahma vereinigt zu werden, so daß auch das, was Aristoteles von Gott behauptet, daß seine Glückseligkeit nach außen unthätig sei, von den Brahmanen selbst erstrebt ward.[1]) Aristoteles selbst geht hiebei so weit, daß er der Beschauung, die auf das Göttliche gerichtet ist, gegenüber, alle übrigen Tugenden, wie die Tapferkeit und die Gerechtigkeit, welch letztere er doch vor Allem hochstellt, nur als bloß menschliche betrachtet.[2]) So würde also das eigentliche Ziel doch immer über dem Staate liegen und die Verähnlichung mit Gott der höchste Zweck des sittlichen Handelns seyn, wodurch erst das εὖ ζῆν im Vollmaße erreichbar wäre. Dieß würde aber dann selbst wieder über dem dießseitigen den Idealstaat bedingen. Gott ist aber immer nur Ziel des Strebens, ohne daß er selbst auf das sittliche Leben helfend einwirken würde. Daher hat auch bei Aristoteles die Religion und der Cultus

1) Uebrigens sind dieß nur Andeutungen zum Vergleich. Daß aber ähnliche verwandte Richtungen, sich von der Welt zurückzuziehen und den Genüssen derselben zu entsagen, um Tugend und Glückseligkeit zu erreichen, auch in Griechenland ihre Spuren hinterlassen, zeigt Pythagoras und sein Bund. Aus der sokratischen Schule ging Antisthenes hervor, der, wie seine Schüler, in der Bedürfnißlosigkeit und im Verzicht auf alle Genüsse den Weg zu Gott und zur Glückseligkeit erblickte, während Platon in seinem Idealstaat, der im Himmel ist, auf ein überweltliches Gemeinwesen hingewiesen.

2) Eth. Nic. 8 u. 9.

in der Theorie keinen Platz. Nichtsdestoweniger — und dieß ist besonders hervorzuheben, da es für den hohen Sinn desselben für die Wirklichkeit Zeugniß gibt — hat er unter den Einrichtungen des Staates, für welche dieser zu sorgen hat, die Sorge für das Göttliche durch die Priester als die erste Pflicht desselben hingestellt,[1]) freilich ohne irgendwie auf eine Begründung der Religion und des Cultus, oder auf deren inneren Zusammenhang mit dem Staate einzugehen. Die Religion war für ihn wohl eine Thatsache, die er geachtet hat und geachtet wissen wollte, die er aber zu erklären nicht vermochte.

So wenig also als die Metaphysik bieten auch Ethik und Politik Anknüpfungspunkte für eine positive Erklärung der Geschichte. Immer ist das, was Princip des Anfangs und Ausgangs seyn müßte, gemäß der analytisch aufsteigenden Methode nur als Ende und Ziel gegeben.

Was nun weiters die metaphysische Seite der Geschichte betrifft, so lassen sich gewisse Berührungspunkte mit den Grundfaktoren der Geschichte nicht verkennen, wenn sie auch nicht als geschichtliche von Aristoteles behandelt sind. Allerdings darf man nicht Bestimmungen des Wesens der Geschichte suchen, so wenig als solche über ihren innerlich nothwendig bedingten Anfang. Ebensowenig darf man Aufschlüsse über die Faktoren der Geschichte als geschichtlicher erwarten. Direkt über die Faktoren als geschichtliche, wie da sind die menschliche Freiheit, ein höheres Gesetz der Nothwendigkeit und die Vorsehung, hat Aristoteles keine Untersuchungen gepflogen. Dieß wäre dann der Fall gewesen, wenn er auch die Geschichte und die Religion selbst zum empirischen Ausgangspunkt metaphysischer Forschung gemacht hätte. Wie er aber die Geschichte für keinen Gegenstand der Philosophie angesehen, so hat er die religiös mythologischen Vorstellungen, auf denen doch die Religionen jener Zeit be-

1) Polit. VII, 8, 3 (Susemihl IV. 7).

ruhten, nicht als geschichtliche Probleme, sondern nur als „Ueberbleibsel" (*λείψανα*) aus alten Zeiten angesehen; ja er hielt es nicht einmal der Mühe werth, auf die in mythischer Weise philosophirenden und die von ihm sogenannten „Theologen," welche die Götter zu Principien machten, einzugehen.[1])

Dagegen ist das, was Aristoteles über die menschliche Freiheit sagt, und wie er sie begründet, der Art, daß dieselbe der Natur gegenüber als das Princip einer neuen Entwicklung der Geschichte gegeben erscheint, wenn auch Aristoteles selbst die Consequenzen nicht zieht. Schon in der Untersuchung über die „Dynamis" führt er, indem er den Unterschied der unvernünftigen Wesen vom Menschen bestimmt, die Freiheit auf die Erkenntniß zurück. Er sagt daselbst, daß „die vernünftigen Vermögen alle zugleich auf das Entgegengesetzte gehen, die unvernünftigen nur auf e i n Glied des Gegensatzes." Den Grund hievon sieht er darin, daß die Wissenschaft Begriff ist, dieser aber die S a c h e wie ihre B e r a u b u n g kund gibt,[2]) also das Positive, Wirkliche wie das, wodurch diese beschränkt und so näher bestimmt wird. Insofern ist also der Wissende überhaupt Princip des Handelns (*ἀρχὴ τῶν πράξεων*), also Macht zu wählen nicht bloß zwischen Entgegengesetztem, sondern was noch mehr ist, Macht innerhalb gewisser Schranken über Entgegengesetztes. Er berathet über die Mittel, die zum Zwecke führen, insofern sie für ihn mögliche sind, d. h. in seiner Macht liegen.[3]) So heißt es auch von der Seele, „daß es etwas Mächtigeres gäbe als die Seele, ist unmöglich, als den Geist aber noch unmöglicher."[4]) Aristo-

---

1) Metaph. III 14 XII 8, 26. Zell 49.

2) Met. IX. 2, 4, 8. *λόγος γάρ ἐστιν ἀμφοῖν μέν, οὐχ ὁμοίως δέ, καὶ ἐν ψυχῇ ἣ ἔχει κινήσεως ἀρχήν· ὥστε ἄμφω ἀπὸ τῆς αὐτῆς ἀρχῆς κινήσει πρὸς τὸ αὐτὸ συνάψασα.*

3) Eth. Nic. III. Bekk. c. 5. 20—30.

4) de Anima. 5. *τῆς δὲ ψυχῆς εἶναί τι κρεῖττον καὶ ἄρχον ἀδύνατον, ἀδυνατώτερον ἔτι τοῦ νοῦ.* Vergl. Brandis l. c. II 509; 1040. III. 105 n. 245.

les bestimmt so die Freiheit nicht bloß als einfache Selbstbe=
immung, sondern in noch höherem Sinne als beherrschende
nheitliche Macht von Gegensätzen, deren sie sich als der Mit=
l bedient. Mit dem νοῦς ποιητικός hat er aber vor
llem ein solches Princip der Selbstbestimmung und Selbst=
ätigkeit und damit den Menschen als das Wesen, das auch
was anfangen kann. So sagt er auch vom Nus, daß er
vermischt seyn müsse, auf daß er herrsche (κρατῇ) d. h. er=
nne. de Anima III. 7. Der Mensch ist so nach Aristoteles
erhaupt auf der Höhe der lebenden Wesen und ist vollendet
ch das edelste derselben.[1]) Hiebei setzt er freilich hinzu, daß
r Mensch „losgerissen vom Gesetz und Recht das Schlimmste
είριστον) von allen sei; denn das Furchtbarste ist die Un=
rechtigkeit, wenn sie Waffen hat." Er wendet ebenso alle
orgfalt an, um die Unterschiede des Menschen von den
hieren — äußere und innere geistige — herauszustellen,[2])
ährend gegenwärtig man sich damit abmüht, alle Unter=
hiede zu verwischen, ja aufzuheben, denn dieß gehört zur
odernen unfehlbaren Wissenschaft.

Insofern nun der Mensch an der Spitze der lebenden
esen steht und weil er wissend Macht über Entgegengesetztes
d so Princip des Handelns ist, also mit Selbstbestimmung
wecke setzen und sie verfolgen kann, so müßte derselbe auch
ch Aristoteles als das Princip betrachtet werden, mit dem

1) Polit. I. 1, 12, b.

2) Merkwürdig in dieser Hinsicht ist, daß Aristoteles, indem er unter den Vorzügen des Menschen seine aufrechte Stellung her= vorhebt, damit den Gedanken verbindet, daß erst in ihm auch das Verhältniß von Oben und Unten, Rechts und Links, Hinten und Vorn besonders sich geltend macht, was mit den kosmi= schen Bestimmtheiten zusammenfalle. Brandis l. c. 1332 de part. anim. IV, 10. Hist. anim. I, 15. Schelling hat bekanntlich diesen Gedanken wieder aufgegriffen und tiefer begründet, weil auf die Principien selbst zurückgeführt. 2 I 433—42.

nothwendig eine neue Welt gegenüber der Natur, und somit eine neue Entwicklung, die der Geschichte beginnen könnte. War es ihm aber nicht darum zu thun, diese geschichtliche Seite zu verfolgen, sondern nur darum, um darauf die Ethik zu begründen, so könnte doch auch trotz der tiefgehenden Begründung der Freiheit, dieselbe doch nicht zum Princip und Ausgang der Geschichte — auch metaphysisch nicht — genommen werden. Da diese Bestimmungen der Freiheit sowie des Menschen Stellung über der Natur doch nur auf Grund der thatsächlichen Erfahrung gewonnen sind, so ist immer nur das „daß“ das Resultat, daß der Mensch frei, wie daß er so Princip einer neuen Entwicklung — der geschichtlichen — werden könne, aber in dem „daß“ liegt nicht schon die wissenschaftliche Bedingung, um von ihm als vom Princip aus weiter diese neue Bewegung selbst zu verfolgen und dieselbe als Folge einer freien That in ihren wesentlichen Erscheinungen ableiten zu können. Wenn dieß der Fall seyn sollte, müßten ebenso die Schranken, welche durch die Stellung des Menschen in seiner Freiheit dem Ganzen gegenüber wesentlich gegeben seyn müßten, gleichfalls erkannt seyn. Nun aber könnten auch diese Schranken gemäß der Methode des Aristoteles immer nur wieder durch Analyse der Erfahrung bestimmt werden, wodurch auch nur wieder ein thatsächlicher Zusammenhang derselben mit der Freiheit nachgewiesen werden könnte, nicht aber der innere auf Grund der wesentlichen Stellung des Menschen zum Ganzen, geschweige ein solcher, daß diese Schranken selbst als ein allgemeines Gesetz des Seienden gegeben wären. Wollte man daher die auf solche Weise gefundenen Bestimmungen der Schranken den freien Thaten des Menschen gegenüberstellen, so würde ein solches Vorgehen doch nur eine äußere Synthese von Sätzen bedingen, die weil von verschiedenen Objekten der Erfahrung aus abgeleitet, nicht eine innere metaphysische Entwicklung vom Menschen selbst als von dem neuen Princip aus ermöglichen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß jene Resultate des

Aristoteles irrig — sie sind vielmehr gemäß der Methode wohl begründet — aber sie sind eben zum Zwecke einer Metaphysik der Geschichte nur nicht genügend.

Einen anderen Berührungspunkt bildet das, was Aristoteles als Ziel des sittlichen Handelns hinstellt. Wenn Aristoteles den Zweck des sittlichen Handelns in der Glückseligkeit erblickt, diese aber doch nur in der Gemeinschaft, die im Staate ihre Vollendung findet, erreichbar ist, so könnte folglich dieser auch als das naturgemäße Ziel und als der Zweck der Geschichte betrachtet werden. Abgesehen davon, daß Aristoteles nur den Staat im Auge hatte, der unter den faktisch bestehenden griechischen Verhältnissen möglich war, so sieht er anderseits das höchste Ziel, die höchste Glückseligkeit doch wieder in der Beschauung des Göttlichen, in Folge dessen der Staat immer nur wieder Bedingung seyn würde, und somit wäre das Ziel der Geschichte doch nur in Gott zu erreichen. Dieß würde aber über diese thatsächliche Welt hinausliegen. Da aber Aristoteles an dieser immer festhält, und Gott nach Außen nicht wirkt, so kann Gott immer nur Ziel des unendlichen Strebens bleiben, das auch die ethische Welt zwar immer anstrebt, ohne jedoch in ihm je zur Vollendung zu kommen.[1]) Nun ist es sicher eine Vernunftwahrheit, daß wie das ethische Streben nach Glückseligkeit nur in Gott sein Ziel hat, so auch die Geschichte nur in Gott als dem höchsten Princip auch Ziel und Vollendung finden kann. Aber ebenso wahr ist, daß jede aufsteigende das Princip und Ziel erst suchende Wissenschaft, wenn sie es gefunden, Gott nicht schon auch als den hat, der auch thätig eingreifen und die Menschen wie die Menschheit zur geschichtlichen Vollendung führen würde. Aristoteles selbst läßt ja Gott nur durch sein unbewegliches

---

1) Ein Streben aber, das sein Ziel nie erreicht, führt zur Verzweiflung wie im Buddhismus. In gleicher Weise hat in neuerer Zeit die Idee des Fortschreitens ins Unendliche den Pessimismus gezeitigt.

Daseyn wirken, und er schloß so die Vorsehung aus.[1]) Insofern wäre also auch mit dem Ziel, welches Aristoteles dem sittlichen Streben gesetzt, eigentlich nichts erreicht.

Was aber das in der Geschichte über dem Thun der Menschen waltende höhere Gesetz der Nothwendigkeit betrifft, so könnte bei Aristoteles dasselbe in dem ὀρθὸς λόγος angedeutet seyn, insofern der Mensch um sein Ziel, die Glückseligkeit zu erreichen, sein Handeln „der Vernunft gemäß" einrichten muß. Allein dieß ist doch zunächst eine begriffliche Bestimmung für die Norm des sittlichen Handelns des Individuums, ohne daß sie objektiv als eine reale Macht gedacht werden könnte, auch dann nicht, wenn dieselbe als für die ganze Menschheit geltend gefaßt würde. Aber gerade um eine solche objektive, ja reale Macht würde es sich handeln. Dagegen war gerade im hellenischen Bewußtseyn eine solche reale Macht als ein ewiges von Zeus selbst gewährleistetes Princip der Weltordnung anerkannt,[2]) das, sei es als Nemesis, sei es als Dike gefeiert ward.

Ueberdieß ist der Begriff einer solchen Vernunftgemäßheit des Handelns immerhin zu unbestimmt, als daß dieselbe nicht erst entwickelt werden müßte. Dieß hat allerdings Aristoteles in seiner Ethik als Tugendlehre ausgeführt, die aber als solche für die Geschichte keine principielle Bedeutung hat. Näher würde seine Lehre vom „Mittelmaß" liegen. Dieses „Mittel-

1) Allerdings hatte der „transscendentale Idealismus," dem ja Gott auch Ziel und Ende war, Gott auch als die über Allem waltende Vorsehung bestimmt, dieß aber nur insofern sein Ausgangspunkt das unendliche Subjekt-Objekt ihm gestattete, auch die Geschichte in die Entwicklung aufzunehmen. Ja gerade dieses führte zu der Bestimmung des Höchsten, daß es über der Freiheit und Nothwendigkeit als Vorsehung stehen bleibt. Allein auch eine solche Vorsehung würde immer nur die allgemeine, der Rahmen der wirklichen Vorsehung bleiben, daher auch dieses System nicht ein positives Princip bieten konnte.

2) Nägelsbach: „Nachhomerische Theologie." I, 18, 24.

maß" ist ihm nun freilich nicht die bloße Indifferenz, noch eine Vermischung von Gegensätzen und Extremen, sondern es besteht vielmehr, daß ich so sage, in der thätigen höheren Einheit des handelnden Subjekts, welche die Extreme ausschließend, die Gegensätze verbindet und einheitlich beherrscht.[1]) Wir können hier unmöglich auf die so interessanten Untersuchungen des Stagiriten eingehen; allein auch dieß „Mittelmaß" ist doch nur wieder die Norm dafür, vernunftgemäß zu handeln, wie es ja auch als Ausgleich der Gegensätze das Grundgesetz der Vernunft überhaupt ist; aber es hat hier nicht die Bedeutung eines Weltgesetzes, dem alles Seiende und auch die ethische Welt der Geschichte unterworfen wäre.

(Schluß folgt.)

---

1) Wenn Aristoteles z. B. „die Tapferkeit als die rechte Mitte von Feigheit und Verwegenheit" hinstellt, so meint er damit nicht, daß die Extreme in ihr gemischt sind, sondern daß der Tapfere dieß nur ist, insofern als durch die Besonnenheit verwegener Muth geregelt, durch letzteren übergroßes Besinnen, das zur Zaghaftigkeit führt, beschränkt und so die Feigheit ausgeschlossen ist. S. auch Brandis II. 1635. III. 143.

LIX.

Der Ordo des Diakonats.

Eine Entgegnung.

Der Culturhistoriker und Socialpolitiker Herr Dr. Ratzinger, nunmehr Pfarrer von Günzelhofen in Oberbayern, hatte die Gefälligkeit, mein Werk „Der Diakonat in der katholischen Kirche, dessen hieratische Würde und geschichtliche Entwicklung" (Regensburg 1884) in diesen Blättern (B. 32 ff.) in sehr anerkennender Weise zu besprechen, wofür ich ihm großen Dank weiß, zumal er sich wenigstens mit einem Theile meiner Arbeit eingehend befaßt hat. Wie es aber bei der Behandlung eines mit der Urgeschichte des Christenthums so eng verflochtenen Gegenstandes nicht anders zu erwarten steht, so machen sich auch in Bezug auf den Diakonat einzelne abweichende Anschauungen geltend, welche Dr. Ratzinger abermals zum Ausdrucke bringen zu sollen geglaubt hat. Namentlich constatirt er meinem Werke gegenüber zwei nicht unwesentliche Differenzen, deren nähere Beleuchtung mir hier gestattet werden möge.

Vor Allem behauptet Dr. Ratzinger, daß die „Sieben" der ersten christlichen Gemeinde nicht Diakonen, sondern Presbyter gewesen seien, und zeiht mich dann des Fehlers, die Armenpflege als Ausfluß des Diakonates behandelt zu haben. Während letzterer Vorwurf auf einem formellen Irr-

beruht, erscheint erstere Aufstellung, für welche Dr.
ger selbst nur negative Gründe beibringt, da es an
en natürlich gänzlich mangelt, sowohl vom exegetischen
torischen Standpunkte aus unhaltbar. Auch der ein=
rmeintliche positive Anhaltspunkt in der Apostelgeschichte
CI. 30 erweist sich, wie ich zeigen werde, als nicht
nd.

Mit der Ansicht, daß die in der Apostelgeschichte er=
n „Sieben" für Presbyter gehalten werden sollen, steht
atzinger nicht allein; auch Böhmer, Lange und Döllin=
ßen diese Auffassung mehr oder minder ernst vertreten.
iese Gelehrten macht Ratzinger geltend, daß, wenn die
en" wirkliche Diakonen im engeren Sinne des Wortes
r wären, sie Lukas sicherlich als solche bezeichnet hätte.
r That spricht der Verfasser der Apostelgeschichte immer
n den „Sieben", niemals von Diakonen; erst später,
h im Philipperbriefe und in den Pastoralbriefen er=
n neben den Presbytern auch die Diakonen. Aus
Zurückhalten der heiligen Urkunde schließt man nun
as Nichtvorhandenseyn der Diakonats=Institution vor
Jahre 64. Das ist aber ein kühner Schluß, dem es an
othwendigen Prämissen fehlt, und involvirt derselbe eine
nnung der natürlichen Entwicklung neuer Verhältnisse
Institutionen. Denn überall ist die Sache früher da,
ren Name: so auch hier.

Durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände war
ch die Veranlassung gegeben, sieben Männer zu erwählen,
hnen ein Amt mit einem mehr oder minder genau ab=
nzten Wirkungskreise zu übertragen. Dabei war es
wegs nothwendig, den Gewählten auch sogleich einen
mten Amtstitel beizulegen, wie das etwa heutzutage bei
tuirung eines Vereines oder Gründung einer Corpora=
u geschehen pflegt. Sollen für solche Statuten entwor=
erden, so arbeitet man gewöhnlich nach Mustern, und
ibt sich nicht leicht eine Verlegenheit, für die mit den

verschiedenen Vereins-Funktionen betrauten Personen die ent-
sprechenden Bezeichnungen zu finden. Die Kirche Christi
aber trat als eine nach ihrem ganzen Wesen neue Institution
in die Welt, und die Wirksamkeit ihrer Diener war eine so
eigenartige und umfassende, daß an ein sofortiges Adoptiren
von vorhandenen, etwa in der jüdischen Kirche üblichen Be-
zeichnungen für die einzelnen Aemter nicht zu denken war.
Auch dürfen die Apostel, welche im Besitze der kirchlichen
Machtfülle waren, nicht mit modernen Vereinsleitern, welche
für die ihnen untergeordneten Organe stets die wünschens-
werthen Ehrentitel bereit halten, verglichen werden. An die
sofortige Erledigung solcher rein formeller Fragen dachten
die Apostel nicht, sondern als Männer von eminent prakti-
schem Sinne begnügten sie sich, einen gewissen Theil ihrer
Amtsbefugnisse an Andere abzugeben, sowie dieselben in ihr
Amt einzuführen und einzuweisen. Eine amtliche Benennung
aber setzten sie nicht fest, sondern überließen dieß der öffent-
lichen Meinung, wenn es gestattet ist, mich so auszudrücken,
und es ging daher auch geraume Zeit her, bis sich für die
einzelnen Aemter die betreffenden Titel fixirten.

Ob nun den „Sieben“ schon vor dem Jahre 64 der
Name „Diakonen“ beigelegt worden sei, läßt sich nicht ent-
scheiden, da die heilige Urkunde hierüber keine Anhaltspunkte
gibt. Aber soviel ist gewiß, daß jene „Sieben“ keine andere
Bestimmung hatten als die späteren Diakonen im engeren
Sinne des Wortes: nämlich den Aposteln helfend und
dienend zur Seite zu stehen (διακονεῖν), war ihre Auf-
gabe, ihr Beruf, ihr Amt, und davon erhielten sie den Na-
men „Diakonen“. Wie aus der Einsetzungsgeschichte klar er-
hellt, überkamen die „Sieben“ zunächst die Mithilfe in der
Verwaltung der Armenpflege und der Vermögensgeschäfte der
Gemeinde; sie wurden mit der Einnahme, Bewahrung und
Vertheilung der Collekten, sowie mit der Veranstaltung und
Leitung der gemeinsamen Mahlzeiten, der Agapen, betraut.
Es oblag ihnen also ganz besonders die Sorge für die Armen

Kranken, für die Wittwen, Waisen und Fremden. Ja
: diese Sorge war die nächste Ursache der Einsetzung
Amtes, das bei dem zunehmenden Wachsthume der
: einem dringenden Bedürfnisse entsprach, wie die heili=
Väter, namentlich Ambrosius und Leo bei jeder Gelegen=
etonen. Dabei aber darf nicht angenommen werden,
ir Dr. Ratzinger zu supponiren scheint, daß sich die
el fortan der Sorge für die Armen und Wittwen
entschlagen hätten; sie behielten vielmehr die Ober=
g und Oberaufsicht des Armengeschäftes für sich,
iß von einer selbständigen Verwaltung der Armenpflege
die „Sieben" nicht die Rede seyn kann. Sie standen
lmoseniers unter der beständigen Respicienz der Apostel,
Gehilfen sie waren.

Ebenso wenig blieben die „Sieben" von der Mithilfe
en übrigen Funktionen des Apostolates ausgeschlossen,
n es fielen ihnen außer der Armenpflege auch Verricht=
und Hilfeleistungen beim Altardienste zu. Durch den
ug ihrer anfänglichen Berufsgeschäfte mußten sie von
dazu gedrängt werden, weil in der apostolischen Gemeinde
en Agapen, bei denen die Armenpflege geübt wurde, die
des eucharistischen Opfers unzertrennlich verbunden war.
bestätigt Lukas (Act. II. 46) selbst, indem er berichtet,
ie Gläubigen täglich einmüthig im Tempel verharrten,
n Häusern das Brod brachen und Speise nahmen in
e und Einfalt des Herzens. Eucharistie und Mahl stehen
n unverkennbarem Zusammenhange, sowie hinwiederum
die Worte „Brodbrechen" und „Speisenehmen" der Unter=
beider hinlänglich hervorgehoben ist. Während des
sdienstes wurden die Almosen auf den Altar gelegt und
a weg den Armen zugetheilt, so daß also die Agapenbe=
ug oder das διακονεῖν τραπέζας von der τράπεζα
κή des eucharistischen Opfers nicht getrennt werden darf.
Wie an der Liturgie hatten die „Sieben" auch ihren Antheil
r Lehrthätigkeit der Apostel, wie wir aus der Wirksam=

keit des Stephanus und Philippus ersehen. Beide waren eifrigst mit der Verbreitung und Vertheidigung der Lehre Jesu beschäftiget, und Philippus hat zudem viele Gläubige getauft. Das setzt für beide eine apostolische Lehrbevollmächtigung und einen Auftrag zur partiellen Ausspendung der Sakramente voraus. Die „Sieben“ waren eben nicht blos Diakonen des Tisches, sondern auch Diakonen der Lehre (διάκονοι τοῦ λόγου).

Endlich spricht die Art und Weise der Bestallung der „Sieben“ für eine höhere Aufgabe derselben. Zur Wahl von einfachen Tischdienern hätte es wahrlich einer so umfassenden Vorbereitung nicht bedurft, wie in der Apostelgeschichte (VI. 2—6) berichtet wird. Indem aber die Apostel verlangten, es sollten nur Männer voll des heiligen Geistes und der Glaubenskraft, voll Weisheit und Klugheit gewählt werden, deuteten sie zugleich an, daß sie den Gewählten ein höheres Amt als die bloße Geld- und Tischbesorgung übertragen wollten. Es waren das die Requisite zu Dienern des Evangeliums, und in der That fehlte es ihnen nicht an der innern Befähigung hiezu, wie wenigstens Stephanus und Philippus bei ihrem öffentlichen Auftreten sofort bewiesen haben.

Als Ergebniß dieser meiner Erörterung glaube ich anführen zu dürfen, daß einerseits die ursprüngliche Bestellung der „Sieben“ für die Armenpflege und Agapenbesorgung nicht der einzige Zweck der Einsetzung des Diakonates gewesen sei, sondern daß man es hier mit der Gründung eines liturgischen und somit hieratischen Amtes zu thun habe; daß aber auch anderseits die Armenpflege nicht vom Diakonate losgelöst werden dürfe, wie Dr. Ratzinger will, sondern daß den Diakonen die Werke der Charitas von den Aposteln anvertraut waren. Dem Charakter ihrer Stellung entsprechend übten sie aber ihr Amt unter der beständigen Aufsicht und Oberleitung der Apostel, deren kirchliche Diener sie waren; sie erscheinen also mit jener Bestimmung, welche die Geschichte von den spätern Diakonen bezeugt. Mit dieser präcisen Erklärung stimmen meine Darlegungen über die vorwürfige Materie in meiner oben citirten

Schrift vollkommen überein, und es ist mir darum unerfindlich, wie man dazu komme, mir zu imputiren, ich hätte „die Armenpflege als Ausfluß des Diakonen-Amtes" oder die Diakonen als „selbständige Leiter" der Armenpflege hingestellt.

Eine vermittelnde Anschauung vertritt Dr. Schenz in seiner Schrift: „Das Laien- und hierarchische Priesterthum" S. 95 Note 281, indem er die Uebertragung der liturgischen und charitativen Funktionen an die „Sieben" zeitlich trennt und meint, die „Sieben" seien schon längst Diakonen der Lehre (*διάκονοι τοῦ λόγου*) gewesen, ehe sie mit der Diakonie des Tisches (*διακονία τῶν τραπεζῶν*) bedacht worden wären. Nach ihm hätten also die „Sieben" den hieratischen Theil ihres Amtes bereits besessen und erst später seien sie auch mit der Armenpflege betraut worden. Aber auch zu dieser Ansicht kann ich mich, wie aus obiger Darlegung hervorgeht, nicht bekennen. Denn wenn die „Sieben" bereits mit der Hauptsache, mit dem Dienste des Evangeliums, betraut waren, ist doch wahrlich kein hinreichender Grund zu finden, warum die Apostel dieselben erst behufs Uebertragung der Beihilfe in der Armenpflege von der Gemeinde wählen ließen und ihnen erst jetzt für diese höchst untergeordnete Beschäftigung der täglichen Spendevertheilung eine höhere Vollmacht und Weihe ertheilt haben. Da sollte man doch erwarten, daß Lukas vielmehr die ursprüngliche Berufung der „Sieben" für den Dienst des Wortes erzählt und nicht erst die tägliche Spendevertheilung als Gelegenheits-Ursache ihrer Bestallung berichtet hätte.

Wenn endlich Dr. Ratzinger die „Sieben" für Presbyter hält, weil Lukas (Act. XI. 30) von solchen als den Verwaltern des Armengutes spricht, so dürfte dieser Schluß geradezu eine Petitio Principii involviren, weil ja noch nicht anerkannt ist, daß die Armenpflege Ausfluß des Presbyterates sei. Denn aus der angezogenen Stelle geht nur hervor, daß den Presbytern — falls wirklich solche gemeint sind — die für die Gemeinde bestimmten Beiträge als den Vorständen derselben eingehändiget wurden wie früher den Aposteln; aber es ist kein

Anhaltspunkt zur Vermuthung vorhanden, daß diese Presbyter mit den „Sieben" identisch seien. Dagegen ist sehr leicht möglich, daß hier unter den „Aeltesten" solche Armenpfleger wie die spätern Diakonen zu verstehen seien, weil in der alten Zeit, wie oben schon erwähnt, die technischen Bezeichnungen unter einander oft wechselten und noch kein solcher Unterschied in dem Ausdrucke gezogen wurde wie nachher, indem ja auch die Bezeichnung „Episkopen" und „Presbyter" mit einander confundirt wurden. Ebenso konnten die „Sieben" nicht zugleich Diakonen und Presbyter seyn. Denn da die Apostel zweierlei Dienste unterscheiden, den Dienst des Wortes, den sie selbst, und den Dienst des Tisches, wozu sie zunächst Gehilfen brauchten, so ergibt sich daraus, daß ein besonderes Presbyterat noch nicht vorhanden war, sondern dessen Dienst dem Apostolate inhärirte. Es war aber ganz natürlich, daß die Apostel, nachdem sie durch äußere Umstände einmal zu einer Theilung des Kirchenamtes veranlaßt waren, zuerst die geringern Dienste ausschieden und andere übertrugen, während sie die höheren Funktionen vorläufig noch für sich behielten. Jenes Amt konnte aber unmöglich der später hervortretende Presbyterat seyn, weil ja dessen Hauptberuf nach seiner ganzen Anlage die Ausspendung der heiligen Geheimnisse war, während den „Sieben" nur solche untergeordnete Dienstleistungen der Urkirche beschieden waren, wie sie später von Kirchendienern vollzogen wurden, die man Diakonen nannte.

Dr. Ratzinger stellte sich mit seiner Erklärung überdies mit der ganzen kirchlichen Tradition in Widerspruch. Denn die Kirche hat von jeher in der Berufung der „Sieben" die thatsächliche Einsetzung des Diakonats erkannt. Besonders klar hat dieses das Concil von Neucäsarea (314) ausgesprochen. Indem diese Synode (Can. 15) die Zahl der Diakonen auch in größern Städten auf sieben beschränkt wissen will, beruft sie sich auf die Apostelgeschichte und bezeugt dadurch den Glauben der Kirche, daß jene „Sieben" ihrer Würde nach Diakonen waren. Das Gleiche besagen eine Menge Väter-

n. Ich verweise nur auf Cyprian (Ep. 9 ad Rogat.),
rosius (In Lucam VIII. 9), Hieronymus (In Ezech. 44),
auf die apostolischen Constitutionen (VIII. 46) und die
en Exegeten. Ich dächte, diese Zeugnisse wären stark
g, um die Beibehaltung der „hergebrachten Anschauung“
uf zu rechtfertigen.

Ferner macht mir Dr. Ratzinger eine Confundirung des
ismas der Hilfeleistungen mit dem Diakonate zum Vor=
e und behauptet, beide seien der Zeit nach getrennt, weil
urze Periode der charismatischen Gaben der Ausbildung
ierarchischen Aemter in den heidnisch=christlichen Gemeinden
usgegangen sei. Wenn ich Dr. Ratzinger recht verstehe,
uldigt er der Anschauung, die Charismen hätten mit der
etzung der betreffenden Aemter, wofür sie eine außerordent=
Befähigung ertheilten, aufgehört, während früher durch
ie Aemter selbst ersetzt worden wären, es hätte also auch
χάρισμα διακονίας καὶ ἀντιλήψεως mit dem Diakonate
ts zu thun. Im Gegentheil. Wie Christus alle Gaben
heiligen Geistes in höchster Vollkommenheit besaß, so hat
ie Fülle der Charismen auch den Aposteln mitgetheilt.
Apostolate abwärts strömten nun die in ihm vereinigten
rismen in die einzelnen vom Apostolate aus geschiedenen
ter hinab nach dem Bedürfnisse der sich erweiternden Kirche.
erscheint die Verwaltungsgabe (κυβερνήσεις) als die be=
ere Ausstattung zur Leitung und Regierung der christlichen
einde, desgleichen die Gabe der Hilfeleistungen (ἀντιλήψεις)
die Diakonen. Dagegen waren die Wunder=Charismen
an ein kirchliches Amt gebunden, sondern wurden einzelnen
ubigen ohne Rücksicht auf ihre kirchliche Rangordnung zu
l. Davon aber sind die administrativen Charismen, wozu
die „Hilfeleistungen“ gehören, wohl zu unterscheiden.
e inhärirten vielmehr dem betreffenden Amte, ja hatten
s zur Voraussetzung, ohne daß man deshalb sagen dürfte,
Diakonen hätten sich dieser außerordentlichen Gnadengaben
haupt oder in gleichem Maße erfreut. Es scheint also

Herrn Dr. Ratzinger der Unterschied zwischen Aemter= u
Wunder=Charisma nicht klar genug vorgeschwebt zu habe
Was dann die „kurze Periode der charismatischen Gaben" a
langt, so gehören allerdings sämmtliche Charismen dem Frü
linge der Kirche, also hauptsächlich der apostolischen Zeit a
aber auch die Ausgestaltung der göttlich instituirten Hierarch
wovon der Diakonat ein wesentliches Glied bildet, findet i
dieser Zeitperiode ihre Vollendung. Uebrigens wird eine w
tere Fortdauer der Charismen in der Kirche von vielen Väter
der ersten Jahrhunderte bezeugt, und erst mit dem Abnehmen
des andringenden Heiden= und Judenthums wurden sie imme
seltener. Von der corporativen Entwicklung der einzelne
kirchlichen Aemter war also deren Vorhandensein und Ve
schwinden nicht bedingt.

Der zweite Differenzpunkt, welchen Dr. Ratzinger
vorhebt, betrifft das Institut der Diakonissen. Es h
sich aber hier zunächst nur um die Auslegung einer sch
gen Stelle im ersten Briefe Pauli an Timotheus.
Apostel bestimmt nämlich im dritten Kapitel dieses B
die persönlichen Eigenschaften der Bischöfe und Diak
sowie deren Frauen, und kommt im fünften Kapitel auf
weiblichen Diakonen oder Diakonissen zu sprechen. Dr. Ra
inger aber bestreitet dieß und behauptet, Paulus habe sch
im dritten Kapitel Vers 11 die Diakonissen im Auge, und
nimmt Anstoß an meiner Deutung, daß an dieser Stelle nur
Diakonen=Weiber gemeint, daß aber diese möglicherweise häufi
zugleich Diakonissen gewesen, ja mit Vorliebe dazu gewähl
worden seien. Er hält eine solche Auffassung für exegetisch
und historisch unhaltbar, weil sie der Text nicht zulasse u
die Geschichte ihr widerspreche. Wir wollen sehen, inwiew
dieses der Fall sei.

Während ich im Gegensatze zu Dr. Ratzinger in dem
Worte „desgleichen" bei Vers 8 und 11 nur eine anreihende
Verbindungsform, keineswegs aber die Andeutung des Ueber
gangs zu einem neuen Amte zu erkennen vermag, muß i

dings zugestehen, daß der Mangel des verbindenden
vortes *αὐτῶν* vor *γυναῖκας* eine Hauptschwierigkeit der
igen Auslegung bildet, wiewohl jedermann zugeben wird,
dasselbe bei einer lebhaften Schreibweise öfter fortgelassen
den könne. Im Uebrigen ist der Zusammenhang ent=
den meiner Auslegung günstig, und weiß ich mich dabei
den meisten neueren Exegeten in Uebereinstimmung. Ich
weise nur auf Leo, Matthies, Heydenreich, Lünemann, Huther,
iß, Beyschlag, Weinhard, Estius, Mack u. a. Wenn aber
. Ratzinger für sich die „einstimmige" Auffassung der
echischen Kirchenväter vindicirt, so wäre ich doch neugierig
erfahren, wie er diese seine Behauptung zu begründen ver=
hte.

Dr. Ratzinger frägt, warum Paulus gerade von den
uen der Diakonen und nicht auch von denen der Bischöfe
che? Von den Frauen der Bischöfe speziell zu reden, dazu
keine besondere Veranlassung da; denn diese hatten ihre
rweisung mit den übrigen Frauen im zweiten Kapitel
ts erhalten. Aber von den Frauen der Diakonen mußte
Apostel noch eigens sprechen, weil solches das Dienstver=
niß, in welches sie durch ihre Männer zur Gemeinde treten
ten, für angezeigt erscheinen ließ. Die Frauen der Dia=
n mochten, ja mußten gar oft in die Lage kommen, ihre
nner bei Ausübung einzelner Diakonalfunktionen zu unter=
en. So konnten sie den katechetischen Unterricht an den
lichen Theil der Katechumenen vermitteln, die Aufsicht
: die weiblichen Gläubigen in der Kirche führen, sowie an
Armen= und Krankenpflege der Frauen und Kinder theil=
men. Eben wegen dieser vielseitigen Beschäftigung, der sie
als Frauen der Diakonen, wenn sie anders hiezu tauglich
ren, nicht leicht entziehen konnten, verlangt der Apostel,
sie in Allem, in Glaube und Sitte, treu erfunden werden
len, d. h. sie mußten gute Hausfrauen und fromme Chri=
ten zugleich seyn.

Daß aber an gedachter Stelle von Jungfrauen=Diakonissen

die Rede sei, ist eine durchaus willkürliche Annahme
nicht einzusehen, welche Gedankenverbindung den Apostel
den Diakonen plötzlich zu den Jungfrauen-Diakonissen
von da wieder zurück zu den Diakonen geführt haben
Nachdem der Apostel im fünften Kapitel ohnehin von
Diakonissen spricht, nämlich von jenen, welche aus
Wittwenstande hiezu gewählt wurden, war für ihn
Grund vorhanden, hier eine solche Einschaltung zu ma
Wenn aber Dr. Ratzinger die Erwählung einer Wittwe
Diakonisse als Ausnahmsfall hinstellt, so ist das eine
kehrung der geschichtlichen Thatsachen, indem schon der
liche Sprachgebrauch das Gegentheil bezeugt. Denn insge
hießen die Diakonissen Wittwen (viduae) und ihr Di
Wittwendienst (viduatus), wohl deshalb, weil man zum
lichen Kirchendienste vornehmlich Wittwen nahm.
geeignete Jungfrauen gab es sehr wenige, weil das eh
Leben anfangs noch sehr selten war und erst durch län
Beispiele von Tugend der Verdacht, welcher vom Heiden
her gegen dasselbe vorherrschte, allmälig beseitiget w
Erst später nahm man, wie Ignatius (Ad Smyrn.) be
auch Jungfrauen auf und noch Tertullian (De veland. vir
spricht einen ernsten Tadel darüber aus, daß ein
zwanzigjähriges Mädchen in viduatum zugelassen worden
er nennt das ein miraculum ne dixerim monstrum.
man ferner die ziemlich strengen Anforderungen, welche
Apostel bezüglich der Personal- und Familien-Verhält
der Wittwen-Diakonissen stellt, in Erwägung zieht, so be
sich leicht, daß auch der Diakonissen aus dem Wittwen
nicht gar viele gewesen seyn konnten. Da mochte wohl
Mangel an geeigneten Persönlichkeiten eintreten. La
dann nicht nahe, um diesem Nothstande abzuhelfen, die Fr
der Diakonen für den weiblichen Diakonendienst zu enga
und ihnen jene Verrichtungen zu übertragen, welche
wegen der strengen Scheidung der Geschlechter bei Auf
haltung der Ordnung während des Gottesdienstes sowi

te der Armen, Kranken und Waisen zukamen? Daß
ine verheiratheten weiblichen Diakonen gegeben, wie Dr.
nger behauptet, läßt sich aus den Worten des Apostels
insbesonders auch aus dem Umstande nicht folgern,
Paulus eine verwittwete Diakonisse, welche heirathete,
on selbst aus dem Diakonissendienste ausgeschieden be=
ete. Denn nicht die Ehe an sich hielt der Apostel für
Hinderniß des Diakonenstandes, sondern die zweite Ehe,
e als ein Zeichen großer Unenthaltsamkeit galt. Es
also nichts im Wege, neben den Wittwen= und Jung=
n=Diakonissen die Frauen der Diakonen in den weiblichen
onalfunktionen thätig seyn zu lassen. Auch wurde diese
assung nicht erst seit Luther, wie Dr. Ratzinger wähnt,
den Exegeten vertreten, sondern bereits Peter Lombardus,
nas und Cardinal Cajetan bekennen sich dazu. Denn
ist nun einmal eine Erklärung, welche aus dem Ganzen
und durch den Inhalt des Textes und seines Zusammen=
es sowie durch geschichtliche Erwägungen sich vollkommen
fertiget. Endlich ist noch hervorzuheben, daß eine Ueber=
ng solch einfacher Dienstleistungen an die Frauen der
onen um so leichter geschehen konnte, als den Diakonissen
eine Kirchengewalt noch ein Kirchenamt im eigentlichen
des Wortes zustand. Deshalb empfingen sie auch keine
tliche Weihe, wie einige behaupten wollten, sondern erst
erscheint eine feierliche Einsegnung derselben durch den
of. Aber auch diese Inauguration der Diakonissen war
Ordination, sondern blos Benediktion, wie aus viel=
Zeugnissen erhellt und weshalb das erste allgemeine
l zu Nicäa (c. 19) die Diakonissen ausdrücklich zu den
zählt. Vergleiche das geschichtliche Material über diese
tfrage bei Tournely De Ord. q. 6. p. 97 sqq. und
i Jus eccl. I. 1. tit. § 23 n. 8.

Soviel über die von Dr. Ratzinger vorgebrachten
ungsverschiedenheiten. Es fällt mir nun nicht ein,
biblische Auffassung als die allein richtige hinzustellen;

ich will vielmehr gerne anerkennen, daß auch Ratzinge
Erklärung eine gewisse Berechtigung habe. Aber immerh
dürften die exegetischen und geschichtlichen Bedenken geg
meine Aufstellung geringer seyn, als jene, welche geg
Ratzingers Auslegung obwalten. So lange es nicht gelin
für die eine oder andere Anschauung durchschlagende Zeugni
aufzubringen, ebenso lange wird mir Hr. Dr. Ratzin
gestatten, die Stärke der von ihm geführten Deduktion an
zweifeln, wohingegen ich ihm nicht zumuthen will, oh
Weiteres die Ergebnisse meiner Studien zu approbiren.
Stets aber wollen wir den Wahlspruch der Londoner Web
gelten lassen: Weawe truth with truth!

Schamhaupten. Dr. J. N. Seidl.

LX.

Die Bibel und die orientalischen Studien.[1])

Drei große Sprachgebiete hat der forschende Menschengei
in diesem Jahrhundert erschlossen: das Sanskrit oder Altindische
mit der ihm engverwandten Sprache des Avesta (Zend), sodann
die Sprache der Hieroglyphen und die Sprache, richtiger die
Sprachen der Keilschrift. England, Frankreich und Deutschland

---

1) Die Bibel und die neueren Entdeckungen in Palästina, in Aegypten und in Assyrien von F. Vigouroux, Priester von Sain Sulpice. Mit 124 Plänen, Karten und Illustrationen nach Monumenten von Abbé Douillard, Architekt. Autorisirte Ueb setzung nach der vierten Auflage von Joh. Ibach, Pfarrer Villmar. Erster Band. Mainz, Kirchheim 1885. (XV. u. 430 14 Tafeln).

en zunächst im edlen Wetteifer an der Ausnutzung dreier
rreicher Fundgruben gearbeitet; heute schon ist die Menge der
undenen und verwertheten Schätze unübersehbar, längst über-
gt sie eines Mannes Arbeitskraft und würde sie sich auch
r drei Menschenalter ausdehnen, sie auch nur in ihren werth-
llsten Bestandtheilen zu sichten und zu verwerthen. Und noch
ngt jedes Jahr, ja jeder Monat neues Material, mit ihm
ch freilich neue Räthsel zu Tage. Abgesehen von der allge-
ein wissenschaftlichen Bedeutung dieser Entdeckungen und ihrer
esultate, die über so viele Fragen wie der Geschichte, so der
thnographie und Culturgeschichte neues, ungeahntes Licht zu
rbreiten geeignet sind, kommt denselben, namentlich soferne sie
auf Palästina, Aegypten und Assyrien beziehen, noch ein
z besonderer Werth dadurch zu, daß sie zahlreiche glänzende
veise für die Wahrheit und Authenticität vieler Bücher des
n Testamentes an die Hand geben. Eine ganze Literatur
sich nach dieser Richtung in den letzten 20 Jahren ange-
melt, die verschiedenen apologetischen und exegetischen Werke,
ie die, welche über vergleichende Sprach- und Religions-
nschaft handeln, haben wie natürlich auch diese Forschungs-
tate in sich aufgenommen und verwerthet. Wir erinnern
an die hervorragenden Bemühungen Jul. Opperts um die
gleichung der biblischen Chronologie mit den Resultaten der
riologie, in der er als selbstthätiger Forscher so Ausgezeich-
s geleistet hat; an einzelne Arbeiten Lenormants, Chabats,
raders, Lauths, Smiths und Kaulens, an Wiseman's „Zu-
menhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der
fenbarten Religion," an Reusch „Bibel und Natur", E. L.
her „Heidenthum und Offenbarung", ein sehr lehrreiches
ch, dem wir aber nicht in allen Ausführungen uns anschließen
chten; in gemeinverständlicher, aber freilich nicht immer zu-
ffender Weise hat die Resultate der assyrischen Ausgrabungen
Zusammenhalte mit dem alten Testamente Buddensieg be-
ndelt,[1]) verläßiger Scholz „Die Keilschrifturkunden und die Ge-
sis" (1877);[2]) eine sehr beachtenswerthe Arbeit über „die

1) Zeitfragen des christlichen Lebens. V. Jahrgang. 3. Heft 1880.
2) Man vergleiche auch des gleichen Verf.'s „Die Aegyptologie
und die Bücher Mosis" (1878) und Thiele: „Die Assyriologie

biblische Chronologie vom Auszuge aus Aegypten bis zum Be-
ginne des babylonischen Exils" verdanken wir Dr. Al. Schäfer
(1879). Einige Züge der ältesten indischen Tradition hat zu-
erst nach dieser Richtung hin unser unübertroffener Fr. Windisch-
mann näher verfolgt. Vielleicht das erste zusammenfassende
Werk dieser Art aber verdanken wir dem französischen Assyrio-
logen Vigouroux.

Ursprünglich in dem engeren Rahmen mehrerer Abhand-
lungen in der „Revue des questions historiques" gehal-
verbreiterte sich die Arbeit schon im Jahre 1877 zu einem zwei-
bändigen Werke betitelt: La Bible ou les découvertes moderne
en Palestine, en Égypte et en Assyrie, um 2 Jahre spä-
bereits eine Bereicherung um einen weiteren Band zu erfahren.
Daran schloß sich in rascher Aufeinanderfolge eine dritte Ausgab
in vier Bänden und bald eine vierte, die sich in jedem Betracht
als vermehrt und auf den neuesten Stand der Forschung gehoben
erweist. Hatten schon des gelehrten und außerordentlich emsige
Verfassers „Mélanges bibliques" und ähnliche einschlägi-
Schriften die beste Aufnahme gefunden, so steigerte das Er-
scheinen des genannten Werkes den Dank und die Bewunderu
weiter Kreise von Fachmännern und Laien gegenüber dem eb
scharfsinnigen Gelehrten wie sorgsamen Schriftsteller in un-
wöhnlichem Grade. In Deutschland scheint uns das Werk nich
so bekannt und gewürdigt worden zu seyn, als es dasselbe ver-
diente. Das Buch ist schon seit Jahren in's Englische und
Italienische übersetzt entsprechend seiner hohen Bedeutsamkeit für
die exakte Bibelforschung sowohl als auch für die weiteren Kreis
der Archäologie, Geschichte und vergleichende Linguistik. Es i
daher ein ebenso naheliegender als dankenswerther Gedank
Ibachs gewesen, dieses Werk auch dem deutschen Leserkrei
durch eine Uebersetzung näher zu rücken. Es liegt uns zunäch
der erste Band davon vor; die drei weiteren sollen in rasche
Aufeinanderfolge erscheinen, so daß das Ganze in nicht allzu
ferner Zeit abgeschlossen seyn wird. Der Uebersetzer hat voll-

---

und ihre Ergebnisse für die vergleichende Religionsgeschichte"
(1878). Lüken „Traditionen des Menschengeschlechts" geht unseres
Erachtens zu häufig über das rechte Maß hinaus.

kommen Recht, wenn er dem Verfasser Abbé Vigouroux das große Verdienst zuspricht, „den Gesammtschatz palästinensischer, ägyptischer und assyrischer Archäologie, wie er bis in die letzten Tage herein unaufhörlich gewachsen ist, in einem mit minutiösem Fleiße, vollendeter Sachkenntniß und ruhigstem Urtheil geschriebenen großen Werke ausgebeutet und verwerthet zu haben.“ Was nun das Verfahren des Uebersetzers anlangt, so ist derselbe bemüht, den ganzen Text ohne Abkürzung wiederzugeben, was gewiß nur zu billigen seyn wird; einige Citate wurden weggelassen und wenige Bemerkungen hinzugefügt; in ersterer Beziehung hätte sicher noch weiter gegangen werden können, da Citate aus französischen oder englischen Zeitschriften, wenn überhaupt einmal eine Auswahl unter den Citaten vorgenommen wird, für den deutschen Leser wohl in den meisten Fällen entbehrlich seyn dürften; was die Beifügung eigener Notizen anlangt, so wäre es angezeigt, dieselben irgendwie als solche auch kenntlich zu machen. Bei der großen Bedeutung des behandelten Gegenstandes wird es statthaft seyn, einige Bemerkungen über Form und Inhalt, zunächst dieses ersten Bandes zu machen, die sich freilich zumeist mehr auf den Verfasser und seine Arbeit als den Uebersetzer des Werkes beziehen.

Volle Beachtung verdient vor Allem eine umfassende „Einleitung“ betitelt: „Geschichtliche Skizze über den biblischen Rationalismus in Deutschland“ (S. 1—107). Angefangen von Luther bis herab zu den Tübingern Baur und Strauß, dessen Entwicklungsphasen in ganz besonders eingehender Weise geschildert werden, entrollt uns der Verfasser mit staunenswerther Literaturkenntniß das Bild vielfach wechselnder, aber im Grundgedanken, in der Destruktion, stets einiger Tendenzen des deutschen Rationalismus auf dem Gebiete der Bibel und Religionswissenschaft überhaupt. Was England und Frankreich jeweils zu diesem Werke beigetragen, wird in klaren Zügen dargestellt. Der eigentlichen Aufgabe des Buches näher steht ein „einleitendes Kapitel“ (S. 109—162), das in nicht zu weitschichtiger und doch auch für den Laien faßlicher Weise eine Darstellung über die archäologisch-linguistischen Entdeckungen der Neuzeit in Palästina, Aegypten und Assyrien bietet. Die Literaturangaben sind auch hier reichlich und verläßig; vielleicht hätte (S. 124) auf Kaulens

„Assyrien und Babylonien," dritte, erweiterte Auflage (Frei-
burg 1885) hingewiesen werden können, das in ebenso gemein-
verständlicher als wissenschaftlich gründlicher Weise einen reichen
und interessanten Stoff zur Anschauung bringt.

Auf solch gestalteter doppelter Basis erhebt sich der eigent-
liche Hauptbau des ganzen Werkes. Seinen wichtigsten Zweck
erblickt es darin, daß „der größte Theil der heiligen Geschichte
des alten Bundes durch die unwiderleglichsten Geschichts-Ur-
kunden der ältesten Völker der Erde gegen alle ferneren Zweifel
festgestellt werde." Das französische Original durchgeht dar
in seinen vier Bänden den ganzen Pentateuch (Band I und II),
Josua und die fernere Geschichte des Volkes Gottes bis zum
Tode Salomos (Band III), endlich die Ereignisse von der In-
vasion Susacs, Königs von Aegypten, im Reich Juda, die
assyrischen Invasionen in Palästina und die Folgezeit bis zum
Ende der babylonischen Gefangenschaft, also bis zu jener Epoche,
„wo die Assyriologie aufhört, uns Licht für die Auslegung und
die Vertheidigung der heiligen Bücher zu gewähren." Die uns
vorliegende Uebersetzung bietet hievon nur die kleinere Hälfte
des ersten Theiles, nämlich aus dem Pentateuch die Periode
„von der Schöpfung bis Abraham" und im 2. Buch die Ge-
schichte Abrahams. Keiner von den bedeutsamen Abschnitten der
Genesis bleibt hiebei unberücksichtigt und die Menge des aus
allen Literaturen herangezogenen Materials ist in geschichtlicher
Gruppirung auf's passendste verwerthet. In einigen Partien
bildete Abbé Driour „La sainte Bible" ein willkommenes Vor-
bild. Bekanntlich bietet zumal für die „Cosmogonie" und die
„Sündfluth" (so schreibt Ibach statt des anerkannt richtigeren
„Sintfluth") die Assyriologie die schlagendsten Parallelen, die
dann auch, zunächst nach den Resultaten G. Smith's und Schraders,
des Ausführlicheren mitgetheilt werden. Von Vollständigkeit
kann bei dieser Darstellung allerdings keine Rede seyn. In Be-
zug auf die „Sündfluth" ist die äußerst bemerkenswerthe That-
sache nicht genugsam betont, daß, was Hettinger so richtig her-
vorgehoben, „nirgends eine so große Uebereinstimmung der Völker
sich findet als in den Erinnerungen an die Sündfluth"; auch
was Renan in seiner „Histoire générale des langues Sémiti-
ques" über die Fluthsage bei den heidnischen Völkern ausein-

anderſetzt, hätte citirt werden können; Windiſchmann[1]) hat auf die denkwürdige und Spuren hohen Alters an ſich tragende Fluthſage in dem altindiſchen Çatapatha-Brahmanam hingewieſen, ohne die merkwürdige Parallele, die dieſes hervorragende Werk der älteren Sanskritliteratur ſelbſt in Einzelheiten zum bibliſchen Berichte bietet, ganz zu erſchöpfen. Zur Literatur über den Urſprung und die Einheit des Menſchengeſchlechtes hätte der Ueberſetzer auf K. Penkas „Origines ariacae“ (Wien 1883) hinweiſen können, wenn wir freilich auch großen Zweifel haben, ob er mit deſſen Hauptreſultaten irgend einverſtanden iſt; auch O. Schraders ſehr beachtenswerthes Buch „Sprachvergleichung und Urgeſchichte“ (Jena 1883) enthält, wenn auch nicht in Hauptpartien, manches hier Einſchlägige. Das Kapitel „die primitive Einheit der Sprache“ bietet manches, was zum Widerſpruche reizen dürfte; die Frage der Verwandtſchaft des Hebräiſchen beziehungsweiſe der ſemitiſchen Sprachen überhaupt mit den Indogermaniſchen iſt doch trotz Raumer und Delitzſch nicht ſo einfach gelagert, wie ſie Vigouroux-Ibach aufzufaſſen ſcheinen (S. 305 ff.). Sehr belehrend und zugleich anmuthend iſt die Darſtellung über die Heimath und die Wanderungen des Erzpatriarchen Abraham; zuerſt aſſyriſche und ſodann ägyptiſche Denkmäler aus graueſtem Alterthume bilden die Weiſer, an deren Hand wir die Geſchichte Abrahams verfolgen können, und zugleich die untrüglichſten Zeugen für die Wahrheit des ſchlichten und doch ſo oft widerſprochenen bibliſchen Berichtes; dem Kärtchen dazu hätten wir freilich ein ſorgfältigeres und glatteres Ausſehen gewünſcht.

Vielleicht verirrt ſich der Verfaſſer in dieſem Theile des Buches etwas zu ſehr in's Philologiſch-grammatiſche, wo er den Nachweis dafür zu liefern ſtrebt, daß auch „die Sprache und Sitten der Hebräer die chaldäiſche Abſtammung Abraham's beſtätigen.“ Grammatik und Lexikon ſind dabei wohl in etwas zu ausgiebiger Weiſe herangezogen in Anbetracht des Hauptzweckes

---

1) Urſagen der ariſchen Völker. München 1852. S. 4 ff. Man vergleiche auch Nève: „La tradition indienne du déluge dans sa forme la plus ancienne“ (Paris 1851) und B. Schäfer: Das Diluvium in der Geologie, der Tradition der Völker und in der Bibel. Frankfurt a. M. 1883.

des Buches; dazu ist auch die Transscription der hebräischen Wörter mitunter recht mangelhaft, mehrere Wortformen sind geradezu unrichtig, worauf wir indessen hier umsoweniger des Näheren eingehen zu sollen glauben, als die meisten dieser Mängel dem Verfasser und nicht dem Uebersetzer zur Last fallen; man kann bemerkenswerther Weise diesen Mangel an Akribie bei Wiedergabe fremdsprachiger Wörter in französischen Werken fast überall constatiren, was besonders bei sprachvergleichenden Schriften doppelt mißlich ist. Wenn zum Schlusse dieses sprachlichen Exkurses auch auf die Gemeinsamkeit des „Parallelismus" der assyrischen und hebräischen Poesie (Psalmodie) hingewiesen wird (S. 369) und daneben von „einem gewissen Versmaße, gleich dem in den hebräischen Versen" die Rede ist (S. 371), so hätte das nicht geschehen sollen ohne Hinweis auf die sehr eingehenden und eigenartigen Forschungen Gietmanns und vor Allem Bickells, dessen übrigens sonst in dem Buche in anderem Zusammenhange mehrfach gedacht ist. Durch B. ist diese ganze Frage neuerdings in Fluß gekommen. In dem Abschnitte, der sich mit Abrahams Reise nach Aegypten und seinem Aufenthalte daselbst befaßt, sind die Resultate der Aegyptologie ebenso passend zur Bestätigung des biblischen Berichts herangezogen, wie in dem Schlußkapitel der Nachweis dafür erbracht ist, daß die Sitten und Gebräuche des heutigen Palästina und vieler arabischer Stämme, wie sie uns aus den Mittheilungen der zuverlässigsten und sachkundigsten Reisenden unserer Zeit entgegentreten, bis in's Einzelne mit den in der Zeit Abrahams bestehenden übereinstimmen. Ob die apodiktische Behauptung, daß die Beschneidung lange vor Abraham in Aegypten gebräuchlich gewesen sei, was allerdings auch Ebers und Wilkinson annehmen und als vollerwiesen betrachten, und die weitere, daß sonach Abraham diesen Brauch, allerdings zum religiösen Ritus gestempelt, für sein Volk an- und aufgenommen habe, sich in vollständiger, unbestreitbarer Richtigkeit verhalte, mögen die Theologen und Alterthumsforscher untereinander feststellen; wir erinnern uns daran, daß z. B. Haneberg eine solche Annahme seiner Zeit als eine „noch unerwiesene" hingestellt hat. — Unter vielfacher Belehrung und Anregung und mit regstem Interesse sind wir dem Verfasser und seinem sachkundigen und sprachgewandten Interpreten bis

um Schlusse dieses Bandes gefolgt; die beigefügten Tabellen ühren uns, wenn auch nicht gerade in besonders künstlerischer Form, Inschriften und Denkmäler ferner Zeiten und Völker vom Nil, dem Euphrat und Tigris vor Augen. Hat der kritische Blick vielleicht auch an der Form da und dort Manches zu adeln gefunden, was wenn nicht der Verfasser, so doch der Ueber-etzer hätte vermeiden können, so wird der „lector benevolus" och gerne des letzteren großes Verdienst um ein vortreffliches Werk anerkennen, von dem ein hervorragender französischer Bi-chof keinen Anstand nahm zu erklären, daß es „eine der wich-igsten Publikationen sei, die Frankreich in diesem Jahrhunderte ber die heiligen Bücher und über die historischen Grundlagen er Offenbarung gemacht hat . . . ein wahres Arsenal, worin er Glaube die Waffen findet, um das Buch zu vertheidigen, velches ihm von Gott kommt." Und um dieses großen Zweckes villen wünschen auch wir Deutsche ein recht rüstiges Fort-chreiten der wackeren Arbeit Jbachs, daß sie uns bald in den Besitz des Ganzen setze. Es ist wahrlich kein schlimmes Zeichen nserer Zeit, daß soviele hervorragende Geister der alles zer-etzenden Negation des Rationalismus gegenüber sich wiederum nit der Aufgabe befassen, aus den Trümmern untergegangener Völker und Literaturen neue feste Stützen aufzubauen für die Begründung und Rechtfertigung der Lehren und Thatsachen nserer heiligen Offenbarung; verschmähte es doch kürzlich selbst er hochbetagte englische Premierminister Mr. Gladstone inmitten einer die fünf Welttheile berührenden Politik nicht, in einem mfassenden Aufsatze in dem „Nineteenth Century" mit ähn-ichem Bestreben die Genesis mit der modernen Naturwissenschaft n Einklang zu bringen zu suchen. Wir verabschieden uns von em Buche, das auch in seiner Ausstattung allen billigen An-orderungen entspricht, indem wir demselben einen recht zahl-eichen Leserkreis, uns selbst aber recht baldige Fortsetzung und Vollendung desselben wünschen. —

München. G. Orterer.

LXI.

Hammelburger Convertiten aus dem fränkischen Adel.

Im Archive des historischen Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg, Band XVII S. 97 und f., gibt Dr. Kittel, Professor in Aschaffenburg, eine Geschichte der nun ausgestorbenen freiherrlichen Familie von und zu Erthal.

Der Verfasser erwähnt nirgends etwas davon, daß mehrere Glieder der besagten Familie sich dem Lutherthume zugewendet hatten, und doch war dieß der Fall. Den Beweis hiefür liefern die handschriftlich vorhandenen Jahrbücher des Franziskaner-Rekollekten-Klosters Altstadt bei Hammelburg, die von 1649 bis 1680 reichen und den P. Wolfgang Quast zum Verfasser haben. In ihnen ist von der Conversion zweier Glieder der Familie Erthal die Rede, die in der Klosterkirche Altstadt dem Lutherthume entsagten und das katholische Glaubensbekenntniß ablegten.

Wir wollen zuerst sie und dann auch noch andere Persönlichkeiten kennen lernen, deren Conversion sich in besagter Klosterkirche vollzog, oder die als Convertiten in den Annalen des Klosters angeführt werden.

1. Der Gefahren des 30jährigen Krieges wegen hatte sich das Fräulein Maria Gertraud von Erthal, Herrin in Platz, Singenrain und Wüstensachsen, nach Hammelburg zurückgezogen. Sie war eine Tochter des 1648 gestorbenen Albrecht Dietrich von Erthal der Linie Leuzendorf. Sein einziger Bruder, Adam Albrecht, starb 1667, während zwei Schwestern, Juliana

und Rosina Kunigunda, 1635 von der Kriegspest weggerafft worden waren.

Obwohl lutherisch, verkehrte Maria Gertraud doch gerne mit den Franziskaner-Rekollekten, die 1649 auf der Altstadt bei Hammelburg sich niedergelassen hatten. Sie besprach sich mit ihnen oft über Glaubenssachen, ging in ihre Predigten, und wohnte ihren Gottesdiensten an, kurz betheiligte sich mit Vorliebe an dem, was im geraden Gegensatze zur lutherischen Lehre stand. Nun kamen ihr Zweifel; sie trug dieselben den erwähnten Klostergeistlichen vor und erbat sich von ihnen deren Lösung. Besonders gefiel dem Fräulein aber die katholische Einhelligkeit hinsichtlich der Ohrenbeicht und des speziellen Sündenbekenntnisses, das nach Maria Gertraud's Angabe einige lutherische Prediger annahmen, andere dagegen als überflüssig verwarfen, so daß viele Lutherische sich nicht mehr auskannten und ganz trostlos wurden.

Nach Empfang des hinreichenden Unterrichtes in der katholischen Glaubenslehre durch die Franziskaner entschloß sich Maria Gertraud zum Uebertritte in die römisch-katholische Kirche, obwohl sie die heftigsten Anfeindungen von Seite ihres Bruders Adam Albrecht, Herrn zu Gochsheim, und anderer akatholischer Adeligen voraussah. Zum Tage ihrer Conversion bestimmte sie das Fest der hl. Maria Magdalena des Jahres 1650. Sie begab sich frühzeitig nach der Kirche Altstadt und das nicht ohne große Beschwerde. Sie war nämlich durch die Schuld ihrer Amme von Kindheit an gelähmt und dabei sehr fettleibig. Sie empfing die hl. Sakramente der Buße und des Altares, und nach geschehenem Uebertritte zur katholischen Kirche gelobte sie eine besondere Verehrung gegen die 14 Nothhelfer, die in Altstadt einen Altar haben, und that auch gleich etwas für den Schmuck desselben.

Ihre Conversion war kaum bekannt geworden, als auch die von ihr vorausgesagten Verfolgungen ihrer Verwandten und anderer Lutheraner eintraten. Ein von ihren Eltern erzogener und im Dienste ihres Bruders stehender Mann begann dieselben. Das Fräulein war ihm eine Geldsumme schuldig, wenigstens angeblich. Augenblicklich nicht in der Lage, das nun auf einmal zurückgeforderte Geld zu bezahlen, verklagte der Gläubiger seine Schuldnerin sofort beim Vorstand des fränkischen Adels, dem

Todes am 26. März 1662 und erhielt auch ihre Ruhestätte in besagter Kirche.

6. Im Jahre 1668 lebte auf dem Schlosse zu Thüngen, vier Stunden von Hammelburg, Anna Sophia Eleonora, Gemahlin des Wolfgang Heinrich von Thüngen, eine geborne Voit von Rieneck. Ihr Bruder, wie sie lutherisch, war während des Türkenkrieges katholisch geworden; sie wollte es auch werden. Man berief den P. Wolfgang Quast von Altstadt und im September trat seine Schülerin zur katholischen Kirche über. Obwohl man die Sache geheim gehalten hatte, bekam der lutherische Ortsprädikant gleichwohl Wind davon und er hetzte nun die Ortsnachbarn der Art wider die Schloßfrau auf, daß diese sich genöthigt sah, mit ihren Kindern zu ihren lutherischen Eltern nach Zellingen am Main zu fliehen. Leider hielt die Convertitin diesen Stürmen nicht Stand und fiel wieder zum lutherischen Bekenntnisse ab. —

7. Albert von Lauter auf Burgsinn, Herr zu Morlesau, hatte den ungarisch-türkischen Krieg mitgemacht. Früher ein sehr hitziger Lutheraner benahm er sich nach seiner Rückkehr aus dem Kriege wie ein Katholik. Sein Lebensende fühlend ließ er den P. Bernhardin Quadtbach vom Kloster Altstadt kommen und legte vor ihm das katholische Glaubensbekenntniß ab. Hierauf starb er. Das geschah im Frühjahr 1664. Nach dem für ihren Vater gefeierten Seelenamte traten auch sein Sohn und seine Tochter zur katholischen Kirche über.

LXI.

Zeitläufe.

Die zwei Seiten der englisch-irischen Krisis.

Studien und Skizzen. II.

Am 12. Mai 1886.

Herr Gladstone, der erste Minister Ihrer brittischen [Maies]tät, hat an seine schottischen Wähler ein sehr offenher[ziges] Manifest erlassen. Er gesteht unumwunden zu, daß er [mit s]einer irischen Politik die „oberen Gesellschaftsclassen" [beinah]e den gegen sich habe. Aber gegenüber diesen Classen, [d]er Aristokratie und der Bourgeoisie, appellirt er an die [...]e und edelmüthige Gerechtigkeit der Nation". In den [...]n politischen Schlachten der letzten sechszig Jahre, [sagt] er, sei jene mächtige Armee jederzeit auf der unrechten [Seite] gestanden und jederzeit sei sie durch den rechtschaffenen [...] der Nation geschlagen worden. Er rechnet also auf [die m]ächtig angewachsene demokratische Strömung, und droht, [im F]alle seiner Niederlage im Parlament zur Auflösung und [zu N]euwahlen zu schreiten. Der 75jährige Greis scheut vor [dem] Titanenkampf nicht zurück, der Altengland in den Grund[festen] erschüttern würde, und die sociale Frage unmittelbar [dring]end machen müßte.

Als eine erfreuliche Thatsache darf indeß in dem bis[herig]en Verlauf der Krisis anerkannt werden, daß das sonst [so sch]wer wiegende Moment der confessionellen Gehässigkeit

sich wenig bemerklich gemacht hat. Wenn man die ent
Leidensgeschichte erwägt, die der protestantische Haß ü
katholische Irland gebracht hat, so erscheint es fast
bar, daß jetzt in= und außerhalb Englands die Stimm
eine thunliche Schadloshaltung desselben nahezu allge
Der Protestantismus kommt hauptsächlich nur da in
wo es sich um die anderthalb Millionen irischer Pro
handelt, die namentlich in den Nordprovinzen hau
insbesondere in Ulster die Mehrheit der Bevölkerung
Es sind fast ausnahmslos die Nachkommen der aus d
barinseln Eingewanderten, und die berüchtigten „Or
Logen" haben in ihrem Schooße den wilden Fanatis
Cromwell'schen Soldateska bis auf den heutigen Ta
gehalten. Sie befürchten jetzt von der katholischen
eines irischen Parlaments das Recht der Wiederver
sie wollen überhaupt nicht in der Minderheit in einem
Parlamente sitzen, wie Hr. Gladstone ihnen zumuthet

Die Bewilligung des Home=Rule sehen sie u
Gesinnungs=Genossen überhaupt nicht als eine den kath
Irländern schuldige Restitution an; und insoferne ha
nicht ganz Unrecht. Denn als im Jahre 1800 die
mit Irland geschlossen und das irische Sonderparlamen
gehoben wurde, da saß kein einziger Katholik in dem
und konnte keiner darin sitzen, weil eben kein Katholi
protestantischen Eid leisten konnte. Bis auf wenige
vorher waren die Katholiken sogar auch von allen ni
Aemtern ausgeschlossen, geschweige denn von den höhere
von der öffentlichen Stellung eines Parlamentsmitg
Die obersten Spitzen der königlichen Statthalterschaft i
land müssen heute noch Protestanten seyn; erst Hr. Gl
schlägt jetzt die Aufhebung auch dieses Rests des Confe
zwanges vor.

Als wirkliche Restitution an das seit dritthalb
hunderten mißhandelte Irland kann nur Gladstone's
Landankaufs=Bill, nicht aber seine irische Regie

ill gelten. Erstere ist Sache der Gerechtigkeit gegen ein
evelhaft ausgeraubtes Volk, letztere ist Sache der Politik.
lan kann von ganzem Herzen für die Eine Maßregel seyn,
e Opportunität der andern aber bezweifeln. Ja, es ist
hatsache, daß die oppositionellen Parteien in Irland selbst
cht immer die gleiche Stellung in den beiden Beziehungen
nahmen. Die „Boden-Liga“ in Irland stand vor wenigen
ahren sogar noch in einem gewissen Gegensatze zur „Home-
ule-Partei.“ Hr. Gladstone selbst hatte damals Anknüpf-
ngen mit der erstern, nicht mit der letztern; ein irisches
arlament mit Vollmachten, wie er sie jetzt annehmbar findet,
elt er damals für die Träumerei eines Verrückten.

Es waren die Führer der Agrarbewegung, der „Boden-
der Landliga“, mit der Hr. Gladstone in eifrigen Verhand-
ungen stand, als Anfangs Mai 1882 jener furchtbare
Schlag gegen seine Versöhnungspolitik erfolgte: der Doppel-
mord im Phönixpark zu Dublin. In dem Augenblicke, wo
Hr. Parnell, der „nichtgekrönte König Irlands“, und seine
reunde die von dem Haupte der königlichen Regierung Eng-
nds dargebotene Hand zum Frieden ergriffen zu haben
ienen, fielen Lord Cavendish und Thomas Burke, der Ge-
alsekretär und der Unterstaatssekretär der irischen Regierung,
hellen Tage und auf öffentlicher Promenade unter dem
che der geheimen Sekte, durch die, wie Hr. Gladstone
st geäußert hatte, „der Meuchelmord zum System und
inem Faktor der irischen Politik“ geworden war. Es war
eswegs persönlicher Haß, dem die beiden Männer zum
fer fielen; sondern ihre Ermordung war die Antwort der
chen Terroristen auf den zwischen Hrn. Gladstone und
Führern der Agrarbewegung angebahnten Ausgleich. Das
edenswerk sollte und durfte nicht zu Stande kommen; die
ei Leichen im Phönixparke sollten Herrn Parnell und seine
eunde belehren, daß keinerlei Waffenstillstand in dem Kampfe
t England zuläßig, daß es ein Kampf bis auf's Messer
. Damals ist aus französischer Quelle eine Charakteristik

der irischen Parteiungen durch die Zeitungen gegangen, welche gerade jetzt von Interesse seyn dürfte. Sie lautete:

„Man muß sich hüten, hier Parteien von sehr verschiedenem Charakter zu verwechseln. Die *Landliga*, mit welcher die englische Regierung in der letzten Zeit vornehmlich zu thun hatte, hat nichts mit der Partei des *Home-Rule* oder der irischen Autonomie gemein, und noch weniger mit dem Fenianismus. Die *Fenier* möchten aus Irland eine Republik machen. Die Autonomisten würden sich mit einer legislativen Unabhängigkeit begnügen, welche das Band der monarchischen Autorität zwischen Großbritannien und Irland fortbestehen ließe. Die *Agrar-Liga hat*, ohne sich diesem Programm zu widersetzen, und obgleich vielmehr aus Männern bestehend, welche der Einen oder andern dieser Richtungen huldigen, *das Eigenthümliche, daß sie die politische Frage offen hält, um sich ausschließlich mit der Verbesserung des Looses der ländlichen Bevölkerung mittelst Reform der Gesetze zu beschäftigen.* Sie hat zu diesem Zwecke extreme, revolutionäre Mittel angewendet: die Verweigerung der Pachtzinse, die Verruferklärung über die expropriirten Pächtereien, Einschüchterung, Mißhandlungen, Ausschreitungen aller Art; *aber sie hat sich wohl gehütet, mit irgend einer andern nationalen Rückforderung gemeinschaftliche Sache zu machen.* Was das Fenierthum betrifft, so wäre, welche Gewaltthätigkeiten es auch zu seiner Schande begangen haben mag, es doch wahrscheinlich ungerecht, ihm die Ermordung des Lord Cavendish zur Last zu legen. Allein unter dem Fenierthum selbst steht eine noch heftigere, für die politischen Fragen gleichgiltige Partei, eine geheime Verbindung, welche der Haß des Grundbesitzers und des Engländers beseelt, die von Theilung des Grund und Bodens, von Umsturz der Gesellschaft träumt und vor keinem Verbrechen zurück schrickt, um ihren Rachedurst zu befriedigen und ihre Ziele zu erreichen. Das Fenierthum grenzt an den *Ribbonismus*, darf aber nicht mit ihm verwechselt werden".[1]

---

1) S. Augsb. „*Allg. Zeitung*" vom 10. und 12. Mai 1882.

In der Sitzung vom 8. Mai 1882 kündigte Hr. Glad=
one dem unter dem erschütternden Eindruck der Dubliner
Meuchelmorde stehenden Parlament zwei Vorlagen an: die
ine zur Stärkung der Justiz und Verhütung der Verbrechen
Irland, die andere — entsprechend seinen Verhandlungen
it der irischen Agrarpartei — zur Ordnung der Pachtzins=
ückstände in Irland. Eben diese Maßregel war in den
bmachungen mit der Landliga vereinbart worden; sie war
uch ein nothgedrungener Nachtrag zu der „irischen Landbill"
on 1870. Dieses Reformgesetz des Hrn. Gladstone ist über=
aupt nur ein schüchterner Versuch geblieben, die Lage der
rischen Pächter verbessern zu wollen; die ängstlichste Schon=
ng der Landlords und ihrer Interessen hatten den Einschlag
bgegeben. Man hat damals gesagt: „ein solches Gesetz
ätten die Tories auch vorschlagen können"; und ein conser=
ativer Redner hat im Parlament erklärt: „Wenn man die
nge Reihe von Beamten, von Inspektoren, Taxatoren,
chiedsrichtern, Civilrichtern u s. w. betrachte, welche nöthig
, um die Bill zu verwirklichen und im Gang zu erhalten,
müsse man fast zu der Ansicht gelangen, daß das Gesetz
hr dazu bestimmt sei, den irischen Advokaten, als dem iri=
en Volke eine Wohlthat zu erweisen." [1])

Wenn indeß Hr. Gladstone auf dem einmal betretenen
ge, im steten Hinblick auf die irische Landliga und ihre
rderungen folgerichtig fortschreiten wollte, so mußte er
hwendig zu der jetzt vorliegenden Landankaufs=Bill als
durch die Umstände gebotenen Maßregel gelangen. Aber
neswegs auch zu der Annahme des Home=Rule. Im
gentheile, gerade die Verquickung der irischen Landfrage
t der prinzipalen Vorlage Gladstone's für die irische
tonomie ist für erstere ein schweres Hinderniß. Die
lossale Maßregel des Landankaufs in Irland soll nämlich

[1]) Londoner Correspondenz der Augsb. „Allg. Zeitung" vom 23. Februar 1870.

nicht vom englischen Parlamente durchgeführt werden, sondern das künftige irische Parlament soll mit der ganzen Finanzirung des ungeheuren Ablösungswerkes betraut werden. Das ist von dem jetzigen Standpunkte des Hrn. Gladstone durchaus logisch. Aber die Gegner, und zwar nicht nur auf Seite der Tories, halten sich an die praktische Kehrseite dieser Logik, und sie werden schwer zu widerlegen seyn. So sagt das conservative Hauptorgan in London:

„Nichts Leichteres als die Expropriation der irischen Grundbesitzer, wenn die erforderlichen Mittel vorhanden sind. Aber wie der englische Staatsschatz zu den Annuitäten der bisherigen Pächter kommen soll, wenn diese durch den Kanal des irischen Parlaments fließen, das vermag auch Gladstone nicht mit einiger Sicherheit zu sagen. Sein verwegener Plan ruht auf den beiden Annahmen, daß die irischen Pächter ehrlich und gewissenhaft zahlen werden, und daß das Dubliner Parlament pünktlich und bereitwillig die auf Irland entfallende Quote der Reichsausgaben besteuern wird. Die Eine wie die andere dieser Voraussetzungen ist hinfällig. Um sie für verläßig zu halten, müßte man die Geschichte Irlands, den Charakter der Iren und ihre gegenwärtige Stimmung nicht kennen. Statt sie zu befriedigen, würde der ungeheure Erfolg sie nur übermüthig machen, und das eigene Parlament wie die Regelung der Bodenfrage nach ihrem Sinne würde nur eine Vorbereitung zur völligen Trennung von England seyn“.[1])

Wenn Hr. Gladstone selbst zuvor von dem Satze ausging, daß das irische Problem in erster Linie ein agrarisches sei, so verhält es sich damit doch anders als mit der parallel laufenden agrarischen Bewegung in England und Schottland. Die katholische Landbevölkerung in Irland hat bis heute nicht vergessen, daß die Ländereien, für deren Nutzung sie Pachtzins an die Landlords zahlen sollen, dereinst das Eigenthum oder Gemeingut ihrer Ahnen waren, daß diesen durch die

1) Aus dem „Standard“ in der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 18. März 1886.

wiederholten Confiskationen zu Millionen Morgen ihr Besitz geraubt wurde, um an die Offiziere und Soldaten der protestantischen Heere, an Günstlinge des Hofs und der herrschenden Parteiführer in England und Schottland vertheilt zu werden. Darum behaupten sie ihr Recht auf Restitution im vollen Sinne des Wortes. Hr. Gladstone selbst hat seinen Aerger kund gegeben, daß die irischen Landlords für seinen Vorschlag nicht in's Feuer gehen wollen, da derselbe ihnen doch die Gelegenheit bietet, baares Geld für Ländereien zu erhalten, die ihnen bereits wenig oder gar nichts mehr einbringen. Aber gerade deshalb dürfte die Wohlthat, daß die Pächter nun, um durch jährliche Ratenzahlung allmählig freie Eigenthümer zu werden, einen zwar geminderten, jedoch vom irischen Parlament selbst garantirten und einzutreibenden Zins mit Annuitäten bezahlen sollen, keineswegs allgemein anerkannt werden. In diesem Parlament selbst würden wohl die hinkenden Boten bald einrücken, um die wahre Stimmung zu vertreten.

Für die Durchführung der Expropriation der irischen Landlords verlangt die Gladstone'sche Bill 50 Millionen Pfund, aber nur für den Anfang. Die allgemeine Meinung geht dahin, daß England ein Anlehen von drei bis vier Milliarden Mark werde aufnehmen müssen, um nach dem Vorschlage der Bill die irische Landfrage regeln zu können. Die Schwindel erregende Ziffer gibt aber auch einen Begriff von dem entsetzlichen Zustande, unter dem das arme irische Volk seit zwei Jahrhunderten durch die englische Suprematie festgehalten worden ist. Und trotzdem würde vorerst nur insoferne eine Besserung eintreten, als das Land von seinen fremden Blutsaugern befreit werden würde. Nach Nationalität und Religion dem Volke antipathisch gegenüber stehend, ziehen diese Landlords durch ihre Agenten die Pachtgelder ein, ohne dem Lande das Mindeste wieder zu Gute kommen zu lassen. Der „Absentismus" ist unter ihnen allgemein; sie verzehren ihre aus Irland stammenden Reichthümer in

England oder sonstwo im Auslande. Nach Hrn. Gladstone's Plan würden sie nun auf einmal mit einer riesigen Geldsumme abgelöst, und den Iren würde wenigstens das persönliche Aergerniß aus den Augen geräumt werden. Ihr Gläubiger aber bliebe der englische Staatsschatz.

Die „grüne Insel“ ist im Ganzen ein armes Land, und auch dann, wenn die sämmtlichen Pächter Irlands nach dem Plane Gladstone's in freie Bauern verwandelt wären, würde es immer noch mit dem Uebel der Uebervölkerung zu kämpfen haben. Seit den schweren Hungerjahren von 1846 und 1847 sind Millionen Irländer über den Ocean ausgewandert; in den vereinigten Staaten Nordamerika's leben eben so viele Irländer als in Irland selbst. Von tödtlichem Haß gegen England erfüllt üben diese Ausgewanderten auf die Parteien in der Heimath, auf die verwegensten insbesondere, einen mächtigen Einfluß aus, so daß man sagen darf, das ob[illegible] und unterirdische Irland werde mehr von New-York als [illegible] Dublin aus regiert. Das ist der Eine Umstand, welcher [illegible] agrarische Bewegung in Irland von der in England [illegible] Schottland unterscheidet. Auch hier ist der Fluch der soci[illegible] Zustände der Gegenwart in der Gebundenheit des Gr[illegible] besitzes begründet, in der Herrschaft der Wenigen über [illegible] Grund und Boden, auf dem die Masse des Volkes lebt [illegible] leben muß. Nur daß hier nicht wie in Irland eine [illegible] Nationaliät und Religion fremde Gewalt das einheimi[illegible] Volk aus seinem Besitz verdrängt hat. Darin besteht [illegible] zweite Unterschied in der agrarischen Bewegung diesseits [illegible] jenseits des St. Georgs-Kanals.

Herr Gladstone weiß, daß England, von den bei[illegible] vergiftenden Momenten abgesehen, im eigenen Lande vor d[illegible] selbe Problem gestellt seyn wird wie Irland. Die englisch[illegible] „Freiland-Liga“ hat sich auch bereits im Parlament angemeldet, und gerade der Landankaufsplan für Irland schüttet selbstverständlich reichliches Wasser auf ihre Mühle. In England bedeutet aber diese Bewegung noch mehr als in

nd die Eröffnung der gesammten socialen Frage. Der
ammenhang ist schon insoferne augenscheinlich, als der
ere Nothstand der Arbeitermassen in den großen Fabrik-
ten in der Uebervölkerung seinen Grund hat, und an dieser
wieder die Entvölkerung des platten Landes in Folge des
ifundien-Systems die Schuld trägt.

Faßt man aber die Lage im Ganzen in's Auge, so be-
det sich Irland in socialer Beziehung gegenüber England
h doppelt im Vortheil. Es hat nur wenig große Indu-
ie, also keine Arbeiterfrage im engeren Sinne. Und was
hr als Alles ist: die Moralität steht in Irland hoch über
n sittlichen Zustande der betreffenden Volksklassen in Eng-
d. Im Allgemeinen ist dieses Lob der Iren unbestritten.
r es dürfte gerade jetzt nicht uninteressant seyn, eine
gleichung wahrzunehmen, welche von einer nichts weniger
voreingenommenen Seite damals angestellt worden ist, als Hr.
stone seine erste irische Landbill von 1870 vorbereitete:[1])

„In Voraussicht der beim nächsten Landtage einzubringenden
n Sachen der Grundeigenthumsfrage in Irland beschäftigt
ie Presse bereits angelegentlich mit der Lage der dortigen
auernden Bevölkerung. Mehrere Blätter haben einige Be-
statter hinübergeschickt, denen man den hochklingenden Namen
missioner', Bevollmächtigter, gibt. Die Schilderungen
Nothstandes, die sie entwerfen, sind grausenerregend. Am
msten sind die Zustände im Westen, unter den sogenannten
n Iren. Der Berichterstatter des ‚Echo', der dort herum-
, sagt unter Anderem:

„Ich werde nie die erste Hütte vergessen, in die ich eintrat.
hatte beabsichtigt, einige Wochen ausschließlich unter den iri-
n Armen zu verbringen, indem ich zu Fuß wandern und auf
Wege über Nacht in solchen Kotten einkehren wollte. So-
d ich meinen Kopf in eine derselbe streckte, ließ ich diesen
danken fahren. Ich bin nicht zimpferlich in den kleinen Dingen

1) Londoner Correspondenz der Wiener „Neuen Freien Presse"
vom 3. Oktober 1869. Nr. 1836.

des täglichen Lebens, aber ich möchte doch nicht meine Fe
in einer solchen Wohnung und mit der dort üblichen N
zubringen. Hören Sie nur! Auf der rechten Seite
Hütte war ein Haufen Torf aufgeschichtet, auf der lin
Misthaufen. Tiefe Drecklachen bildeten den größeren Th
Bodens; da und dort war ein großer Stein gelegt, dam
darüber hinwegschreiten könne. Eine niedrige Thür vollend
schönen Anblick. Eine dünne blaue Wolke von Torfdunst
aus diesem schmutzigen Gefängnisse so schnell als möglich
kommen. Keine Fenster! Alles ist daher anfänglich den
dunkel. Die Finsterniß löst sich bei näherer Besichtigu
Koth, Dung, ein Schwein, eine Henne mit einer Br
Küchlein, ein molkenbereitendes weibliches Wesen, ein a
das langen Wegs unter einem Haufen Kartoffel liegt un
denselben die größeren für das Mittagsmahl aussucht, drei
Kinder, von denen jedes nur einen Unterrock anhat und in
und Mist sitzt, und ein paar Stühle und eine Truhe auf.
muß ein unbeschreiblicher großer Bündel erwähnt werden,
einer Ecke liegt und an dem sich das Schwein reibt — d
das Familienbett! Hier im Dreck und Mist, unter dem
gen, schwarzgeräucherten Dache, in dieser gräulichen Höhl
in der Dunkelheit Vater, Mutter, sechs Söhne und Töchte
denen drei selbst Eltern seyn könnten, zusammengedrängt, sc
Alle bei einander und bewahren ihre Seele!"

Und doch geben diese Berichterstatter den
das Zeugniß, daß sie bei aller Verwahrlosung
Querköpfigkeit an Sittlichkeit im Allgeme
höher stehen, als das englische Volk und die übri
Völker Europa's überhaupt; daß gemeine Verbr
höchst selten sind, und der einzige dunkle Punkt in dieser
ziehung die agrarische Mordthat ist, an welcher freilich fast
gesammte irische Nation sich in größerem oder geringerem M
moralisch mit betheiligt. Die Sittlichkeit der Fra
und Mädchen namentlich heben die Berichte e
stimmig hervor. Bei den oben geschilderten häuslichen
ständen erregt diese Reinheit des Lebens immer
der und wieder die Verwunderung der Reisen

)en Verhältnissen des Landes nachforschen=
espondenten.

ganz anderes Bild bietet in diesem Be=
ackerbauende Bevölkerung des eigentlichen
s dar. Auch mit ihrer Lage beschäftigt man sich
ender, obwohl der englische Heuerling, darin dem
ähnlich, nicht in wilden Ausbrüchen der Unzufriedenheit
Der Gedanke war in neuester Zeit angeregt worden,
städtischer Bettelarmen, anstatt sie in Arbeitshäusern
nterzubringen, nach schottischer Weise gegen geringe
von Gemeinde wegen bei ländlichen Arbeitern in Kost
ng zu geben. Dagegen erklären sich jedoch die eigenen
tter der Regierung, welche mit der Erforschung der
nter dem englischen ackerbauenden Volke betraut worden
Sittlichkeit, sagen sie, ist hier eine außer=
ch niedrige. Diese arme Masse ist allen Lastern
)re Behausungen stehen übrigens denen der irischen
=Bewohner an Scheußlichkeit kaum nach.
)er Bevölkerung in den Grafschaften Gloucester, Wor=
Hereford heißt es: die meisten Wohnungen der dorti=
inge seien für Menschen nicht tauglich, und in der
Gegend um Mayhill gäbe es etwa 1000 Menschen,
ı wie die Wilden lebten, aller Civilisation fern; ihre
chen Zustände seien der Barbarei nahe. In einem
inen Raume fänden sich Vater, Mutter, junge Män=
, erwachsene und heranwachsende Mädchen, manchmal
)rei Generationen, nach Heerdenart zusammengepackt.
fnisse der Natur würden da vor Aller Augen befrie=
ırt und Tod gingen in demselbem Raume vor; die
osphäre sei eine sinnliche, thierische; die menschliche
de unter den Zustand des Schweines herabgedrückt.
Bette schlafen Mädchen und Knaben von 14 Jahren;
sei nur allzu häufig. Kurz, die Schilderungen sind
nd; und die Idee, die Kinder städtischer Paupers in
Atmosphäre zu versetzen, als sie unter dem diebischen,
en, verwahrlosten Volk der dumpfigen Gassen und
ießen, in denen sie geboren wurden, könne unmöglich

dadurch ausgeführt werden, daß man sie zu diesen ländl
Heloten verbringe.

So lauteten die Berichte von Männern, die unter
antwortlichkeit sprechen. Sie bestätigen nur, was ich f
wiederholt gesagt, daß nämlich die Lage der englischen Ar
keine bessere ist, als die der irischen Kottsassen. Eine g
zeitige Behandlung der Landfrage im gesammten Verein
Königreiche ist daher dringend vonnöthen; die einfache Gerec
keit erfordert es. Andernfalls würde man, durch einseitige
handlung der irischen Landfrage, thatsächlich zugestehen, daß
der Recht erlangt, welcher sich durch Gewaltthat gefürchtet
machen weiß."

LXIII.

Die geschichtlichen deutschen Sagen.[1])

Wie Joseph Görres die mittelalterlichen Volksbü
sammelte und feinsinnig erläuterte, so schritten die beiden Gri
ihm auf dem reichen Aehrenfeld als emsige Schnitter nach,
dann für die Zuckerbrodpoesie vieler Zeitgenossen gesundkräfti
Hausbrod zu spenden. Wer eine Auffassung der Sage beku
wie sie, der weiß das Verachtete und das, was dem „Fortschr
ein Nichts schien, zu schätzen, wie ungeschliffene Edelsteine gegenü
glänzendem Glasfluß. „Um alles den menschlichen Sinnen Ungewö
liche, was die Natur eines Landstrichs besitzt oder wessen
die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage
Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und za
feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem

1) Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des V
und deutscher Dichter. Von Karl Simrock. Zweite verm
Auflage. (Von Dr. Alexander Kaufmann.) Basel, B
Schwabe 1886.

nenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern,
men, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung,
sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände
det und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen
chtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei,
t an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh.
e diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern
vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würden ihnen
und unbedeckt dünken, ja unter Allem, was sie besäßen,
gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise ist das
en und die Tugend der deutschen Volkssage zu verstehen,
he Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an
Guten mit vollen Händen austheilt."

Neben und über diesen engheimatlichen Sagen steht die
re historische Sage, die so recht Sache des ganzen Volkes
„In der Jugend aller Völker vertreten Sagenlieder die
le der Geschichtschreibung", sagt Simrock. „Eine mythische
geht der historischen voraus, die eigentliche Geschichte be-
t erst im männlichen Alter der Völker. Wenn aber auch
Volk als Gesammtheit sein männliches Alter schon erreicht,
icht bereits überschritten hat, wird das junge Geschlecht der
chtlichen Sagenpoesie noch hold und zugethan bleiben, in
wie einst das ganze Volk, seine erste zuträglichste geistige
rung finden, die Liebe des Vaterlands aus ihr in das zarte
üth aufnehmen und durch diese mythische Vorhalle ahnungs-
in den Tempel der Geschichte treten." Es sind nun ein-
die weltbewegenden Thatsachen und Personen der Geschichte,
Attila, Theodorich, Heinrich der Finkler, an die sich der
eneppich anrankt. Man kann die Sage die Poesie der
hichte nennen, und es ist nicht ganz wahr, wenn man be-
tet, es bedürfe erst des Hinausrückens des Geschehenen in
gewisse Ferne zur Sagenbildung. So haben sich um die zwei
ltigsten Männer der ersten zwei Jahrtausende, Carolus Magnus
Napoleon I., schon kurz nach ihrem Hinscheiden Sage und
geformt. Wir möchten sogar die Sage einschauender als
Geschichte nennen, die mit der Naturforschung das Geschick
, nicht in das Innere der Dinge sehen zu können und, wie
sich nur mit Erscheinungen der Natur, nicht mit ihrem

Wesen beschäftigt, so auch nur äußere Lineamente gibt, indeß die Sage uns die Riesen und Recken in ihrem ganzen Seyn vorführt, ob Dietrich von Bern oder den grimmen Hagen von Troneck, zwar in großen Contouren, aber doch merkwürdig bestimmt in Sonnenglanz, vor dem Ossians Nebelhelden wie Nebelstreifen verziehen. So sehen wir durch die Hünengestalt des großen Carolus, bei deren Anblick auf dem rheinischen Burgthurm die Normannen ihre Drachenschiffe scheu nordwärts wenden, auf den Hünengeist durchblitzen; so glänzt der Nachschimmer der Staufenzeit aus dem Kiffhäuserberg. Es ist wie das Abendroth, welches noch länger an den Bergsäumen leuchtet, wenn die Sonne gesunken ist; wie Vineta, das an manchen Tagen, wenngleich untergegangen, seine Thürme golden heraufschauen läßt.

Darum bemerkt Jacob Grimm sehr schön: „Da die Geschichte das zu thun hat, daß sie das Leben der Völker und ihre lebendigen Thaten erzähle, so leuchtet es ein, wie sehr die Traditionen auch ihr angehören. Diese Sagen sind grünes Holz, frisches Gewässer und reiner Laut, entgegen der Dürre, Lauheit und Verwirrung unserer Geschichte, in welcher ohnedem zuviele politische Kunstgriffe spielen, statt der freien Kämpfe alter Nationen."

Aber auch des Kleinen hat die Sage Acht und sie geht nicht daran kalt, nur dem Erfolge dienend und Alles darnach beurtheilend, vorüber; sie macht so gut, was die Geschichte versäumt. So zeigt sie uns zugleich den Geist einer Zeit in zersplitterten Strahlen, bald schalkisch, bald ernst, immer aber klar und episch ruhig. Ja man möchte sagen, sie habe eine gewisse Lust wie an Zauberzwergen, so überhaupt am „Pfennig der Wittwe"; das sehen wir vom „kleinen Grimoald" und dem verachteten Dietlieb an bis zum Corporal Spohn, der bei Austerlitz des gefährdeten Kaisers Napoleon Hut sich rasch aufsetzt, den Herrn rettet und selbst den Tod der Treue stirbt, ein Pendant zu der Mannentreue der Burgunder in Etzels Saal.

Freilich mischt sich da leicht Anekdotenhaftes ein und da muß der Sammler strenger seyn, als Simrock-Kaufmann z. B. mit dem „Schmied von Solingen." Das berührt schon den großen Unterschied zwischen der historischen Sage und der nur zu oft künstlich fabricirten historischen Anekdote, deren Schnupftabak

man, Popularität zu schaffen, z. B. dem „alten Fritz" in die Dose geschoben, obschon dieser Alles weniger denn deutsch und volksmäßig war. Das ist Leder, wie Gleims „Lieder des preußischen Grenadiers."

Daß, ganz abgesehen von dem tiefinnerlichen Einfluß der Religion, die wie Sauerteig das Volksleben durchdringt und deren sich aus dem Volk bildender Aberglaube selbst noch kräftiger und schöner ist, als der kalte unproduktive Unglaube, das Uebernatürliche mächtig die Völker erfaßt und damit allem Materialismus und seiner Verthierung den Brandstempel gibt, begreift sich, da ja selbst der Unglaube, der Gott durch's Fenster jagen will, sich seine Gespenster herbeirufen muß. Schon in seiner von der Uroffenbarung getragenen Mythologie hat das germanische Volk seinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegt, und wie es ihn mit seiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erscheint voll Seligmachung. Baldurs Palast Breitablick mit den runenbedeckten Säulen, welche den Tod zurückschrecken und Gestorbene wieder aufleben machen; Iduns elf goldene Aepfel, der kostbarste Schatz Asgarts, dieweil, wenn die Asen spüren, daß sie altern, sie nur von der Lebensbaumfrucht zu essen brauchen, um wieder jung und stark zu werden; Donars Hammer, im Hammerzeichen dem Kreuze ähnelnd, der nicht nur ein zermalmendes, sondern auch ein weihendes, segnendes Werkzeug ist; die Lehre von Alfadur, dem Schöpfer, Ordner und Lenker des Weltalls, der ewig und unwandelbar über dem der Vergänglichkeit unterworfenen Geschlechte Odins steht; die Weissagung: „ein Starker von Oben beendet den Streit zwischen den Asen und Jotunen)", um nur einige Züge aus der Göttersage anzuführen, rechtfertigen J. Grimms Worte von den im Christenthum als epigonenhafte Revenants gebliebenen Göttersagen: „in allen den Sagen von Geistern, Zwergen, Zauberern und ungeheuren Wundern ist ein stiller, aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwischt hat und welche aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöst wird." Die Auflösung kam mit den Aposteln der deutschen Kirche und dem Lichte, das über den Wipfeln Constantins Sternenkreuz mit dem in hoc signo vinces aufgehen

ließ. Mit ihm kam eine zweifache Seite der Sage: die des Wunders, das übernatürliche Kräfte heilsam, und die des Zaubers, der sie unbefugt oder schädlich wirken läßt, eine göttliche und eine dämonische Seite. Wir müssen hier dem genialen Verfasser der christlichen Mystik das Wort geben: „Da alle Kunst und Poesie nach einer gleichen Freiheit in Behandlung des Gegebenen strebt, um das faktisch Wahre in einem möglichst Schönen wiederzugeben; darum werden Wunder wie Zauber gleich willkommene Gegenstände für Kunst und Sage seyn. Sie wird beide, wie sie einer höheren Begeisterung sich entwunden, als Thatsachen aufnehmen und mit diesen nur nach ihren Gesetzen waltend und schaltend, sie im Wiederschein der Wahrheit zu einem Kunstwerk fügen. Darum sehen wir die christliche Wunderlegende und die Zaubersage dem Grunde christlicher Wahrheit schon im ersten Ursprung aufgesetzt, und dann wie eine reichbeblümte Doppelliane den Stamm des dem Keime entstiegenen Baumes umfassen und bis in seine feinsten Verzweigungen ihn umschlingen. Wie daher die Wunderlegende sich in den Apokryphen unmittelbar an die Evangelien und die darin enthaltenen Wunder angesogen: so geht die Zaubersage gleicherweise bis an die Versuchung in der Wüste zurück." Und nach beiden Seiten hat die deutsche Sage Hervorragendes geleistet, mit Vorliebe Licht und Nacht sich entgegenstellend wie in Wolfram von Eschenbach, Klingsor, gleichwie es im ersten Jahrhundert mit Simon Petrus und Simon Magus geschehen. Hat das gälische Land seinen Merlin, so haben wir nach dem mehr harmlosen Malegis den berühmtesten seiner Gattung: Dr. J. Faustus. Die religiöse Sage hat eine zarte Engelhaftigkeit, einen sittlichen Ernst, eine Fülle der Phantasie, kühn und mild wie die Farbengemälde mittelalterlicher Glasfenster. Und so kindlich wie sie seyn kann, wie erhaben ist z. B. der Gedanke, mit dem der Volksgenius in den Kreis des gnadenge- würdigten „Vorchristenthums" in Anschauung und Wunder auf die großen Bahnbrecher für das nachmalige Gottesreich, z. B. einen Alexander den Großen hereinzog und den drei Weisen des Morgenlandes auch Kaiser Augustus als Erschauer des wunderbaren Sternes im Abendlande an die Seite stellte! So scheucht wie die Druide den Drusus von der Elbe, die Himmelsdrui Maria Attila von der Donau bei Regensburg, und wird Witt

kind durch das Hostienwunder bekehrt; so verzehrt sich mit der nornengespendeten Kerze Nornagest's Leben, weil er das Christenthum im Nordland nicht sehen mag.

Interessant ist es, wenn auch kurz, mit dem Sagenschatz des deutschen Volkes den anderer Völker zu vergleichen. Da hat das Land je seinen vollen Antheil: die zackigen Küsten der Bretagne, die Hochlandseen Schottlands wie die düsteren Schneelandschaften des Nordens mit Islands Feuerberg geben den Goldmünzen ebenso ihr eigenthümliches Gepräge, wie die kirchlichstrenge Frömmigkeit und ehrenhafte Ritterlichkeit Hispaniens, während Frankreich und Italien stark zurücktreten, dieweil Politik dort und Handelsinteressen hier zusehr eingriffen, und neben wirklich chevaleresken Chroniken (Gaston de Foix) mehr zweideutige Fabliaur und Novellensammlungen, wie der Decamerone oben schwammen. Merkwürdig ist bei dem Sagenaustausch der Völker und Stämme, wie die Sage wieder eigenthümlichen Perlenschliff erhält, das morgenländische Geisterschiff z. B. zum „fliegenden Holländer" wird. Ob wir nun Ureigenes oder Umgewandeltes haben, zu schämen brauchen wir uns wahrlich nicht, das deutsche Wesen tritt uns überall in Fleisch und Blut entgegen, sowie es Tacitus abstrakt dargelegt. Es gilt auch von der Volkssage, was Heine vom Volkslied gerühmt: „es liegt in ihnen ein sonderbarer Zauber, man fühlt in ihnen den Herzschlag des deutschen Volkes."

Mit diesen allgemeinen Meditationen haben wir eigentlich schon den Inhalt der vorliegenden Sammlung, die nach langen Jahren wieder erscheint und wie „das Mädchen aus der Fremde" an Blüthen und Früchten Jedem seine Gabe beut, besprochen; denn ihre Grenzpfähle sind nicht engherzig abgesteckt. Was Kaufmann von Simrock rühmt, hat auch ihn geleitet: „vor Allem mußten ächte, aus dem Volk entsprungene Stoffe vorliegen; diese Stoffe mußten aber auch mit richtigem Verständniß aufgefaßt und in einer ihnen angemessenen Form bearbeitet worden seyn; Gespreiztes, Tendenziöses wurde als der ächten ursprünglichen Volkspoesie widersprechend möglichst ferngehalten." Wer sich am Namen des ersten Herausgebers stoßen sollte, dem sei einmal bemerkt, daß das Buch in seinem Kern ein altes, vor die Zeit der kirchlichen Wirren fallendes ist, und daß zum andern

der des zweiten Herausgebers dafür bürgt, daß nichts sittlich oder confessionell Verletzendes sich darin findet. Es ist im Gegentheil eine Lust, in diesen „Jungbrunnen" zu tauchen. In diesen Ahnenschätzen, die ob der „herrlichen Gegenwart" vielfach so gering geschätzt werden, finden wir zarte Minne und hohe Ritterehre, riesiges Reckenthum und ergreifende Mannentreue; tiefe einfache Frömmigkeit und frische Schalkhaftigkeit gehen Hand in Hand. Es ist eine Fülle vorhanden wie der Blumen im Maien, und eine Kraft wie das Rauschen in Eichenkronen. Dabei bleibt freilich nicht ausgeschlossen, daß ähnliche Motive öfters, wenn auch in anderer Gestalt, nicht selten vorkommen; hatte doch nicht bloß der große Albertus seinen Wundermantel, sondern auch Faust seinen Zaubermantel; und was Dido schon mit der Hirschhaut gethan, darf auch die hl. Lufthildis mit dem Spindelfaden thun, bis schließlich der schlaue Rittersmann, Heinrich IV. einen ähnlichen Streich spielend, die Grafschaft Mannsfeld erhält. Es begreift sich das schon durch die Wanderung der Sagen, welche darum Barbarossa bald in den Kiffhäuser-, bald in den Untersberg versetzt, den Birnbaum bald auf dem Walserfeld, bald auf westfälischer Haide wundersam ergrünen läßt.

In den Quellenangaben und Bemerkungen ist ein Reichthum von Studien in knappester Form aufgespeichert, der mit Recht schon A. von Humboldt erstaunen ließ.

Und so möge dieser Sagenschatz wieder auf's Volk kräftig und kräftigend wirken und des Herausgebers schöne Worte in Erfüllung bringen: „geschichtliche, von der berührenden Hand des Dichters vollends in Poesie verwandelte Sagen sind es, die zumal auf das Gemüth der Jugend einen unnennbaren Zauber üben. Die deutsche Jugend wird gern zu ihnen greifen und sie nicht so bald wieder weglegen. Wenn wir nicht Zöpfe, nicht Philister, nicht Selbstlinge ziehen wollen, so muß es nächst der Ehrfurcht vor Glauben und Sitte die Liebe zum Vaterlande, die Fähigkeit zur Begeisterung, zu großen aufopfernden Entschlüssen seyn, zu welchen wir unsere Jugend heranbilden. Und hiezu möchte ich mein Scherflein beigesteuert haben."

F. A. Muth.

LXIV.

Die Stellung der bisherigen Philosophie zur Geschichte.

3) Verhältniß der aristotelischen Philosophie zur Geschichte.

(Schluß.)

Blicken wir jetzt zurück, so hat Aristoteles allerdings Probleme und zwar zum Theil sehr eingehend und zutreffend behandelt, welche auch Grundfragen einer Metaphysik der Geschichte bilden. Aber trotzdem bieten seine Ergebnisse mehr ur Berührungs= als Anhaltspunkte und Principe, um ittelst ihrer zu einer Metaphysik der Geschichte fortzu= reiten; solche Berührungspunkte wird aber auch jede an die ache gehende Philosophie bieten müssen, da ja dieß Gegen= nde sind, zu der jeder Philosoph Stellung nehmen muß. s liegt eben in der Methode, die von den Einzelngebieten r Erfahrung aus dazu fortschreitet, den Inhalt derselben grifflich zu erfassen, und so Principe für Einzelnwissenschaf= n erhält. Diese Methode ist auch die unmittelbare, sobald r wissenschaftliche Geist zur Klarheit über sich selbst gekom= en, indem er der logischen und ontologischen Begriffe mächtig worden ist. Würde man nun, da Aristoteles die Geschichte ßerhalb des Bereiches seiner Untersuchungen gelassen, glauben, n dadurch ergänzen zu können, daß man allenfalls das gleiche erfahren, welches Aristoteles etwa auf die Physik und Ethik gewendet, auch auf die Geschichte zur Anwendung brächte,

indem man von der empirisch gegebenen Geschichte ausgehend die großen Einzelnprobleme, die sie bietet, untersuchend zu den in ihr liegenden Principien fortschreitet und so mittelst dieser eine Einsicht und Erkenntniß in die Geschichte zu gewinnen trachtet: so würde dieß doch nur zu einer Analysis der Geschichte führen, auf die wir früher schon hingewiesen und die wir in einigen allgemeinen Zügen selbst in den frühern Abhandlungen angewendet haben. Ein solches Verfahren würde zwar immerhin Einsichten und Erkenntnisse gewähren, es würden auch die ihr zu Grunde liegenden Faktoren, die in ihr walten, sich finden lassen, allein es würde doch nur immer dabei bleiben, „daß dem so sei", ohne den *inneren* Zusammenhang derselben erkennen zu lassen, was eben die erste Forderung einer Metaphysik der Geschichte wäre. Es liegt dies in der Natur der von einzelnen in der Erfahrung gegebenen Gebieten zum Begrifflichen fortschreitenden Methode selbst, die ihrerseits ganz berechtigt aber nicht die einzige ist. Dies Verfahren bringt es mit sich, daß auch die so gewonnenen Resultate selbst immer nur Einzeln-Erkenntnisse umfassen, ohne daß ein einheitliches Band dieselben verknüpfen würde. Insoferne sehen wir z. B. bei Aristoteles weder die Physik noch die allerdings unter sich zusammenhängende Ethik und Politik mit der Metaphysik in einem eigentlichen inneren Zusammenhang stehen, obwohl letztere als die *erste* Philosophie die eigentliche Grundwissenschaft wäre. Will man aber die Ergebnisse einer Einzelnwissenschaft dennoch auf ein anderes Wissenschafts-Objekt anwenden, so könnten sie doch nur äußerlich herüber genommen und verbunden werden. Dies ermöglicht aber nur ein *discursives* Verfahren in der Art, daß aus den so nur äußerlich dann verbundenen Thesen als aus den Voraussetzungen Schlüsse gezogen und so eine äußere *Synthese* erreicht würde. Eine solche Verbindung von auf verschiedenen Wegen gewonnenen Erkenntnissen und Thesen würde zwar im Schluß die Nothwendigkeit des Satzes bedingen, diese aber immer nur eine

formale seyn, nicht aber die Nothwendigkeit der Sache selbst einsehen lassen. Eine solche Synthese würde daher immer nur eine Einsicht, διάνοια, gewähren, wie die Mathematik, um mit Platon zu reden, nicht aber die eigentliche Wissenschaft, die ἐπιστήμη, die immer auf einem einheitlichen Princip sich erhebt. Daraus erklärt sich auch, weshalb der Historiker von Außen hergenommene Ideen, die auf die Geschichte angewendet würden, zurückweist.

Nun fragt es sich, wie wäre denn dann zu einer Metaphysik der Geschichte zu gelangen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft seyn: doch immer nur durch die Metaphysik selbst. Diese müßte auch für die Geschichte wie für die Natur die Principe und zwar für ihren innern, einheitlichen Zusammenhang bieten und ebenso deren Wesen bestimmen, so daß das, was die Geschichte ihrer Natur nach seyn muß, und die Bildungen, die dieser gemäß möglich sind, einheitlich in ihrer inneren Nothwendigkeit erkannt werden könnten. Ist aber die Metaphysik die Wissenschaft vom Seienden als solchem, um das eigentlich Seiende in seinem Wesen zu bestimmen, so war der Weg des Aristoteles, insofern er immer von der Erfahrung ausging, wohl damals, aber nicht an sich der einzig mögliche. Wie es nämlich einen Weg von der Erfahrung zum Begriff und Wesen und zuletzt zum Princip gibt, so wird es auch einen Weg vom Denken aus zum Princip, oder vom Begriff des Seienden in seiner unendlichen Möglichkeit aus zum eigentlich Seienden, zum höchsten Princip geben müssen. Dieser Begriff des Seienden in seiner unendlichen Möglichkeit aber umfaßt alles Seiende und somit auch das der Natur und Geschichte, allerdings immer nur nach ihrem Wesen, nach deren begrifflichen Natur. Das Höchste und Letzte wäre dann allerdings nur wieder die Bestimmung des Wesens des eigentlich Seienden, wie bei Aristoteles, nur daß dasselbe nun als Ziel und Ende, als das eigentliche „Weßwegen" auch der Geschichte gefunden wäre und zwar auf einem anderen, wenn auch dem aristotelischen parallelen

Wege.[1]) Damit wäre erst eine Metaphysik der Geschichte möglich.

Was aber dann die *positive* Seite, also die eigentliche Philosophie der Geschichte beträfe, so würde freilich, da das Letzte und Höchste, Gott, in der Metaphysik immer nur Ende und Zielpunkt der ganzen metaphysischen Denkbewegung seyn könnte, doch auch von diesem so erreichten höchsten Princip aus nicht zur Weltwirklichkeit zu gelangen seyn; auch hier würde die Denkbewegung immer nur ruhen können, wie bei Aristoteles. Aber wenn es einen Weg *von der Erfahrung* wie vom *Denken* aus zum *Princip* gibt, so muß es auch umgekehrt einen Weg vom *Princip* zur erfahrungsmäßigen *Weltwirklichkeit* geben. Es ist nicht zu verkennen, daß Aristoteles dies wenigstens berührt haben dürfte; dies liegt in der Frage um das Verhältniß, in welchem Gott und die Natur des *Ganzen* zu einanderstehen; allein durch seine Antwort, daß sie für einander sind, geht er der Lösung viel mehr aus dem Wege; denn daß die Welt zugleich und also ewig sei wie Gott, war doch nur Voraussetzung, obwohl auch andere Bestimmungen ihn zu der Frage hätten führen können, wie z. B. zu der: worin denn die Ursache des Zugleichseyns liegt, zumal da Alles außer Gott mit einer Dynamis behaftet? Wenn er ferners auf die Frage: wie bewegt Gott die Welt? antwortet: „als das Begehrte und Geliebte, ohne sich selbst zu bewegen, ohne selbst zu lieben", so kehrt auch hier die Frage wieder: woher kommt denn dieses Verlangen der Weltwesen nach Gott? Wenn sie selbst nur der Möglichkeit nach sind, und ihre Existenz durch die Form bedingt ist, woher kommt

1) Insofern würde der höchste Begriff auch noch durch Ausscheidung all dessen, was die Geschichte als ein Seiendes bietet, aber als solches nicht sich bewährt, bestimmt werden, wie ja auch Aristoteles seinerseits das Wesen des eigentlich Seienden durch Ausscheidung all dessen gewann, was als solches in der fortschreitenden Untersuchung sich bot, aber nicht Stand hielt.

die ὕλη, die bloße Potenz, woher das εἶδος? und zuletzt fragt es sich doch auch wieder, worin liegt die Ursache ihres Zusammenwirkens, die Voraussetzung einer causa efficiens und woher stammen überhaupt die Ursachen? Darauf gibt Aristoteles keine Antwort. Insofern hat bereits Proklus, der freilich schon von der christlichen Weltanschauung berührt war, in seinem Commentar zu Platons Timäus bemerkt: „wenn der Kosmos den Nus liebt und zu ihm sich bewegt, woher hat er denn ein solches Verlangen? Denn es ist nothwendig, daß wenn die Welt nicht das Erste ist, sie selbst dieses Verlangen von der Ursache habe, die zur Liebe bewegt." [1]) Wenn Aristoteles darauf nicht antwortet, so ist dies für ihn kein Vorwurf, die Zeit hiezu war noch nicht gekommen. Sein großes Verdienst besteht eben darin, einerseits das Logische ausgeschieden zu haben von allem bloß Empirischen und Realen, wodurch es erst möglich ward, der Kategorien und der ontologischen Begriffe im wirklichen Verstandesgebrauch selbstständig sich zu bedienen, dann aber auch darin, den Weg gezeigt zu haben, von der Erfahrung aus zum Begriff, zum Wesen des eigentlich Seienden vorzubringen und damit die wirkliche Welt begrifflich zu erfassen und dem Verständnisse näher zu bringen, wenn auch damit die Wirklichkeit selbst als solche vom Princip aus nicht erklärt ist. Damit hat er nun allerdings den falschen Theorien, die Welt positiv zu erklären, den Weg abgeschnitten; nichtsdestoweniger wird aber das Bedürfniß, auch vom Princip auszugehen, immer wieder sich geltend machen. [2])

---

1) Bei Schwegler: Commentar zu Aristot. Metaphysik. XII. 7. 7.

2) Auch bei dem „Identitätssystem" war dieß der Fall. Allerdings ging dieses nicht von der Erfahrung, sondern von dem im Denken Ersten aus, das ihm das unendliche Subjekt-Objekt war, um nach Erschöpfung aller Möglichkeiten des zum Objekt-Werdens zum Absoluten zu gelangen „als dem bleibenden nicht mehr von sich wegkommenden Subjekt." Dieß so bestimmte Absolute

Muß es aber, wie gesagt, auch einen Weg vom höchsten Princip zur Weltwirklichkeit geben, so kann dieses selbst nur das Allerwirklichste seyn, dessen Existenz jeden Zweifel aus-

---

entspricht ganz den Bestimmungen des eigentlich Seienden bei Aristoteles, nur hatte Aristoteles damit auch den wirklichen Gott, während im Idealismus Schellings es nur Gott in der Idee seyn konnte. Da Aristoteles von der Wirklichkeit, der Erfahrung aus analytisch vorging, hatte er Gott, bei der Voraussetzung des Zugleichseyns der Welt, auch als den existirenden; und da er immer innerhalb des Empirischen blieb, um dessen Wesen zu bestimmen, so waren seine Bestimmungen Gottes auch immer Bestimmungen des wirklichen Gottes und somit auch bei der Voraussetzung des Zugleichseyns der Welt mit Gott, die ewige Bewegung derselben der thatsächliche Beleg für die Existenz Gottes als des unbewegten Bewegers. Nun ließ zwar auch das Identitätssystem das Empirische nichts weniger als bei Seite liegen, im Gegentheil, obwohl es vom Denken ausging, war es doch schon — und dieß ist ja das, wodurch es sich von Fichte gleich im Anfang unterschied — mit dem ersten Schritte in der Erfahrung, nur nahm es diese nicht zur Quelle, um aus ihr mittelst Abstraktion die Begriffe, das Wesen der Dinge zu bestimmen. In dem Subjekt, mit der Bestimmung, daß es unendlich sich objektiviren, d. h. ins Seyn übergehen kann, hatte dieses System ebenso „ein Princip nothwendigen Fortschreitens", als es die lebendige Erfassung des Wirklichen ermöglichte, so daß es die Erfahrung immer zur Seite hatte und auf sie verweisen konnte. Allein bei dem höchsten Begriff, dem Gottes, war dieß nicht mehr möglich, wie es dem Aristoteles dadurch möglich geworden. — Insofern schließt der aristotelische Gottesbegriff allerdings jede pantheistische Vorstellung aus (Rosenkrantz, W. des Wissens II 63—5), indem er ihn als völlig abgesondert χωριστόν, der ohne Hyle, mit nichts zu vergleichen, und dessen Thätigkeit nur auf sich selbst gerichtet sei, bestimmt hat. Aber auch das „absolute Subjekt" ist als „das nur in sich bleibende" nicht weniger als nothwendig schon pantheistisch zu fassen. Allein während Aristoteles bei der Annahme des Zugleichseyns der Welt mit Gott stehen blieb, freilich ohne an die Frage zu gehen, die Wirklichkeit der Welt vom höchsten Princip aus zu erklären, hatte „der Idealismus" von dem so erreichten höchsten Princip

schließt; denn nur vom Wirklichsten aus, d. h. von dem
was nothwendig ist und nimmer nicht seyn kann, kann die
Wirklichkeit erklärt werden. Nun hat Aristoteles allerdings
im aufsteigenden Denken das eigentlich Seiende zuletzt als
das „erreicht, dessen Substanz Wirklichkeit, Energie ist, und
das so seiner Natur nach mit Nothwendigkeit ist." Insoferne
önnte man glauben, doch darin das allerrealste Princip zu
haben, von dem aus die Aufgabe gelöst und also zur Welt-
virklichkeit übergegangen werden könnte. Nun haben wir
ber gesehen, daß Aristoteles Gott doch nur in seinem Begriff,
n *seinem nothwendigen Wesen* bestimmt, wenn er ihn
uch gemäß seiner Methode, da er innerhalb der Wirklichkeit

---

aus, das doch nur Idee seyn konnte, auch die Wirklichkeit erklä-
ren zu sollen geglaubt. Es war, sagt Schelling, „ein Mißver-
stand, in dem diese Philosophie sich über sich selbst befand, in-
dem sie sich für etwas ausgab, oder (man könnte eher sagen)
sich für etwas ansehen ließ, was sie nicht war, was sie ihrem
urspünglichen Gedanken nach nicht seyn sollte" (I. X. 123).
So suchte sie die „bloß logische Natur ihrer Methode verkennend"
durch den im Denken fortschreitenden Proceß nicht bloß den
logischen Zusammenhang des Wirklichen, sondern auch die Wirk-
lichkeit selbst aus dem so bestimmten Absoluten zu erklären,
wodurch sie erst eigentlich in jene pantheistischen Vorstellungen
verfiel, gemäß denen Gott selbst in einen Proceß verwickelt er-
schien, und den der spätere Schelling selbst der eingehendsten Kritik
unterzogen hat (l. c. u. a. a. O.). Davon nun scheinen gewisse
neueste Geschichtschreiber der Philosophie, wenn sie von Schelling
reden, nur allein zu wissen, freilich ohne irgendwie den eigent-
lichen Grund dieses Mißgriffes in seinem Zusammenhang auch
nur zu ahnen. Während nun Hegel nicht den Grundgedanken
des Identitätssystems, sondern den doch nur mehr accidentellen
Irrthum zur Grundlage nahm und die absolute Identität des
Logischen und Wirklichen in ein System von Begriffen brachte,
hat Schelling Alles aufgeboten, den Weg zu finden, um vom
Positivsten, von dem Wirklichsten aus, das allein Princip alles
Seyns seyn kann, auch zur wirklichen Welt und so auch zur
Geschichte zu gelangen.

blieb, als den wirklichen Gott hatte. In dieser Weise bestimmt, ist aber das Princip doch immer nur Ziel und Ende der aufsteigenden Wissenschaft, bei dem das fortschreitende Denken stehen bleibt, da nichts mehr über ihm hinausliegt. Aber auch aus dem Begriff Gottes, als dem durch sich selber Nothwendigen, dessen Natur lautere Wirklichkeit ist, läßt sich unmittelbar die Wirklichkeit der Welt nicht ableiten. Wenn die Welt eine unmittelbare und somit nothwendige Folge jenes Nothwendigen, höchst Realen wäre, so müßte dieses doch auch bewiesen werden können: aber die Nothwendigkeit der Welt ist noch nie bewiesen worden, und die ewige Coexistenz der Welt mit Gott ist auch bei Aristoteles nur unvermittelte Voraussetzung geblieben. Anderseits ist der Versuch Spinoza's, die Welt rein logisch als nothwendige Folge aus Gott abzuleiten, völlig mißglückt, wie schon daraus hervorgeht, daß, wenn Gott oder die Substanz, die durch sich und nothwendig ist, auch nothwendig die Ursache der Welt seyn muß, daraus noch nicht folgt, daß sie auch die nothwendige Ursache derselben seyn müsse.

Wenn aber nun von dem Allerwirklichsten, als dem nothwendig Existirenden, kein unmittelbarer Uebergang zur Weltwirklichkeit denkbar ist, — wie denn auch alles Denken und auch die Vernunft selbst sich dagegen sperrt — anderseits aber die Wirklichkeit nur von dem Allerwirklichsten aus erklärt werden kann und soll, so müßte vorerst gezeigt werden, wie es zu denken, daß jenes erste nothwendig Existirende, das reine Wirklichkeit vor aller Möglichkeit ist, Ursache eines Anderen von sich, das an sich nicht ist, seyn könnte. Da der Uebergang zur Wirklichkeit sich schlechthin nicht als eine nothwendige Folge in rein logischer Weise denken läßt, so könnte derselbe nur ein hypothetischer seyn. Hiebei dürfte man freilich nicht von ihm, wie es seinem Wesen, seinem Begriff nach bestimmt ist, ausgehen, sondern von ihm nur als dem nothwendig existirenden Aktus, dem keine Möglichkeit vorausgeht, um dann zu beweisen, daß der höchste Begriff, der Gottes, ihm zu-

komme. Doch dies nur nebenbei, denn darauf weiter einzugehen, ist hier nicht der Ort.[1])

Nun hat Aristoteles allerdings auch und zwar wiederholt die Principe ἀρχαί und Ursachen αἰτίαι des Seienden, nachdem ihm hierin schon Platon vorangegangen, behandelt und deren vier aufgestellt. Es sind dies: 1) Die sogenannte materielle Ursache, die aber an sich reine Möglichkeit (δύναμις) ist und ein νοητόν, nichts weniger aber schon die Materie im physischen Sinne. 2) Die Form τὸ εἶδος. 3) Die Ursache der Bewegung ἀρχὴ τῆς κινήσεως und endlich 4) die Zweck-Ursache τὸ οὗ ἕνεκα. Sie kommen aber auch in anderer Ordnung vor „je nach dem besonderen Zweck ihrer Erwähnung".[2]) Nun sollte man glauben, Aristoteles würde doch in der Metaphysik diese Ursachen des Seienden auf die höchste Ursache zurückgeführt oder von ihr abgeleitet haben. Im letzteren Falle könnte man sich allenfalls vom höchsten Princip aus einen Uebergang zur Welt denken; allein dem ist nicht so. Sie sind ihm nur „Reflexionsbegriffe", wie Brandis mit Recht bemerkt, „abgesehen davon, was ihnen in der Natur der Dinge entspricht". Er, Aristoteles, gewinnt sie aus der Betrachtung der Natur des Denkens wie der des Empirischen durch Reflexion; sie sind zwar „Erzeugnisse realistischer Denkweise", wie v. Hertling sagt,[3]) aber eben deshalb fehlt ihnen nicht nur die innere Nothwendigkeit ihrer Aufeinanderfolge, sondern es kann ihnen auch in dieser Weise keine Realität beigelegt werden. Insoferne lösen sie sich zuletzt auch bei Aristoteles in eine Zweiheit auf, in welcher die stoffartige Ursache den drei übrigen, diese als

---

1) Sieh hierüber Schelling, 2, I 570. 2, III 249.

2) Brandis l. c. 425.

3) „Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles." Bonn 1871 S. 98. So nennt auch Hertling „Materie und Form" „unhaltbare Mitteldinge zwischen einer bloß gedachten und einer wirksamen Realität". (101).

Einheit gefaßt, entgegengestellt wird, wie denn Aristoteles selbst auf ein solches Zusammenfallen hinweist.[1]) Sind nun aber die vier Ursachen des Aristoteles noch immerhin verwendbar für eine verstandesgemäße Erklärung des Gegebenen, so können sie doch als eigentliche reale Ursachen selbst um so weniger angesehen werden, als sie nicht auf das höchste Princip, das allein nur ihnen Ursache des Seyns seyn müßte, von Aristoteles zurückgeführt sind. Allein auch eine bloße Zurückführung auf das Princip würde zum positiven Ausgang nicht genügen, vielmehr müßte umgekehrt gezeigt werden, wie das eigentlich Seiende Ursache des Seyns überhaupt und Ursache der Ursachen selbst seyn könnte. Doch davon kann hier, wie schon bemerkt, nicht mehr die Rede seyn.

Als Gesammtresultat dieser ganzen Untersuchung dürfte sich ergeben, daß Aristoteles die Mittel d. h. die Principe zu einer Philosophie der Geschichte nicht biete, weder nach der positiven, realen, noch nach der metaphysischen Seite; denn wenn er auch in letzterer Hinsicht manche Probleme und oft tiefgehend erörtert, so geschah dies doch nicht in der Weise, daß sie den Forderungen einer Metaphysik der Geschichte genügen könnten. Aristoteles ging, indem er die wirkliche Welt nach ihrem Wesen begrifflich erfassen wollte, mit bewundernswerthem Scharfsinn vor, allein so sehr er sich mühte, das Wesen und somit die innere Möglichkeit der wirklichen Dinge nachzuweisen, so blieb ihm doch der Begriff der Möglichkeit selbst ein abstrakter, logischer; er blieb eben bei der wirklichen Welt stehen, ohne zu fragen, ob denn die Welt, wenn auch das Einzelne aus der Möglichkeit zu etwas und der Form bestehe, nicht doch auch selbst an sich als

---

1) Brandis l. c. 426. Vgl. die Erörterung Schellings 2, I 397-8 Ebenso die schöne Abhandlung von H. Hayd: „Die Principien alles Seienden bei Aristoteles und den Scholastikern". Programm, Freising 1870. I. Hälfte S. 29 und 32.

anzes eine bloß mögliche, eine nicht seyn müssende wäre,
e einer positiven Ursache bedürfte, einer Ursache, welche
icht bloß logisch nothwendig als Voraussetzung gefordert
äre, sondern die auch die bloß mögliche Welt zur Wirklichkeit
 erheben die Macht hätte. Obwohl in Aristoteles die
ntike Philosophie ihren Höhepunkt erreicht hatte, so ließ er
ch, weil er vor der Realität der Welt stehen geblieben
nd nicht auch diese nach ihrer Möglichkeit in die Unter-
ichung gezogen, gerade die eigentliche Aufgabe einer posi-
ven Erklärung der Weltwirklichkeit völlig ungelöst. Eine
loße Anwendung seiner Principe und Resultate aber auf
e realen Gegenstände, wie auf Natur und Geschichte,
nn daher auch immer nur eine discursive, verstandesmäßige
yn, welche die formelle Wahrheit eines Satzes, nicht aber
e innere der Sache in ihrem Zusammenhange begründen
nnte. Daß aber doch auch zu seiner Zeit ein Bedürfniß
ach einer realen Erklärung der Welt-Wirklichkeit vorhanden,
afür legt Platon Zeugniß ab, insofern er wirklich nach dem
Ursprung der Welt die Frage gestellt und im Timäus
urch eine positive, reale Ursache und somit durch einen wirk-
chen Hergang die Entstehung des Kosmos vom ersten Ur-
nfang bis hinauf zum Menschen (27 A) als das Werk
nes Schöpfers darzustellen versucht hat, wenn auch nur
durch einen wahrscheinlichen Mythos". (29 B.) Der
Mythos" dient ihm nur zur Form eines thatsächlichen
Vorgangs, der auf Thaten, ja auf einem freien Willensakt
eruht, für den zwar die urkundlichen Belege fehlen, der
ber doch in der Anschauung für das Denken Momente
nnerer Nothwendigkeit bietet, ohne das subjektive
Meinen vollends auszuschließen.

Platon geht nun von dem aus, „was immer ist und
in Entstehen hat, immer nur auf dieselbe Weise ist und
ur durch das Denken mittelst der Vernunft (μετὰ λόγου)
rfaßt wird." Alles Sichtbare dagegen ist entstanden und
tzt so einen „Urheber voraus als den Schöpfer (ποιητής)

und Vater dieses Alls", der dasselbe nach den ewigen Urbildern gebildet hat, dazu bewogen, weil er gut war und ohne Neid, und der so wollte, daß Alles ihm selbst so ähnlich als möglich würde".[1]) Nun geht die Darstellung über auf den wirklichen Vorgang der Bildung des Alls vom Uranfänglichen und Formlosen an bis hinauf zum Menschen. Wir finden hier einen Versuch einer positiven Darstellung des thatsächlichen Entstehens und der Entwicklung des Kosmos durch eine freie göttliche That und zwar nicht auf Grund zufälliger, abstrakter Begriffe und willkürlichen Beliebens, sondern gemäß dem Vorbild der Ideen in ihrer inneren vernunftgemäßen Nothwendigkeit und ihrer durch diese bedingten Folge. Auch die Elemente des Seienden, die Platon im Philebos so schön entwickelt hat (23 B. ff. 31 B), werden im Timäus wieder aufgenommen und zwar als reale Faktoren (35 A und 50 D). Somit kann der Gott Platons außer sich etwas hervorbringen; und diese Hervorbringung ist nicht Folge einer blinden Nothwendigkeit, sondern seiner Güte — da er das Gute schlechthin ist — und somit seiner Freiheit, so daß er als die sich selbst bestimmende Macht erscheint (Tim. 28 A), mag auch immer, wie **Brandis** (II. 1. 326) bemerkt, „der Begriff absoluter Selbstbestimmung noch nicht zu deutlicher begrifflicher Entwicklung gekommen seyn". Es müßte eben vorher noch gezeigt werden, *wie* eben die erste Ursache, also das was immer und ohne Entstehen ist, auch Ursache dessen seyn könne, was immer nur entstehen kann. Für Platon liegt die Welt der Ideen in der Mitte, nach denen, als den ewigen göttlichen Gedanken, vom Schöpfer die Welt gebildet ward, wenn auch dieselben der Vermittlung mit Gott entbehren. Immerhin ist aber die Welt das Werk einer freien göttlichen That.

Führt nun der Timäus die Weltentstehung bis zum Menschen, so scheint der mit ihm unmittelbar zusammen-

1) 27 D — 30 A.

hängende Kritias dem Bedürfniß entgegenzukommen, auch das geschichtliche Leben der Menschheit, wie es im Staate als demjenigen Erzeugniß, in welchem dasselbe geschichtlich in die Entwicklung kommt, als Einrichtung und Werk einer Gottheit zu erweisen. Zeigte Platon im Timäus, wie der Kosmos entstanden und gebildet worden, und wie das Ziel dieser Bildung der Mensch war, so soll nun, „nachdem die Götter den ganzen Kosmos unter sich ohne Streit und in gerechter Weise vertheilt" (109 B), auch das Gemeinwesen der Menschen, der Staat, als Werk einer göttlichen That seine Darstellung finden. Es soll gezeigt werden, wie derselbe gleichsam ein anderer Kosmos gleichfalls göttlichen Ursprung habe und auf die Gerechtigkeit gegründet unter göttlicher Leitung und Führung ein glückliches Leben thatsächlich herbeigeführt hat, wie aber anderseits durch die Schuld der Menschen dieses Gemeinwesen zerfallen. Es ist allerdings zunächst nur der Urstaat der Athener, wie ihn Athene und Hephaistos gegründet, der hier dargestellt wird, um daran nachzuweisen, daß jener Staat, der in der Ideenwelt seine Begründung hat, und den Platon in den Büchern über „den Staat" entwickelt, selbst thatsächlich als das Werk eines Gottes bei den Athenern einst bestanden habe.[1]) Es ist zwar ein enger Gesichtskreis, den Platon sich gesteckt, es ist nur das Volk der Athener und nur der Staat, der hier in seiner geschichtlichen Entwicklung seine Darstellung finden soll. Auch Platon erhebt sich nicht zur Idee der Menschheit, das abgeschlossene Völkerleben bildete auch ihm eine Schranke. Aber es ist immerhin hervorzuheben, daß Platon hier auf dies geschichtliche Leben und die Entwicklung hingewiesen und somit auch dieses in den Kreis philosophischen Erkennens zu ziehen gesucht hat. Wie aber Athene und Hephaistos den Urstaat der Athener, so hat

---

1) Sieh Timäus 26 D.

anderseits Poseidon den der Atlantiden gleichfalls auf Gerechtigkeit gegründet, und auch dieser Staat ermöglichte somit ein glückliches Leben. Als aber nun „der Antheil Gottes" bei den Bürgern dieses Staates verschwand und immer mehr der menschliche Charakter hervortrat, damit aber Lasterhaftigkeit einriß, hat nun Zeus Strafe über sie zu verhängen beschlossen (120—1), die, wie es scheint, gerade in dem Krieg mit dem Urstaat der Athener bestand. Doch bricht hier der „Kritias" ab, ehe er, wie es scheint, nur über den Anfang hinausgekommen, weil, wie Pausanias meldet, Platon inzwischen gestorben.

Wie im Timäus der wirkliche Hergang der Weltentstehung also positiv durch schöpferisches Wirken gemäß den Ideen der Erkenntniß vermittelt werden soll, so soll nun der Kritias das geschichtliche Leben, welches in der damaligen Welt an den Staat geknüpft war, in seinem thatsächlichen Ursprung und seinen Einrichtungen als das Werk einer Gottheit nachweisen. Der Ausgang ist gegeben durch die Gottheiten, welche die beiden Staaten auf Gerechtigkeit gegründet; aber über ihnen selbst waltet der Gott der Götter, Zeus, welcher nach Gesetzen regiert und somit auch die strafende Gerechtigkeit handhabt und so als die über Allen stehende Vorsehung waltet, da er ja „von seinem Sitz in der Mitte der Welt Alles zu überblicken im Stande, was des Werdens theilhaftig geworden."[1] Mit der Handhabung der Gerechtigkeit ist also auch die Vorsehung verbunden. Ein anderer Faktor ist in dem sittlichen Verhalten der Menschen gegeben; so lange sie gehorsam gegen die Gesetze und gegen das verwandte Göttliche freundschaftlich gesinnt sich verhielten, waren sie „großherziger Gesinnung und schätzten gegenüber der Tugend alles Andere gering (120 E.)." Die großartige Schilderung entspricht ganz dem Idealstaat, den Platon auf Grund der

---

1) Schluß des Kritias 121 C.

Gerechtigkeit beschrieben. Aber gerade menschliches Thun ist es auch, welches das Verderben herbeigeführt und die strafende Gerechtigkeit herausgefordert hat.

Vielleicht hat Platon im Gefühle des Mangels des metaphysischen Unterbaues die Vollendung verzögert. Aber immerhin dürfte der Torso des „Kritias“ wohl berechtigen, in den diesem Ideenkreis verwandten Werken Platon's ergänzende Momente zu suchen. Jedenfalls dürfte „der Vater des Alls auch für die Menschen nur gewollt haben, daß ihm Alles so ähnlich als möglich werde.“ Da aber die Gerechtigkeit auch die Grundlage alles Gemeinwesens ist, anderseits aber die Gerechten ihre Belohnung erst in einem andern Leben empfangen sollen, — wie denn Platon dieses gerade im letzten Buche über den Staat näher ausführt — so wären auch durch seine Unsterblichkeitslehre wenigstens Anhaltspunkte dafür gegeben, daß die geschichtliche Entwicklung nicht auf das Dießseits allein beschränkt erscheinen würde, somit also einem transscendenten Anfang auch ein transscendentes Ziel entspräche, Momente, welche in der That geschichtsphilosophisch im höheren, eigentlichen Sinne wären. Bei dem hohen, immer auf das Ganze sich erstreckenden Sinne Platons wäre nicht ausgeschlossen, daß Platon Aehnliches im Kritias vorgeschwebt. Doch sei dem wie immer, jedenfalls hat Platon in diesen beiden Werken, welche ja schon durch die erzählende Form der Darstellung von allen anderen Dialogen sich wesentlich unterscheiden, einen anderen, ja den umgekehrten Weg des Philosophirens eingeschlagen gegenüber dem, der vom empirisch Gegebenen induktiv kritisch oder dialektisch zu den letzten Bestimmungen aufwärts führt. Hier verfährt Platon deduktiv von einem ersten Princip und der höchsten Ursache aus und so schreitet er erzählend fort. Die Hervorbringung der Welt wie die Einrichtung des Gemeinlebens im Staate auf Grund wahrer Gerechtigkeit sind ihm Folge einer göttlichen That, wie auch die Art des weiteren Verlaufes der Geschichte sich wieder an das menschliche Handeln knüpft. Platon begnügt sich nicht damit, das

eigentlich Seiende in seiner Natur begrifflich zu bestimmen, er begnügt sich nicht, das höchste und sich selbst genügende Wesen nur als Endursache zu haben, er will zeigen, wie jenes Höchste auch wirklich die freie, anfangende, schöpferische Ursache des Alls sei, wie also die Welt sowohl als das geschichtliche Gemeinleben Folge auch eines göttlichen Thuns sei. Dieß ist aber die *andere* Aufgabe, für welche der menschliche Geist gleichfalls eine Lösung verlangt und die nicht damit schon gegeben, daß das erste und höchste Princip in seinem Wesen begrifflich bestimmt und nach seiner Existenz irgendwie bewiesen wird. Platon hat die Erklärung in die Form des Mythos gekleidet, da ihm die rationelle Vermittlung fehlte. Die wahre, positive Erklärung fordert aber, daß da einmal, was nur Folge des freien Willens seyn kann, und nicht mittelst des rein logisch fortschreitenden Denkens abzuleiten ist, doch wenigstens in seiner Möglichkeit vom Princip aus erklärt werde. Da der Ausgang nur hypothetisch geschehen kann, könnte dann freilich der Beweis hiefür immer nur auf Grund der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit geführt werden, wie denn der wahre Beweis der Existenz Gottes immer nur ein aposteriorischer seyn kann. Dann aber wäre die thatsächliche Erfahrung nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern sie wäre erst im weitesten Umfang gefordert.

Dr. Strodl.

LXV.

Die Reformation und die bildende Kunst.

III. Die reformatorische Kunstliebe und der Bildersturm.

B. Die Kunst auf dem Boden der lutherischen Reformation.

„Die lutherische Kirche nahm principiell eine freundliche Stellung zur Kunst ein“, schreibt Portig; die Geschichte aber zeigt, daß auf dem Boden des Lutherthums eine der Kunst verderbliche Saat entsprossen ist.

Vor allem zählt die lutherische Kirche zu ihren Vätern und Begründern den Andreas Bodenstein, gewöhnlich nach seiner Heimath Carlstadt genannt, der wie sein Wittenberger Genosse Zwilling den Bildern nicht weniger gram war, als die Schweizer. Während Luther auf der Wartburg saß, sah Wittenberg einen Bildersturm, der um so bezeichnender ist, als er sich noch nicht auf das Beispiel der Schweizer berufen kann. In der Augustinerkirche legten „reformeifrige Mönche“ Hand an die „papistischen Aergernisse“, entfernten „die Altäre bis auf einen aus ihrer Kirche und verbrannten die in der Kirche befindlichen Heiligenbilder.“ Im Januar 1522 führte Carlstadt eine Gemeindeordnung ein, welche bestimmt, daß zur Vermeidung der Abgötterei Bilder und Altäre aus den Kirchen abgethan und nur drei Altäre und zwar ohne Bilder als hinreichend stehen gelassen werden sollten. Als der Rath zögerte, diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen,

griffen Anfangs Februar „die Eiferer selbst zu und rissen die Bilder aus der Pfarrkirche weg". Dieser Vorgang wird als ein „Aufruhr" bezeichnet, zu welchem Carlstadt und Zwilling „immer neu aufwiegelten". Wie sehr dieser Vandalismus dem Geiste Carlstadts entsprach, bezeugt er selbst durch seine Schrift: „Von Abthuung der Bilder", in welcher er sein Vorgehen zu begründen unternimmt. Darin verdammt er „die betrüglichen Bilder und Oelgötzen, welche lange Zeit auf den Altären gestanden, Wände, Höhe, Luft und viele Stellen der Häuser Gottes freventlich besessen und innegehabt haben", und erklärt, „daß wir Bilder in Kirchen und Gotteshäusern haben, sei unrecht und wider das erste Gebot: ‚Du sollst nicht fremde Götter haben'; daß geschnitzte und gemalte Oelgötzen auf den Altären stehen, ist noch schädlicher und teuflischer, darum ist es gut und nöthig, löblich und göttlich, daß wir sie abthun." Er sagt, „es wäre tausendmal besser, die Bilder stünden in der Hölle oder im feurigen Ofen als in den Gotteshäusern", nennt „alle die vermaledeit, die Bilder schnitzen oder preisen oder sie bewahren und ehren", hält das alttestamentliche Bilderverbot für völlig gleichwerthig mit dem Verbot des Todtschlags, Diebstahls u. s. w. und kommt zum Schlusse: „Christen sollen göttlichem Rath, Willen und Gebot stracks folgen und kein Bild mehr leiden, unangesehen alten bösen Gebrauch, denn Gott hat Machung und Behaltung der Bilder verboten. Also sollt ihr ihnen thun, spricht Gott: ihre Altäre sollet ihr umkehren, ihre Bilder sollt ihr zerbrechen und verbrennen".

Was Carlstadt hier niederschrieb, das vertrat er und Zwilling noch energischer auf der Kanzel; beide stürmten und hetzten unaufhörlich, bis es endlich zu Tumulten und zur gewaltsamen Zerstörung der Bilder kam.[1])

Das in Wittenberg gegebene Beispiel fand Nachahmung. Erfurt sah Unruhen und Verwirrungen ähnlicher Art und

---

1) Jäger, Andreas Bodenstein von Carlstadt S. 262 ff.

in den verschiedensten Gegenden wiederholten sich dieselben Ausbrüche bilderstürmerischer Wuth. Diese destruktive Bewegung lag so sehr im Wesen des Protestantismus, daß Luther und Melanchthon alle Mühe hatten, sie zu hemmen.[1])

Indeß ist es bekannt genug, daß Luther selbst zur Bilderfrage keine entschiedene Stellung zu nehmen wagte und sich der Consequenz der Bilderabschaffung nur schwer entzog. Zwar bezeugt ihm das christliche Kunstblatt zu seinem Jubiläum, es sei grundfalsch, den Reformator als Kunstzerstörer, die deutsche Reformation als Grund des Niedergangs der deutschen Kunst anzuklagen; „am Verfall der Kunst ist Luther und seine Kirche nicht schuld gewesen; der große Reformator unserer Kirche war kein Verderber, sondern ein Erhalter, ein Befreier und Förderer der Kunst."[2]) Aber selbst Portig gibt zu, daß Luther „um der Schwarmgeister willen anfangs geneigt war, die Bilder in der Kirche preis zu geben", und Geffcken meint, daß „Luther zwischen den Bilderstürmern und Bilderfreunden einen Mittelweg einhalten wollte", daß aber nicht nur „dieser Mittelweg nicht immer ganz bestimmt und genau abgegrenzt ist", sondern daß auch nach Luthers Lehre eine Anzahl von Bildern, namentlich alle Heiligen- und Marienbilder weggeschafft werden müßten.[3])

Es ist wahr, Luther hat die Unruhen und den Bildersturm von Wittenberg verurtheilt; bekannt sind die protestantischerseits hundertmal als vollgiltiger Beweis für Luthers kunstfreundliche Gesinnung citirten Worte seines „geistlichen Gesangbüchleins" vom Jahre 1524, er sei nicht der Meinung, „daß durchs Evangelium alle Künste sollten zu Boden geschlagen werden und vergehen, sondern ich wollte alle Künste gern sehen im Dienste dessen, der sie gegeben und geschaffen hat", und die weiteren: „wollte Gott, ich könnte die Herren

1) Jäger a. a. O. S. 289 A.
2) Jahrgg. 1883 S. 166.
3) Portig, S. 421; Geffcken a. a. O. S. 99 ff.

und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an die Häuser für Jedermanns Auge malen ließen, das wäre ein christlich Werk; . . . ist's nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christi Bild im Herzen habe, warum sollt es Sünde seyn, wenn ich's im Auge habe?" Luther belobte sodann die italienischen Maler wegen ihrer Kunst, pflegte die freundschaftlichsten Beziehungen mit seinem Gevatter, dem Maler Lukas Kranach, ließ seine Bibel und seinen kleinen Katechismus mit Bildern ausstatten, veranlaßte Kranachs Holzschnittbilder gegen das Papstthum und soll selbst ein Bild Mariens mit dem schlafenden Jesuskinde in seinem Zimmer gehabt haben.[1]) Aber neben all dem stehen eine Reihe von ebenso sicheren, nur weniger oft angeführten Aeußerungen Luthers, welche dem Geiste Carlstadts und Zwingli's nicht sehr ferne stehen. Nach seiner Rückkehr von der Wartburg erklärte Luther in Wittenberg, daß auch er den Bildern nicht hold sei und wollte, sie wären in der ganzen Welt abgeschafft, zwar nicht deßhalb, weil man sie anbete, denn dazu haben doch die meisten Menschen noch zuviel Verstand, es werde doch nicht leicht jemand ein Crucifix für Gott statt für ein bloßes Zeichen halten, wohl aber weil die Welt voll des anderen Mißbrauches sei, nämlich daß sie meine, mit Bildern, welche sie in die Kirche setze, Gott einen Dienst zu thun.[2]) Dabei nennt er die Bilder „ein kleines Narrenwerk" und „lieberliche Dinge", an denen nichts gelegen sei. „Wahr ist es, sagt er, ich wollte sie wären aus der Kirche nicht des Anbetens halber, denn ich fürchte, man bete die Heiligen selbst mehr an, als die Bilder, sondern um des falschen Vertrauens willen, daß man meint, Gott ein gutes Werk und Dienst daran zu thun; . . denn wer wollte irgend ein hölzern, geschweige denn ein silbern oder golden Bild in die Kirche stellen, wenn er nicht gedächte, Gott einen Dienst

1) Köstlin, Martin Luther. II. 513.
2) Köstlin a. a. O. I. 540.

daran zu thun? . . Welche Bilder aufgerichtet sind oder dazu gebraucht werden, daß man darauf baue und einen Gottesdienst anrichten will, die reiße weg." Doch hielt Luther dabei die Grundsätze fest, die Bilder müßten erst aus dem Herzen gerissen und durch das Wort gestürzt werden, ehe sie äußerlich abgethan und umgestürzt würden, sodann, wenn sie abgethan würden, so dürfe dieß nicht willkürlich oder durch den Pöbel, sondern durch die ordentliche Obrigkeit geschehen.[1]) Luther ist an sich gegen die Bilder gleichgiltig, erklärt es für „frei gelassen, Bilder zu haben oder nicht zu haben"; er ist ihnen sodann geneigt, soweit sie einen „lehrhaften" Charakter haben, d. h. dazu dienen, wie Kranachs Gemälde und Holzschnitte, seine Lehre zu veranschaulichen oder die alte Kirche und ihre Einrichtungen zu entehren; da er aber den Aberglauben, wie er meinte, d. h. die alte Liebe und gläubige Verehrung des Volkes, besonders den Gedanken, „Gott einen Dienst daran zu thun", von den Heiligenbildern nicht trennen konnte, so war er ihnen gram und zu ihrer Beseitigung geneigt, wenn er auch den Bildersturm der Schweizer und Carlstadts nicht zu billigen wagte. — Niemand wird sagen, daß Luther die Kunst als solche verabscheute, oft genug wird ja seine Liebe zur Musik gefeiert; er hat die Kunst auch nicht, wie die Schweizer, völlig aus dem Dienste der Religion und Kirche entlassen, aber ihr eine wesentlich andere und ungleich ungünstigere Stelle angewiesen, als die katholische Kirche. Aus religiösem Drange, aus der Fülle des gläubigfrommen Gemüthes hat diese die Kunst erzeugt, gepflegt und zur Blüthe gebracht; Luther entkleidete sie nicht bloß ihrer priesterlichen Weihe, sondern machte die friedliche Himmelstochter zur Schildträgerin des religiösen Kampfes, zwang sie zur Apologie seiner Lehre, mißbrauchte sie zur Polemik gegen die Mutter und Beschützerin. Und dadurch,

1) Geffcken a. a. O. S. 99 ff.

daß er der Herrin diese Magddienste noch ließ, soll er „
Erhalter, ein Befreier und Förderer der Kunst" gewor
seyn!

Wie wenig es der Wahrheit entspricht, Luthers Stell
zur Kunst ihren Werken als principiell freundliche zu
zeichnen, ergibt sich am besten aus der Thatsache, daß
das Lutherthum den Kunstwerken vielfachen Sturm und gro
Verderben brachte. Carlstadt und die „Schwarmgeister"
Wittenberg stehen dem Geiste ihres Meisters nicht so fe
als es nach dessen Verdikt scheinen könnte. An vielen Or
wo die Reformation im echten Geist Luthers einzog, er
es den Bildern nicht viel besser als in Zürich und Wittenb

Als der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken b
ging, sein Land „zu einer reinen Stätte des ungefälsc
Evangeliums wider allen papistischen Greuel und Abgött
und alle ketzerischen Rotten und Irrsale zu machen",
seinen Unterthanen befahl, dem Lutherthum „als dem a
legten Befehl Gottes allweg sich gehorsam zu erzeigen,"
erachtete er es zugleich als Pflicht, „allenthalben Al
Bilder und alles, was an den katholischen Gottesdienst e
nerte, zu zerschlagen".[1])

Die Reformation Braunschweigs verfuhr gegen
Bilder wie der beste Zwinglianismus, obgleich deren L
nicht etwa Carlstadt, sondern Bugenhagen war, Lut
„Freund, Beichtvater, Tröster und Berather zeitleb
In der Stadt wurden im Jahre 1528 „die ärgerlichen
der" entfernt, d. h. Altäre, Bilder, Tafeln weggerissen,
trümmert, verbrannt, Meßgewänder und Paramente öffen
verkauft, Kelche und andere Metallgeräthe eingeschmolze
Von da begab sich Bugenhagen nach Hamburg, wos
im Dezember ähnliche Bilderstürmereien stattfanden.

---

1) Janssen IV. 46.
2) Janssen, III. 78 und Katholik 1879 I. S. 377.

dann die Braunschweiger 1542 das von Luther gepriesene Gotteswerk unternahmen, auch dem Herzogthum das Glück der Reformation zu bringen, geschah dieß in einer Weise, daß man sich mitten in die Schweiz versetzt glaubt. Am 21. Juni wurden im Kloster Riddagshausen „mit unglaublichem Vandalismus die Altäre und die Orgel zertrümmert, die Bilder zerschlagen und besudelt, Monstranzen, Kelche, Meßgewänder und andere Kirchenschätze geraubt, die Kirche in einen Pferdestall verwandelt." Sodann ging es an die Reformation des Klosters Steterburg: die Kirche wurde erbrochen, Altäre, Taufstein, Chor und Orgel besudelt, Gemälde und Bildwerke zerhauen, selbst der Todten nicht geschont. Im Reichsstift Gandersheim wurden „an Margarethentag siebzehn Altäre gänzlich niedergerissen, das darin befindliche Heilthum mit Füßen getreten und Schimpf und Spott damit getrieben, alle Crucifixe und Bilder der Heiligen vernichtet."[1]) Um dieselbe Zeit hielt in der Bischofsstadt Hildesheim „das göttliche Wort seinen Einzug" mit Plünderung und Bildersturm. „Die Bilder des Gekreuzigten und die Statuen der Heiligen wurden zerstört, in den meisten Kirchen die Nebenaltäre niedergerissen, alle kirchlichen Kleinodien, Monstranzen, Kelche, kostbare Crucifixe weggenommen." Dasselbe Schicksal traf die Reichsstadt Mühlhausen.[2])

Als der Deutschordensherr Albrecht von Brandenburg auf Luthers Rath seine „alberne und verkehrte" Ordensregel abwarf und in seinem Lande dem „Reiche des Satans den Abschied gab", begann alsbald der Bildersturm. In Riesenburg wurden 1524 vom Pöbel die Bilder aus den Kirchen geschleppt, schmählich verunehrt und endlich verbrannt. Aehnliche Greuel sahen andere Städte. Am 6. Juli des folgenden Jahres wurde „der christliche Befehl" erlassen,

1) Janssen a. a. O. S. 498 f. Katholik 383 ff.
2) Janssen III. 502 f.

das heilige Evangelium und die Lehre Christi rein und lauter zu verkündigen, und die Folge war, daß allenthalben Kreuze und Heiligenbilder vernichtet und die Kunstschätze der Kirchen, Kelche, Monstranzen und „andere Zierheit“, selbst die Glocken „angegriffen“ und „zu Hofe“ geführt wurden.[1])

Nachdem 1539 der katholische Herzog von Sachsen gestorben war, wurde sein Land dem Papstthum „aus dem Hals gerissen“. „Gleichwie Herzog Georg, schreibt Luther, den Teufel wissentlich geschützt hat und Christum verdammt, so soll Herzog Heinrich dagegen Christum schützen und den Teufel verdammen; den Baal und alle Abgötterei sollen die Fürsten, so es vermögen, kurzum abthun.“ Diese Mahnung ward verstanden und befolgt. In Dresden wurden in der Kreuzkirche 27 Altäre abgebrochen und die Bilder entfernt. „Der Rath nahm aus den Kirchen und Klöstern alle goldenen und silbernen Kostbarkeiten weg. Aus den Kirchen des Landes wurden später soviele Pretiosen nach Dresden in die Silberkammer gebracht, daß man den Werth auf 150,000 fl. schätzte.“ In der Nacht des 15. Juli erbrachen Bewaffnete auf fürstlichen Befehl die Domkiche zu Meißen, „zerschlugen das Grab des hl. Benno, zerstörten den Altar und hieben dem Bilde des Heiligen den Kopf ab;“ am 11. Mai endlich nahm der Herzog Moritz aus dem Dom „alle goldenen und silbernen mit Edelsteinen reich verzierten Kleinodien und Kunstschätze“ hinweg „in Verwahrung“, wie er sagte, „weil die Läufe jetziger Zeit so gefährlich“ sind. Es kam nichts wieder zum Vorschein.

Wie man in Kursachsen, der Heimath des Lutherthums, die Kunst lieben und fördern gelernt, bezeugt der Kurfürst Johann Friedrich, der „starke Glaubensheld“. Im Jahre 1542 besetzte er das Collegiatstift Wurzen, ließ Bilder und Altäre aus dem Dome werfen, diejenigen, welche

---

1) Janssen III. 71 u. 76.

nicht mit Geld belegt waren oder nicht „ernstliche Historien“ darstellten, zerhauen, das Uebrige im Gewölbe beilegen. Im Herbst 1546 von seinem Schmalkaldenzug heimkehrend, bezeichnete der Kurfürst seinen Weg mit Plünderung und Zerstörung der Kirchen und ihrer Zier, und nicht besser verfuhr er in der Heimath. Von Halle wurden im Januar 1547 Kelche, Monstranzen, Bischofsstäbe und andere kirchliche Kostbarkeiten als kurfürstliche Beute nach Eisleben geführt und in der Dominikaner- und Barfüßerkirche durch Soldaten und Gesindel Tafeln und Bilder zerschlagen. Bald darauf wurde die Domkirche zu Merseburg von dem sächsischen Heerhaufen geplündert und ihrer ältesten und werthvollsten Kunstschätze beraubt.[1])

Zu gleichen Thaten entflammte der „evangelische Eifer“ den Markgrafen von Brandenburg. Am 15. Juni 1551 ließ er die Marienkirche in Görlitz durch Johann von Minckwitz ausplündern und zerstören. „Alle Altäre, Bilder und Schnitzwerke wurden zerschlagen, alle Kostbarkeiten geraubt und goldene und silberne Kirchen- und Kunstschätze dem Markgrafen nach Küstrin abgeliefert.“ Als die Magdeburger ihre Stadt zur „gesegneten Stätte“ des neuen Glaubens machten und sich fühlten als „Werkzeuge des göttlichen Zornes, welche die Abgötter und Abgöttereien auszutilgen erkoren worden“, da griffen sie „zum Schutze der wahren christlichen Religion und des heiligen Evangeliums“ Kirchen und Klöster an und verrichteten unmenschliche Thaten der Grausamkeit und des Fanatismus. Etwa 1000 Mann stark überfielen sie das Kloster Hamersleben, raubten, was sie auf 150 Wagen fortführen konnten, zerrissen Handschriften und Bücher, zertrümmerten Bilder und Kunstwerke, darunter die herrlichen Glasgemälde des Kreuzganges.[2])

---

1) Janssen III. 398. 490 u. 593 ff.
2) Janssen III. 649. 652.

Das Angeführte mag genügen zum Beweise, daß auch der Verkündigung und Verbreitung des Lutherthums unzählige Werke mittelalterlicher Kunst, Werke der Bildhauerei, Malerei, Goldschmiedekunst zum Opfer fielen. Wohl ist es wahr, daß diese Feindschaft und Zerstörungswuth sich nicht gegen die Kunstwerke als solche richtete, das war auch bei den Schweizern nicht der Fall; auch das ist zuzugeben, daß auf dem Gebiete der lutherischen Reformation die wilde Zerstörungslust des gegen alles Katholische aufgehetzten Volkes, die Habgier der neuen Glaubenshelden und die Rohheit und Raublust ihrer Schaaren nicht zwar einzig aber doch mehr als der eigentliche religiöse Bilderhaß es war, was der Kunst den Verlust so vieler ihrer vorzüglichsten Werke brachte und die Blüthe unserer Kunst brach; aber ob das Motiv hier meist ein anderes war, als bei den Schweizern: edler wird man es nicht nennen können und der Erfolg war hier wie dort derselbe. Wenn Luther der Kunst und den Bildwerken nicht grundsätzlich feindlich sich gegenüber stellte, wie Zwingli und Calvin und ihre Kirchen es thaten, schädlich und verderblich ist die lutherische Reformation der Kunst und ihren Werken nicht gar viel weniger geworden, als der Zwinglianismus in der Schweiz und in den süddeutschen Städten. Wa[s] dieser aus Haß der „Abgötterei" zerbrechen und verbrenne[n] zu müssen glaubte, das hat die deutsche Reformation der Geld[-] gier ihrer fürstlichen Gönner und der nach Abschüttelung d[er] kirchlichen Zucht fessellos gewordenen Rohheit der Menge g[e-] opfert, ohne daß übrigens in Deutschland die schweizerisch[en] Trümmer- und Scheiterhaufen gefehlt hätten. Dort war es d[er] neugläubige Heiligen- und Bilderhaß, welcher die Heiligthüm[er] „reinigte und säuberte", hier die auri sacra fames der Groß[en] und die zügellose Zerstörungswuth der Kleinen, welche Ki[r-] chen und Klöster beraubte und plünderte; in der Schw[eiz] stürmte man die Götzen und verschmähte den Nutzen nic[ht,] wenn sich etwas Brauchbares und Werthvolles vorfand; [in] Deutschland wurde geplündert und gewüthet, aber wie kein

Pietät geachtet, so keiner Kunst geschont: was dort das Ziel
var, blieb hier das Ende, die Vernichtung der Kunstwerke,
as Verderben der religiösen Kunst.

Wenn nun Luther auch in den schärfsten Ausdrücken die
Räubereien und das Plünderungssystem der Fürsten verur-
heilt und die in allen Schichten des Volkes eingerissene Roh-
eit beklagt, was kann das nützen? Durch seine Brandreden
nd Schriften gegen „Pfaffen" und Klöster, durch Vernicht-
ng der kirchlichen Auktorität hat er das Rad ins Rollen
ebracht, dessen Lauf er nicht mehr aufhalten konnte; durch
luslieferung des Kirchengutes an die Fürsten hat er die
Geister gerufen, deren er nicht mehr los wurde. Geschichte,
Recht und Moral lassen ihm die Verantwortung für alles,
vas mit seiner Reformation so eng zusammenhängt, wie das
Verderben der deutschen Kunst.

C. Der Bildersturm in den außerdeutschen Reformationsgebieten.

Was die Geschichte der Heimath an vielen Einzelnbildern
ezeigt hat, das bestätigt ein Blick in die Ferne, nämlich daß
ie Reformation überall den Kunstwerken zum Verderben ge-
vorden, daß sie überall kunstschädlich gewirkt hat.

Es müßte nicht der Geist Calvins seyn, welcher die
Hugenotten beseelte, wenn die Reformation in Frankreich
ie Kunst geliebt und die Bilder geduldet hätte. Vom
Jahre 1559 an wurden von den fanatischen Haufen Colignys
ie Kirchen geplündert und verwüstet, unzählige Altäre nieder-
erissen, allenthalben Bilder und Crucifixe zertrümmert;
0 Kathedralen und gegen 500 Kirchen wurden ihres Schmuckes
eraubt, zum Theil zerstört.[1])

1) S. Boost, Geschichte der Reformation und Revolution in Frank-
reich S. 35 und 39. Kirchenlexikon 2. A. II, 828.

Daß auch in Oesterreich die Reformation ihre Bilder-
feindschaft nicht verleugnete, bezeugt ein Mandat Ferdinands
vom 20. August 1527, in welchem die Verachtung der Mutter-
gottes und der Heiligen unter Strafe „an Leib, Leben oder
Gut" verboten und zugleich befohlen wurde, „an Orten, w
Taufsteine, Sakramentshäuschen und Altäre niedergeriss
sind, selbe bei Verlust der Freiheit in Monatsfrist wieder
herzustellen."[1])

In seiner Glaubensordnung Art. 3 hatte Heinrich, der
königliche Reformator von England den Gebrauch der
Bilder für nützlich erklärt; nichtsdestoweniger ließ er bal
gegen sie predigen, die Reliquien verbrennen, Crucifixe un
Bilder zertrümmern und den Flammen übergeben, weil „z
Anlaß zum Aberglauben und Unfug geben könnten." Währen
der Regierung seines Sohnes Eduard erging zunächst de
Befehl, die Bilder zu beseitigen, und bald darauf ein weitere
welcher ihre Vernichtung anordnete.[2])

In Schottland veranlaßte Knox am 11. Mai 155
in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr aus Genf, dur
eine Brandpredigt in der Stadt Perth den ersten stürmisch
Anlauf der fanatischen Menge gegen den „katholischen Götz
dienst," wobei die Kirchen nicht bloß von allen Bildern u
Altären gereinigt, sondern selbst auch in Schutthaufen ve
wandelt wurden. Auch in Cupar wurden alle Altäre u
Heiligenbilder zertrümmert. Den gleichen Erfolg hatten Kn
Predigten in Crail, Anstruther und St. Andrews. U
das war nur der mehr private Anfang der Verwüstung.
Mai 1561 wurde durch Beschluß der Stände gesetzlich
Reinigung aller Pfarrkirchen von Bildern und anderen De

---

1) Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformat
in Oesterreich Bd. I. S. 45.

2) Lingard, Geschichte von England. VII. 31. Boost, Geschi
der Reformation und Revolution in England. S. 125 f.

…n des „Götzendienstes" angeordnet und auch gründlich …geführt.[1])

Das greulichste Bild eines reformatorischen Bildersturmes … die Niederlande im Jahre 1566. „In zehn oder … Tagen wurde eine fast unglaubliche Zahl von Kirchen … Bilder, Gemälde, Zierrathen, bischöflicher Bibliotheken, …re, Meßgewänder beraubt, fast alles, darunter sehr viele …terstücke der damaligen Kunst, zertrümmert; nicht erhoben …er Werth der verderbten, zertrümmerten, gestohlenen …hengefäße und Paramente." In Flandern und Brabant …n lagen in drei oder vier Tagen mehr als 400 Kirchen …eert und verwüstet. So schrecklich war die Zerstörung, … Strada, der sie beschreibt, sie auf die Hilfe der bösen …ter zurückführen zu müssen glaubt.

Von Frankreich waren zahlreiche calvinistische Prädikanten … den Niederlanden gekommen, um im Verein mit ein…ischen abgefallenen Mönchen und Geistlichen und im Bunde … predigenden Handwerkern und Abenteurern „die papistische …esläſterung und alles fluchwürdige papistische Wesen in …hen und Klöstern tapferen Wortes anzugreifen und bis …e Wurzel auszurotten." Die Losung war, „jetzt sei die … der Ernte; man müsse kurzum machen mit allem Gaukel… in den Kirchen, mit den Pfaffen und ihrem Troß. …um wollte man nicht, was zum Götzendienst gehört, zer…n und die reichen Kirchenschätze unter sich theilen in der …n Noth?" Solches Predigen fand Beifall bei der Masse … Befolgung durch die That. Am Vorabend des Festes …iä Himmelfahrt begann das kirchen- und bilderstürmende …erben in Niederflandern. „Mit Stöcken, Beilen, Hämmern, …rn und Stricken bewaffnet" begann der Pöbel unter …ührung der Prediger sein Werk in den Dörfern und …ken um St. Omer: Kirchen und Klöster wurden erbrochen,

[1]) Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland. I. … 408 und II. 9.

Altäre und Bilder niedergeworfen, zerschlagen, zerrissen, zer-
treten, Beutewürdiges fortgeschleppt. Wie eine Lawine sich
immer verstärkend stürzte die Menge nach Ypern. „Sobald
am Festtage die Stadtthore geöffnet wurden, flutheten die
Bilderstürmer hinein und geradezu ging ihr Gang auf die
Hauptkirche. Auf Leitern stiegen sie zu den Bildsäulen hinan,
mit Stricken zogen sie dieselben nieder, mit Hämmern, Beilen,
Knitteln wurde darauf losgeschlagen. Die Altäre wurden
entkleidet, die heiligen Gefäße zerschlagen und geraubt, die
Gemälde zerrissen, durchstochen, die Bibliothek des Bischofs
verbrannt. Der ganze Festtag ward zu dem Zerstörungswerk
verwendet.“ Wie der Dom, so wurden die anderen Kirchen
und die Klöster verwüstet. — Am folgenden Tage ging es
nach Bailleul, Menin, Courtrai, Comines, in die Umgebung
von Lille, unaufhaltsam wie ein Sturmwind und überall
stand der Greuel der Verwüstung an hl. Stätte. In Tour-
nay begann die Unordnung am 22. August mit Niederreißen
eines Kreuzes und am folgenden Tage wurde in allen Kirchen
und Klöstern und Kapellen alles zerstört; in Notre-Dam
blieben nur die nackten Mauern. Auch die Kirchen der Um-
gegend wurden verheert. In Marchiennes wurden am 2
Klöster und Kirchen so zugerichtet, daß nach einer Stun
nur mehr die Statuen der Apostel erhalten waren, wel
die Stürmenden ohne Leitern nicht zu erreichen vermocht
Auch Valenciennes hatte seinen Sturm. In Seclin und d
benachbarten Orten schützten die Katholiken bewaffnet i
Kirchen, Altäre und Bilder. — Wie ein Feuerbrand wä
sich die Raserei weiter nach Norden. In Gent wurden
19. August in der Augustinerkirche zwei Altäre zerstört u
dieß war nur der Anfang einer Reihe von Plünderung
und Zerstörungen in Kirchen und Klöstern der Stadt
der Umgebung, welche die folgenden Tage bis zum 24. Aug
fortdauerten. Die Kathedrale des hl. Bavo wurde um Mitt
nacht überfallen und bei Fackelschein verwüstet. — In d
selben Tagen wurden Oudenarde, Renaix und auch Mech

che Schauplätze der Wuth und des Verderbens. In
ge und Brüssel fehlte es nicht an Lust zum Sturme,
gelang es dem Muth und der Entschiedenheit, diesen
nzuhalten.

Am furchtbarsten wurde **Antwerpen** heimgesucht. Das
ze Münster unserer lieben Frau war das herrlichste in
Niederlanden; Jahrhunderte hatten an ihm gebaut und
rationen ihren Reichthum und ihre Kunst zu seinem
ucke hingegeben; 72 Altäre füllten die prächtige Kirche,
n der Hand der Künstler auf's kostbarste ausgestattet
urch die Frömmigkeit der Gläubigen mit allen Bedürf-
des Gottesdienstes auf's reichste versehen waren. All
el durch die entfesselte Leidenschaft des Pöbels der gänz-
Verwüstung anheim, „weil man nach dem göttlichen
keine abgöttische Kirchenzier dulden dürfe.“ Schon
esttage begegnete der Procession mit dem prachtvollen
nbilde in den Straßen der Stadt Spott, Hohn und
ng. Die folgenden Tage wiederholten sich die Anzeichen
Sturmes, doch gelang es das Unheil zu verhüten bis
2. August nach dem Abendgottesdienst das wohlvorbe-
Zerstörungswerk begonnen und noch in derselben Nacht
bar vollendet wurde. Zuerst wurde das hochverehrte
enbild aus der verschlossenen Kapelle gerissen und in
d Stücke zerschlagen; unter Absingen eines Psalmes
Genfer Weis“ kam sodann die Reihe an die anderen
r, Statuen, Altäre und kirchliche Geräthe: alles wurde
stochen, zerschlagen, die hl. Gewänder wurden zerfetzt,
Orgel und die gemalten Fenster zertrümmert, das Sakra-
shaus niedergeworfen, was zu erreichen war zu Grunde
tet, Kelche, Monstranzen und andere Kostbarkeiten ge-
: innerhalb vier Stunden war die Arbeit der Hölle voll-
t, das wundervolle Münster nackt, kahl, düster, traurig,
er Calvinismus, der durch hunderte seiner Schergen diese
liche Zerstörung angerichtet hat. Als die Mitternachts-
e schlug, gings weiter durch die Stadt: jedes Crucifix,

jedes Heiligenbild, das am Wege stand, wurde zertrümmert, von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Kloster ward alles zerstört. Als der Morgen graute, waren 30 Kirchen geplündert; und noch zwei Tage und Nächte raste der Pöbel in der Stadt und in der Umgegend. Nicht eine Kapelle blieb unerbrochen; der Schaden des Domes allein wurde auf 400,000 fl. ge- schätzt. — Noch weiter nach Norden wandte sich das Unge- witter. „In Holland wurden nur wenige Städte verschont; in Friesland und Gröningen ließ die Obrigkeit die Bilder hinwegnehmen; bloß die Provinzen Artois, Namur, Henne- gau und Luxemburg blieben ganz frei.“[1])

Wenn nun Portig den „Fanatismus“ der Mönche an- klagt und es eine „blinde Wuth“ nennt, daß sie die alten heidnischen Tempel und Kunstschätze vielfach zerstörten, wenn ihm Epiphanius deßhalb ein „roher Eiferer“ ist, we[il] er „den Vorhang in der Kirche eines Dorfes von Palästin[a] zerriß, auf welchem das Bild Christi oder eines andern Menschen abgebildet war“ (dieses „oder“ sollte doch v[or] allem festgestellt seyn!): was bleibt dann den Reformatoren des 16. Jahrhunderts, die in der beschriebenen Weise geg[en] christliche Kunstwerke wütheten?

Die Reformation hat durch ihren Bilderhaß und Bild[er]- sturm nicht nur ein unschätzbares und unersetzliches Kapi[tal] kunsthistorischen und künstlerischen Werthes zerstört, sond[ern] zugleich auch den Baum der deutschen Kunst gerade im Aug[en]- blick seiner schönsten und reichsten Produktivität auf Ja[hr]- hunderte hinein entlaubt. Das Verderben der Kunstw[erke]

---

1) Holzwarth, Abfall der Niederlande I. 344 ff. Van Kamp[en] Geschichte der Niederlande I. 359. Strada de bello belgico lib. Leo, Zwölf Bücher niederl. Geschichte II. 450. Janssen S. 254 f.

sich nothwendig an der Kunst und der Kunstübung
. Die Künstler glaubten entweder selbst, bisher für
„verabscheuungswürdigen Götzendienst" thätig gewesen
n und ließen Pinsel und Meißel sinken, oder wenn sie
evon, wie wohl mit Dürer die meisten, nicht überzeugen
n, so mußten sie sich der Nothwendigkeit fügen und auf
erstellung von Tafelgemälden und Heiligenstatuen ver-
, da diese von der neuen Einsicht nicht mehr begehrt,
hr gehaßt, gefürchtet und zerstört wurden. Darum
ich niemand wundern, wenn von der Reformation an
m Gebiete Leistungen höheren Styls aus der deutschen
fast ganz verschwunden und diese nur noch im Porträt
der Kleinarbeit des Holzschnittes und Kupferstiches
mmerliches Leben fristet. Mit Luthers Freund und
aler" Lukas Kranach stirbt die Blüthe unserer Malerei
läßt sich nach seiner Zeit „kaum ein einziges luther-
Kirchenbild nennen, das mit den Schöpfungen der alt-
n, italienischen und flandrischen Schulen auch nur
en werden könnte." Und während der Katholicismus
eberwindung der Reformationsstürme auch in Deutsch-
er Kunst wieder reiche Arbeit bot, ließ ein vielfacher
wille gegen die kirchliche Anwendung ihrer Werke,
aber Gleichgiltigkeit und „gänzliche Lauheit" in Be-
auf die Kunst diese auf dem Boden der Reformation
edeihen, bis ihr dort vor einigen Jahrzehnten die be-
neue Gunst zu erwachsen begann.[1])
m dem Vorwurf des reformatorischen Bildersturmes
eichem Wege zu begegnen, weist man vielfach hin auf
erderben, welches die Kunst in der nachreformatorischen
eitens des Katholicismus habe erfahren müssen. Wenn
ber in diesem Sinne über eine angebliche, natürlich
che katholische Inquisition klagt, welche manches Kunst-

[1]) Geffken a. a. O. S. 115.

werk der italienischen Hochrenaissance versteckte, Hallen und
Klöster schloß, um dem Blicke ihre gemalte Götterwelt zu
entziehen, Michelangelos jüngstes Gericht in der bekannten
Weise verändern ließ,[1]) so sollte es unter Christen sich
stehen, daß die Kunst Religion und Sittlichkeit zu fördern
bestimmt ist, jedenfalls sie nicht gefährden darf. Was
ein Kunstwerk, das durch das Auge den Tod in die
senkt? Entweder nimmt die Kunst Zucht und Lehre a
der Religion, oder sie verlasse ihren Platz am Altare!
sittenverderbliches Bild verdient Correktur, Verschluß
noch mehr, ebensogut und noch mehr als ein gemeingefähr
Mensch.

In weiterer Bemängelung der katholischen Kunst
und Kunstpflege will man finden, daß sich die Kirche
dings „an einzelnen bevorzugten Orten," in großen St
in ihren reichen Domkirchen mit Glück als Mutter
Pflegerin der Kunst aufzuspielen wisse und dort dur
Einklang aller künstlerischen Kräfte oft einen überwältig
Eindruck hervorbringe, aber um so größer sei die Bar
welche sich in kleineren Städten und auf dem Lande
mache; hier zeigen die mit Flitterwerk beladenen Altär
verrenkten Heiligen, all das Rohe, Plumpe, Widerlich
man sehen müsse, eine Geschmacksverwilderung, eine Hä
keit, ja Verwerflichkeit, die jeden Sinn für das Schön
vornherein vergifte.[2]) Dem gegenüber ist jeder Kunst
weit entfernt alles zu loben und zu billigen, oder au
zu entschuldigen, was sich nicht nur aus älterer Zeit,
auch als Frucht neuerer Restauration unter dem Namen
Kunst in katholischen Gotteshäusern findet, aber i
die Kirche schuld, wenn sie gegen den Unverstand man
Besteller und gegen die Unfähigkeit vieler sog. Künstler

---

1) Riegel, Grundriß der bildenden Künste S. 280 ff.
2) Riegel, a. a. O. S. 283 ff.

s ankämpft oder im Einzelnen nicht die Mittel hat,
res zu schaffen? Uebrigens ist wohl zu bemerken, daß
atholische Volk zumal in unseren Tagen die Zierde des
shauses und des Gottesdienstes liebt und für dieselbe
oße Opfer bringt, wie daß viele kleine Kirchen guten
nack und edlen Kunstsinn bezeugen, gewöhnlich aber
n Anforderungen entsprechen. Man muß nur nicht den
antischen Widerwillen gegen den Gegenstand mancher
r Katholiken beliebten Darstellungen oder das mangelnde
ndniß für denselben zu einer ästhetischen Geschmack-
t machen und auch das nicht vergessen, daß wenn die
sche Kirche überall nach möglichster Vollendung strebt,
och dem religiösen Zweck ihrer Gotteshäuser sich unter-
muß. Häßliches gehört nicht in die Kirche, daß aber
Madonna mit dem Schwerte im Herzen" oder in Gold
Edelsteine gefaßte Reliquien häßlich seyn müssen, ist
unrichtig, als daß die Katholiken ihre Kirchen zu
en für Kunstfreunde machen sollen. Da es sich end-
er um einen künstlerischen Vergleich katholischer und
antischer Kirchen handelt, darf auch noch daran erinnert
r, daß freilich künstlerisch Geringes dort nicht zu finden
nn, wo überhaupt außer einem Crucifix oft nichts zu sehen
oran sich die Kunst versündigen könnte. Was noch aus
ischer Zeit in protestantischen Kirchen erhalten ist, ver-
seinen künstlerischen Werth nicht dem Protestantismus,
denn es sich um das nach der Reformation Entstandene
lt, so kann, wie auch Geffken (S. 115) zugesteht, die
ische Geschmacklosigkeit, wo sie sich wirklich findet, kaum
fern mit dem ästhetischen Eindruck, den man in luther-
Kirchen empfängt beim Anblick des verbauten und ver-
n Chores, des Katheder- und Tribünenwerks und be-
s der lebensgroßen Reformatoren- und Pastorenbilder,
„alle eintönig in schwarzen Priesterröcken, einige Ge-
onen mit stattlichen Perücken, fast alle gleich elend ge-

malt, das Gegentheil aller Kunst", nicht selten um Kanzel und Altar aufgehängt sind.[1])

Noch ein letzter Anklagepunkt sei kurz erörtert. In der Periode des Zopfes und des Jesuitenstyles, sagt man, habe die katholische Kirche nicht nur selbst auf einer Kunststufe gestanden, die ihr nicht zum Ruhme gereicht, sondern sie habe auch damals unzählige Werke alter guter Kunst im Unverstand aus ihren Kirchen geworfen und diese mit den bekannten zopfigen Erzeugnissen angefüllt. Dagegen war die damalige Gleichgiltigkeit des Protestantismus in Beziehung auf die Kunst der Grund, daß in vielen seiner Kirchen z. B. der Danziger Marienkirche, den Kirchen von Nürnberg, die werthvollen Kunstschätze alter Zeit erhalten blieben. So habe die katholische Liebe der Kunst mehr geschadet, als die protestantische Apathie und kaum weniger als der reformatorische Bildersturm.[2]) Ohne weiteres ist zuzugeben, daß die katholische Kunst in der nachreformatorischen Zeit die frühere Höhe nicht mehr erreicht hat und auch daß ungezählte Gotteshäuser von den großen Domen bis zur Dorfkirche und Kapelle durch die bauliche Veränderung und neue Ausstattung im Geiste des Zopfes nicht gewonnen, sondern oft recht sehr gelitten haben. Niemand bedauert dieß mehr, als wir selbst und ist unsere Zeit redlich bemüht, solche früheren „Verböserungen" wieder zu heilen. Wenn aber der Zopf wirklich architektonisch, besonders aber auf dem Gebiete der Sculptur und Malerei viel Geringes, Schlechtes, Geschmackloses hervorgebracht und oft Besseres verdrängt hat, so ist doch gewiß auch richtig, daß diese Kunstperiode und ihre Erzeugnisse bis in die letzten Zeiten herein eine allgemeine Verachtung und einen Haß zu tragen hatten, den sie im Ganzen nicht verdienen. Die verzwickten Formen der baulichen Glieder, besonders aber die

1) Hase, Polemik S. 511.

2) Hase S. 514, Grüneisen, de Protestantismo etc. S. 6.

renkten Körper, verzerrten Gesichter, schwärmerischen oder
den Augen, fliegenden Kleider, und nackte Beine und
me, wie sie die Malerei und Sculptur der letzten Jahr=
derte zu Tausenden hervorgebracht, sind gewiß nicht nach
erem Geschmacke und können im Vergleich mit den
seren Werken der altdeutschen Kunst nur widerwärtig be=
ren, aber dennoch verdient nicht nur der Kunsteifer jener
it Anerkennung, selbst Bewunderung, sondern auch viele
ner Erzeugnisse das Lob und die Freude, welche in neuester
it zum Theil die frühere Apathie zu überbieten sucht.
dann muß gerechterweise jedes Kunstwerk aus dem Geist
ner Zeit heraus betrachtet und beurtheilt werden. Wenn
n die oft genug ungelenken und steifen Formen der alt=
tschen Kunst zu würdigen gelernt hat, so sollte man das
zum Extrem getriebene Streben, diesen Mangel zu ver=
ern, um so mehr begreifen und entschuldigen, als der Geist
er Zopfkunst der Cultur, dem Geiste und den Menschen
er Zeit vollkommen entspricht, deren Frucht und Eigenthum
ist. Wenn eine Zeit eine Kunst hat, so wird und muß
deren Geist an sich tragen; die Zeit des Zopfes konnte
ne andere Kunst haben, als die, welche sie hatte, oder gar
ne, und unsere Zeit der Styllosigkeit, welche alles nach=
cht, aber nichts Eigenes und Eigenthümliches besitzt, hat
wenigsten ein Recht, über die Kunstschwäche ihrer Vor=
ngerin zu raisonniren. Mag sodann das, was die katho=
he Zopfkunst leistete, uns gering und leicht entbehrlich er=
inen, Eine Kunst ist doch immer noch besser als keine, und
te diese in der katholischen Kirche nach der Reformation
ne bessere Pflege gefunden als im Protestantismus, so
rden wir wohl heute mit dem beginnen müssen, was uns
überwundener Standpunkt gilt. Auch die Zopfperiode
ihre Stellung und Bedeutung in der Kunstentwicklung
es ist unrecht über eine Zeit verächtlich abzusprechen,
che mit hl. Eifer und mit großen Opfern in ihrem Geiste
stlerisch sich bethätigte und in der allgemeinen Freude und

Bewunderung ihrer Erfolge glücklich war. Daß wir ihre Werke jetzt wegwerfen, wird vielleicht eine spätere Periode der Kunst des 19. Jahrhunderts nicht zum Ruhme anrechnen und an ihr wieder rächen; jedenfalls verdienen sehr viele unserer heutigen sog. Kunstleistungen redlich jetzt schon das Schicksal der zopfigen Gestalten, an deren Stelle sie getreten und oft viel mehr als jene.

Es ist eigenthümlich, aber eine bekannte Thatsache, daß es erst unserer Zeit der eigenen Styllosigkeit gegeben war, die Kunstrichtungen früherer Jahrhunderte verstehen und in ihrem Werthe schätzen zu lernen. Erst seitdem die Kunst Gegenstand der Geschichte geworden, seitdem man angefangen, die Werke der verschiedenen Zeiten mit einander zu vergleichen und gegen einander abzuwägen, ist man dazu gekommen, Auf- und Niedergang auf dem Gebiete der Kunst zu sehen und als solchen anzuerkennen. Da ist man nun freilich zu der Einsicht gelangt, daß die Kunst und ihre Werke vom Ende des Mittelalters an Bedeutung die Gebilde der folgenden Jahrhunderte ebenso gewiß überragen, als die Namen eines Dürer, Holbein und mancher ihrer Vorgänger und Zeitgenossen ihren Glanz nicht einer bloßen Liebhaberei unserer Zeit verdanken. Aber diesen unseren Standpunkt dürfen wir nicht in jene Zeit hineintragen, in welcher die Kirche die Kunst von der reformatorischen Niederlage zu erheben sich bemühte, und es ihr zum Vorwurf machen, daß sie jetzt schlechtere Werke schuf als früher und Gutes durch Geringeres ersetzte. Die Zopfzeit war, wie die Gothik, vollauf überzeugt von der Vorzüglichkeit und Unübertrefflichkeit ihrer Kunstleistungen; deßhalb schuf sie nicht bloß das Neue in ihrem Geiste und Style, sondern ließ auch das Alte in ihrer Weise erneuern, erweitern, ergänzen: sie hielt das für recht und konnte nicht anders. Wie die Gothik viele romanische Kirchen in ihrem Geiste und in ihren Formen weitergebaut, vollendet und verändert hat, so haben ihr die späteren Jahrhunderte vergolten, indem sie viele Bauten germanischen Styls in ihrem

Weise verbesserten, d. h. verzopften. Man wird heute diese Stylmengerei bedauern, aber darf sie ihrer Zeit und ihren Urhebern nicht zum Vorwurf machen, denn sie handelten so im Glauben und mit dem besten Willen, sich um die Kunst verdient zu machen. Und um die Kunst war es ein Verdienst, denn es war Arbeit, liebevolle, eifrige Arbeit für dieselbe. Der Kunst hat der katholische Zopf und der Jesuitenstyl nicht geschadet. Daß er uns weniger gefällt, als die Leistungen früherer Zeit, ist nicht seine Schuld. Endlich ist bekannt, daß die Grabdenkmäler dieser Zeit, wie sie sich zuweilen in protestantischen Kirchen als einzige Kunstlebenszeichen auf diesem Boden finden, an Zopf ihren zahllosen katholischen Kunstzeitgenossen aller Art wahrlich nicht nachstehen.

Daß dem Zopf in katholischen Kirchen manch Besseres weichen mußte, ist nicht zu leugnen; indeß kann der thatsächliche Schaden, den er der Kunstgeschichte durch Beseitigung älterer Werke zugefügt, mit dem reformatorischen Kunstvernichtungskrieg um so weniger in Vergleich kommen, als er das Alte, wenigstens für gewöhnlich nicht vernichtet, sondern bei Seite gestellt und freilich oft schlecht genug verwahrt hat. Manches, Vieles mag durch Unverstand und Vernachläßigung zu Grunde gegangen seyn, das Meiste aber hat unsere Zeit aus dem Staub und Dunkel der Kirchenböden hervorgeholt und wieder in die Gotteshäuser gestellt oder in ihren Galerien versammelt. Vielleicht kommt eine Zeit, welche an Stelle der altdeutschen Gemälde und Sculpturen wieder ihre zopfigen Nachfolger setzt und uns des Unverstands und der Grausamkeit anklagt, die wir diese so schonungslos beseitigen. Der Kunstgeschmack ist etwas sehr Wandelbares: wer die Kunst versteht und liebt, wird keine ihrer Entwicklungsstufen verachten, wohl aber alles bedauern und beklagen, was ihre Entfaltung hemmt und ihren Niedergang verschuldet: und das hat die Reformation unleugbar gethan.

LXVI.

Zum Ausgleich des Quirinals mit dem Vatikan.

Eine unmaßgebliche Meinung.

Das „primum vivere, dein philosophari“ ist in den
neuesten Versöhnungsversuchen moderner Staaten dem Vatik
gegenüber ein wirksames Motiv geworden. Das „viver
der socialen Frage tritt immer mehr in den Vordergru
Bevor der Arbeiter nicht genug zu essen hat, hat er n
keine Zeit, sich mit der religiösen Frage zu befassen. E
nicht minder einflußreiche Rolle spielt das monarchische E
stenzprincip bei den modernen Dynastien, denen an e
Gegenströmung gegen die republikanischen Ideen Alles gel
seyn muß.

Speciell ist das in Italien der Fall, wie ich da
einem Artikel der „Histor.-polit. Blätter“ vom Jahre 1
(Bd. 78) über „die republikanischen Zuckungen Itali
zeigte, den ich Ihnen damals von Rom aus schrieb.
Hause Savoyen muß es wohl evident seyn, daß es für s
Thron keine verläßlichere Stütze besitzen könnte, als di
entschiedenen Katholiken. Will es aber die katholische
Italiens für sich gewinnen, so muß es mit dem Papste einen
trauenswürdigen Frieden schließen. Wir halten es
für selbstverständlich, daß in neuester Zeit in italien
Regierungskreisen ein Versöhnungsprogramm auftaucht
dem Exminister Nicotera und dem neuen Minister Re

; man, daß sie diesem Ziele zusteuern. Es hat sich daher,
iß nicht ohne ihre Einwirkung, unter Führung des cala=
schen Deputirten Fazzari, eines ehemaligen Garibal=
ers, eine Versöhnungspartei gebildet. Während England
Italien mit Aufwendung großer Summen protestantisirt,
chen baut, Bibeln verbreitet und dergleichen, bemüht sich
ilant als Minister des Aeußern formell zu katholisiren.
h bricht Eisen. Das Beispiel Preußens scheint trotz des
gers der italienischen Radikalen ansteckend zu wirken.
hrscheinlich hat die italienische Regierung über die tiefere
tische Bedeutung einer Aussöhnung mit den Katholiken
gedacht und einen klugen Schachzug darin erblickt.

In der bekannten Friedensliebe des weise regierenden
stes Leo XIII. findet das officielle Italien einen Hoff=
gsschimmer und es denkt sich: „wenn das Preußen mög=
ist, warum soll es nicht auch Italien versuchen dürfen?"
kann dem Minister Robilant nicht entgangen seyn, daß
lionen entschiedener Katholiken Italiens einen annehm=
n Ausgleich herbeiwünschen, um das Parlament be=
ken und eine katholische Majorität schaffen zu können.
„Unità", das beliebteste Journal des katholischen Italiens,
ieb am 5. November 1878: Die Zeit der Wahlenthaltung
fte nun allmählig vorbei seyn und der Augenblick kommen,
es gelte, den Kampf direkt aufzunehmen und, wie man
parlamentarischer Sprache sage, die Gegenprobe zu machen.
nd wir hoffen, mit der Gnade Gottes dem negativen Ar=
ent der verflossenen Jahre ein positives Argument bei=
n zu können und zu beweisen, daß wir jetzt ebenso stark
bei der Theilnahme an den Wahlen, wie zuvor bei der
haltung von den Wahlen." [1])

[1]) Stando le cose, come furono precedentemente, ci parve utile
protestare collo astenerci. Ora giudichiamo giunto il
momento di quella, che in linguaggio parlamentare chia-
masi la controprova, ossia di intervenire nella lotta,

Die Theilnahme an den Parlamentswahlen nennt die „Unità" sogar „un dovere di coscienza", also eine Gewissenspflicht, auf deren Erfüllungsmöglichkeit die entschiedenen Katholiken jedenfalls harren werden. Nicht bloß Italien, die ganze katholische Welt würde an den italienischen (Voll-) Parlamentswahlen den lebhaftesten Antheil nehmen; hängt ja das Schicksal der katholischen Kirche in Italien wesentlich davon ab. Da das negative Argument oder die Passivität nichts Schlechtes verhindern konnte, kann man es den italienischen Katholiken gewiß nicht verargen, daß sie zum Positiven, zur Aktion übergehen möchten; kann ja dieselbe nicht minder als resultatlos seyn. Die Municipalwahlen mancher Städte Italiens sind so sehr zu Gunsten der Katholiken ausgefallen, daß die Hoffnung auf eine katholische Parlamentsmajorität einer gewissen Begründung nicht entbehrt.

So lange aber keinerlei Ausgleich zwischen Vatikan und Quirinal stattgefunden, würden die allgemeinen Parlamentswahlen eine indirekte Anerkennung des ungerechten Besitzstandes involviren, und deßhalb sind sie bis jetzt noch moralisch unmöglich. Was soll denn aber für ein Ausgleich möglich seyn? Italien wird dem Papste kein Territorium abtreten, der Papst kann ebensowenig absolut verzichten, und friedliche Redensarten können auch kein genügendes Substrat eines thatsächlichen Rechts-Vergleiches seyn. Von positiven Versöhnungsanträgen verlautet bis jetzt auch nichts und ist die Welt vielmehr der Ansicht, daß eine Versöhnung unmöglich sei. Als unversöhnlich geltende Personen können sich allerdings trotzdem versöhnen; das bewies der Todfall des Königs Viktor Emmanuel, dem trotz des bestehenden Interdiktes die heiligen Sterbsakramente gereicht wurden. Anders

---

e colla grazia di Dio, speriamo di poter aggiungere al argomento negativo degli anni passati un argumento **positivo**, e far vedere, che ora siamo tanti a **votare**, quanti per lo innanzi eravamo, nello astenerci nelle votazioni.

verhält es sich mit der Versöhnung contradiktorischer Principien. Die Frage des Kirchenstaates ist zwar nur eine weltliche Besitzfrage, sie ist kein Gegenstand eines Dogma's und insofern keine Principienfrage im engsten Sinne des Wortes. Nichteinmal der Fortbestand des Katholicismus in Italien hängt davon ab. Aber es ist eine positive Rechtsfrage, die Frage der Unverletzlichkeit des Eigenthumsrechtes, welche mit der modernen Anerkennung des fait accompli in einem ebenfalls contradiktorischen Verhältnisse steht.

Die „rei alienae (des Kirchenstaates) redditio" ist für die italienische Krone, selbst wenn sie den besten Willen hätte, aus politischen Gründen eine mindestens sehr schwierige geworden, und sie würde daher den guten Willen nur durch das Anerbieten einer Compensation zu zeigen versuchen. Theoretische Fragen abstrakter Wahrheiten lassen keine Vermittlung zu, wohl aber praktische Rechtsfragen. An und für sich hat nicht bloß jeder Katholik, sondern jeder Mensch das Recht, in dieser hochwichtigen Angelegenheit einen Versöhnungsantrag zu stellen, die Zeilen aber, die ich hier einem Versöhnungsmodus widme, sollen nur eine politisch-objektive Erörterung seyn.

Es ist denkbar, daß die italienische Krone, durch innere oder äußere Verhältnisse genöthigt, sich zum hl. Stuhle in eine Art Lehnsverhältniß bringen möchte, um sine scandalo im Kirchenstaate regieren zu können. Wird sich aber der König zu einer vasallitischen Huldigung herbei lassen? Wird der Papst den König investiren? Im Mittelalter haben Bischöfe „Krummstabslehen" an weltliche Reichsfürsten vergeben, um einen mächtigen Schirmvogt zu gewinnen. Solche Lehen wurden auf Lebenszeit gegeben, oder in der Familie des Vasallen sogar erblich (Erbpacht, Emphyteuse), wofür der letztere jährlich seinen bestimmten „Canon" zu entrichten hatte. Auch die Päpste waren Lehnsherrn z. B. der Normannen. Heutzutage würde wohl mit verächtlichem Lächeln von einem derartigen Rechtsverhältnisse gesprochen, als einem Zustand, welcher einer niedern Culturstufe entlehnt sei. Die

jährliche Pachtsteuer würde als mittelalterliche Last, als ein
verhaßter Zehnt verschrieen werden. Wie lange würde der
Pachtvertrag eingehalten?

Nichtsdestoweniger hat sich gerade die italienische [illegible]
gierung indirekt, vielleicht ohne es wissen zu wollen, auf [illegible]
Lehnsstandpunkt begeben. Sie hat nicht bloß im Ga[illegible]
gesetze vom 13. Mai 1871 die Souveränität des [illegible]
mit dem Rechte Gesandte zu beglaubigen und zu emp[illegible]
anerkannt und ihm den Besitz des Vatikans, Lateran[illegible]
der Villa Castel Gandolfo garantirt, sie hat ihm üb[illegible]
eine jährliche Dotation von 3,225,000 Lire bewilligt. [illegible]
dieselbe wie immer gemeint gewesen, so ist sie doch t[illegible]
sächlich nur die Vasallensteuer eines „Selbstän[illegible]
ten." Während im Mittelalter die Vasallen Kriegs-[illegible]
Hofdienste zu leisten hatten, wurden in neuerer Zeit [illegible]
Kriegsdienste „adärirt", d. h. in Geldleistungen verwan[illegible]
ohne dadurch das Lehnsverhältniß im Wesen aufzuheben. [illegible]
würde daher die italienische Krone keine Inconsequenz m[illegible]
begehen, wenn sie sich zu irgend einer, wenn auch modernis[illegible]
ten, vasallitischen Huldigung herbeiließe.

Kann aber der Papst einem Vasallen ein Lehen anve[illegible]
trauen, dessen „Felonie" ihm wahrscheinlich ist? Gegen F[illegible]
lonie hatten allerdings auch die früheren Lehnsherren kei[illegible]
Garantie. Würde vor dem Jahre 1870 Jemand dem Paps[illegible]
gerathen haben, dem König von Piemont den Kirchensta[illegible]
als Lehen zu geben, so hätte letzterer mit vollem Recht diese[illegible]
Rath als einen böswilligen mit Entrüstung zurückgewiesen.
Nach dem Jahre 1870 aber hat sich der Standpunkt sche[illegible]
wieder geändert. Während die Kirche Kaiser Joseph II. ni[illegible]
die Erlaubniß geben konnte, Kirchengüter zu säcularisiren,
hat sie doch nachträglich, nicht aus Schwäche, sondern um
Frieden zu stiften und Verlornes in anderer Form zu retten,
in die Convertirung derselben in einen Studien- und Reli-
gionsfond eingewilligt und dem Staate erlaubt, denselben im
Namen der Kirche zu verwalten. (Vgl. Oest. Concord. Art. 31.)

ttelbar nach dem 20. September 1870 gab sich die
nistisch der tröstlichen Hoffnung hin, daß dem Papste
hum in kurzer Zeit, etwa durch französische Waffen
ückgegeben werden müsse, obwohl sie sich in diesen
en auf keine göttlichen Verheißungen stützen konnte.
allerdings die Hoffnungen auf Frankreich auf ein
zusammengeschmolzen, aber die Nation der plötz=
välzungen läßt noch Alles für möglich halten, und
letzteren Falle der kündbare Lehensvertrag gelöst
nen, welchen Akt der Nothwehr der König nicht
l nehmen könnte. So wie die Dinge jetzt stehen,
Kirche nichts zu riskiren, es bekäme das katholische
ens ad tempus die formelle Berechtigung zur politi=
n und diese könnte manches Gute zur Folge haben.
iner versöhnlichen Gesinnung im Vatikan ist an
ch nie zu zweifeln; ebenso hat sich Papst Leo XIII.
olten Malen klar dahin ausgesprochen, daß die
in der Presse und bei den Wahlen ihre ganze
üllen sollen, auf allen Gebieten die Interessen der
vertheidigend. Auch der Quirinal hat sich schon
müht, die Katholiken Italiens zu beschwichtigen,
e speciell die Wiederaufnahme der kirchlichen Fest=
n St. Peter, weil er das Bedürfniß der Aus=
it dem Volke nur zu sehr fühlt. Er machte dadurch
ch das Geständniß, in welch hohem Ansehen der
Italien steht und daß er das friedliche Entgegen=
es Papstes geradezu bedürfe. Der Papst könnte
nd speciell der Stadt Rom keinen schädlicheren
ielen, als wenn er Italien verließe. Die vielen
von Pilgern, die jährlich nach Rom strömen, der
nig, von dem so große Brosamen für die Armen
bfallen, sind selbst dem modernen Italien eine un=
Zubuße und „das Geld regiert die Welt." Den
ern andererseits könnte der Papst vom Exil aus
ßeren Dienst erweisen, als wenn er die Bewohner
nstaates vom Unterthaneneid entbinden würde.

darum handeln würde, die 3 Millionen bona fide in Empfang nehmen zu dürfen. Diese Geldfrage ist für sie keine Lebensfrage und sie weiß überdieß, daß sie sich auf dieses Geld nichteinmal dann vollkommen verlassen könnte, wenn ein europäischer Congreß ihr dasselbe schriftlich „garantiren" würde. Die Kirche hätte nur Güter viel höherer Ordnung im Auge, nämlich den religiösen Frieden Italiens, die parlamentarische Bethätigung der Katholiken, die Beseitigung zahlloser Aergernisse; nur solchen Gütern darf sie ihre Opfer bringen.

Die Diplomaten Europas würden sich mit einem Lehensverhältnisse nicht so geschwind befreunden. Dasselbe gilt ihnen, weil es eine allerdings veraltete Institution ist, als überwundener Standpunkt. In der Revolution von 1649 und durch eine ausdrückliche Verordnung Karl's II. von 1660 wurde in England das Lehenswesen aufgehoben. Dasselbe geschah in Frankreich durch die Beschlüsse der Nationalversammlung vom 4. und 5. August 1789. Nach Auflösung des deutschen Reiches wurden die Inhaber von Reichslehen souveräne Fürsten und so ihre Lehen allodificirt oder es wurden die Lehnsträger mediatisirt. Im Artikel 34 der Rheinbundsakte leisteten die verbündeten Fürsten gegenseitig auf alle Lehensrechte Verzicht. 1836 wurde in Hannover die Lehenspflicht für ablösbar erklärt. 1852 wurde in Preußen die Errichtung neuer Lehen gesetzlich untersagt. Man sieht hieraus, daß das moderne Staatsrecht dem Lehnsverbande ein Ende machen will, obwohl derselbe, je nach der Lösung der socialen Frage, in Folge der Verschlingung des Kleingrundbesitzes, wieder eingeführt werden könnte. An dessen Stelle tritt jetzt die „Occupation." Diese verträgt sich auch noch mit der Anerkennung der Souveränität des frühern Gebieters. So hat z. B. Oesterreich-Ungarn in der mit der Türkei am 21. April 1879 zu Constantinopel abgeschlossenen Convention ausdrücklich erklärt, daß die Souveränitätsrechte des Sultans über Bosnien und die Herzegowina in keiner Weise alterirt werden sollen.

Wenn es in der Angelegenheit des Kirchenstaates zu einer diplomatischen Aktion kommen sollte, so würde vor Allem festzustellen seyn, unter welche Kategorie von Erwerbstiteln die Besitzergreifung des Kirchenstaates gehört. Ist's Annexion? Occupation? Usurpation? Eroberung? Rückeroberung? Wiedervereinigung? Assimilation? oder muß ein specieller Rechtstitel dafür erfunden werden? Ist's ein „occupirtes Lehen?“ Darüber streiten die Gelehrten. Es gibt nichts Subjektiveres als alle diese staatsrechtlichen Begriffe, sie werden so willkürlich von „competenter“ Seite angewendet, daß sie keinen staatsrechtlichen Werth mehr haben können. Das humane Völkerrecht ist jetzt überhaupt auf dem Wege, zu einer idealen Velleität zusammenzuschrumpfen. Bei einem etwaigen europäischen Congresse über die Frage des Kirchenstaates würde einer von den zwei stehengebliebenen Paragraphen des Völkerrechts maßgebend seyn, nämlich §. 1 ich will oder §. 2 ich will nicht. Der Styl der Motivirung ergibt sich dann von selbst und darnach müssen sich die sogenannten Rechtsbegriffe modeln lassen.

Es wäre daher vergebliche Mühe, die Tragweite dieser staatsrechtlichen Termini festzustellen, und lassen sich deßhalb auch keine staatsrechtlichen Consequenzen daraus ableiten. Die Frage des Kirchenstaates war im J. 1870 eine bloße Machtfrage, die Unterwerfung des Schwachen durch den Stärkeren mit Erlaubniß der Stärksten. Es wird daher nur eine Verschiebung der Machtverhältnisse ein neues Stadium in dieser Frage herbeiführen können, sei nun der Faktor der neuen Phase eine äußere Macht oder eine innere, nämlich die Revolution und deren Folgen.“ Je näher die allgemeine republikanische Erhebung heranrückt, umsomehr werden die Dynastien katholischer Länder mit der moralischen Macht des Katholicismus sich aussöhnen müssen, und sehen sich dieselben am Vorabende der Katastrophe dazu gezwungen, so ist bei beiderseitigem ernstlichem Willen die Ausgleichsform schnell gefunden. Der König von Italien wird sich, wenn er gegen die Gefahr

früh genug reagirt, mindestens in eine Art Lehensverhältni
mit erweiterten Garantien für den hl. Stuhl fügen müssen
oder er wird zur Mediatisirung des Papstes die Zufluch
nehmen. Der Titel „König von Italien“ könnte ihm in
beiden Fällen noch bleiben. Einen selbständigen Kirchenstaat
unter dem Protektorate Italiens, wie das beim Fürsten v
Monaco der Fall ist, wird der König schwerlich wieder
gründen können und würde auch Europa dagegen Einsprach
erheben, wenn sich der Papst keine moderne Staatsverfassung
vorschreiben ließe. Das bekannte Memorandum der europä-
ischen Mächte vom 31. Mai 1831 würde wieder aufgefrischt,
sowie die Garantie gegen Veränderungen, welche ein Wahl-
reich mit sich bringe, neuerdings wieder begehrt werden samm
allen constitutionellen Consequenzen. Ebenso würde die Be-
setzung der Beamtenstellen durch Laien zur Bedingung gemacht
werden. Einstweilen dürfen wir auch auf einen solchen Kirchen-
staat nicht sanguinisch hoffen.

Der territoriale Ausgleich ist durch die Thatsache sch
erschwert worden, daß der König, vom Glanze des alten
Rom verleitet, seine Residenz in Rom selbst aufschlug. Di
Zurückverlegung der Residenz nach Florenz wäre eine De-
müthigung, die sich Italien schwerlich gefallen ließe. Anderer-
seits ist es evident, daß sich der Papst von den unversetzbaren
Heiligthümern der ewigen Stadt noch schwerer trennen könnte
es ist daher wahrscheinlich, daß Rom auch nach einem Aus-
gleiche noch Doppelresidenz bleiben würde, wogegen die Com-
mune Rom gewiß nichts einzuwenden hätte. Indessen i
auch eine Zweitheilung Rom's denkbar, etwa mit der
Tiber als Grenzfluß. Den Löwenantheil von Rom bekäm
dann der Papst gewiß nicht, es würde ihm der Borgo m
der Engelsburg und Trastevere mit dem Janikulus zufalle
aber immerhin Raum genug zur Unterbringung der päpstlich
Kanzleien. Die kirchlichen Centralinstitute könnten allenfal
durch Gütertausch über den Tiber hinüber verlegt werd
Es könnten auch Territorien fuori le mura dem päpstlich

dttheil beigefügt werden und dürfte auch die Bartholo-
us-Insel demselben zufallen. Jedenfalls würde der Papst
mell bei dieser Theilung die Rolle des genügsamen Abra-
n zu spielen haben, schon um dem Neide der Nimmersatten
glichst zu entgehen. Das päpstliche Rom, das rechte Tiber-
r müßte natürlich ein selbstständiges Fürstenthum bilden,
circa 30,000 Einwohnern. Diese politische Autonomie
Papstes, verbunden mit einer formellen Anerkennung der
hte desselben auf den Kirchenstaat von Seite Italiens,
nn mit einer jährlichen Entschädigungssumme, einer
nden Bestimmung der übrigen geraubten Kirchengüter
der Einstellung weiterer Kirchenberaubungen, das scheint
unter obwaltenden Umständen das Möglichste zu seyn.
einem solchen Vermittlungsantrage dürften sich die Mächte
falls herbeilassen. Ob der hl. Stuhl diesen Vorschlag
hmen könne und solle, darüber zu urtheilen verbietet uns
die Pietät. Wir Katholiken fügen uns in jede Ent-
ung des hl. Stuhles in dem kindlichen Vertrauen, „quod
bonum."

Der calabresische Deputirte Fazzari weiß nur von Con-
nen im Allgemeinen zu reden, wodurch „die Autorität
Papstes erweitert werde." Er läßt uns daher über die
öhnungsintentionen in einer Unklarheit, an der er wahr-
lich selbst leidet. Obige fünf Hauptpunkte eines mög-
n Versöhnungsprogrammes aber dürften doch einiges Licht
die Tragweite eines Ausgleiches verbreiten.

Aber man fragt: wenn schon die Intonirung des Aus-
hes unter den Radikalen Italiens Entrüstung hervorruft,
würde erst diesen Programmpunkten für ein Schicksal
hieden seyn? Auf die heißblütigen Deklamationen derselben
e es aber nicht an, sie werden nur auf der Heuwage
ogen. Die entscheidenden Faktoren sind die Mächte, welche
in die Frage einmischen würden. Diese würden zwar
e Zweifel von einem modernen Standpunkt ausgehen.
nso gewiß aber ist, daß sie doch wieder auf den Rechts-

boden einlenken müssen, da sie dem Papste nur auf diesem
Felde begegnen können.

Das Patrimonialprincip mit seinem grundherrlichen
Eigenthumsrechte, die Manchestertheorie mit dem Rechtsstaat
würden formell als überwundene Standpunkte behandelt. Di
allgemeine Volksabstimmung vom 2. Oktober 1870 wür
von der italienischen Regierung selbstverständlich den Mächt
gegenüber zu einer förmlichen Rechtsbasis hinaufgeschra
und trotz der Gebrechen an denen sie litt, ist sie vom Stan
punkte des Naturrechtes doch noch das Beste in der ganze
Annexionsgeschichte. Wenn „Italien" von 167,000 Wah
berechtigten 134,000 Stimmen erhielt und nur 1507 Ne
gegen sich hatte, so muß man sich doch wahrlich wunder
warum sich die Regierung so sehr bemüht, durch einen Au
gleich mit dem Vatikan das Volk für sich zu gewinnen. A
inneren Gewissensscrupeln leidet sie ja doch nicht. Hat si
etwa seit 1870 die Volksstimmung so gewaltig geänder
Sind, wie an anderen Orten, die Versprechungen der Liberale
nicht in Erfüllung gegangen? Dann mögen sie sich das b
rühmte Wort Oxenstierna's in's Gedächtniß zurückrufen: „Me
Sohn, du hast keine Ahnung davon, mit wie wenig Weish
die Welt regiert wird."

„Siami liberati, ma poveri uomini," sagen die libera
Italiener von Verona bis Palermo. Der deutsche Bauer wü
es übersetzen mit: „Sie haben uns den Katechismus dünn
aber das Steuerbüchlein dicker gemacht." Das Gros
dienstthuenden Liberalen ist im Zeitalter der bittersten E
täuschungen angekommen, ihre Bereitwilligkeit, Heerfolge
leisten, scheitert vielfach an der Charakterlosigkeit der ton
gebenden Führer. Wenn die Liberalen so wenig ideale Po
treiben, daß sie ihre eigenen Leute als abgebrauchte Mo
im Stiche lassen, dann geht der Liberalismus am Libera
mus zu Grunde und er beweist dadurch seine Regierungs
fähigkeit. Es wundert sich daher Niemand, daß Jung-Ita
durch die Aussöhnung mit dem Vatikan seinen Credit

en will, sei es eine wirkliche oder nur angeblich geplante
öhnung, mit der es einstweilen fumo machen will, solang
Programm allein schon zieht. Es liegt aber darin auch
Geständniß, daß es früher oder später doch Ernst damit
n muß. Die italienische Dynastie andererseits darf in
Interesse nicht so lange warten, bis die Nationen, so
es möglich ist, schon geeinigt sind, und sie dürfte sich
jetzt schon mit einem durchführbaren Ausgleichsmodus
en.

A. Rh.

LXVII.

istlichter auf die socialen Erscheinungen in Frankreich.

Die republikanische Regierung und die Kammermehrheit
nicht lange auf dem arbeiterfreundlichen Standpunkte
geblieben, welchen sie durch die am 11. März genehmigte
sordnung (s. S. 622, 8. Heft dieser Bl.) eingenommen hatte.
e haben schnell begriffen, daß sie durch die Aussicht auf
Umgestaltung der Bergbaugesetze im arbeiterfreundlichen
ie Hoffnungen erweckten, welche sie nicht zu erfüllen ver-
ten. Ohne es zu wollen, haben sie durch den fraglichen
luß nur die Arbeiter in ihren Forderungen bestärkt und
euen angeregt. Die Socialisten erzwangen alsbald eine
gengesetzte Stellungnahme und Hervorkehrung der wahren
e.

Am 10. April interpellirte der socialistische Abgeordnete

Maillard (zum dritten Male) über die Ereignisse
zeville, insbesondere bezüglich der Verhaftung zweie
Journalisten, welche die Arbeiter verhetzten, sowie
Thatsache, daß der zur Inspektion entsendete Bergb
ablehnte, sich bei der Untersuchung des Bergwerkes
beitern begleiten zu lassen. Der Arbeitenminister
erklärte nun in der Kammer, ein Bergwerk sei „ei
thum, in welches nur die Bergbeamten des Staa
Rücksichten des allgemeinen Wohles, einzutreten
seien. Man habe planmäßig eine Menge falscher Na
verbreitet, um glauben zu machen, das Kohlenlag
Gefahr zu verbrennen und deßhalb sei es unbedingt
der Gesellschaft die Bewilligung zu entziehen, und ma
unter den Bergleuten den tollen Glauben, das B
würde dann ihnen übergeben werden." Er fuhr dar
„Welches sind denn eigentlich die Forderungen der Be
Durch ihre Bevollmächtigten verlangten sie gewissenhaf
führung der Bedingungen der Stückarbeit; man hat
gesagt. Sie verlangten besondere Vergütung für di
setzung der Holzstützen; die Gesellschaft hat sie gewäh
wollen vierzehntägige Löhnung, welche auch eingerichtet
Es liegt so wenig Ursache zur Klage vor, daß der Inter
nur Einen Grund geltend zu machen wußte, weßh
Gesellschaft enteignet werden müsse: die jetzige Einstellu
Förderung. Nach dem Gesetz kann aber einer Bergba
schaft ihre Concession nur entzogen werden, wenn da
gefährdet ist, das Bergwerk nicht mehr den Anford
des Verbrauchs entspricht — was bei den heutigen V
mitteln nie eintreten kann — oder wenn die Abgabe
Staat nicht mehr entrichtet wird. Alle diese Fälle
hier nicht zu. Wollte man der Bergbaugesellschaft i
zeville ihre Concession entziehen, so würden in allen
bergwerken Arbeitseinstellungen eintreten, um die gle
eignung herbeizuführen. Ich zähle daher darauf,
Abgeordneten, welche Einfluß auf die Arbeiter besi

ecazeville besuchen, sich bemühen werden, einen Ausgleich, e Aussöhnung herbeizuführen."

Die Kammer, mit Einschluß der Rechten, erklärte sich rch die Tagesordnung hochbefriedigt mit diesen Darlegun- n, welche dem Beschluß vom 11. März geradezu wider- rachen. Die Regierung wie die Kammer sind also rasch eder auf den vollständigen Manchester-Standpunkt zurück- fallen, nachdem sie erfahren hatten, daß ihr früherer Be- luß ermuthigend auf die feiernden Bergleute in Decazeville ngewirkt hatte. Freilich behaupteten die socialistischen Blät- r, dieses Auftreten der Regierung habe mit der Anleihen- age zusammengehangen.

Am 7. April hatte, im Faviersaal zu Paris, eine Ver- mmlung stattgefunden, um gegen die Verhaftung der beiden ournalisten zu Decazeville zu protestiren. „Sie haben nichts rschuldet", versicherte der Vorsitzende Rochefort, „aber man t sie in Handschellen geschlagen, um der Finanzmacht zu ge- len, welche andernfalls das Anleihen zum Falle gebracht haben rde." Dem entsprechend wurde beschlossen: „Die 3000 sammelten protestiren gegen die unerhörten Verhaftungen, he alle bonapartistischen und Versailler Niederträchtigkeiten treffen; sie klagen die Republik an, feige genug zu seyn, die Livrée der Rothschilds und Say's anzuziehen und der Ehre zu trachten, denselben als Schlächter zu dienen; zählen auf das Rechtsgefühl und die Entschlossenheit des eitenden Volkes, daß es die Seinigen räche, sobald die eignisse es gestatten, und zur Befreiung Frankreichs und r Republik die Freycinet, Lockroy und sonstigen ministeriellen kaien der kosmopolitischen Finanzmächte sammt den Say d Rothschild, in Mazas (Gefängniß) einzustecken." Die lassen fangen an zu begreifen, daß die Finanzmacht der gentliche Herr Frankreichs ist.

Bald nach dem obigen Beschluß der Kammer, am 19. pril, fand eine weitere ähnliche Versammlung im selben aale statt. Der Deputirte Basly stellte den Satz auf, da

die Regierung nichts für die Bergleute in Decazeville thue und sie nicht beschütze, müßten sich diese selbst Recht verschaffen. So sei es zu verstehen, daß Watrin getödtet worden. „Seither sind die Arbeiter ruhig geblieben; sie hatten auf die Versprechungen der Präfekten gebaut, deßhalb trägt die Regierung die Verantwortlichkeit für die Geschehnisse in Decazeville. Ich mahne heute zur Ruhe, aber ich werde es nicht immer thun. Ich mahne jetzt zur Ruhe, weil dort an 3000 wohlbewaffnete Soldaten den 2000 wehrlosen Arbeitern gegenüberstehen. Aber wenn einmal alle Arbeiter Frankreichs begriffen haben werden, daß eine Regierung, welche nie etwas für die Arbeiter gethan, abgethan werden muß, dann stelle ich mich an die Spitze meiner (Pariser) Wähler, um die sociale Revolution mit Gewalt durchzusetzen." Die Versammlung beschloß denjenigen der beiden in Decazeville verhafteten Journalisten, welcher zur stärksten Strafe verurtheilt wurde, als Wahlcandidaten aufzustellen.

Sehr bald hatte Paris Anlaß, sich über seine Stellung zur Revolution zu äußern. Rochefort, welcher am 18. Oktober in die Kammer gewählt worden war, hatte sein Mandat niedergelegt, nachdem die Kammer seinen Antrag auf Amnestie abgehnt hatte. Es mußte daher am 2. Mai eine Ersatzwahl stattfinden. Nur zwei Bewerber erschienen auf dem Plan. Da Duc-Quercy und Roche gleichmäßig zu je 15 Monaten Gefängniß wegen Anwendung unerlaubter Mittel zu Gunsten der Arbeitseinstellung in Decazeville verurtheilt worden waren, mußte das Loos entscheiden. Dasselbe fiel auf Roche. Dieser hielt es für überflüssig, ein langathmiges Glaubensbekenntniß zu veröffentlichen. In einer Wahlversammlung schilderte er das Elend der von Kartoffeln lebenden Bergleute im Vergleich zu dem üppigen Mahl der Aktienbesitzer. Um diesem Aergerniß ein Ende zu machen, müsse das Bergwerk den Bergleuten übergeben werden. „Das Bergwerk dem Bergmann, der Boden demjenigen, der ihn bearbeitet."

Sein Nebenbuhler Gaulier, Mitarbeiter des dem jetzigen Handelsminister mitgehörigen „Rappel", wurde von der radikalen und opportunistischen Presse unterstützt. Er nannte sich radikal-socialistisch und veröffentlichte ein dem entsprechendes Programm. Am Wahltag, den 2. Mai, siegte Gaulier mit 146,000 Stimmen, während Roche 100,800 und Soubrié, ein wegen Ausschreitungen bei der Arbeiteinstellung in Decazeville verurtheilter Bergmann, 5600 erhielten. Von den 570,300 eingeschriebenen Wählern haben folglich nichteinmal die Hälfte sich an der Wahl betheiligt. Jene republikanischen Blätter, welche als Organe des jetzt nur mehr dem Namen nach bestehenden linken Centrums gelten, hatten Enthaltung angerathen, indem sie sich gegen beide Bewerber aussprachen. Die Conservativen hatten keinen Candidaten aufgestellt.

Die Rechnung ist nun sehr einfach. Von den eingeschriebenen Wählern fehlen auch sonst jedesmal 100 bis 120,000 an der Wahlurne; sie sind also nicht mitzuzählen. Die Conservativen verfügen über 100,000 Stimmen. Es bleiben also 350—360,000 republikanische Wähler im Seine-Departement; und von diesen entfallen 146,000 auf den Socialisten Gaulier, 106,400 auf die Anarchisten Roche und Soubrié. Es bleiben demnach, im günstigsten Falle, 100 bis 110,000 „gemäßigte" Republikaner in Paris. Gewiß wenig genug, um darauf eine Regierung zu stützen.

Die Organe der gemäßigten Republik, des linken Centrums, brachen daher auch in bittere Klagen aus. Schon am Vorabend des Wahltages jammerte der „Temps": „Wir stehen zwei Candidaten gegenüber, wovon der Eine uns Luftgebilde vorgaukelt, während der andere uns den Bürgerkrieg verspricht. Man wird uns erlauben, keine Wahl zu treffen. Das Bedenkliche der Lage besteht nicht in der Aufstellung von Candidaten der äußersten Richtung und der Gewaltthat, sondern in der Zerrüttung, dem Zusammenbrechen der großen republikanischen Partei, welche sich selbst aufgeben zu

wollen scheint und dadurch die Zukunft unserer Staatsein-richtungen und selbst das Vaterland preis gibt.“ Das Blatt befindet sich indessen wissentlich im Irrthum. Die große republikanische Partei hat nie bestanden. Der Anschein einer solchen wurde dadurch hervorgebracht, daß die verschiedenen republikanischen Parteien solange zusammengingen, als sie noch die Monarchisten zu fürchten hatten. Seitdem aber tritt die innere Zerfahrenheit der Republikaner immer mehr hervor.

Das „Journal des Débats“ hat alle Hoffnung aufgegeben. Es urtheilt über den Ausfall der Wahl: „Ob der Parteigänger des sofortigen gewaltthätigen Umsturzes 150,000 oder nur 100,000 sind, ob der Kämpen des allmäligen gesetzlichen Umsturzes 100,000 oder 150,000 gezählt werden, das kann uns gleichgültig seyn. Im Grunde herrschen auf beiden Seiten dieselben Lehren, dieselben Bestrebungen. Das Glaubensbekenntniß Gauliers hätte Roche ebensogut unterschreiben können. Wenn der Senat abgeschafft, die Pariser Polizei einem vom Gemeinderath oder durch allgemeines Stimmrecht erwählten Maire überantwortet seyn wird; wenn gewählte Richter im Justizpalaste sitzen; wenn, mit Einem Worte, das Programm der Gaulier, Clemenceau und Genossen durchgeführt seyn wird: an jenem Tage können sich Rochefort, Roche und Sippe der Mühe des Barrikadenbaues entschlagen, die Commune wird dann fertig dastehen. Ob wir mit einem Sprung durch's Fenster oder langsam über die Treppe hinabgleitend dahin kommen werden, ist bloß eine Frage der Zeit und des Weges. Die große Mehrheit der Franzosen und selbst der Pariser Wähler wollen weder den einen noch den andern Weg, noch das Ziel. Die Stärke der äußersten Linken besteht nicht in der Zahl ihrer Anhänger, sondern in dem Kleinmuth derjenigen, welche die von ihr angegriffenen Staatseinrichtungen zu vertheidigen haben. Sie besteht in der Einbildung, mit jener Partei regieren zu können, sowie in den sich häufenden Fehlern, Nachgiebigkeiten und Schwachheiten, durch welche es der äußersten Linken gelungen

ist, in der Verwaltung und selbst im Ministerium Fuß zu fassen. Dadurch ist sie mächtig geworden. Sie hat ein revolutionäres und ein regierungsfreundliches Gesicht, das letztere ist das gefährlichere."

Auch dieses Organ fängt also an zu begreifen, wohin seine eigene Politik geführt hat. Wagte es doch bis jetzt niemals den Bestrebungen der äußersten Linken ernstlichen Widerstand zu leisten. Haben nicht die Leute des linken Centrums stets nur Scheingefechte gegen die Bestrebungen der Umsturzmänner geführt, ihnen überall nachgegeben und ihnen den Weg gebahnt? Sie haben so alle Mannhaftigkeit verloren, welche sie zu einem Widerstand befähigen könnte. Gewiß, manche Mitglieder des linken Centrums waren guten Willens. Aber sie sollten doch jetzt längst eingesehen haben, daß ihnen unter der Republik der nöthige feste Boden fehlt, um der äußersten Linken, den Socialisten und Anarchisten, erfolgreich entgegentreten zu können. Uebrigens waren selbst die opportunistischen Blätter, wie „République française", peinlich betroffen über den Wahlausfall in Paris.

Dagegen jubelten die Anarchisten. „Wir sind 100,000 jetzt," schrieb Rochefort in seinem Blatte, „wir werden in zwei Monaten doppelt so viel seyn, wenn das Ministerium fortfährt, die Arbeiterbewegung mit Gendarmen und Handschellen zu bekämpfen." Der „Cri du Peuple" schrieb: „Die socialistische Partei war bisher nur eine Vorhut, jetzt ist sie ein vollständiges Heer für die große morgige Revolution. 100,000 Mann, das bedeutet morgen den Sieg." Den Radikalen selbst wurde ordentlich bange, trotzdem ihr Candidat Gaulier gesiegt hatte. Ihre hauptsächlichsten Vertreter in der Presse, „Radical" (Henry Maret) und „Justice" (Clemenceau), suchten den Ausfall der Wahl aus der Unzufriedenheit zu erklären, welche die unfruchtbare Politik, die Nichtausführung der (revolutionären) Reformen hervorgerufen habe.

Indessen handelte es sich für alle republikanischen Blätter nur um eine Machtfrage. Die sociale Frage war gerade bei

re durch die erste derartige Enteignung der gesammte Besitz Frage gestellt.

Selbst die Regierung hat dieß eingesehen, indem sie, e oben dargethan, am 10. April entschieden gegen die Ge- te der Enteigner eintrat. Aber an eine Inangriffnahme versprochenen wirthschaftlichen Verbesserungen denkt sie t, weil ihr eben das Verständniß dazu abgeht. Sie sieht Allem nur die Machtfrage, die Erhaltung der eigenen rschaft. Deßhalb tritt gerade die republikanische Regierung wahrer Erbitterung gegen die socialen Bestrebungen der holiken ein. Das Blutbad in Lacombe-des-Esparres zeichnet die Lage.

In Frankreich haben die Arbeitgeber gar sehr mit der tlichkeit, den Ausschweifungen und der aus diesen und rn Lastern hervorgehenden Unzuverlässigkeit der Arbeiter echnen. Die ihren Gelüsten fröhnenden Arbeiter fehlen der Werkstatt, wenn gerade die Arbeit am meisten eilt die Bestellungen ausgeführt werden sollen. In den pen brüten sie dann nach, wie sie das Versäumte nach- n können, nicht etwa durch Arbeit, sondern indem sie re Löhne zu erzwingen suchen. Schon seit Jahrzehnten n die Lyoner Fabrikanten dem Uebelstande dadurch zu gnen gesucht, daß sie Zweigniederlassungen auf dem Lande, t in größerer Entfernung von Lyon und anderen Städten chteten. Ein kleiner, immerhin leicht zu beschaffender mm von zuverlässigen Arbeitern und Arbeiterinen genügte, sehr bald die genügende Zahl ansässiger Arbeitskräfte uschulen. Aber es galt vor Allem auch, diesen eingebornen beitern ihre guten sittlichen Eigenschaften zu erhalten. onders für die Arbeiterinen, welche die weitaus größte hl bilden, wurden daher besondere Einrichtungen getroffen. auch in dem zur Gemeinde Chateauvillain gehörigen iler Lacombe-des-Esparres, wo die Familie Giraud schon fast einem halben Jahrhundert eine Seidenfabrik gegründet tte.

Die 360 dort beschäftigten Arbeiterinen gehören größtentheils den umliegenden Dörfern an. Nur die wenigen, welche in Lacombe selbst wohnen, begeben sich jeden Abend in ihre Familien. Alle übrigen wohnen die Woche über in der Fabrik und kehren, mit Ausnahme von 30 bis 40 in der Fabrik wohnenden Familienlosen, Samstag Nachmittags in ihre Familien zurück, um Montag morgens zurückzukommen, wobei sie gewöhnlich Lebensmittel mitbringen. In der Fabrik ist eine Küche, in der sich die Mädchen ihr mitgebrachtes Essen zurichten, oder gegen billigen Preis sich beköstigen können. Der Küche wie dem ganzen Haushalt stehen barmherzige Schwestern vor, welche auch die Aufsicht über die Arbeiterinen führen, die Schlafsäle in Ordnung halten und überwachen, die Kranken pflegen, und während der freien Zeit die Unterhaltung der Mädchen leiten oder sie in weiblichen Arbeiten unterweisen.

In einer solchen Fabrik kann natürlich auch das Gotteshaus, eine Kapelle nicht fehlen, besonders wenn, wie im vorliegenden Falle, im Orte selbst sich keine Kirche befindet. Lacombe ist zwei Kilometer von seinem Pfarrort Chateauvillain entfernt. Deßhalb besteht in der Fabrik seit 43 Jahren eine Kapelle, in welcher dreimal wöchentlich das heilige Opfer gefeiert wird. Der Fabrikbesitzer erwirkte dazu die Anstellung eines Kaplans in Chateauvillain, zu dessen Bezügen er 1000 Fr. beitrug.

Niemand hatte bisher daran Anstoß genommen, im Gegentheil waren die Bewohner der Gegend ganz damit zufrieden. Die Dinge änderten sich erst vor wenigen Jahren, als es gelang, in Chateauvillain einen republikanisch gesinnten Gemeinderath durchzusetzen, der nun seinerseits einen ebensolchen Maire erwählte. Die republikanischen Bürgermeister der Dorfgemeinden sind allenthalben willfährige Werkzeuge der Hochmögenden. Die Gewalt und der Einfluß eines Maire hängen vielfach von der Unterstützung ab, die er bei den obern Behörden findet. Der ländliche Maire, oft ein ganz un-

ssender Mensch, fühlt sich aber sehr gehoben und geschmeichelt,
nn er an der Seite des Präfekten, Unterpräfekten oder
es sonstigen Beamten einherschreiten kann, von demselben
lobt, mit einem Händedruck geehrt, oder sogar mit einer
nladung zu Tisch ausgezeichnet wird. Dafür sucht er dann
lles zu thun, was dem Beamten angenehm ist.

So kommt es, daß diese Bürgermeister Dinge durchsetzen,
elche dem Willen ihrer Wähler keineswegs entsprechen.
Namentlich ist dieß bei den antikirchlichen Bestrebungen der Fall.
Der Maire setzt die Entfernung der Ordensleute aus der
Gemeindeschule durch, trotzdem die Bürger nicht damit zu=
rieden sind. Er beginnt damit den Krieg gegen den Pfarrer,
odurch er oben gut angeschrieben wird, aber die Gemeinde
 zwei feindliche Lager spaltet. In Chateauvillain wurde
er Kampf um so erbitterter geführt, als es dem Pfarrer,
m Theil durch Unterstützung Girauds, gelang, die Ordens=
eute zu halten. Die von diesen geleiteten freien Schulen
aren von mehr als drei Vierteln der Kinder besucht. Deß=
alb ließ der Pfarrer die wenigen Schüler der kostspieligen
emeindeschule zum Religionsunterricht in die freie Schule
mmen. Darüber war der Maire höchst erbost und setzte
lles in Bewegung, um den Pfarrer zu zwingen, den Re=
ionsunterricht in der Kirche zu ertheilen. Schließlich er=
irkte er, daß ihm die staatlichen Bezüge gesperrt wurden.
r erreichte dadurch zunächst nur, daß von da an der Pfarrer
ter als früher der Gast des mit einer seiner Nichten verheira=
eten Fabrikleiters Fischer und des Fabrikbesitzers selbst wurde.

Der Maire sowie die ihn unterstützenden und ihn als
Werkzeug gebrauchenden Behörden suchten sich nun auch an
m Fabrikbesitzer zu reiben. Ein Mann, von dem das täg=
che Brod so vieler Einwohner der Gegend abhängt, kann
ber nur mit Vorsicht angegriffen, sein Geschäft darf keinen=
lls unmittelbar beeinträchtigt werden. Das einzig Mögliche
ar also, den Culturkampf in die Fabrik zu verpflanzen. Die
ehörden hatten bald herausgefunden, daß zu der Eröffnung

der innerhalb der weitläufigen Fabrikgebäude schon seit 43 Jahren zum Gottesdienste gebrauchten Kapelle niemals die nach Art. 44 der organischen Artikel erforderliche Ermächtigung seitens der Regierung ertheilt worden sei. Anstatt nun aber, wie es ebenfalls in jenen Artikeln und gesetzlich vorgeschrieben ist, sich mit dem zuständigen Bischof zu benehmen, gingen die Behörden auf eigene Faust vor. Am 6. April erschien der Polizeicommissär mit zwei Gendarmen vor dem Haupteingang der Fabrik und verlangte Einlaß, um die Kapelle schließen zu können. Der Fabrikleiter Fischer antwortete ihm, da er verantwortlicher Verwalter des Eigenthums Girauds sei, müsse er dessen Weisungen einholen. Er bat um einen zweitägigen Aufschub, was zugestanden wurde.

Am Morgen des 8. erschien der Polizeicommissär mit den Gendarmen wieder, wurde aber nicht eingelassen, da die Antwort Girauds noch nicht eingelaufen. Er telegraphirte dem Unterpräfekten von La-Tour-du-Pin, welcher mit acht Gendarmen, Polizeicommissär und Schlosser vor der Fabrik erschien. Fischer lehnte aus dem schon erwähnten Grunde den Einlaß ab. Der Unterpräfekt Balland begab sich nun mit seiner Truppe an eine Seitenthür und ließ das Brecheisen einsetzen. Bevor aber die Thüre nachgab, gab Fischer, welcher den letzten Krieg mitgemacht, einige Schüsse mit seinem Revolver ab, von denen selbstverständlich Niemand getroffen werden konnte. Unterdessen war die Thür erbrochen, die Gensdarmen drangen ein. Einer faßte Fischer, der sich nicht wehrte, während der andere ihm den Revolver an den Kopf setzte. Fischer wandte erschreckt den Kopf ab, im selben Augenblick drang ihm eine Kugel in den Hals; er fiel lebensgefährlich verwundet zu Boden. Mehrere andere Schüsse wurden auf die herbeigelaufenen Arbeiterinen gefeuert, bevor der Unterpräfekt dem Blutvergießen Einhalt gebot. Eine Arbeiterin, die 55jährige Henriette Bonnevie, welche seit 40 Jahren in der Fabrik arbeitete, blieb sofort todt auf dem Platze, eine andere wurde schwer verwundet.

Hierauf drang die Truppe in die Kapelle, wohin sich
Arbeiterinen vor den Schüssen geflüchtet hatten. Mehrere
ihnen wollten die Kapelle nicht freiwillig verlassen, wurden
r gewaltsam von den Gensdarmen hinausgeschafft, wobei
Püffe und Hiebe absetzte. Verletzt wurde keiner der Gens=
en, nur Einem wurden die Fangschnüre von einer miß=
elten Arbeiterin abgerissen. Von einem ernstlichen Wider=
e gegen die Staatsgewalt kann unter solchen Umständen
die Rede seyn.
Am 13. April wurde über diese Vorfälle in der Kammer
undelt. Der Interpellant, Herr Graf de Mun, nebst
r und Jolibois wiesen nach, wie, nach dem Gesetze, nicht
dem Verwaltungs= sondern auf gerichtlichem Wege hätte
gangen werden müssen. Sobald die Weigerung vorlag,
der Staatsanwalt zugezogen werden müssen. Auf solche
gerung steht eine Strafe von 16 bis 200 Fr., wodurch
schon genugsam bewiesen wird, daß das Vergehen viel
ering war, um das gewaltsame Vorgehen und Blutver=
n irgendwie zu rechtfertigen. Graf de Mun erinnerte an
berühmte Rechtsgutachten, welches von Jules Grevy, Jules
y, Floquet, Brisson und anderen Häuptern der jetzigen
ublik 1870 aufgestellt wurde, und also lautet: „Die
letzung des Hausrechtes schafft den Fall der Nothwehr
dem Rechte, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen; gegen
en Mißbrauch der Gewalt tritt das natürliche Recht
Nothwehr wiederum in volle Wirksamkeit." Freilich
delte es sich damals um den republikanischen Arbeiter
y, welcher den Polizisten erschoß, weil derselbe vor sechs
Morgens in seine Wohnung gedrungen war, um ihn
Absitzung einer rechtskräftigen Strafe abzuholen. Graf
Mun erinnerte, als Gegenstück, an die Ereignisse zu De=
ville, wo der Ingenieur Watrin von rebellischen Arbeitern
rdet werden konnte, ohne daß die Behörden zu seinem
utze sich auch nur regten.
Der Cultusminister Goblet hütete sich sehr wohl, auf

diese Gründe einzugehen. Seine Bemühungen gingen d
die Gefährlichkeit der socialen Bestrebungen der Kath
nachzuweisen. „Es gibt eine Gattung Kapellen, für
die Rechtsprechung des (ganz zum Werkzeug der Regi
umgewandelten) Staatsrathes sehr streng ist und nicht
die gesetzliche Ermächtigung zuläßt; es sind dieß die sogena
industriellen Kapellen. Um jenes Genossenschaftswese
fördern, bei welchem Religion und Industrie sich mitein
verbinden und sich gegenseitig unterstützen, hat man ein
Bruderschaft in's Leben gerufen, welche den Namen U
Lieben=Frau von der Werkstatt (Notre Dame de l'a
führt und der die innerhalb der Fabriken errichteten Ka
als Versammlungsort dienen. Dies ist eine gefährliche
richtung, wenn sie den Boden der Politik berührt, un
Verbrechen, wenn sie sich gegen die Gesetze auflehnt.
In dem Augenblicke, wo wir so viele Mühe haben, uns
die heftigen verfassungswidrigen und regierungsfeind
Predigten zu vertheidigen, welche in so vielen Kirchen
haben: in solchem Augenblicke sollten wir erlauben, Ka
für Genossenschaften in Fabriken zu eröffnen, in dene
Bruderschaften und Körperschaften bilden, welche ebenso
kirchlich als industriell sind; in solchem Augenblicke
wir Kapellen gestatten, welche zu Herden des Widers
und der Feindseligkeit gegen die Regierung werden w
Die Verantwortlichkeit für die fraglichen Vorkommniss
auf jene zurück, welche die verfassungsmäßig zu Stan
kommenen Gesetze und Maßnahmen der Regierung als K
und Christenverfolgungen darstellen."

Die republikanische Mehrheit trat einstimmig fü
Minister ein, welcher offenbar den Ueberzeugungen d
publikaner getreuen Ausdruck verliehen hatte. Die R
kaner fürchten nichts so sehr als die socialen Bestre
der Kirche und der treuen Gläubigen. Die Republik
ihre den Arbeitern gemachten ursprünglichen Versprec
nicht entfernt zu erfüllen. Es bleibt ihr daher nichts

eute darüber hinwegzutäuschen, wozu hauptsächlich
tel dienen: Veranstaltung außerordentlicher öffent=
beiten, bei denen die Leute Geld verdienen, und die
ße. Als Gambetta durch dergleichen Versprechungen
Gipfel der Gewalt gestiegen war, wußte er seinen
r Wählern nichts Anderes zu bieten als die „1200
n der Congregationen," die er ausgeschnüffelt hatte.
s den Katholiken, durch die That zu beweisen, daß
ahren Freunde des Arbeiters sind, indem sie ihm
ine Verbesserung seiner Lage verschaffen, dann ist es
mit der jetzigen, ganz auf der Herrschaft der Geld=
eruhenden Republik. Daher der bittere Haß der
ner, ihre Eifersucht gegen die socialen Bestrebungen
r, denen sie nichts, nichteinmal ein vernünftiges
n, entgegensetzen können.
igens wird auch das Programm der Socialisten und
n: „der Boden dem Bebauer, das Bergwerk dem
n," gerade in Frankreich durch ein schlagendes Bei=
uchtet. Im dreizehnten Jahrhundert gewährte der
n Foix acht Gemeinden im Thale Vic=Dessos
Departement) das unveräußerliche und unübertragbare
e Eisengrube zu Rancié auszubeuten. Die Grube
das persönliche Eigenthum aller Einwohner dieser
n. Der Staat übt, unentgeltlich, das Aufsichtsrecht.
nerz der Grube gehört zum besten der Gegend, wird
n den Hochöfen ohne Vermittlung gekauft. Aber
as Lager sehr reich ist, befinden sich die Arbeiter,
essen Eigenthümer, in kümmerlichen Verhältnissen.
enen jetzt täglich 2,20 Fr., gerade so viel wie 1811,
n allen andern Gruben der Tageslohn seither auf
elte gestiegen ist. Freilich, es herrscht die strengste
unter den Arbeitern in Rancié. Jeder muß täg=
leiche Menge Erz fördern, keiner darf die geringste
ung wagen. Jährlich wird diese Menge festgesetzt
gt jetzt 220 Kilogramm. Dasselbe ist auch mit dem

gewonnenen Erz der Fall, welches keiner einzeln verkaufen darf; es wird gemeinsam abgesetzt. Der feste Preis ist jetzt 10 Franks die Tonne. Der Gleichheit halber darf auch kein Arbeiter die Grube vor dem andern verlassen, selbst wenn er seine Tagesleistung schon längst beendet hat. Jede Woche wird, immer der Gleichheit halber, die Reihenfolge festgestellt, in welcher die Arbeiter die Grube verlassen dürfen, wenn die Stunde geschlagen hat. Der Gleichheit halber darf keine Theilung der Arbeit statthaben. Deßhalb wird die Grube heute noch ganz in derselben Weise betrieben wie vor sechshundert Jahren. Ganz wie damals wird alles Erz auf dem Rücken der Eigenthümer aus der Grube bis zur nächsten Landstraße befördert. Ein Fahrweg von der Grube dorthin ist nicht gebaut worden, er wäre ja überflüssig. Maschinen und sonstige Einrichtungen dürfen nicht angewandt werden, können es auch nicht, da die Eigenthümer viel zu arm sind, um die daraus entstehenden Ausgaben zu tragen. Nur die allernothdürftigsten Vorkehrungen zur Sicherung der Stollen werden getroffen, überhaupt alle Arbeiten vermieden, welche nicht unmittelbar einen Ertrag liefern. Deßhalb treten oft Unfälle ein, durch welche der Betrieb unterbrochen wird.

So kommt es, daß eine der reichsten Erzgruben des Landes nur geringen Ertrag liefert und die Eigenthümer derselben viel weniger durch ihre Arbeit in der Grube verdienen als die als bloße Lohnarbeiter in fremden Gruben beschäftigten Bergleute. Diese Eigenthümer befinden sich daher in so kümmerlichen Verhältnissen als man sich nur denken kann. Wird durch den Mitbewerb der anderen Gruben der Preis des Erzes noch weiter herabgedrückt, oder dessen Förderung erschwert, dagegen aber der Preis der Lebensbedürfnisse gesteigert, so ist der Augenblick da, wo sich der jetzige Betrieb der Grube zu Rancié nicht mehr lohnt, da die darin arbeitenden Eigenthümer nicht mehr bei ihrem jetzt schon überaus kümmerlichen Verdienste bestehen können. Wäre dagegen die Grube mit den vervollkommneten Betriebseinrichtungen der Neuzeit

, so vermöchte sie, ohne Erhöhung der Arbeiterzahl,
i= und Vierfache des jetzigen Erzertrages zu liefern.
eß Eine Beispiel zeigt, daß es mit der bloßen Ge=
aft der Arbeiter und Eigenthümer eines Unternehmens
cht gethan ist. Heutzutage erfordern alle Betriebe
Vor= und Einrichtungen, welche die Arbeiter nicht
affen vermögen. Hätten sie auch das dazu nöthige
würden sie nicht darein willigen, sich dem Ingenieur
Fachmann unterzuordnen, welcher allein diese Einricht=
erzustellen und den Betrieb zu leiten im Stande ist.
sem Grunde schon sind in Rancié alle Verbesserungen
r unmöglich gewesen.

LXVIII.

Zur Abwehr.

dem „deutsch=conservativen Oesterreicher".)

ist bei uns in Oesterreich weit gekommen, wenn es der
ne nicht mehr wagen darf, die Verhältnisse und die
eines Vaterlandes in bescheidenster Weise zu besprechen,
fahr zu laufen, von dem nächstbesten Ankömmling aus
dern Lande angerempelt und mit dem Anathem belegt
n. Sollten wir geborne Oesterreicher wirklich nicht im
seyn, unsere Verhältnisse und Zustände ohne fremde
eurtheilen zu können? Hätten wir es in der That
ns die staatsbürgerlichen Pflichten, die Regeln für unser

politisches Verhalten, ja das wahre katholische Christenthu
Zugereisten ausbeuten zu lassen?

Wir haben in diesem Punkte jüngst erst traurige
ungen machen müssen. Kein Vorwurf und Tadel blieb
spart, und wäre auch nur die Hälfte dessen wahr, wa
uns zum Vorwurfe machte, wir müßten uns selbst als
geheuer von Unwissenheit, Bosheit und Gottlosigkeit —
wir ja doch als katholischer Pharisäer bezeichnet — ers

Der Dauerlauf um die Palme der Grobheit ist nicht
manns Sache und wir verzichten ebensowohl wegen man
Begabung als aus angebornem Widerwillen auf diese
Wettstreit und wenden uns zur Sache selbst.

Im Wiener „Vaterland" wurde unser Artikel: „R
lismus und Conservatismus" im 7. Hefte dieser Blätt
Gegenstande eines heftigen Angriffes gemacht, der augens
weniger dem Inhalte des Aufsatzes als unserer Perso
Denn Worte wie „geistlose, unfähige Politikaster, anm
Epigonenthum u. s. w." flogen nur so hin und her,
eine Art hatte. Die schwarze That selber blieb unberüh

Der Herausgeber dieser Blätter, der allein als der
griffene erschien, antwortete. Auf diese Erwiderung erfol
Duplik in Nr. 110 der „Augsburger Postzeitung" vom 1
Der Gegner erklärte nun, etwas spät, daß es ihm nicht
fallen sei, Herrn Jörg anzugreifen, sondern er habe
Autor des oben berührten Artikels gemeint. Diese Er
war von einer Fluth von Schmähungen begleitet, mit
Wiederholung wir den Leser billig verschonen zu sollen g

Aber nun zur schwarzen That selber. Wir war
sind der Ueberzeugung, daß das Reich den Länder-Indi
täten vorgehe, daß Reichsrecht Landrecht bräche, daß
Bewohner der habsburgischen Monarchie, unbeschadet d
schiedenheit der Nationalitäten, zuvörderst als Oest
fühlen und betrachten sollten, daß die conservative Ide
untrennbar an die Nationalität gebunden sei, daß wir
erst aus zweiter Hand zu empfangen brauchen, wie das „
land" will, und daß es keinen Grund gebe, Gott zu
weil er Oesterreich mit der Existenz einer conservativen
verschont habe. Eine Partei, welche nur den nationale

atismus für existenzberechtigt hält und jede politische
rteibildung perhorrescirt, hat mindestens den Vorzug für sich,
Unicum zu seyn.

Wir meinten, daß dem Sprachenstreite nicht früh und rasch
ig die Spitze abgebrochen werden könnte, um dem Nationa-
en-Hader die Nahrung zu entziehen; wir wünschten zu dem
e eine definitive und gesetzliche Ordnung dieser Angelegen-
Wir wiesen darauf hin, daß der nationale Uebereifer
t die klerikalen Kreise des slavischen Ländergebietes ergriffen
, und daß der katholische Priester sich am wenigsten von
nalen Vorurtheilen beeinflussen lassen dürfe. Wir bemerk-
auch, wie wenig Verständniß und Förderung die wahrhaft
rvativen Ideen bis jetzt bei dem Gros der Reichsraths-
orität gefunden hätten, wie die Nationalen in erster Linie
hr Volksthum sorgten, sich aber um die hoch über den eng-
nzten nationalen Zielen stehenden Güter von allgemein gül-
Werthe und menschheitlicher Bedeutung weniger kümmerten.

In der That würden wir heute, nachdem das „Vaterland“
Füllhorn seines Zornes über uns ausgegossen, jedes Wort
rholen. Wir hören von dem „historisch-conservativen
efühl der verständigen Politiker“ des „Vaterland“, erließen
aber von Herzen gern jenes Feingefühl, das wenigstens
gegenüber ganz die Gestalt eines Holzschlegels annahm,
sie nur auf eine einzige conservative That von allgemei-
Bedeutung hinweisen könnten. Mit dem Feingefühl allein
t man keinen Staat auf und ein. Ebenso scheint uns
der Ermahnung, „den individuellen Gesetzen des eigenartigen
es nachzugehen“, viel gesagt und nichts gethan zu seyn.

Warum sind die „verständigen Politiker“ nicht der christ-
e Reform der Volksschule nachgegangen? Warum haben
ch die reich lohnende Mühe verdrießen lassen, sich für die
hängigkeit der Kirche und die Abschaffung der liberalen
rmundung einzusetzen?

Wir haben unseren schweren Sünden noch die himmel-
ende hinzugefügt, das „Vaterland“ einer gewissen Connivenz
n die Regierung zu zeihen. Loyaler als unser Gegner
en wir gar nicht daran, das „Vaterland“ mit dieser Be-
ung blutig zu beleidigen. Wie konnten wir auch glauben,

daß diese Connivenz einen so tiefen Schlagschatten auf die Partei werfen könnte? Aber wir sagten die Wahrheit. Das „Vaterland" hat nur mehr Zähne für harmlose Politiker, die das gleiche Recht wie die Gelehrten seiner Spalten zu haben meinen, ihre politische Ueberzeugung auszusprechen; den Excellenzen gegenüber ist das Gebiß stumpf geworden und dehnen sich ihre Zahnlücken aus.

Wenn das historisch-conservative Gefühl der „verständigen Politiker" wirklich so fein wäre, dann hätten dieselben besser daran gethan, während der abgelaufenen acht Jahre die Art an die Wurzel des Uebels zu legen, statt sich ausschließlich mit Lokalschäden zu beschäftigen. Statt immer und überall die Nationalität hervorzukehren, an jeder Straßenecke um Erbarmen für die unterdrückten Czechen, Polen und Slovenen zu flehen, alle Welt mit nationalen Beschwerdepunkten in Athem zu erhalten, würden sie besser für Aufhebung jener liberalen Gesetze gesorgt haben, welche die Entsittlichung des Volkes begünstigen und die Wirksamkeit des Priesters beschränken. Sie würden sich einen edleren Ruhm erworben haben, wenn sie die Schule der Confession zurückgegeben, wenn sie dem Staate Ausgaben ersparen geholfen hätten, welche nur unpraktische Principienreiterei, z. B. das Institut der staatsanwaltlichen Funktionäre, zu rechtfertigen vermag.

Vielleicht ist uns aber gerade das schönste Lorbeerblatt, mit dem sich das Organ schmücken darf, entgangen? So oft zu einem neuen Abonnement eingeladen wird, unterläßt das „Vaterland" es nie auf seine Verdienste um die Socialreform in aller Bescheidenheit aufmerksam zu machen. Es wäre ein schweres Unrecht den guten Willen des österreichischen Socialpolitikers und die wohlwollenden Absichten der Regierung zu bezweifeln; nur darf man uns die Absicht nicht als That anpreisen und uns mit dem Bilde eines Brodes sättigen zu können glauben. Es ist nun einmal eine plebejische Unart, nicht Alles und Jedes unbesehen zu kaufen und heimzutragen.

Wenn man uns z. B. sagt, die Miterben sollen von dem Haupterben eines bäuerlichen Besitzes herausbezahlt und abgefunden werden, und auf die gemachten Ersparnisse als das Zahlungsmittel hinweist, so fänden wir in diesem Vorgange eine große Beruhigung über die Gefahren, welche die Bäuerlich-

bedrohen, daß wir gar nicht mehr auf Abhülfe denken möchten. Denn wenn die österreichische Bauernschaft noch so große Ersparnisse machen kann, um dem Rechtsnachfolger die Abfindung der Miterben zu ermöglichen, dann floreat et crescat in aeternum. Vielleicht ist diese Ersparniß aber nur ein Auskunftsmittel, das der Socialpolitiker erspart hat, und dann wäre freilich an dem bäuerlichen Elend nichts geändert. Wie der Bauer, ohne Schulden zu contrahiren, seine eingesunkene Scheune und sein verfallenes Dach wieder herstellen soll, nachdem er kaum für die Steuern aufzukommen vermag, ist ein Räthsel, dessen Lösung wahrscheinlich den Herren vom „Vaterland" ein Kinderspiel dünkt.

Aber Eine Errungenschaft haben wir ja bereits vor den Augen: die Sonntagsheiligung. Freilich wird man gut thun, zuerst die Ausnahmen zu studiren, die Regel läßt sich dann zwischen den Fingernägeln forttragen. Ach ja! Wir marschiren dem ganzen Welttheil auf dem Gebiete der Socialreform voran. Ist es, weil die Anderen stille stehen, oder weil wir zu marschiren scheinen? Man sagt so und wir müssen es glauben. Das „Vaterland" versteht in solchen Dingen keinen Spaß und wir müssen Gott danken, daß das Holz zum Gebrauch der Papierfabriken besser bezahlt wird, als um daraus Scheiterhaufen zu errichten.

Gewiß soll man sich um die Verbesserung des bäuerlichen Looses sowie um die Reform der socialen Verhältnisse unablässig bemühen, und gewiß enthalten die socialpolitischen Lehren unseres Gegners manchen fruchtbaren und entwicklungsfähigen Keim. Was wir mit den angeführten Beispielen wollen? Nichts weiter als warnen vor zu sanguinischen Hoffnungen und zur Prüfung von Lehrsätzen anregen, welchen bei weitem nicht die dogmatische Wahrheit und Gewißheit innewohnt, die man ihnen beizulegen gewohnt ist.

Wir recapituliren. Wenn unser Gegner so ängstlich um die Erhaltung und Zusammenfassung aller conservativen Elemente bemüht ist, so würde er wohl am besten thun, uns den Stein des Anstoßes, das Ueberwiegen des nationalen Elementes beseitigen zu helfen. Es steht zu besorgen, daß der Conservatismus in den Ruin des in diesem Augenblick noch herrschenden,

aber hart bedrohten Nationalitätenprincips hineingerissen werden wird, und es scheint uns höchste Zeit jenen nationalen Pseudoconservatismus der höheren conservativen Idee, die in einer politisch-conservativen Partei allein den richtigen Ausdruck findet, unterzuordnen. Kein vernünftiger Politiker vermag den sich mit jedem Tage steigernden Ansprüchen der Nationalitäten Gewährung zu verbürgen, keiner der Herrschaft der nationalen Aspirationen lange Dauer zu garantiren.

Das „historisch-conservative Feingefühl" ist mit nichten ein Pachtgut des „Vaterland", es regt auch Andere zum Nachdenken an, und für uns resultirt daraus die Ueberzeugung, daß Oesterreich nicht mit national gestimmten Flöten und Schalmeien, sondern nur im Geiste erhaltender Ideen und auf christlich katholischer Grundlage regiert werden könne. Nicht das böhmische Staatsrecht ist das Bollwerk, hinter welchem die nationale Sicherheit geborgen liegt; kein alter und neuer Vertrag wird die Integrität der Länder-Individualitäten so unüberwindlich schützen und wahren als der conservative Geist der Regierung und das Oesterreicherthum der Völker. Aber freilich darf man sich in Prag oder Laibach, Brünn oder Krakau nicht einbilden, daß die Herrlichkeiten der Welt so getheilt werden müssen, daß der Deutschösterreicher, als der arme Poet, leer ausgeht.

Natürlich werden die Juristen des „Vaterland" auch aus diesen Zeilen nothgedrungener Abwehr neue Verläumdung, unwürdiges Epigonenthum, Ungezogenheit, Geistlosigkeit herauslesen, natürlich werden sie diese beliebten Blüthen der Wohlredenheit abermals zu einem duftigen Sträußchen zusammenbinden. Nun, wie beliebt: il più bel fior ne coglie.

LXIX.

A. Baumgartner über Göthe.[1])

Wiederum liegt ein neues Werk vor aus der Feder des
rmüdlichen Jesuitenpaters Alexander Baumgartner. Der
nliche Mann, welcher in so geistvoller Weise die Werke Long=
low's dem deutschen Publikum vorgelegt, eine scharfsinnige
tudie über Lessing veröffentlicht, dem großen Dichter Hollands,
oost van den Vondel, eine vorzügliche Biographie gewidmet,
n Fürsten der spanischen Dichter, Don Calderon de la Barca,
m zweiten Centenarium mit einem poetischen Nachruf gefeiert,
die Bewunderung der Spanier erregte und alsbald in die
Sprache der Engel" übertragen wurde, hat sich schließlich an
Altmeister Göthe gewagt. Das reiche, vielbewegte und
gefristete Leben des großen Dichters hat er zum Gegen=
d einer Reihe von Monographien gemacht, von welchen die
n zwei den Titel führen: „Göthe's Jugend" und „Göthe's
= und Wanderjahre in Weimar und Italien". (Vgl. diese
Bd. 91, 946.) Nachdem der Verfasser im vergangenen Jahre
diesen beiden Schriften eine Sonderausgabe in einem Bande
rgt, die an Gehalt und äußerer Abrundung noch gewonnen
[2]), beschenkt er uns nunmehr mit jenem Theil der Göthe=

---

1) Göthe und Schiller. Weimars Glanzperiode. Von Alexander Baumgartner, S. J. Freiburg, Herder. (VIII u. 393 S.)

2) Göthe. Sein Leben und seine Werke. Erster Band. Jugend, Lehr= und Wanderjahre. (Von 1749—1790.) Zweite, vermehrte u. verbesserte Aufl. Freiburg 1885. (XXVIII u. 676 S.)

Studien, welche uns seinen Helden auf der Höhe des Ru[illegible]
und des Glückes (1790—1808) vorführen.

Ueber die weittragende Bedeutung dieser Studien br[illegible]
kaum ein Wort verloren zu werden. Auf den Gebieten der Phi[illegible]
phie und der Theologie haben wir den richtigen Principien
Anerkennung verholfen. Einen Thomas und Bonaventura [illegible]
nehm bei Seite legen und statt dessen bei Kant und den na[illegible]
genden Koryphäen des modernen Gedankens sich Raths er[illegible]
oder sie gar als einziges Orakel verehren, geht nicht meh[illegible]
Die Rückkehr zu gesunden Grundsätzen würde indeß nur [illegible]
wegs sich vollziehen, wollte man nur die genannten Gebi[illegible]
Betracht ziehen, den Bereich der schönen Literatur da[illegible]
davon ausschließen, denn was immer die Volksseele in [illegible]
dunkelsten Tiefen erfaßt und bewegt — ihre Gedanken, mä[illegible]
sten Hoffnungen, ihre höchsten Ziele gelangen in der sc[illegible]
Literatur zum Ausdruck. Unberechenbar ist der Einfluß, w[illegible]
sie auf alle Schichten der Gesellschaft von der Werkstat[illegible]
Arbeiters bis zu den Stufen des Thrones, von der Schul[illegible]
Kinder bis zu den Hörsälen der Philosophen ausübt. Sollen [illegible]
die durch das Wiederaufleben der alten Theologie und den
schwung des christlichen Lebens gewonnenen Ergebnisse nicht
der in Frage gestellt werden, so ist durchaus nothwendig
nicht allein die schöne Literatur auf katholischem Boden zu [illegible]
neuen Leben erwache, sondern auch an den Heroen der n[illegible]
deutschen Poesie und Prosa Kritik geübt werde.

Im öffentlichen Leben und bei der Behandlung der g[illegible]
Fragen, von deren Lösung Wohl und Wehe der Staaten
ganzer Völker abhängt, sollen nach der Auffassung der ges[illegible]
Vernunft und der Lehre des Christenthums keine anderen G[illegible]
sätze der Moral zur Geltung gelangen als im Bereiche des P[illegible]
rechts. Mit der nämlichen Gewalt aber drängt sich der a[illegible]
leitende Grundsatz auf, die Leistungen des Künstlers, welche[illegible]
den Höhen des Parnasses wandelt, genau nach den näm[illegible]
Principien der Sittlichkeit zu beurtheilen, welchen jede [illegible]
lung, jeder Gedanke des letzten Christenmenschen untersteht.
diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, werden die deutschen K[illegible]
liken dem Verfasser zu wahrem Dank verpflichtet seyn. [illegible]
überhaupt Alle, welche das Christenthum als eine göttli[illegible]

offenbarte Religion anerkennen, müssen die hier dargebotene Kritik eines der größten neueren Dichter, welche auf den unerschütterlichen Granitsäulen der Theologie und Philosophie beruht, als eine Mannesthat im edelsten Sinne des Wortes anerkennen. Aus diesem Grunde darf dem Wunsche Ausdruck verliehen werden, es möchten die Schriften Baumgartner's über den Altmeister Göthe in die weitesten Kreise evangelischer Schulmänner und Familienväter gelangen, und wie zum richtigen Verständniß, so auch zur richtigen Behandlung der Göthe'schen Werke, wenn es sich um Auswahl der Lektüre für die studirende Jugend handelt, beitragen.

Unser Verfasser verfügt über eine ganz ausgebreitete Literaturkenntniß, eine bei allem Humor immerhin edle, ja warme und ergreifende Darstellung, und eine auf den umfassendsten Studien beruhende Vertrautheit mit den Göthe'schen Werken, deren Werth durch Erhebungen in den Archiven von Frankfurt und Weimar noch bedeutend sich steigert. Seine feine ästhetische Bildung befähigte ihn ferner wie Wenige, die Göthe'schen Leistungen auch von ihrer formalen und schöngeistigen Seite in die richtige Beleuchtung zu stellen. Uebrigens muß rühmend anerkannt werden, daß ihm nichts ferner liegt, als einseitige, hämische Kritik. Ganz im Gegentheil wird er den Vorzügen, welche Göthe empfehlen, in vollem Maße gerecht. Aber eben so hoch ist das Verdienst anzuschlagen, welches unser Verfasser sich dadurch erworben, daß er den Dichter von dem Menschen nicht trennt. Nach seinen Thaten wird das Geschöpf vom ewigen Richter beurtheilt werden. Aber auch auf rein menschlichem Standpunkt hilft alle Poesie über die sittlichen Mängel des Dichters nicht hinweg. Ganz im Gegentheil wird sich nach den unerbittlichen Gesetzen der Logik die religiöse und moralische Haltung des Dichters in der Wahl und der Behandlung seiner Stoffe mit innerer Nothwendigkeit kundgeben. Wenn daher Baumgartner uns den Altmeister auch von diesem Gesichtspunkte aus schildert, wenn er sein sittliches Leben mit aller Zartheit und Schonung in den Bereich der Darstellung zieht, so hat er eben seinen Verpflichtungen genügt und das gethan, was nicht zu unterlassen war.

In ganz ungerechtfertigter Weise schreibt daher Dr. Weit-

brecht über die vorerwähnten Theile
dem „Deutschen Literaturblatt“ Nr.
„Auch dem deutschen Hause, dem kat
wird das Buch ferne bleiben müsse
geschlechtlich-sinnlichen Verirrungen G
ja jeden (!) anstößigen Ausdruck oder
lichkeit und einem behaglichen Verweilen
glas nimmt, die schädlicher zu wir
sämmtliche Werke, von deren Unsittli
überzeugt ist.“ Diese Auffassung ers
falsch. Daß der Verfasser ausschließ
wiegend für das deutsche Haus geschr
rede zu stellen. Im Gegentheil wer
angebenden Kreise der deutschen Nat
deren Einfluß auf die Heranbildung
von maßgebender Bedeutung ist. Ge
aufzuklären wünscht. Aber eben diese
vollzieht sich, soweit es die unerläßlich
ung Göthe's erfordert, mit der gewi
Schonung, so daß Keiner, welchem
Sache, und um sie allein zu thun ist,
Anstoß zu nehmen vermöchte.

Der vorliegende Band schildert
geben von einer Reihe glänzender Ge
Höhe seines Ruhmes steht. Zu d
des Buches, welches mit einer ebenso n
Charakteristik Wielands anhebt, ge
führungen über Herder und Schil
liebe hat Baumgartner uns beide id
schildert. Und dennoch wird man name
über Herder nicht ohne die tiefste Rüh
selten begabte Geist, weil jeder tie
theologischen Bildung ermangelnd, u
Zeitströmung des Rationalismus erfaßt
der Gottheit Christi anlangte. Die
über Herder's Verhältniß zu Göthe
anders als mit Wehmuth erfüllen, d
geistreiche Superintendent und Hofpre

it Geldnöthen zu kämpfen hatte, sondern auch in der letzten
rankheit ganz verlassen dahinsiechte. Ueberhaupt ist es nach
n authentischen Darlegungen Baumgartners ein störend un=
jöner Zug im Leben des Herzogs Karl August, daß Schiller
id Herder geradezu in den mißlichsten Verhältnissen sich be=
nden, während der Herzog das Zehnfache ihrer Gehälter auf
efriedigung unerlaubter Passionen verwandte.

Noch weit schlimmer als Herder ging es Schiller, dessen
alen Zug und Gegensatz zu dem der Realität entgegenstrebenden
linister von Göthe Baumgartner überaus fein zu schildern
rsteht. Von Göthe „übertölpelt", wäre der Lieblingsdichter
r deutschen Jugend vor drückendster Noth nicht bewahrt ge=
ieben, wäre ihm nicht aus dem fernen Dänemark zuletzt noch
ilfe gekommen. Und wie wehmüthig klingen Schillers letzte
orte an Göthe, in welchen er jenen falschen Idolen Ludwig XIV.
id Voltaire den Schein benimmt, welche der Altmeister Göthe
n Deutschen als Vorbilder aufzupflanzen sich bemühte.

Den Glanzpunkt des Buches bilden die Aufsätze über
öthe selber: Göthe und der Herzog Karl August, die schle=
sche Reise (1790), das Hoftheater (1791—1795), die Cam=
agne in Frankreich (1792), der Besuch in Münster (1792), Dicht=
ngen aus der Revolutionszeit, die Horen, die Xenien (1796), Wil=
elm Meisters Lehrjahre (1777—96), Hermann und Dorothea
1796, 1797), die Musenalmanache und Göthes Lyrik (1796
—1804), die dritte Schweizerreise, die Propyläen (1797—
800), die erste Aufführung des Wallenstein, Göthe und Schiller
1795—1805), Achilleis, Helena, Mahomet, Tancred (1797—
801), häusliches und geschäftliches Leben (1798—1805),
Göthe der Meister (1798—1803), die natürliche Tochter,
erders und Schillers Tod (1803—1805), Göthe's Hochzeit
806) und Göthe vor Napoleon (1808).

Auf die Fülle des Details, welches auf so kurzem Raume
sammengedrängt ist, des Nähern einzugehen oder auf all die
nen literarischen Kritiken der bedeutendsten Werke, die Göthe's
der entflossen, auch nur hinzuweisen, kann nicht dieses Ortes
n. Nur eine Frage, welche für den katholischen Leser von
elang scheint, dürfte aufgeworfen werden: Wie stellte sich
öthe gegen die Kirche? Gewinnender ist der Katholicismus

an Göthe nie vielleicht herangetreten als während seine
suches zu Münster, wo er in jenen viel bewunderten
edler Menschen und tugendhafter Christen zeitweilig ei
durfte, welche sich der Sturmfluth der Aufklärerei mit
Heldenmuth entgegenwarfen und, obwohl auf der Hö
Lebens stehend, Christus und seine Kirche furchtlos bek
und nach ihren Lehren lebten. In dieser Richtung
Fürstin Gallitzin auf Göthe einzuwirken. In seinem
thum verstockt wie er war, widerstand der Dichter. Mit
Recht hat Friedrich Perthes das berühmte Wort gesch
„Göthe's Heidenthum ist der andere Pol des Christent
auf der einen Seite Stärke und Einheit durch die Liebe
der andern Seite Selbstverlaß.“

Der theologische Leser, welcher Baumgartners glä
Leistung aus der Hand legt, erinnert sich unwillkürlic
Cultureramens, welches dem katholischen Theologen in P
fleißiges Studium der Nationalliteratur aufzwingen wollte
Candidat der katholischen Theologie mit den Ideen G
gesättigt, welcher in Leben und Schriften als der aufric
Bewunderer und Vertheidiger des Heidenthums dasteh
wahrlich ein Bild, das die wohlwollende Absicht in benga
Beleuchtung zeigt!

LXX.

Die Culturarbeit der Mönche.

Zum 800jährigen Jubiläum des Karthäuserordens. [1])

Der Karmeliter P. Cyprian Reichenlechner in Würzburg ein Buch: „Der Karthäuser-Orden in Deutschland" ge-ieben und gerade recht zur 800jährigen Stiftungsfeier Ordens (im Verlage von Fr. X. Bucher in Würzburg) heinen lassen. Dasselbe gibt Lebens- und Leidensbilder den deutschen Karthausen, von dem heiligen Bruno an-ngen bis in unser Jahrhundert herein. Manche inter-nte Schilderung und Thatsache findet sich in der lesens-then Schrift. Aber was ich darin suchte, fand ich nicht. h fällt es mir nicht bei, darum dem Verfasser einen Vor-f zu machen. Er wollte, wie er mir in einer persön-n Unterredung erklärte, mehr nur ein ascetisches Buch iben, was ihm als Mönch zunächst liege. „Freilich", e er hinzu, „wäre das, was Sie in dem Buche nicht en, für das allgemeine Lesepublikum wünschenswerther zu

) Der Herr Verfasser hat vor fünf Jahren unter dem Namen Oswald Stein ein Werk „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der nationalen Wirthschaftspolitik" (Bern und Leipzig bei Frobern) herausgegeben. (S. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 85. S. 614). Er ist dereinst mit an der Wiege der social-demokratischen Bewegung gestanden.

wissen; aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich abgesehen vo
meinem bestimmten, engbegrenzten Zwecke kaum die Mitte
besäße, um mir das Material zu verschaffen. Es ist unge
mein schwer, solches zu erhalten, da die Karthäuser wohl
Vieles für Dritte, aber sehr wenig über die eigene ruhm-
volle Thätigkeit geschrieben haben, von der Sie geredet und
geschrieben haben wollen." Die ruhmvolle Thätigkeit, die i
meinte und meine, umfaßt das wirthschaftliche und dami
auch das sociale Gebiet. Einige fünfhundert Werke über
Cultur- und Kirchengeschichte, Volkswirthschaft und Social-
politik habe ich durchstudirt, zahlreiche Manuskripte, Akte
und Urkunden durchgelesen, Archive und Bibliotheken in ver
schiedenen Klöstern, Orten und Ländern durchstreift, die Vade
mekums und Kataloge von öffentlichen Sammlungen un
großen Buchhandlungen durchgegangen — und heute muß i
gestehen, daß die Arbeit von Jahren eigentlich keine gro
Ausbeute ergab. Johannes Janssen hat in seiner „Geschich
des deutschen Volkes" allerdings der Darstellung der wirt
schaftlichen und socialen Zustände mehr Platz und Aufmer
samkeit gewidmet als die meisten übrigen Historiker, ab
die nach der Natur und Anlage seines Werkes allgemein
gehaltenen Erzählungen über den Stand der damaligen Vol
wirthschaft machen nicht den Anspruch darauf, die gesamm
socialökonomische Thätigkeit der kirchlichen Orden ins Det
zu verfolgen.

Ausführlich berichtet Janssen von den großen Verdi
sten, welche die Kirche, die Mönche und insbesondere
Karthäuser Dionys von Köln, ein Zeitgenosse und M
arbeiter des berühmten Kirchenreformators Gerson und
Gefährte und Berather des päpstlichen Legaten Cardin
Nikolaus von Cues, um die Verbreitung der klassischen St
dien und die Befruchtung derselben durch die Physik u
Naturwissenschaften sich erworben haben. Die mittleren u
höheren Schulen kommen allenthalben in Aufnahme, ni
ohne die rührige Wirksamkeit verschiedener Ordensmänn

nter denen Janssen ganz besonders auch den ausgezeichneten Redner und Schriftsteller Rolewinck, Karthäuserprior in Köln, als Förderer des wissenschaftlichen Humanismus preist; noch wird erwähnt, Rolewinck habe unter zahlreichen Schriften, die von den allseitigen Kenntnissen des Mönches Zeugniß ablegen, eine über die beste Staatsform und eine andere zur Unterweisung der Bauern verfaßt. Die literarische Thätigkeit der Mönche, welche in der Mitte des 15. Jahrhunderts zu einer außerordentlich lebendigen Entfaltung kam, führte auch zur Gründung zahlreicher Klosterdruckereien. Die Kirche war der neuerfundenen Buchdruckerkunst ungemein freundlich gesinnt, Bischöfe und Kleriker thaten das Mögliche für Verbreitung der Bücher. Karthäuser und Minoriten waren die eifrigsten Helfer des berühmten Buchdruckers Johann Amerbach in Basel. „Die in Mainz erfundene Buchdruckerkunst", so schrieb der Karthäuser Rolewinck, „ist die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen und Weisheit bereichert und erleuchtet worden ist. Eine unendliche Zahl von Büchern, welche ehemals in Athen oder Paris oder an anderen Universitäten und in Bibliotheken nur ganz wenigen Studirenden bekannt waren, werden durch diese Kunst jetzt bei allen Stämmen, Völkern und Nationen und in jeder Sprache verbreitet". Trotzdem unzählige Druckwerke in den späteren Kriegen und Kämpfen verloren gingen, kann die Menge der jetzt noch vorhandenen, seit der Erfindung des Letterngusses bis zum Jahre 1500, also im Zeitraum von 40 Jahren erschienenen einzelnen Druckwerke auf mehr als 30,000 angenommen werden. An dieser energischen Geistesarbeit, welche dem deutschen Fleiße allenthalben reichlichen Verdienst eintrug, hatten die Mönche den hervorragendsten Antheil. Es scheint schwer begreiflich, wenn uns P. Cyprian Reichenlechner glaubwürdig mittheilt, daß der Karthäuser Dionys über 100 Schriften des verschiedensten Inhalts hinterlassen hat und

zwar nicht Schriften, die zur Zeit ihrer Entstehung
nicht beachtet worden wären; im Gegentheil! Seine
ten wurden ebenso gut aufgenommen wie seine Reden
digten und Vorträge. Von allen Seiten strömte Ju
Alt zu ihm, begierig seinen Worten lauschend. Kaise
nige, Fürsten, Bischöfe verlangten wetteifernd seinen
„Die Kirche", rief Papst Eugen IV. aus, „möge sich
daß sie einen solchen Sohn hat." Die abendländische
sation dankt ihm neben Rüdiger von Starhemberg, S
von Polen und Anderen ihre Rettung; in einem
Werke über Muhameds Lehre legte er den culturfein
Inhalt derselben dar; mit flammender Begeisterung
er in einem offenen Sendschreiben zum Kampfe wid
türkischen Erbfeind auf und half derart nach dem
des heiligen Bruno, des Stifters des Karthäuserorden
als Rathgeber und Freund des Papstes Urban II. be
tigsten Antheil an dem Zustandekommen des ersten
zuges nahm, die über die Erfolge der Ungläubigen ve
ten und verzweifelnden Völker des christlichen Europa zu
kräftigen Regung des Opfermuthes aufrütteln. Un
seiner bewundernswerth vielseitigen Arbeit im Dien
Kirche, Schule, Wissenschaft und Politik vermochte e
eine ganze Bibliothek zu schreiben. Gleich ihm stande
andere zeitgenössische Ordensbrüder wie auch Mitglied
derer Conrgegationen auf der Höhe der Wissenscha
des Ruhmes ihrer Aera. „Was die Wissenschaften anbe
schrieb der Karthäuser Rolewinck, „bezweifle ich sehr,
irgend ein Fach gebe, welches sie zu ergreifen sich
Dieser durchforscht die tiefen Geheimnisse der Theologie
liegt dem canonischen, ein dritter dem bürgerlichen Rec
ein anderer den medicinischen Studien, noch andere
ihren Eifer den Künsten, der Poesie, der Geschichtskun
Astronomie, der Geometrie, der Erforschung der Ge
Lüfte, Meteore, der Länder, Thiere u. s. w. zu". W
Rolewinck von seinen Landsleuten den Westfalen

gilt überhaupt von den damaligen Klöstern. Mögen
h nicht alle auf gleicher Stufe gestanden seyn und mit
chem Eifer gewirkt haben, soviel steht heute für den
befangenen Beurtheiler der Vergangenheit fest, daß der
und zu der an der Reformation gerühmten Gewissens-
heit schon von den Vorgängern Luthers und zwar von
ien strenggläubigen Genossen in der Mönchskutte gelegt
rden war. Ihnen verdankt die Volksschule ihre Entstehung
d allgemeine Pflege, die Nachläufer der Reformation muß-
erst wieder zu schaffen anfangen, was während der Periode
religiösen Kämpfe und der sie begleitenden kriegerischen
eignisse, socialen und politischen Umwälzungen zerstört
rden war. Ja man darf es aussprechen, daß die Anfor-
ungen und Leistungen der damaligen Mittel- und Hoch-
ulen verhältnißmäßig größere waren als die von heute.
r protestantische Universitätsprofessor Paulsen in Berlin
tätigt unsere Anschauung in dem jüngst erschienenen Werke:
ie Reform des gelehrten Unterrichtes."

Die alten Schulmänner waren ihren modernen Nach-
gern durch die Vielseitigkeit ihres Wissens und die Art
er Methode überlegen. Der Lehrplan der gelehrten Schu-
vor der Reformation war mehr auf die bessere Erziehung
s den bloßen sprachlichen Drill gerichtet. Die jetzt üblichen
remiaden über die ungemessene Anstrengung der Schüler
rden damals nicht gehört, trotzdem eigentlich nicht weniger
dern oft mehr gefordert wurde. Aber das Sprachenstudium
tübete nicht: man legte den Ton keineswegs auf eine geist-
tende grammatikalische Buchstabenklauberei, sondern auf
formale Schönheit und den innern Gehalt der klassischen
eisterwerke. Daneben wurde in das Studium der alten
rachen durch die eifrige Beschäftigung mit Rhetorik und
sik, Physik, Mathematik, Astronomie, Geographie, Ge-
chte und Naturwissenschaften Abwechslung gebracht. Die
inische Sprache war zudem Weltsprache, keine todte Sprache
heute, sondern eine lebendige, den vermehrten Begriffen

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Technik, der Chemie, Physik u. dgl. verdanken wir den Männern der Praxis und, soweit höhere Schulen in Frage kommen, größtentheils neu geschaffenen Schulen, Realschulen, Realgymnasien, fachlichen Unterrichtsanstalten, welche in der Aufstellung des Lehrplanes und der Behandlung des Unterrichtsstoffes einigermaßen den bewährten Einrichtungen des ausgehenden Mittelalters sich anschlossen. Aber auch diese neuen Institute leiden, weil sie zumeist unter der Fuchtel eingerosteter Bureaukraten stehen, stark an der modernen Schulkrankheit des einseitigen überspannten Specialdrills. Was dort versäumt wird, das wird hier überholt auf Kosten des übrigen Unterrichtsstoffes. Es fehlt vielfach der Zusammenhang zwischen sprachlicher und realer Bildung, es mangelt die universelle Auffassung, die innere Wärme, die anregende Begeisterung. Die Lehrer wickeln ihr Pensum ab, die Schüler leiern es herunter, das Reglement und die Mittelmäßigkeit sind Trumpf geworden. Die Vermittlung zwischen Leben und Lehre, zwischen Schule und Leben, wie wir sie in den Unterrichtsanstalten vor dem Ausbruch der Reformation gewahren, die lebendige Mittheilsamkeit und Aneiferung der Meister in den Bauhütten, in den Werkstätten der Künstler und Kunsthandwerker, in den Hörsälen der Universitäten, wie in anderen gelehrten Anstalten, welche ohne den Zwang, die Autorität und die Krippe des Staates, ohne genau abgezirkelte Lehrpläne, Unterrichtsmethoden, Schulreglements, ja sogar ohne Lehrbücher und ähnliche Hülfsmittel, mit denen wir heute obrigkeitlich überschwemmt und maßlos ausgebeutet werden: diese Vorzüge der, mit Unrecht verachteten, mittelalterlichen Gelehrtenschulen sind den meisten unserer staatsverpfründeten Pedanten längst abhanden gekommen. Wie sehr darunter unsere Volkswirthschaft leide, das erkennt derjenige, der sich auf dem Wege praktischer Erfahrung und emsiger Beobachtung in die Erkenntniß der Entwicklung und Ursache unseres ökonomischen Niederganges vertieft hat. Wenn sich die Akademien, Ge-

werbemuseen und Realgymnasien sowie überhaupt die gewerblichen Bildungsanstalten und Fachschulen nicht von dem Alp der bisher befehlenden Schulbureaukratie zu befreien wissen, dann wird auch der augenblickliche Aufschwung unserer Kunstgewerbe, an denen ein ebenso großes Stück Volksidealismus wie Volkswohlfahrt hängt, alsbald in den Schablonen der Schule versteifen. In den Klosterschulen von ehedem war dieß nicht der Fall. Denn das Kloster selbst war vielmals nicht bloß Schule, sondern sehr oft auch Lehrwerkstätte, ein Polytechnikum im wirklichen Sinne des Wortes. Die Schüler lernten Sprachen und Naturwissenschaften, Rhetorik und Musik, Physik, Mathematik und Astronomie, sie erhielten außerdem im Hause wie im Garten den Antrieb zu praktischen Versuchen, zur Wahl eines produktiven Berufes, oder einer vortheilhaften Nebenbeschäftigung. Die Lehrer und deren Genossen selbst waren zum Theil Maler oder Bildhauer, Schnitzer oder Sticker, Baumeister oder Gärtner, Botaniker oder Mediziner, Astronomen oder Alchymisten oder sie trieben sonst eine nützliche Hantirung. Von den Mönchen bethätigten sich die einen mit Bücherabschreiben oder Büchereinbinden, die anderen malten Initialen und Miniaturbilder, componirten farbenprächtige Mosaiken, entwarfen Pläne zu neuen Bauten', formten Modelle oder meißelten Figuren in Stein und Holz; die dritten leiteten die Neubauten oder Verschönerungen, bethätigten sich als Ingenieure bei Brücken-, Straßen- und Kanalbauten; wieder andere thaten sich hervor in der Fertigung von Schnitzereien und Einlegarbeiten, von künstlichen Gefäßen aus Gold und Silber, von zierlichen Stäben und Schreinen aus Holz und Bein, von mechanischen Werken aller Art, von herrlichen Stickarbeiten. Auf den weiten und beschwerlichen Reisen, die im damaligen Studenten- und Klosterleben gewöhnlich waren, wurden der Gesichtskreis und die Kenntnisse erweitert; man lernte andere Städte, Länder, Völker, Einrichtungen und Bedürfnisse kennen und schätzen; die 'erfahrenen Mönche und weltläufigen Lehrer

wußten durch frische Anregungen, Versuche, Neuerungen und Erzählungen den Umgang mit den Schülern unterhaltend und fesselnd zu machen. Die Bekanntschaft mit dem geistigen Inhalt der antiken Dichtungen und die Tiefe des religiösen Gemüthes erzeugten die schönsten Schöpfungen in Wort und Ton und verliehen einen Sinn für die Herrlichkeit der Natur, welche der Pflege der Gartenkunst und der Blumencultur, letzterer auch im Interesse des Cultus, den größten Vorschub leistete. Dabei wurde auch den Bedürfnissen des Lebens und der Wirthschaft Rechnung getragen. Der Anbau von Gemüsen, die Veredlung des Obstes, die Verbesserung des Weines und die künstliche Fischzucht fanden in den Klöstern die sorgsamsten und verständigsten Pfleger. Manche Klöster waren wirkliche Musterwirthschaften, landwirthschaftliche Schulen und Versuchsanstalten. Daneben bewährten sie ihren Charakter als Hilfs- und Heilsorte nicht bloß in Krankheiten der Seele, sondern auch des Körpers. Die Heilkunde wurde von vielen Mönchen betrieben und dem entsprach die Aufmerksamkeit, mit der die verschiedenen Heilkräuter gepflanzt wurden. In gewissem Zusammenhange damit stand auch der Eifer für die Alchemie. Die Erfindung des Weingeistes, die Fabrikation der Lebenselixire und Gesundheitsliqueure verdanken wir in erster Linie den Mönchen. Allerdings hat die Wissenschaft der Alchemie viel geirrt, aber auch viel gestrebt. Zahlreiche Entdeckungen und Erfindungen danken wir den Alchemisten, zum letzten nicht die Erfindung des Pulvers und die Aenderung der Kriegstechnik, wodurch die Zeit und die Welt völlig umgestaltet wurde. Ein Mönch gilt als der Erfinder des Pulvers. „Die Mönche,“ sagt der berühmte Chemiker Wislicenus, ein liberaler Protestant, „sind neben den Arabern für meine Wissenschaft grundlegend geworden.“ Bisher haben die Culturhistoriker in der Suche nach dem Stein der Weisen zumeist nur auf die Auswüchse, Betrügereien und Schwindeleien hingewiesen, welche indessen in der größten Mehrzahl ohne Zuthun der Mönche verübt wor-



Und diese ganze Summe von geistiger Arbeit,
Thätigkeit, technischer Fertigkeit und praktischer
war nicht etwa bloß das besondere Eigenthum
sie hatte sich dem Volke mitgetheilt, Bildung u
ein Gemeingut geworden, aus dem Handwe
ersten Dichter, Künstler und Staatsmänner herv
schaft war in die Laienwelt gedrungen, die Kun
des deutschen Hauses geworden. Die Formen
bilder, Mustersammlungen und Lehrbücher, du
neuester Zeit die Besserung des Geschmackes und
des Kunstsinnes betrieben wird, ziehen ihren
Inhalt aus den erhaltenen Ueberresten der d
Das Mittelalter hat einen eigenen Baustyl er
die Malerei durchgeistigt, die Bildhauerei u
auf die höchste Stufe der Vollendung gehoben,
dem Handwerk vermählt, die Kirchen zu Kunst
und eine Reihe von technischen Hantirungen
Kenntniß uns durch die Wirren der Reform
ging und die erst in der neuesten Zeit neu er
mußten, so beispielsweise die Glasmalerei, die K
zucht und andere Dinge. Mit der Wiederer
„altdeutschen Hauseinrichtungen" hängt der ab
schwung unserer Gewerbe zusammen. Drei Jahr
haben wir uns bemüht, den geschichtlichen, ge

Finsterniß über der Nation lagerte und daß erst die
rmation das Dunkel zu durchbrechen, die Schule zu ver=
meinern und Licht zu verbreiten begann. Staunend
en wir nun wahr, daß die Voreltern uns in den Ein=
ungen der öffentlichen Bauten, des traulichen Wohnhauses,
bürgerlichen Gesellschaft, der christlichen Wohlthätigkeit,
Arbeitsorganisation, des wirthschaftlichen Lebens und der
en Bildung unschätzbare Fundgruben hinterlassen haben.
Kunstgewerbe hat den zerrissenen Faden wieder aufge=
en und sich dadurch in kurzer Zeit zu einer Achtung
nden Stellung auf dem Weltmarkte emporgeschwungen.
ner, Bildhauer, Schlosser, Hafner, Zimmerer, Glaser,
aler, Baumeister, Gürtler, Gold= und Silberschmiede,
ßer, Formenschneider, Buchdrucker, Buchbinder, Weber,
, Schneider und Schneiderinen bilden sich an den
n des Mittelalters. Die bildende Kunst leiht wieder
andwerk ihre erfindungsreiche Formengewandtheit und
uf dem eigensten Gebiete der Malerei und Bildhauerei
influß der erwachten Geistesrichtung zu spüren an.
ohe materialistische Pilz, der sie angesteckt und ver=
hat, soll durch die Taufe im Gesundbrunnen der alten
r ausgemerzt werden. Diese waren wohl derb und
ich, aber ihr feineres ästhetisches Gefühl verbot ihnen
amlose Nacktheit oder die nackte Schamlosigkeit zum
urf ihrer Darstellungen zu machen. Die alten Griechen
hrem auf's Höchste ausgebildeten Schönheitssinn und
lichen Feingefühl stellten niemals (?) eine Venus ganz
idet dar. Das brachten erst die sittlich herabgekommenen
geistig verbildeten Italiener zur Zeit des Verfalles des
schen Reiches zu Stande. An diese knüpfte der mit der
rigen Ueberlieferung und der nationalen Entwicklung
brechende junge Humanismus des Reformationszeitalters
Uebereifrig und übersprudelnd brach er völlig mit der
angenheit und warf mit den Fehlern und Mängeln zu=
das Gute und Schöne über Bord. Die Kunst verödete,

das Handwerk versumpfte, das Volk verarmte, die Nation verkümmerte, das Reich war verloren. Zwischen den Vertretern der Bildung und der Masse des Volkes fehlte nun das Bindeglied. So fanden der Geist und das Bedürfniß des Volkes in den mittleren und höhern Schulen keine Berücksichtigung mehr. Der Schule kam das Verständniß für das Leben mehr und mehr abhanden und so stand schließlich in derselben das „klassische Alterthum fremder Völker" als einzig maßgebendes Unterrichtsfach für die deutsche studirende Jugend da. Der slavisch-absolutistische Herrscherbegriff und der militärisch-stramme Drill, welcher sich aus dem Zwang der Verhältnisse und der Neigung der Regenten in den ganz oder halb germanisirten Marken jenseits der Elbe herausgebildet hatte, erhielt seine Rechtfertigung und Weihe durch den harten Staatsbegriff des Römerthums, den sich die neue Schule gemäß den Wünschen der hohen Brodgeber zurecht legte. Freilich ist die allgemeine obligatorische Volksschule eine Forderung geworden, deren Erfüllung sich nirgends mehr abweisen läßt. Was aber bekämpft und gebessert werden muß, das ist die Unterrichtsmethode unserer gelehrten Anstalten, welche völlig unzeitgemäß und ungenügend ist. Wie die Methode so sind viele von deren Trägern und leider beeinflussen diese auch die Volksschulen, wofür die Vielzahl und Ungeschicklichkeit der Lehrmittel zeugen. Es fehlt den Schulbureaukraten der Geist, der lebendig macht. Sie sind nicht Geist vom Geiste des Volkes, nicht Fleisch von unserem Fleisch. Sie sind sozusagen eine Art römischer Mumien, die durch ein Automatenwerk wie Maschinenmenschen sich bewegen, reden und schreiben. Werden sie einmal von der Kritik getroffen, dann rufen sie wie am Schnürchen gezogen nach dem Papa „Staat" und der Mutter „Regierung", und erklären ihren Idealismus in Gefahr, der doch nicht ein Spiegel des nationalen Idealismus ist, sondern nur der angelernte Begriff von der Heiligkeit und Unantastbarkeit der buttergebenden Melkkühe, welche hier in Form von ebenso dickleibigen als geist-,

saft- und kraftlosen lateinischen und griechischen Lehr- und Uebungsbüchern vor uns liegen.

Wir erschöpfen unsere Kräfte im wirthschaftlichen Ringkampfe und achten nicht darauf, daß die Fortdauer des Schulwesens, wie es jetzt ist, die Bedingungen unseres wirthschaftlichen Fortschrittes je länger je mehr untergräbt. Wir haben die verbohrten Zunftmeister, welche die Bedürfnisse einer neu angebrochenen Zeit nicht zu begreifen vermochten, einfach über Bord geworfen. Dabei haben wir allerdings den großen Fehler verübt, daß wir nichts Besseres an die Stelle der überkommenen Arbeitsorganisation gesetzt haben. Unsere Schule hatte uns eben niemals in die Continuität unserer Entwicklung eingeweiht, sie hatte uns vielmehr die Geschichte als eine Zusammenstellung abgerissener Abschnitte vermittelt, sie lehrte genau wie sie selbst war. Die Noth zwingt uns jenen Fehler einzusehen und nach Möglichkeit gut zu machen. Aus dem Volke ist die Reformbewegung herausgewachsen und von Niemanden ist sie mehr befehdet worden als von den Vertretern der höheren Schulen. Aus diesen gehen die Vertreter der Staatsautorität, die Beamten aller Kategorien hervor, aber wie sollen diese die Wirthschaftsreform in die Hand nehmen und zur Durchführung bringen, da sie selbst durch den langjährigen Aufenthalt in jenen Schulen dem Leben und Weben des Volkes entfremdet worden sind? Alles spricht und schreibt von der Social- und Wirthschaftsgesetzgebung, die bereits gewährt oder noch gewährt werden soll. Aber von der Reform der Mittel- und Hochschulen, welche eine nothwendige Voraussetzung des nationalen Aufschwunges ist, spricht man gegenüber der Macht staatsverpfründeter Coterien nicht gerne. Man getraut sich allenfalls noch gegen Fabrikanten, Bauunternehmer, Bergwerksbesitzer, Kaufleute und Juden ein hartes Wort zu schleudern, aber „die Schule ist ein unantastbares Palladium“, wenigstens die höhere Schule. Das Kunsthandwerk hat sich von dieser halb und halb befreit und erholte sich an den guten Beispielen des verpönten und verkannten Mittelalters. Frei-

lich ganz vermochte es sich von dem modernen Schulzopfe nicht los zu machen. Die liebe Gewohnheit, genau nach Paragraphen und Schablonen zu lernen und zu handeln, wirkt bei manchem Lehrer und Schüler noch in auffallender Weise nach. Der Mangel an Ideenschwung, Phantasie, Erfindungsgeist, kurz die Einklemmung des freiheitlichen Strebens in den Schraubstock einer beschränkten Schulweisheit hat unseren zeitgenössischen Meistern allzusehr die sklavische Nachahmung der alten Vorbilder diktirt; wir treffen nicht selten eine merkwürdige Vorliebe für die späteren Auswüchse, für das Barocke, Bizarre und Unnatürliche an. Der neue Schaffensgeist ist nicht wählerisch genug, findet nicht überall die wirklichen Schönheiten heraus, paßt auch die alten, neu erstandenen Muster zu wenig den veränderten Anforderungen an, er ist noch nicht elastisch, weil noch nicht frei genug, um einen eigenen neuen Styl zu erfinden, der die Gesetze der Aesthetik mit dem technischen Fortschritte vereinigt, für lange Zeit hinaus den Geschmack, die Mode und Kunstrichtung beherrscht, der sich erhält als ein äußeres Wahrzeichen auf dem Wege der Cultur, als ein unvergängliches Denkmal des eigenthümlichen nationalen Geistes. Was wir jetzt in den Baugewerken Styl nennen, ist zumeist nur die verschnörkelte Auffrischung früherer Style, die zum größten Theil gar nicht aus dem eigenen Volksgeiste herausgewachsen sind. Vor der Reformation hatte dieser seine urkräftige Gestaltung gewonnen: die deutsche Kunst war national durch und durch und darum verschaffte sie sich allenthalben Ansehen und Kundschaft. Mit der Reformation kam eine fremdartige Renaissance, mit dem totalen Siege des römischen Rechtes die antikisirende Kunst. „Frei von Rom!" war die Parole. Wirklich, man löste die Gemeinschaft mit dem christlichen Rom und tauschte dafür die Tyrannei des heidnischen Rom ein im Staate, im Leben, in der Kunst und in der Schule. Der wirthschaftliche Niedergang des deutschen Volkes war die nothwendige Folge. Seine Lebenskraft ward ihm unterbunden und es drohte unter den

anderen Völkern zu verschwinden. Aber aus den Gebeinen der vertriebenen Mönche erstand der Rächer: die Jesuiten verkündeten dem alle Freiheit unterdrückenden Fürstenabsolutismus gegenüber das Princip der — Volkssouverainetät.

Das Mönchthum hat im Jesuitenorden eine zeitgemäße Erneuerung erhalten. Wie alles in der Welt haben auch die kirchlichen Orden ihr Auf und Nieder erlebt: aber sie sind nicht untergegangen, sie haben sich immer wieder zu neuer Thatkraft und Gestaltung aufgeschwungen. „Wiederholt hat das Mönchthum," schreibt der protestantische Professor Hannack in Gießen, „die sinkende Kirche geretttet, die verweltlichte befreit, die angegriffene vertheidigt, die erkaltenden Herzen erwärmt, die widerspenstigen Geister gezügelt, die der Kirche entfremdeten Völker wiedergewonnen." So kam im 6. Jahrhundert die Gründung des hl. Benedikt, im 11. Jahrhundert die Cluniacensische Reform, im 13. Jahrhundert die Stiftung der Bettelorden, im 16. Jahrhundert die Errichtung des Jesuitenordens. Er war ein Kind seiner Zeit, ein Sohn seines Volkes. Die Idee der Weltherrschaft beherrschte den spanischen Ritter, der dessen erster General wurde, beseelte die spanischen Genossen, welche die erste „Compagnie Jesu" bildeten. Verstärkt wurde diese Idee durch die großen Ideen der Kirche, zu deren Vertheidigung militärische Organisation und Disciplin um so nöthiger waren in einer Zeit, da stehende Heere die Stützen des weltlichen Fürstenabsolutismus geworden waren. Aber die äußere Form reichte nicht aus, um den Kampf mit Erfolg zu führen. Die Streiter der Kirche mußten auch mit allen geistigen Waffen ausgestattet seyn, welche die Erfahrung der Vergangenheit, die Erkenntniß der Gegenwart und das Bedürfniß der Zukunft zur Verfügung stellten. Der Jesuitenorden nahm darum in erster Linie das geistige und wissenschaftliche Exercitium mit kraftvoller Energie an die Hand und benützte zu dessen regelrechter Einrichtung das Gute, das er von den Vorgängern überkommen hatte. Doch genügte ihm das nicht: er verbesserte das Unterrichts-

wesen entsprechend den Fortschritten und Geboten der Zeit und bildete auf seinen Gymnasien, Lyceen und Hochschulen die Aristokratie des Geistes, welche den Kampf aufnahm wider die Feinde der Kirche. Indem die Jesuiten zu dem größten Scholastiker Thomas von Aquino zurückkehrten, setzten sie sich in den Besitz allgemeiner Anregungen und umfassender Kenntnisse, welche sie — wie der protestantische Geschichtschreiber Macaulay sich ausdrückt — im höchsten Maße befähigte, ihre Fäden über alle Winkel der Erde, über alle Zweige des Wissens und Könnens auszuspannen. Freilich an unseren Hochschulen spricht man noch immer mit großer Verachtung von dem finsteren Mittelalter. Speciell von der Scholastik haben die meisten deutschen Professoren eine fast unverrückbar schlechte Ansicht. Im Staatslexikon von Bluntschli und Brater beginnt der Professor Prantl in München den Artikel über die Scholastiker mit den denkwürdigen Worten: „Wäre der pythagoräische Lehrsatz nicht schon längst entdeckt gewesen, das Mittelalter hätte wahrlich nichteinmal diesen gefunden; die Geschichte der Geistescultur muß es ja leider laut bezeugen, daß von den nahezu dreitausend Jahren, auf welche sie jetzt zurückblicken kann, es, gering gerechnet, ein ganzes Jahrtausend ist, um welches die Menschheit bezüglich des geistigen Fortschrittes durch ausschließliche Autoritätssucht betrogen worden ist; denn während dieser ganzen langen Periode waltet im Gebiete des Geistes jene vollendetste Unselbständigkeit, welche lediglich von Zufuhr eines traditionell werdenden Materiales abhängig, nicht einen einzigen Gedanken von sich aus erzeugt." Wie viel Unwissenheit und Selbstgefälligkeit drücken sich in diesen wenigen Worten aus! Dagegen gibt der akatholische Schriftsteller G. Friedrich Kolb in seiner „Culturgeschichte der Menschheit" wenigstens das eine zu, daß die Jesuiten, die in ihrer Staats- und Rechtslehre von den Sätzen des Thomas von Aquino und des hl. Augustin ausgingen, für die moderne Rechtsphilosophie grundlegend und bahnbrechend geworden sind. Insbesondere rühmt er von dem

bestgeschmähten Mariana, daß er nicht bloß einer der scharfsinnigsten Gelehrten und trefflicher Geschichtschreiber, sondern in vielen Beziehungen wahrhaft ein Staatsmann und Philosoph gewesen sei. Aus Unverstand oder blindem Jesuitenhaß habe man von seinem großen Werke über das Königthum so geredet, als habe er den Tyrannenmord gepredigt. Kolb citirt zahlreiche Stellen aus seinem Werke und fügt dann bei: „Hier findet sich keine Spur von lauernder Tücke, Hinterlist, Verrath und Treubruch, vielmehr tritt die entschiedenste Offenheit, Vaterlands- und Freiheitsliebe vor uns heran. Auch zeigt namentlich seine Bezugnahme auf die heidnische Geschichte, daß er nicht ausschließlich die Machterweiterung des katholischen Klerus im Auge gehabt haben kann. Während insbesondere bornirte protestantische Theologen und deren Genossen die greulichsten Anklagen erheben, könnte man mit mehr Recht behaupten, Mariana habe thatsächlich gesucht, jene Lücke der christlichen Doktrin zu ergänzen, daß in den Lehren der Kirche nur thatenloser, duldender Gehorsam gepriesen, daß dagegen nicht auch die heilige Flamme der Vaterlandsliebe durch die Religion entzündet, nicht die Begeisterung zu großen Thaten voll Aufopferung für das Gemeinwesen, den Staat und die Nation angefacht werde.“ Aehnlich wie Mariana lehrten und schrieben andere Jesuiten; wir nennen nur Fernando Vasquez, Robert Bellarmin, Wilhelm Rainold. Kolb spricht den staatsrechtlichen Ausführungen derselben die größte culturhistorische Bedeutung und wissenschaftlichen Werth zu.

Und wie in der Rechtsphilosophie, so knüpften die Jesuiten auch in der Wirthschaftslehre an Thomas von Aquino an und wurden so mit den politischen Schriftstellern Machiavelli und Serra die Begründer der modernen Wissenschaft der Nationalökonomie.

(Schluß folgt.)

LXXI.

Onno Klopp's großes Geschichtswerk.

Die Jahre 1706 und 1707.

Der zwölfte Band des klassischen Werkes von Onno Klopp[1]) umfaßt die Jahre 1706 und 1707 jenes gewaltigen Krieges im Beginn des 18. Jahrhunderts, den man gemeinhin den spanischen Erbfolgekrieg zu heißen pflegt, der aber eher ein europäischer Coalitionskrieg war wider Frankreich zur Bekämpfung der Supremalie desselben, ein Krieg für die Freiheit Europas von der Knechtung Ludwigs XIV. Englands König Wilhelm III. war die Seele, der Hauptmotor der großen Allianz vom 7. September 1701 gewesen, der Römische Kaiser deutscher Nation Leopold I. und die Republik Holland unter dem Rathspensionär Heinsius seine vornehmsten Verbündeten. In diese Stellung Englands im Mittelpunkt der großen Allianz succedirte die Königin Anna, da sie begriff, daß nur hierdurch, sowie durch die Aneignung der zweiten großen Lebensaufgabe ihres Vorgängers, der Sicherstellung der protestantischen Thronfolge, sie die Krone auf ihrem Haupte, unter Ausschließung ihres Bruders Jakob, zu eigenem Recht sich werde festigen können. Dennoch, viel-

---

1) Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhang der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. Wien 188

leicht eben deßhalb hat die Königin Anna Zeit ihres Lebens es nie über sich gewinnen können, der Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland gegenüber eine andere als unfreundlich abgewandte Haltung einzunehmen, und trug sie sich noch bis in ihre vorgerückteren Jahre mit der wirklich gehegten oder vorgewandten Hoffnung auf eigene Descendenz, als die Möglichkeit einer solchen für jeden Unbefangenen bereits längst ausgeschlossen zu seyn schien. Ungeachtet ihrer sehr entschiedenen Absicht, die Krone Englands für sich kraft eigenen Rechts zu behalten, machte die Königin Anna ihren Vater, den König Jakob II. in St. Germain, glauben, sie wolle, um Dritte (das Haus Hannover) auszuschließen, die Krone gleichsam nur in Verwahrung nehmen bis auf günstigere Zeiten, um sie dann ihrem Bruder Jakob zu übergeben. Dieß widerspruchsvolle Verhalten nagte heimlich an ihrem Gewissen, und war dasselbe und der daraus resultirende Groll gegen ihre Verwandten in Hannover um so merkwürdiger als die protestantische Thronfolge die einzige Voraussetzung bildete für ihr eigenes Kronrecht. Verneinte Anna das aus den bekannten Parlaments-Beschlüssen abfließende Recht der Kurfürstin Sophie von Hannover und deren Descendenz, so verneinte sie damit nur ihr eigenes Kronrecht.

An dieses Verhalten der Königin Anna bezüglich der hannover'schen Thronfolge haben wir erinnern zu sollen geglaubt behufs richtiger Würdigung der Parlaments-Beschlüsse von 1706, mit denen sich unser 12. Band im Anfang beschäftigt. Es ist eins der Verdienste des Klopp'schen Werkes, das Verhalten der kurfürstlichen Familie von Hannover gegenüber der englischen Thronfolge und der englisch-schottischen Union in ein neues, richtiges Licht gestellt zu haben. Irrthum, beziehungsweise tendenziöse Unwahrheit haben jenem Hause ein Trachten aus Ehrgeiz nach der Krone von England, wo nicht gar eine Vorschubleistung der Bewegung von 1688 unterstellt. — Ferner dürfen wir als neu, bezw. be-

richtigt bezeichnen die Klarstellung des Verhältnisses zwischen dem Könige Karl III. von Spanien, dem Bruder des Kaisers Joseph I., und dem englischen Höchstcommandirenden in Spanien, Lord Peterborough; ebenso die Darstellung des Verhaltens des Königs Friedrich I. von Preußen namentlich vor der Schlacht von Ramillies; ferner die Aufschlüsse über die Beziehungen zwischen dem ungarischen Rebellenführer Rakoczy und Ludwig XIV. Aus dem Jahre 1707 kommen aus denselben Gründen besonders in Betracht das englisch-savoyische Unternehmen gegen Toulon und das Verhalten hierzu des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen und des Königs Karl XII. von Schweden, sowie des Letztern langer Aufenthalt in Sachsen und dessen Charakterisirung im Allgemeinen; endlich die Darlegung des Einbruchs des Marschalls Villars in Süddeutschland vermittelst Verraths von deutscher Seite nebst dem Eintreten des Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover für die Süddeutschen in Vergleichung mit der Haltung Friedrich I. von Preußen.

Die gedrängte Darstellung dieser Punkte wird in den folgenden Blättern versucht werden. Wir haben uns zunächst nach England als der bedeutsamen Centralstelle der wider Frankreichs Suprematie gerichteten Tendenzen dieser Geschichtsepoche zurückzuwenden.

Das neuerwählte Parlament trat zusammen am 5. November 1705 und zwar in ungewöhnlicher Vollzähligkeit. Als Motiv für letztere bezeichnete die Königin in ihrer Thronrede die allgemeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, den Krieg fortzuführen. Denn, bleibe der König von Frankreich Herr auch der spanischen Monarchie, so werde das Gleichgewicht der Mächte Europas aufgehoben, werde der Handel und der Wohlstand der Welt von Frankreich aufgesogen, und kein guter Engländer könne bei solchen Aussichten sich beruhigen. Daß das Ziel des Krieges, die Zurückstellung der spanischen Monarchie an das Haus Oesterreich, hier nicht

etwa als ein dem Hause Habsburg geleisteter Dienst, sondern als beschlossen im Interesse Englands selbst hingestellt wird, und England demgemäß nicht bloß als Bundesgenosse Oesterreichs auf dem Kriegsschauplatz erscheint, sondern als kämpfend für sein eigenes Wohl, das war der wichtigste Gedanke der Thronrede. Der nächst bedeutende Gedanke der Thronrede war die uneingeschränkte Erklärung der Königin für die Union von England und Schottland. Bei dieser Angelegenheit mußte auch die hannoversche Thronfolge wieder zur Sprache kommen. Die Parlamentsakte von 1701, durch welche die Kurfürstin Sophie und deren Descendenz zur Succession berufen ward, galt ja nur für England, nicht für Schottland.

In beiden Häusern hatten die Whigs die Majorität. Die Adressen beider waren bezüglich der Kriegführung ein gesteigerter Widerhall der Thronrede. In diesen Adressen war von der englisch-schottischen Union keine Rede. Von den Jakobiten im Oberhause (Partei Rochester) ward zu intriganten Zwecken, um die Whigs, sei es mit der Königin, sei es mit dem Volke zu entzweien, der völlig aussichtslose Antrag gestellt, die Kurfürstin Sophie nach England einzuladen. Der Antrag scheiterte, wie vorausgesehen, an dem unüberwindlichen Widerwillen der Königin, „ihren Sarg sich vor Augen stellen zu lassen". — Dagegen wurde ein Antrag der Whigs betreffend die Naturalisation der protestantischen Mitglieder des Hauses Hannover in England angenommen und von der Königin sanktionirt. Ein zweiter, die Sicherstellung der hannoverschen Succession in England betreffender Antrag erzielte die Ernennung einer Regentschaft für den Fall des Todes der Königin behufs Fortführung der Regierung im Namen des Successors bis zu dessen Ankunft in England. Später ward die Regentschafts-Bill Gesetz. Die Kurfürstin Sophie hatte in einer an den Erzbischof von Canterbury gerichteten Antwort auf dessen Insinuation, sich gegen den obgedachten jakobitischen Antrag zu erklären, zu

erkennen gegeben, daß sie sich den Intentionen der Königin und des Parlaments accommodiren werde, ohne Rücksicht auf die bestehenden Parteien zu nehmen. Das wollte den an diese Parteien gewöhnten Engländern weder damals noch später in den Sinn gehen, sie verstanden die ehrliche Offenheit der Kurfürstin einfach nicht, die überhaupt in die innern Angelegenheiten Englands sich nicht einmischen wollte. Auch Leibniz ließ in seinen Correspondenzen nach England es an Versicherungen nicht fehlen, daß die Kurfürstin dem jakobitischen Antrage völlig fremd gewesen sei. Die Königin Anna freilich glaubte an die Einwirkung der Kurfürstin, indem sie von sich selbst auf die Letztere schloß und sie für begierig nach der Krone hielt. Als Marlborough im Dezember 1705 nach Hannover kam und mit dem Kurfürsten die Entwürfe über die Naturalisation und Regentschaft beredete, konnte er nur berichten, daß der Kurfürst keine anderen Gedanken haben werde als entsprechend denen der Königin. Eine andere Aeußerung erfolgte weder seitens Georg Ludwigs noch der Kurfürstin.

Der Akt über die Naturalisation der Prinzeß Sophie und deren gesammten gegenwärtigen und zukünftigen Descendenz war nothwendig und deßhalb so wichtig als der ehrenvollste und sicherste Weg, um dieselbe nach den Gesetzen Englands fähig zu machen, dort Grundbesitz zu erben und Titel und Aemter anzunehmen. Die Königin Anna und die Whigpartei wünschten das Gewicht dieses Privilegiums zu erhöhen. Der Lord Halifax erbat sich daher und erhielt die Erlaubniß, beide Akte von 1706 nach Hannover zu bringen; die Königin fügte den Hosenbandorden für den Kurprinzen dem hinzu. Um so größer war ihr Verdruß darüber, daß auch diese Gunstbezeugungen in Hannover wenig imponirten. Ende Mai traf Lord Halifax in Hannover ein und überreichte der Kurfürstin feierlichst die in der That wichtigen und folgenreichen Akte. Im Juni wurde der Kurprinz mit dem Hosenbandorden bekleidet. Es verlief Alles glatt und höflich

ab, und Halifax kehrte befriedigt nach dem Haag zurück, wo er einen Garantie-Vertrag mit der Republik betreffend die hannover'sche Succession zu verhandeln hatte.

Wir haben gesehen, daß die beiden Akte über die Naturalisation des Hauses Hannover in England, beziehungsweise über die Regentschaft als sehr wichtig für die Thronfolge dieses Hauses in England von beiden Parlamentshäusern angesehen wurden. Um das nämliche Ergebniß auch für Schottland herbeizuführen, wurden die Unions-Verhandlungen eifrig aufgenommen. Die Sache zog sich aber doch hin und kam erst im Januar in Edinburg zum Abschluß. Das englische Parlament ratificirte, zumal auch die Königin Anna fördernd und antreibend einwirkte.

Das Verhältniß der Königin Anna zum hannover'schen Hofe blieb nach wie vor ein unfreundliches. Freilich trug die Kurfürstin Sophie nur ein geringes Interesse der Unions-Angelegenheit entgegen, obwohl das Hauptmotiv der Whig-Partei, die Union durchzusetzen, die Befestigung der hannover'schen Thronfolge war. Durch sie wurden die Schotten gehindert, nach dem Tode der Königin Anna den Prätendenten als ihren König anzuerkennen. Geleitet von diesem Interesse gaben Marlborough und Halifax der Königin den Rath, dem Kurprinzen Georg August einen englischen Titel zu verleihen. Es ergab sich der eines Herzogs und Marquis von Cambridge. Der damals erhoffte und später geborene Enkelsohn der Kurfürstin Sophie war Friedrich Ludwig nachmaliger Prinz von Wales, Vater Georgs III. Auch von dieser Titelverleihung zeigte die Kurfürstin sich wenig erbaut, welche die Königin Anna nichts koste, ihr, der Kurfürstin, aber Kosten auferlegen würde, falls das Diplom wieder durch einen außerordentlichen Gesandten überreicht werden solle. Demgemäß schrieb sie auch an den in Berlin gerade anwesenden Leibniz, daß die Ueberreichung des Diploms durch den ständigen Gesandten Mr. Howe völlig genüge. Das gab denn wieder Mißstimmung in London, und zog sich deßhalb

die Sache hin bis in das Frühjahr 1707. Dießmal drang indeß die Kurfürstin durch, und Mr. Howe mußte sich schließlich dazu bequemen, selbst ohne feierlich ceremoniöse Audienz — welche der Kurfürst für den Kurprinzen unpassend hielt — dem Letzteren das Diplom zu überreichen. Der 24jährige Kurprinz, welcher die Aussicht auf die englische Königskrone höher schätzte als sein Vater und seine Großmutter, benutzte den Anlaß des Dankes zu einer Kundgebung seiner Anerkennung und Bewunderung des Gelingens der Union. Eine Abschrift des bereits im Oktober fertig gewesenen Patentes war früher schon nach Hannover geschickt. Die Kurfürstin fand in demselben die Andeutung einer Mahnung für den Kurprinzen, nicht nach England zu kommen, und fuhr um so mehr fort, an der Aufrichtigkeit des Willens der Königin zu zweifeln, und die Berichte des in seiner Eitelkeit verletzten und deßhalb diplomatisch erkrankten Howe mochten nicht dazu beitragen, eine bessere Stimmung bei seiner Gebieterin hervorzurufen. Die Hauptsache selbst, die Union anlangend, war in dem damals sehr regen brieflichen Verkehr zwischen der Kurfürstin und Leibniz gar keine Rede davon, und als Letzterer erst im Dezember diese Angelegenheit einmal anregte, erhielt er sofort eine so kühl ablehnene Antwort von der Kurfürstin, daß es ihm unmöglich gemacht wurde, darauf zurückzukommen. Der Kurfürstin lag eben in dieser Zeit eine ganz andere Angelegenheit viel näher am Herzen als die ganze englische Succession, die Vermählung nämlich ihrer Enkelin Sophie Dorothea mit deren Vetter, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Letzterer war bekanntlich durch seine Mutter Sophie Charlotte ebenfalls ein Enkelkind der Kurfürstin Sophie. Friedrich I. war mit seinem Sohne zum Zweck der Werbung nach Hannover gekommen. Wie vor mehr denn 20 Jahren erhoffte die Kurfürstin Sophie, daß durch diese neue Allianz die langen Irrungen zwischen dem welfischen und hohenzollern'schen Hause ihren endlichen Abschluß erhalten würden. Wie wenig diese Hoffnung der

erlauchten Fürstin sich erfüllt haben, zeigt die Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis auf unsere gegenwärtigen Tage. — —

Obwohl der Sieg der Whigpartei ein vollständiger war, Marlborough im Glanze der Erfolge von Ramillies in England hoch gefeiert und reich belohnt ward, die englisch-schottische Union sich vollzogen hatte, das Parlament den Namen des Parlaments von Großbritannien annahm und Kriegsmittel wie nie zuvor bewilligte, erfolgte dennoch in dieser Zeit die folgenschwere Lockerung des persönlichen Freundschaftsverhältnisses zwischen der Königin Anna und der Lady Marlborough. Die Persönlichkeit der Königin, ihre Neigungen und Abneigungen waren für die damalige Zeit die wichtigsten Faktoren in der Geschichte Englands. Die Whigs drängten der Königin den Lord Sunderland, Schwiegersohn Marlborough's, als Staatssekretär gegen ihren Willen auf. Der Widerstand der Königin wich der Popularität Marlborough's, der Stachel persönlicher Verletzung blieb in Anna zurück. Ungeachtet die Fortsetzung des Krieges und die Union die Krone auf dem Haupte der Königin befestigten, und Anna deßhalb der whigistischen Politik folgte, brach ihre ursprüngliche Abneigung gegen die Whigs doch wieder durch. Es beginnt der Einfluß des geschmeidigen Sir Robert Harley, des spätern Grafen Oxford, auf die Königin. Mit ihm gleicher Gesinnung war der Kriegssekretär Henry St. John, der spätere Lord Bolingbroke. Beide Männer waren durch Marlborough's Gunst in ihre Aemter erhoben gegen die Warnung der schärfer blickenden Lady Sarah Marlborough. Noch aber war der verhängnißvolle Umschwung der Dinge erst im Keimen. Genug, daß die „Missis Morley", die Königin, die Freundschaft der „Missis Freeman", der Lady Marlborough, als ein Joch zu fühlen anfing.

Die Lage der Alliirten im Anfang des Jahres 1706 war eine sehr mißliche. Die Königin Anna konnte allerdings ihrem Parlamente für dessen reiche Geldbewilligungen zu

Kriegszwecken danken. In den kaiserlichen Landen aber herrschte der traditionelle Geldmangel. Die Rebellion der Ungarn unter Rakoczy's Führung, geschürt und unterstützt durch die von Ludwig XIV. monatlich gezahlten 50,000 Livres, entzog dem Kaiser jährlich sechs Millionen an Revenüen aus Ungarn. Die Armee des Prinzen Eugen in Italien befand sich in völlig verwahrlostem Zustande, es fehlte an dem Allernothwendigsten, englisches Geld mußte schließlich einigermaßen aushelfen. In Wien und London befürchtete man nicht ohne Grund von dem Krämergeist der Holländer, daß die Republik ihren Separatfrieden mit Frankreich schließen möchte; Heinsius gelang es, die Gefahr noch einmal zu beseitigen. Viktor Amadeus von Savoyen hatte den Verlust von Nizza an Frankreich zu beklagen und drohte mit seinem Abfall, wenn nicht schleunige Hülfe ihm gebracht würde.

Im Reich sah es kläglich aus. Von dem Sollbestande der Reichsarmee war kaum ein Fünftel beisammen, die bewilligten Gelder kamen nur zu einem spöttisch kleinen Theil ein. Es war förmlich üblich bei manchen Reichsfürsten geworden, daß sie außer der Bezahlung für ihre Contingente noch für sich selbst Douceurs verlangten und erhielten! Am begehrlichsten wie immer war der Kurfürst-König von Brandenburg-Preußen. Er verlangte nicht weniger als 200,000 Gulden für sich, natürlich außer der von den Seemächten effektuirten Bezahlung seiner 8000 Mann. Marlborough rieth dem Kaiser, das verlangte Geld zu bezahlen, um nur den edlen Hohenzoller nicht unwillig und der Sache abwendig zu machen! Außerdem verlangte Friedrich I., daß dem katholischen Reichsfeldmarschall Ludwig Markgraf von Baden ein protestantischer in der Person des wenig fähigen Markgrafen von Bayreuth beigeordnet werde. Joseph I. sah sich genöthigt, beides zu bewilligen. Aber trotzdem drohte Friedrich I., für den Feldzug keine Truppen mehr herzugeben. Er beschwerte sich, daß ihm der Feldzugsplan nicht mitgetheilt worden. Marlborough wies diese Beschwerde energisch zu-

rück, besorgte aber den Abfall des Königs mit begründetem Verdacht.

Ludwig XIV. hatte am Berliner Hofe immer Canäle offen für seine Intriguen. Dießmal ging es durch den Hofprediger Jablonski: Friedrich solle außer dem Reichscontingent alle seine Truppen abberufen und sich für neutral erklären. Dann wolle er, Ludwig, ihn als König von Preußen anerkennen, ihm 50—60,000 Thaler monatlich zahlen und die Ungarn bestimmen, den Kronprinzen zum König von Ungarn zu wählen! Diesen glänzenden Anerbietungen begann man in Berlin Gehör zu schenken; man bemühte sich, in Kopenhagen, dem Wunsche des Rakoczy gemäß und auf Anstiften Ludwigs XIV., dahin zu wirken, daß Dänemark seine in Ungarn in kaiserlichem Solde stehenden Truppen zurückberufe. In Friedrich I. erreichte zu diesen Zeiten das fürstliche Söldnerthum die höchste Stufe. Er traf, wie schon 1702 und 1703, seine Vorbereitungen stets so, daß er je nach Umständen den Verrath einleiten oder davon zurücktreten konnte, sorgte aber in allen Fällen für seinen Vortheil. Auch in Wien täuschte man sich dießmal nicht über die sittliche Qualifikation des preußischen Alliirten. Diesem Könige gegenüber, meldete man an Marlborough, bleibe nur einfach die direkte Frage übrig, ob er seine Verträge halten wolle oder nicht.

Die moralischen Fugen des Reiches lockerten sich mehr und mehr, die Form bestand noch, der alte Geist war gewichen. Selbst die Reichsacht, welche einst Heinrich den Löwen aus Deutschland hinaustrieb, hatte nicht mehr die vernichtende Wirkung. Sie wurde im April 1706 über die beiden Brüder Max Emanuel, Kurfürst von Bayern, und Joseph Clemens, Kurfürst von Köln, wegen ihres Bündnisses mit Frankreich feierlichst ausgesprochen. In Bayern aber reagirte die Anhänglichkeit an den angestammten Landesherrn. Erbittert durch unkluge Grausamkeiten der Kaiserlichen im Kriege, schlossen sich die Bayern ihrem Fürsten im Unglück

wieder an, dessen französische Politik sie vor Kurzem noch streng verurtheilt hatten.

Unter solchen Umständen, bei dem kläglichen Zustande der oberrheinischen Armee, bei dem Mangel jeglichen Zusammenhanges und einheitlicher Oberleitung der Aktion der Alliirten, konnte der Markgraf von Baden nicht nur nicht zur Offensive in Frankreich übergehen, sondern mußte sogar seine Position bei Hagenau und damit das Elsaß vor dem Andrängen des Marschalls Villars aufgeben.

In Holland herrschte Kleinmuth; in Italien hatte Vendome den Stellvertreter des Prinzen Eugen geschlagen; aus Spanien kam die Nachricht, daß König Karl III. in Barcelona belagert werde. Wahrlich, es sah trübe genug aus im Lage der Verbündeten. Dann aber wendete sich das Glück entschieden zu Ungunsten Ludwigs XIV. und zwar zunächst in Spanien.

Der Entsatz von Barcelona wurde herbeigeführt durch eine Flotte unter Leake und Wassenaar, bei deren Erscheinen die französische Flotte wich. In schmählicher Weise entfloh Philipp V. nach Perpignan in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai. Die englische Nationaleitelkeit hat versucht, dem Höchstcommandirenden in Spanien, dem Lord Peterborough, ein besonderes Verdienst beizumessen, welches ihm durchaus nicht zukommt; er war sehr unfähig. Von dem Verfasser ist neu der Nachweis, daß das Verhältniß des Lord Peterborough zu dem König Karl III. durch des Ersteren Eigenwilligkeit und Unbotmäßigkeit ein sehr unangenehmes war. Durch seinen Abmarsch nach Valencia entzog er dem Könige sehr benöthigte Streitkräfte und brachte ihn in Gefahr. Von Anbeginn an hatten die Seemächte den jungen König Karl in eine schiefe Lage gebracht, indem sie das Geld und die Truppen, also die Mittel, das Königreich den Franzosen zu entreißen, nicht in seine Hände gaben, ihn also thatsächlich abhängig machten von denen, die ihm dienen sollten. Lord Peterborough nützte dieß verkehrte Verhältniß im Interesse

seiner Eitelkeit aus. Sogar in der Beförderung der Briefe des Königs verfuhr er nach seinem Eigenwillen, und wurden mehrseitig Klagen laut, daß Briefe aufgehalten und geöffnet wurden, ebenso vorenthielt er längere Zeiten Gelder, die für den König bestimmt waren. Karl III. war hiernach nicht allein von allen Mitteln entblößt, sondern steckte in Schulden. Es ward ihm durch Peterborough unmöglich gemacht, auf Madrid zu marschiren, und vermuthlich nur aus Eitelkeit, um die Ehrenbezeugungen früher als der König Karl in Empfang zu nehmen.

Mittlerweile bereitete sich der Schlag von Ramillies vor. Ludwig XIV., der die Prätension hatte, von Versailles aus seine Marschälle im Felde als Oberfeldherr zu dirigiren und ihnen seine Befehle zugehen zu lassen, befahl dem Marschall Villeroy, aus seinen schützenden Linien zur Offensive vorzugehen. Marlborough, der die Bewegungen seines Gegners bemerkte, forderte von Tongern aus das Heranziehen der verbündeten Streitkräfte. Die Preußen-Brandenburger waren nicht pressirt, wie das auch Villeroy schon auffallend gewesen war. Der König Friedrich hatte an Marlborough geschrieben, aus gewichtigen Gründen sei er verhindert, seine Truppen an den Oberrhein zu schicken, man werde ihn hoffentlich nicht dazu drängen wollen. Marlborough sprach wiederholt seinen Unmuth hierüber an den englischen Gesandten Lord Raby aus, und der holländische Feld-Deputirte Goslinga bezeichnet das Verhalten Friedrich's als la conduite irrégulière de ce prince. Marlborough machte sich demnach ohne die Preußen kampfbereit; die Dänen kamen noch rechtzeitig an. Statt selbst anzugreifen, bevor die Verbündeten sich vollständig gesammelt hatten, erwarteten die Franzosen bei Ramillies den Angriff Marlborough's. Sie wurden, nach tapferer Gegenwehr im Anfang, vollständig in die Flucht geschlagen: die Verfolgung dauerte bis tief in die Nacht, das Elite-Corps, la maison du roi, vernichtet, 4000 Gefangene gemacht. Vom 23., dem Tage der Schlacht, bis zum 28. hatten die siegenden

Truppen keine Rast, die Franzosen flohen unaufhaltsam bis Brüssel; in Löwen nahm Marlborough Hauptquartier. Ganz Brabant huldigte Karl III. als dem rechtmäßigen Könige.

Das Verhalten des Königs von Preußen rief indeß großen Unmuth hervor in Wien, im Haag, in London. Alle drei Mächte hatten auf ihre Aufforderung, der König möge die 8000 Mann an den Oberrhein senden, eine verneinende Antwort erhalten; ja, der Gesandte Graf Schmettau erklärte im Haag, der König werde für dieß Jahr den Vertrag über die 8000 Mann in Italien erfüllen und nach dem Feldzuge seine Truppen zurückberufen. — In Wien stellte Friedrich I. neue elf Forderungen auf, ohne deren Gewährung er weder das Reichs-Contingent noch die vertragsmäßigen 8000 Mann stellen werde. Letztere war aber Friedrich kraft des Vertrages vom 8. November 1700 dem Kaiser schuldig als ein Aequivalent für die Erwerbung der königlichen Würde.

Man sieht also schon hier die Tendenz Preußens, den ihm aus einem Vertrage erwachsenen Verpflichtungen sich zu entziehen, nachdem sein Paciscent die vertragsmäßige Gegenleistung ihm hatte zu Theil werden lassen. Es ward in Berlin erklärt, im Falle der Nichterfüllung der Traktaten seitens des Königs würden auch die drei Bundesmächte: der Kaiser, die Königin von England und die Generalstaaten von aller Verpflichtung wider ihn entledigt seyn. Marlborough spricht an Lord Raby in Berlin die Ueberzeugung aus, die Niederlage der Franzosen bei Ramillies werde dort schwerer in's Gewicht fallen als alles Andere. Er war demnach der Ansicht, daß Friedrich I. auf dem Wege zu Ludwig XIV. sich befinde oder befunden habe. Es war wie in 1702. Wie damals der glückliche Feldzug, hatte dießmals Ramillies die hochgehenden Pläne Ludwigs XIV. zugleich mit dem aufkeimenden Verrath des Königs von Preußen niedergeschlagen. Marlborough wollte aber die preußischen Truppen nicht in Wesel stehen lassen, wie die Franzosen gewünscht hätten. Es blieb nichts Anderes übrig als mit Fried-

rich I. neue Verträge zu schließen, wiederum zum Vortheil desselben.

Wesentlich neu sind ferner die von dem Verfasser gegebenen Aufschlüsse über das zwischen Ludwig XIV. und dem ungarischen Rebellenhaupt Franz Rakoczy bestehende Verhältniß. Gemeinhin hat man in Letzterem einen glühenden ungarischen Patrioten erblickt. Dem ist nicht so, wie Onno Klopp unwiderleglich nachgewiesen hat. Rakoczy war lediglich einer der vielen Söldlinge, welche Ludwig XIV. in seine Dienste zu ziehen verstanden hatte. Schon in Bd. XI hat der Verfasser gezeigt, wie neben den die Sache betreffenden Forderungen (Subsidien für die Rebellion) Rakoczy bei dem Könige stets um persönliche Vortheile und Annehmlichkeiten bettelte. Erst in seinem Testamente bekennt Rakoczy, daß unter Anderem der König Ludwig ihm die Hälfte der bedeutenden und sehr einträglichen Jaroslaw'schen Güter in Polen geschenkt habe; sie waren von der Königin-Wittwe Marie Sobieska gekauft, und der Contrakt ward aus leicht erklärlichen Gründen unter einem fremden Namen ausgestellt.

Rakoczy erstrebte ein Bündniß zwischen Schweden, Polen und Ungarn, eine Neuwahl etwa des Schwedenkönigs Karl XII. zum Könige von Ungarn, für sich die Krone von Siebenbürgen. Er erhielt überdem von Ludwig noch andere werthvolle Geschenke, während Karl XII. von Schweden seine Pläne keiner Antwort würdigte. Auf dem von Rakoczy convocirten und auf seine Veranstaltung durch Mord befleckten blutigen Landtage von Onod erfolgte im Anfang 1707 die förmliche Absage der Rebellen an Joseph I. und das Haus Habsburg. Diese Absage war die angebliche Vorbedingung Ludwigs XIV. für ein Bündniß mit Rakoczy. Nach Onod aber fiel es dem Könige nicht ein, ein Bündniß abzuschließen. Er hatte nur beabsichtigt, dem Kaiser durch den nunmehr nothwendig fortdauernden Kriegszustand in Ungarn zu schaden auch ohne Bündniß und mit weniger Geld. Rakoczy war nur das er-

kaufte Werkzeug in der Hand des Königs von Frankreich; er glaubte zu schieben und ward geschoben.

Das Jahr 1706 war ferner ausgezeichnet durch den glänzenden Sieg des Prinz Eugen von Savoyen über die Franzosen unter dem Herzoge von Orleans und Marschall Marsin in den Belagerungslinien von Turin, den 7. Sept. In wilder Flucht retirirten die Reste der französischen Armee nach Pignerol und von da in die Berge, aus denen sie nicht wieder herauskamen. Turin ist frei, Eugen zieht in Mailand ein, ganz Oberitalien ist wieder in kaiserlicher Gewalt.

Es handelt sich nun um die Haltung des Savoyers, des Herzogs Viktor Amadeus.

Wir müssen vorausschicken, daß nach dem Hausvertrage der beiden Habsburgischen Linien vom Dezember 1705 Mailand der deutschen Linie vorbehalten bleiben sollte. Dieß war jedoch in einem geheimen Artikel ausgemacht. Die Westmächte würden sonst gleich widersprochen haben. Sie wollten das spanische Erbe für Karl III., nicht aber wollten sie einen Machtzuwachs der deutschen Linie des Hauses. Dazu kam ein bedeutender Differenzpunkt über die Richtung der zunächst zu unternehmenden Kriegszüge.

Das Hauptaugenmerk des Kaisers Joseph war der Erwerb der spanischen Erbschaft in Italien. Nachdem das Mailändische durch die Siege Eugens und durch den Capitulations-Vertrag von Mailand vom 23. März 1707, wonach die französischen Truppen aus den Städten frei abziehen durften, zurückerworben war, galt es auch Neapel wieder zu gewinnen. Die Expedition nach Neapel wird in Wien beschlossen und siegreich durchgeführt; das Königreich ist, mit Ausnahme von Sicilien, in Händen der Kaiserlichen. Zur Eroberung der Insel hätte es der Mitwirkung der Seemächte bedurft. Für Neapel genügte die bloße Gegenwart der englisch-holländischen Flotte im Mittelmeer, daß kein französisches Schiff sich dort sehen ließ. Die Seemächte, und namentlich England, waren aber sehr unmuthig über den Zug

er Kaiserlichen nach Neapel. Die Engländer führten den Krieg und brachten schwere Opfer an Geld und Menschen icht deßhalb, weil das Erzhaus Oesterreich berechtigt zum panischen Erbe war, sondern wegen ihres englischen Interesses, daß nicht das Haus Bourbon Frankreich und Spanien mit Westindien zugleich besitze. Sie wollten daher as ganze spanische Erbe den Bourbons entreißen, während er Kaiser das eigentliche Spanien und die Colonien fahren u lassen geneigt war. Dem englischen Interesse entsprach s ferner, Frankreich des Seehafens von Toulon zu berauben, m die Herrschaft im Mittelmeer sich zu sichern. Dahin ing jetzt ihr ganzes Trachten. Man verlangte in London ur Unterstützung des gegen Toulon gerichteten Unternehmens, aß die Verbündeten eine Diversion in Frankreich selbst nachten. Besonders sollte der Herzog von Savoyen sich hie-ei betheiligen und das Ganze leiten. Merkwürdiger Weise var Viktor Amadeus der Liebling der Engländer und setzten ie in ihn ein blindes Vertrauen. Er täuschte sie nach sa-oyischer Art. Dem Herzog lag es ob, alles für die Be-agerung von Toulon Erforderliche herbeizuschaffen. Die Truppen waren angesichts Toulon's nach langsamem Marsch ngelangt, nahmen auch eine verschanzte Höhe mit Sturm. Der Prinz Eugen aber hatte sich von Anfang an gegen die Expedition ausgesprochen, weil sie ihm erfolglos, jedenfalls on keiner besonderen Wichtigkeit erschien. Und nun zeigte s sich, daß es an wesentlichen Requisiten zu einer Belagerung fehlte. Eugen berichtet darüber und spricht „in Geheim" eine Ansicht aus, daß das keine bloße Nachlässigkeit des Herzogs war, daß er vielmehr die Unternehmung gegen Tou-on habe scheitern lassen wollen. Nur die Engländer ahnten nichts von dem Doppelspiel des Savoyers. Während dieser durch den Prinz Eugen dem Kaiser seine Zustimmung zu dem Unternehmen gegen Neapel hatte erklären lassen, klagte er en Engländern gegenüber darüber, daß durch das Unter-nehmen gegen Neapel das gegen Toulon geschädigt werde,

suchte das im Voraus in Rechnung gezogene Scheitern des letzteren auf die Schultern der kaiserlichen Politik abzuwälzen und seinen Vetter, den Prinz Eugen, dafür verantwortlich zu machen, obwohl er doch der Höchstcommandirende war. Dabei erging er sich in Worten lobpreisender Bewunderung Eugens, der seinerseits das Spiel aber völlig durchschaute. Die Belagerung der nach und nach verstärkten und zu einer förmlichen Festung von den Franzosen umgewandelten Stadt war eine Unmöglichkeit, da es eben an allem Material dazu fehlte. So wurde denn der Rückzug beschlossen und im August angetreten, den der Prinz Eugen leitete, der im Oktober die noch in Susa befindliche französische Besatzung kriegsgefangen machte.

Von großem Interesse sind die Enthüllungen des Verfassers hinsichtlich des Gesammtverhaltens des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen. Die englischen Minister, Marlborough, in Folge dessen auch die Königin Anna, ja die gesammte englische Nation setzte ein blindes Vertrauen in die Redlichkeit und Aufrichtigkeit des Herzogs, der ihr Günstling war und blieb selbst nach dem Scheitern der Unternehmung wider Toulon. Und dennoch hat Viktor Amadeus an den Engländern verrätherisch gehandelt.

Die Gier der leitenden Persönlichkeiten in London nach dem Besitz von Toulon war von ihrem specifisch englischen Interesse aus erklärlich. Toulon war einer der besten Seehäfen Frankreichs, dessen Bedeutung als Seemacht nahezu mit Vernichtung bedroht ward, wenn jene Seestadt und damit die Herrschaft im Mittelmeer und der levantinische Handel in den Besitz Englands kam. Das konnte wenig Verlockendes weder für Viktor Amadeus noch für die anderen seefahrenden Nationen haben. Eine Mitwirkung seinerseits bei dem Unternehmen gegen Toulon mußte ihm überdieß Frankreichs dauernde Todfeindschaft zuziehen, und der Savoyer hielt sich gern alle Thüren offen, um je nach Umständen von der einen Allianz zur andern übergehen zu können. Er brachte daher vom

em Unternehmen wenig guten Willen entgegen.
n Gesandten Hill in Turin entging diese Un=
Herzogs keineswegs. Er berichtete warnend
inen Hof. Seine Stimme verhallte indeß bei der
den, bornirt zu nennenden Vertrauensseligkeit.
g ist nun, daß wie schon einmal in 1705, so
hre 1707 Berichte des savoyischen Gesandten
London an den Herzog, die den englischen An=
Toulon mittheilten, nicht den Weg nach Turin
ern nach — Versailles. Hauptbedingung des
ans war das tiefste Geheimniß. Im Juni war
von den Absichten der Engländer unterrichtet
daß Briançons Berichte aufgefangen waren. In
Hälfte des Juni ergingen Ludwigs Befehle zur
Toulons durch Truppen und Befestigungsarbeiten.
i sich dessen zu erinnern, daß Viktor Amadeus
d vorgesorgt hatte für Herbeischaffung von Be=
aterial abseiten der Flotte der Seemächte; daß
er Ansicht Marlboroughs Toulon gefallen wäre,
kunft vor Toulon der vom Herzog so lang=
n Truppen um fünf Tage früher erfolgt wäre.
te Viktor Amadeus sich dessen, daß er den Plan
r im allgemeinen Interesse Europas nicht habe
n. Jedenfalls wollte der Herzog die Engländer
hr Gold und ihren Einfluß in seinen Differenzen
er —, nicht aber sich von ihnen benutzen lassen.
en Historiker der damaligen und späteren Zeit
r alle Schuld des Mißlingens der Toulonér
Kaiser auf.

in Punkt ist in diesem ganzen Handel zu er=
nabhängig von einander weisen nämlich ein hol=
i französischer und ein deutscher Historiker[1]) darauf
das Scheiternlassen der fraglichen Unternehmung

[1]) ex ore des Herzogs, 1727, La Lande, 1743,
, 1745.

auf Viktor Amadeus ein Druck von außen her ausgeübt sei: durch eine mächtige Persönlichkeit — durch den Schweden-König Karl XII. Nun aber wurde die fehlerhafte Uebereinkunft wegen des Belagerungs-Materials bereits im Mai abgeschlossen. Am 19. Juni erst erhielt Ludwig XIV. sichere Kunde des Plans wider Toulon; durch ihn also der König Karl jedenfalls erst mehrere Tage später. Die etwaige Einwirkung des schwedischen Königs auf den Herzog könnte demnach nur auf die *Verlangsamung des Marsches auf Toulon* zur Geltung gekommen seyn. Hat nun eine solche Beeinflussung stattgefunden? Im Allgemeinen war die Stellung Karls XII. zu der großen Allianz die, daß er nicht direkt gegen sie zu handeln versprochen hatte. Demgemäß lehnte er die an ihn seitens des im fränkischen Kreise stehenden Marschalls Villars gerichtete Aufforderung ab, sich mit ihm, Villars, in Nürnberg zu vereinigen. Karl stand damals und für lange Zeit im Kurfürstenthum Sachsen. Anderseits ging er aber ebensowenig auf die Aufforderung des Kaisers Joseph I. ein, mit diesem zum Schutz des Reiches, dessen Mitfürst er ja war, gegen Frankreich sich zu verbünden. Nun kam mit der Bitte um Intervention die Anzeige Ludwigs XIV. von dem Anschlage wider Toulon. Sah der Herzog von Savoyen schon aus sich allein heraus aus den oben angeführten Gründen den englischen Plan gegen Frankreich lieber scheitern als gelingen, so ist es sehr begreiflich, daß auch Karl XII. aus allgemeinen europäischen Interessen ebenso urtheilte. Es ist daher sehr wohl möglich, daß Karl XII., wie jene Historiker behaupten, den Herzog von Savoyen habe wissen lassen, daß wenn man Toulon den Franzosen wegnehme, er, Karl, von Sachsen aus in Schlesien einrücken werde. Der König von Schweden befand sich überdieß seit lange in schweren Irrungen mit dem Kaiser Joseph. Es ist unfaßlich, daß die englischen Staatsmänner, daß namentlich Marlborough, nicht wahrnahm, daß auch Karl XII., ebenso wie der Savoyer, gegen den Plan von Toulon arbeitete.

Als wesentlich neu dargestellt nach den Akten des k. k. österreichischen Archivs erscheint die Gestalt des genannten Schwedenkönigs Karls XII. Die Schilderung seiner Persönlichkeit und seines Aufenthaltes in Sachsen selbst nach dem Frieden von Alt-Ranstadt umfaßt fast 100 Seiten, und müssen wir, um nicht die uns gestatteten Grenzen allzusehr zu überschreiten, auf die betreffenden Seiten 350 bis 446 hiemit verweisen.

Etwas eingehender haben wir uns einzulassen auf die zu einem wichtigen Theil völlig neue Darstellung des Einbruchs des Marschalls Villars in Süddeutschland im Jahre 1707. Es ist leider ein sehr dunkler Punkt in der deutschen Geschichte. Bei der Reichsarmee am Oberrhein befand sich weder das brandenburgische Reichscontingent, welches überhaupt nicht existirte, noch die für den Oberrhein bestimmten 8000 Mann, welche Friedrich I. laut Vertrag vom November 1700 dem Kaiser zur Disposition zu stellen hatte. Für die Truppen, welche der König in den Niederlanden und in Italien hatte, wurde er von England und Holland bezahlt. Ueberhaupt war die Reichsarmee numerisch und der Ausrüstung nach wie immer kläglich bestellt. Aufforderungen, welche kaiserlicherseits an Preußen-Brandenburg gerichtet wurden, der Vertragspflicht zur Verstärkung der Rhein-Armee zu genügen, beantwortete Friedrich I. mit allerlei Ausflüchten und haltlosen Gegenforderungen. Es fanden eben neue Anknüpfungen mit Frankreich statt. Da letzteres indeß forderte, daß Preußen seine Rekruten nicht marschiren lasse, bevor der Lohn für den Verrath vereinbart war, dieß aber nicht der Verfahrungsweise in Berlin entsprach, so wurde nichts aus der Sache. Friedrich ließ seine Rekruten nach den Niederlanden und Italien marschiren, nicht aber an den Oberrhein.

Der Marschall Villars unternimmt nun um so leichter einen Einbruch in Süddeutschland, und zwar auf Grundlage eines Plans, welcher ihm durch Verrath auf deutscher Seite zugegangen war.

Merkwürdiger Weise enthält der 1883 erschienene IX. Bd. des großen Werkes des österreichischen Generalstabs: „Feldzüge des Prinzen Eugen," obwohl es die Campagne am Oberrhein ausführlich erzählt, kein Wort über den verübten Verrath. Gleichwohl liegt letzterer offen und aktenmäßig vor und zwar in dem wenig oder gar nicht von deutschen Historikern gekannten oder benutzten Werke: „Mémoires militaires" von Pelet Bd. VII. (1848). Der Verfasser unseres Werkes berichtet über die Angelegenheit wie folgt: Villars will nach seinen Memoiren nur drei Mitwisser seines Planes gehabt haben; er verschweigt aber den vierten, den vermuthlichen Urheber des Planes. Dieser wird in den französischen Berichten Baron Clein genannt und als General-Offizier in kaiserlichen Diensten bezeichnet; er habe aber dem französischen Hofe als bezahlter Spion betreffs der Bewegungen und Entwürfe der Feinde gedient. Eine nähere Aufklärung über diese ruchlose Persönlichkeit, deren angeblicher Name Clein sonst nicht vorkommt, wäre wünschenswerth.

Genug, dieser Clein verfaßte über die von dem Markgrafen Ludwig von Baden hergerichteten Linien von Bühl und Stollhofen zwei Denkschriften, deren eine die Schwächen und Angriffspunkte der Linien, gleichsam als Warnung eines kaiserlichen General-Offiziers, beleuchtet, deren andere die Uebermeisterung dieser Linien in französischem Interesse geradezu empfiehlt. Villars eignete den Inhalt der Denkschriften nur zu sehr sich an, ohne deren Autor zu nennen. Auf deutscher Seite dachte man nur an Sicherung der Festung Landau. An dem kritischen Punkt, der Rheininsel Neuburg, fehlte alle Wachsamkeit wie jegliche einheitliche Leitung, da die Oberbefehlshaber weit entfernt waren. Die schwache Besatzung der Insel floh vor der Uebermacht des Feindes, dessen Vorbereitungen zum Rheinübergang man nicht bemerkt, sich gegen sie nicht vertheidigt hatte, so daß derselbe ohne allen Verlust auf französischer Seite leicht bewerkstelligt wurde. Die einzelnen Corps der Reichsarmee traten auf Befehl des

Generals Janus den Rückzug an. Ganz Südwestdeutschland lag offen vor dem Feinde. Villars ließ nicht sengen und brennen, legte dagegen ungeheure Kriegs-Contributionen auf. Man schlug sie auf 8—9 Millionen Gulden an.

Marlborough als überlegener Fachmann kritisirt scharf die Oberbefehlsschaft des Markgrafen von Bayreuth, weil er die Truppen, über die er noch verfügen könne, namentlich die unthätig dastehenden Besatzungen von Philippsburg 2c., nicht zusammenraffe, um Widerstand zu leisten. Als aber auch der König Friedrich von Preußen sich zu einem Tadel veranlaßt fühlte, wies der Markgraf hin auf das fehlende brandenburgische Reichscontingent. Die Seemächte hätten allerdings jetzt auch an den Oberrhein jene 8000 Mann abgeben müssen. Dagegen nahm Marlborough es auf sich, die durch den Frieden von Alt-Ranstadt freigewordenen und in Sold genommenen 7000 Mann Sachsen nach dem Oberrhein zu bestimmen.

Die Armee am Rheine, wenn von einer solchen noch die Rede seyn konnte, bedurfte aber auch eines Führers. Schon früher hatte der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, wenngleich erfolglos, den Vorschlag gemacht, dem Kurfürst Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg den Oberbefehl anzuvertrauen; jetzt kam er darauf zurück. Drei Prinzen dieses kaiser- und reichstreuen Hauses waren für die gute Sache bereits gefallen, Georg Ludwig selbst stand seit 1683 vor Wien in guter Erinnerung. Nachdem der Markgraf von Bayreuth seinen Rücktritt vom Commando erklärt und Georg Ludwig bereit war, erfolgte die kaiserliche Ernennung im August 1707, die man am Reichstage zu Regensburg gut aufnahm. Er sprach nur die Erwartung aus, daß man für sein Eintreten für die unglücklichen Süddeutschen von Reichswegen nunmehr dafür sorgen werde, daß die Armee mit allem Erforderlichen in Stand gesetzt werde, damit er seinem guten Willen gemäß etwas Ordentliches ausrichten könne. Er verlangte vor Allem eine Reichs-Operations-Kasse zum Betrage von 300,000 Gulden, die denn auch nach langen Erörter-

ungen im Oktober endlich bewilligt wurde. Georg Ludwig erließ zur Herstellung der Disciplin eine neue schärfere Kriegsordnung. Unter den neuen von ihm herangeführten Regimentern befand sich auch ein preußisches. Nach einem glücklichen Treffen, in welchem der General Mercy ein französisches Reiter-Corps unter dem gefürchteten Vivant zerschlug, ließ der Kurfürst neue, minder ausgedehnte Linien ziehen, die besser zu vertheidigen waren. Behuf's Ergreifung der Offensive den Rhein zu überschreiten, fand der Kriegsrath, daß man noch nicht stark genug sei. Marschall Villars ging aber doch im Oktober und November über den Rhein zurück.

Die Generalstaaten äußerten sich sehr scharf darüber, in welch' kläglicher Weise sowohl hinsichtlich der zu stellenden Truppenmacht wie hinsichtlich der zu beschaffenden Geldmittel das Reich den Krieg führe. Der englische Gesandte in Wien war übrigens unbefangen genug einzuräumen, daß eine Mitschuld die Seemächte selbst treffe und zwar durch das so eingerissene Söldnersystem. Die beiden Seemächte nehmen die Truppen der Reichsfürsten, die froh sind das Geld zu beziehen, in ihre Dienste, und dient das zur Entschuldigung für die Nichtstellung der Reichscontingente.

Das Stärkste hierunter leistete der Kurfürst-König von Brandenburg-Preußen. Allerdings hatte dieser 20,000 Mann unter den Waffen; aber er stellte weder sein Reichscontingent noch jene mehr erwähnten 8000 Mann, die zum Schutz des Reiches an den Rhein bestimmt waren. Für das Gold der Seemächte schickte er sie in die Niederlande. Auch für die 8000 Mann in Italien bezog Friedrich I. englisch-holländisches Gold. Außerdem brachten sie ihm noch einen Landerwerb ein. In einem geheimen Artikel des zwischen Friedrich I. und Marlborough abgeschlossenen Vertrages verpflichteten sich die Seemächte, für die Interessen des Königs einzutreten in Betreff der Grafschaften Neufchatel und Valengin, die damals im Dezember 1704 der Herzogin von Nemours gehörten. Als diese im Juni 1707 „unbeerbt" starb, erhoben sich auch

aus Frankreich eine Menge von Prätendenten, für die im Allgemeinen Ludwig XIV. eintrat. Die Gesandten der Seemächte aber operirten mit solchem advokatischen Eifer, daß Friedrich I. den Sieg davon trug. Die drei Stände von Neufchatel erklärten, daß die Souverainetät über das Land ursprünglich dem Hause Chalon gebühre, von diesem auf den Oranier Wilhelm I. übergegangen sei und dann durch die Prinzeß Louise von Nassau, Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien, auf ihren Sohn, Friedrich I. von Preußen.

So haben die Hohenzollern es von jeher verstanden, die öffentlichen europäischen Angelegenheiten zu verknüpfen mit ihren Privatinteressen. Der schwere Krieg im Anfang des vorigen Jahrhunderts bot dem Könige Friedrich I. die Handhabe zum Erwerbe jener beiden Landschaften.

Mit diesem Referat glauben wir die Mittheilungen abschließen zu sollen über diejenigen Ergebnisse der Forschungen Onno Klopp's, welche die Kenntniß vergangener Zeiten theils berichtigt, theils weitergeführt haben. Auch der XII. Band seines großartig angelegten und ausgeführten Werkes mehrt das Verdienst unseres Geschichtsforschers, das kürzlich erst seitens Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII. neue Anerkennung und Würdigung fand. Eines besonderen Vorzuges des Werkes von Onno Klopp überhaupt glauben wir noch erwähnen zu sollen, welcher die Benützung desselben so wesentlich erleichtert. Wir meinen die vortrefflichen detaillirten Inhaltsangaben und die genauen Personen- und Sachregister, welche in jedem Bande enthalten sind. Wie manches Buch wird durch Oberflächlichkeit in dieser Hinsicht nahezu unbrauchbar für ein späteres Nachsuchen besprochener Personen und Dinge. Daß die streng sachliche, objektive Darstellung der Klopp'schen Geschichtschreibung, die gewissenhafte Gründlichkeit der Forschung, die nur das Erkennen und Aussprechen der geschichtlichen Wahrheit zur Aufgabe sich macht, die Vermeidung aller bloß schönrednerischen sententiösen Phraseologie auch in diesem 12. Bande des Werkes sich vorfinden, bedarf kaum der Erwähnung.

Onno Klopp erzählt eben geschichtliche Thatsachen, zeichnet historische Persönlichkeiten, das Uebrige überläßt er dem denkenden Leser.

v. R.

LXXII.

Studien aus dem Benedictiner= und dem Cistercienser=Orden.[1])

In etwas freudigerer Stimmung, als jene war, in der wir unser letztes Referat über die „Studien" beschlossen, schreiten wir heute zur Berichterstattung über den jüngstvollendeten Jahrgang derselben. Dem Rathe, welchen wir damals der Redaction gaben (Histor.=pol. Blätter 95. 682), folgend hat diese „durch Versendung der Zeitschrift an verschiedene Adressaten in der Letztzeit einen erfreulichen Zuwachs an Abonnenten zu verzeichnen gehabt" (II. 231), welcher sich zuverlässig steigern wird, wenn sie diesen Versuch in noch weiteren Kreisen wiederholen und alle Zeitschriften, deren Inhalt die „Studien" ihren Lesern mittheilen, auffordern wird, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ignoti nulla cupido.

An die Spitze des Referates über den sechsten Jahrgang stellen wir die Abhandlungen, welche darin fortgesetzt, bez. abgeschlossen werden.

P. Odilo Ringholz (O. S. B. in Einsiedeln) beendet

1) Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner= und dem Cistercienser=Orden. IV. Jahrgang, 1885, 492 und 480 SS. 8°. Haupt=Redacteur: P. Maurus Kinter, O. S. B., Stifts=Archivar zu Raigern. Würzburg und Wien, Leo Woerl. Buchdruckerei der Raigerner Benedictiner in Brünn.

seine Biographie des hl. Abtes Odilo von Cluny (I. 61—87, 245—276). Er verbreitet sich über dessen letzte Lebensjahre und Tod (31. Dez. 1048); über seine Tugenden und Wunder und die ihm deßhalb erwiesene Verehrung; über seine Werke: Leben der hl. Kaiserin Adelheid und des hl. Maiolus, Predigten, Hymnen, Gedichte und Briefe, deren Inhalt entwickelt wird; über seine Schüler: Hugo, der als Odilo's Nachfolger Cluny zur höchsten Machtentfaltung führte, und Hildebrand, nachmals Gregor VII, über die Schriften zeitgenössischer Cluniacenser, wie Rodulf Glaber, und Jotsald, und die damals in Cluny blühende Wissenschaft und Kunst. Obschon diese Biographie sich nicht in jenem großen Style bewegt, in welchem die älteren Epochen der Geschichte Cluny's geschildert werden sollten, so gefiel sie doch vielseitig und bewog die Redaction der „Studien", dieselbe — durch bisher unbekannte Beigaben (z. B. den Brief Odilo's an den hl. Stephan von Ungarn, den Bericht über Odilo's Heiligsprechung u. s. w.) vermehrt — in einer Separat-Ausgabe erscheinen zu lassen. — August Lindner[1]) bespricht „die Schriftsteller und die um die Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benedictiner-Ordens" in den heute württembergischen Reichsabteien Ochsenhausen und Neresheim. Dem Abriß der Hausgeschichte unter Beschreibung des Klostergebietes und der Literatur, sowohl der gedruckten als der handschriftlichen (mit Angabe ihrer Verwahrungsorte), läßt er bei Ochsenhausen die Daten über 41, bei Neresheim über 33 Schriftsteller und Gelehrte, Componisten und Musiker folgen. Von Allen wollen wir hier nur des einzigen P. Alphons Frey aus Ochsenhausen (1700 † 1763) gedenken, von dessen höchst merkwürdigem „Commentar über die geheime Offenbarung des hl. Johannes" P. Maurus Feierabend in den Ottenbeurischen Jahrbüchern (IV. 54) sagt: „Dieser Mann schrieb über die letzten Zeiten, die wir erlebt haben, in dem be-

1) August Lindner, früher Weltpriester der Diöcese Brixen, ist jetzt unter dem ehrwürdigen Namen Pirmin Benedictiner zu St. Peter in Salzburg. Möchte er als Mitglied dieses uralten, mit der Geschichte des Salzburger Erzbisthums und der Benedictiner-Universität so eng verknüpften Stiftes zu dessen und des Ordens Ehre jene Förderung finden, die seine allgemein gerühmten Arbeiten verdienen.

meldeten weitläufigen Commentar so bestimmt und so deutlich, als wäre er selbst Augenzeuge und Theilnehmer an allen Leiden des geistlichen Standes gewesen. Die Verweltlichung katholischer Bisthümer, Abteien und Klostergemeinden im deutschen Reiche, die Verwendung der geistlichen Güter zur Erweiterung und Vergrößerung der weltlichen Staaten, die anfängliche Trennung und nachmalige Zerspaltung und Auflösung des deutschen Reiches; die der Weltpriesterschaft sowohl als den Klostergeistlichen bevorstehende Drückung, Erniedrigung und Verachtung, die für die letztere zu bestimmenden großentheils kärglichen Pensionen und die Verbreitung und Verfolgung der antichristlichen Lehrsätze und noch mehr Anderes ersah und bemerkte leider der fromme und demüthige Ordensmann in einem höhern Lichte sehr deutlich, obgleich er aus Demuth ausdrücklich verlangt, daß man die bemeldeten Auslegungen nicht anders als bloße Meinungen und Muthmaßungen und biblische Ansichten betrachten soll." — Wie in den obigen zwei Abteien, so pulsirte in fast allen damaligen Klöstern ein reges musikalisches Leben; nach Mittheilung des P. T. Herrn Abtes Benedict Braunmüller von Metten (I. 184) zählte das letzte gemeinsame Noviziat der bairischen Benedictiner-Congregation im Jahre 1802 sechzehn Musiker — unter ihnen Weigl, nachmals Domherr zu Regensburg; P. Utto Kornmüller (O. S. B. aus Metten) gibt bloß in seinen Nachträgen zu dem Artikel „Die Pflege der Musik im Benedictinerorden" (II. 31 bis 40) Daten über 91 Musiker und Componisten nebst Anführung ihrer Werke. Von den heutigen Klöstern, sowohl Baierns als der Nachbarschaft, wird man derlei nicht zu erzählen wissen, da jene, die einstens vorzugsweise Pfleger der Musik — namentlich auf dem Lande — waren, nicht lehren können, was sie selbst zu lernen unterließen. —

Otto Grashof setzt seine Geschichte Gandersheim's fort und zergliedert Hrotsuitha's Werke (I. 114—124, 351—356; II. 78—99, 303—322); Dr. Ambros Söber (O. S. B. in Metten) führt seine Abhandlung: „Zum Buche Daniel II" weiter (I. 257—366);[1]) das von Diel veröffentliche „Excidium vere

1) Zur Note 9, I. 122: Wenn Agapet II etwa im April 946 gekrönt wurde und von dieser Zeit datirte, so verläuft sein erstes

rribile abbatiae S. Maximini prope Treviros, conscriptum Alexandro Henn“ (I. 186—191, 179—186; II. 393—400), „Correspondenzen des Königs und Kaisers Ferdinand I in chlichen Angelegenheiten aus der Zeit von 1546—1559“ I. 173—178, 387—393), edirt von Dr. Sebastian Brunner, d Dr. Schmid's „Uebersichtliche Geschichte des aufgehobenen stercienserstiftes Engelszell in Oberösterreich“ (I. 124—138, 5—326; II. 47—63) werden abgeschlossen. Engelszell war ein hervorragendes Haus, auch nicht seinem Besitze nach; schlimmen Zeiten, besonders des 16. Jahrhunderts, brachten dem Untergang nahe und vom Jahre 1577—1618 hatte es der Abt noch Convent, bis es endlich durch das Mutterkloster ilhering neu besetzt und dem Orden wieder erobert wurde, ne jedoch wegen vieler Unglücksfälle und mißlungener Abts-ahlen sich zu einiger Blüthe aufschwingen zu können. Erst m im Jahre 1747 gewählten ausgezeichneten Abte Leopold II eichl gelang die vollständige Restauration der alten Stiftung; der wurde sein in die Aufhebungsperiode fallender Tod (am Mai 1786) Veranlassung, daß Engelszell dem Mutterkloster 6. December desselben Jahres incorporirt und damit auf-hoben wurde. Dr. Schmid beschließt seine dankenswerthe beit mit der Vorführung der letzten Professen des Stiftes — reconstruirte Series abbatum ist er uns schuldig geblieben! offentlich nicht für immer? —

Zu den neuen Arbeiten des Jahrgangs übergehend be-üßen wir mit Freuden auf der ersten Seite eines jeden Bandes n nicht erst aus den „Studien“ liebgewonnenen vortrefflichen nterpreten des hl. Benedictus, P. Edmund Schmidt (O. S. B. s Metten), dessen geistvolle Erklärungen der Ordensregel in sen Blättern zu rühmen wir bereits Anlaß fanden. Er be-richt dießmal (I. 1—21) die „Scala Humilitatis“ nach dem II. Capitel der Regel, welches ob seines an alle Menschen ressirten Inhalts von vielen ascetischen Schriftstellern, ja selbst

Jahr bis April 947, sein zweites bis April 948, und somit hat Köpke Recht, wenn er die „IV Non. Jan. anno pontific. II do“ datirte Bulle in das Jahr 948 setzt; dieß hat aber auch noch mehrere Monate rückwärts volle Geltung.

von dem „englischen Lehrer" besonders hervorgehoben wurde, von Schmidt aber auf Grund des gegenwärtig besseren Textes neu und mit mehr praktischer als wissenschaftlicher Tendenz vorzüglich deßhalb commentirt wird, weil es in unserer dünkelvollen Zeit, die auf einer anderen „Scala" andere Höhen zu erklimmen strebt, geringere Beachtung fand. Mit ernster Vertiefung in den Geist des Gesetzgebers erläutert er das Wesen der zwölf Stufen der Demuth und beleuchtet dann das Verhältniß derselben zu einander. Im zweiten Bande der „Studien" (1—11) erklärt er das 72. Capitel der Regel: „de Zelo bono quod debént habere monachi," welches trotz seiner freilich prägnanten Kürze zu den „inhaltsreichsten, schönsten und fruchtbarsten der Regula Sancta" zählt; zuerst bestimmt Schmidt genau den Begriff, den der hl. Benedict mit „zelus" bezeichnet, und erörtert darnach das Object des „guten" Eifers, welchen die Mönche haben sollen. Dieses Capitel bildet den Schluß der eigentlichen Regel und ist zwar von dem oben erwähnten siebenten weit entfernt; dennoch ist es (unserer Meinung nach) nicht außer Beziehung zu demselben, wie die Momente: „honore se invicem praeveniant," „infirmitates suas patientissime tolerent," „obedientiam sibi certatim impendant," bezeugen. So reift langsam ein vollständiger Commentar der Regel heran, von welchem gewiß nicht wir allein wünschen, daß er unter Voranstellung einer alle Erklärungen recensirenden Einleitung als ein geschlossenes Ganzes ans Licht treten möge; sicher würde er — auch bei Laien — wegen der klaren und eindringlichen Darstellung vielen Anklang finden.

Wenn P. Schmidt die tiefe Menschenkenntniß des hl. Ordensvaters hervortreten läßt, so stellt ihn P. Placidus Hügli (O. S. B. in Delle) dar als „Begründer der christlichen Erziehung und Beschützer der studierenden Jugend" (I. 141—162).[1]) Daher wurden Kinder nicht bloß zu zeitweiligem Unterricht in die Benedictiner-Klöster gesandt, sondern viele — wie P. Gott-

1) Es ist uns nicht klar, in welcher Beziehung dieser Aufsatz zu dem dort citirten eines Fr. Ignace O. S. B.: „St. Benoît fondateur de l'éducation chrétienne et protecteur de la jeunesse des écoles," stehe.

fried Heigl (O. S. B. in Affligem) in den „Oblaten des hl. Benedictus“ ausführt (II. 349—362) — „von ihren Eltern schon in der frühesten Jugend Gott geweiht und einem Kloster übergeben, damit sie daselbst zu Mönchen erzogen würden;“ auch „Erwachsene opferten sich freiwillig einem Kloster,“ indem manche in demselben wohnten, andere in der Welt blieben. So entstanden drei Arten von Oblaten, deren letztere der Verfasser nach ihren wesentlichen Eigenschaften, bezw. nach ihren Rechten und Pflichten darstellt, ihre zeitliche Beziehung zum dritten Orden des hl. Franciscus entwickelt und ihre Stellung in der cassinensischen Congregation charakterisirt. — Was den Unterricht in den Benedictiner-Klöstern, bez. in deren Klosterschulen betrifft, so wissen wir darüber zwar viel, aber doch noch zu wenig, und daher ist jeder Beitrag zur Vermehrung unserer Kenntnisse in dieser Richtung des Beifalles sicher, um so mehr, wenn der Verfasser auf „vieljähriges Quellenstudium und Nachforschungen zu Luxemburg, Paris, Brüssel und Trier“ sich berufen darf, wie es der Pfarrer Ad. Reiners (zu Tadeler) in seiner Einleitung zur „Klosterschule der Benedictiner zu Echternach, ihre Schriftsteller und Scholasten“ thut. Was er über den Friesenapostel Willibrord — den Gründer und ersten Abt zu Echternach — berichtet, wie er dessen auf der National-Bibliothek zu Paris befindliches Martyrologium und die Bußcanones analysirt, macht uns auf die Fortsetzung sehr gespannt. Auch der auf die Kunstthätigkeit der Benedictiner sich beziehende Artikel von Franz Neuwirth (Lehramts-Candidat in Iglau): „Das Benedictinerstift Tegernsee als Miterfinder der Glasmalerei“ (II. 322—330) im eigentlichen Sinne des Wortes, d. i. der „Kunst Buntmalerei in Glas zu schmelzen,“ indeß Glasmosaik und Bemalung der Fenster schon älter sind und letztere unbedenklich den Franzosen zugestanden werden kann — ermangelt nicht des Interessanten, was von nachstehenden Artikeln gleichfalls gilt.

P. Ambros Kienle (O. S. B. in Emaus): „Das Hochamt Gregors des Großen“ (I. 40—61) ist ein „liturgisches Zeitbild nach dem Ordo Romanus I“, welcher die ältesten Nachrichten über die Papstmesse enthält, dessen kostbaren Inhalt Kienle unter Beifügung sehr instructiver Noten mehr als bisher geschätzt machen will; gleiche Tendenz verfolgen seine „Mittel-

alterlichen liturgischen Bilder aus der Kathedrale zu Mailand" (I. 276—304) nach dem von dem „custos et cicindelarius" (Lampenmeister) Berold c. 1130 verfaßten aber nicht genug bekannten „Ordo et ceremoniae ecclesiae Ambrosianae Mediolanensis" — woraus man „gewiß eine Vorstellung vom Großen und Ganzen der mailändischen Liturgie erhalten und überzeugt sein kann, daß sie schön, ergreifend, ernst und reich an Belehrung ist für das Verständniß der mittelalterlichen liturgischen Gebräuche." Ein anderer, nicht kleinerer Gregor wird aus Anlaß seines Centenariums gepriesen als „Christianae fortitudinis heros" (von P. S., I. 368—376), und, wie diesen Ordensgenossen — Gregor VII — der Nimbus der Heiligkeit umstrahlt, so möchte P. Bonifaz Wolff (O. S. B. in Maredsous) durch die Beschreibung der „Papstbilder in der Laterankapelle Callistus II" (I. 376—385, II. 159—166) auf den „unseren Ordensgenossen Alexander II" (der aber kein Benedictiner, sondern nur ihr Zögling und Freund war), „Paschal II und Gelasius II thatsächlich durch die Päpste erwiesenen Cult hinweisen, wie ihn eben die Darstellung des Lateran bezeugt" und eine gelehrte Dissertation Rossi's begründet, und „dadurch bei den Ordensbrüdern den Wunsch anregen, auch diese bald als öffentlich zu verehrende Heilige anerkannt zu sehen." Demselben Mitarbeiter verdanken wir den wichtigen Artikel: „Abt Anselm und das Fest des 8. Dezember" (I. 21—40), verfaßt auf Grund der Abhandlung des Jesuiten B. de Buck: „Osbert de Clare et l'abbé Anselme," welche ihrerseits einen in Anstruther's Ausgabe der „Epistolae Herberti de Losinga etc." enthaltenen Brief des Osbert an den Abt Anselm, geschrieben zwischen Januar 1128 und August 1129, zur Voraussetzung hat. Dieser bisher nicht sonderlich bekannte Abt war der älteste Sohn Richera's, der einzigen Schwester des großen Anselm von Canterbury; im Jahre 1115 ist er Abt von S. Saba in Rom, 1121 von St. Edmundsbury; 1136 erwählter und confirmirter, jedoch später wegen eines beim Wahlacte unterlaufenen Formfehlers zur Cession gezwungener Bischof von London, gestorben am 11. Januar 1148, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens den Tractat „de Conceptione B. Mariae" verfaßt, aber

nach dem Zeugnisse obigen Briefes schon vor 1129 für die Verbreitung des Festes der unbefleckten Empfängniß überaus thätig gewesen, so daß ihm „allein aller Wahrscheinlichkeit nach das Verdienst eignet, dessen Feier im Norden Europas und überhaupt in der lateinischen Kirche angeregt zu haben."

Des P. Franc. Beda Plaine (O. S. B. in S. Domingo de Silos) Studie: „De vita et gestis B. Roberti Arbrissellensis († 21. Februar 1117), Ordinis Fontis-Ebraldi sub regula S. Benedicti fundatoris, compendiosa disquisitio" (II. 64—78) berichtigt Einiges in den älteren Biographien, vermochte aber den Referenten nicht zu überzeugen, daß man von Fontévrault, das nach Plaine's eigenen Worten eine „nova religio" war, welche „statuta propria et consuetudines speciales a suo fundatore accepit et sic in multis ab instituto simpliciter Benedictino dissidebat," den Ausdruck „sub regula S. Benedicti" gebrauchen dürfe; man denke nur an das Wort des Stifters, daß die „fratres obediant ancillarum Christi praecepto." — „Wernher II, Abt und (nach seiner Resignation) Dekan von Einsiedeln (1173—1192), seine Constitutiones und Ordo ad faciendum monachum", ist eine neue Arbeit des P. Odilo Ringholz (I. 326—344); die „Constitutiones" gewähren einen Einblick in das häusliche Leben und die Verwaltung der Klostergüter, der „Ordo" in die religiösen Gebräuche bei der Gelübdeablegung. — Phil. Diel (Definitor in Ruwer) liefert Beiträge zur vita des Johannes Rode, welcher zuerst Canonicus, dann (1417) in einem Alter von 59 Jahren Karthäuser zu St. Alban in Trier und zwei Jahre darauf dort Prior wurde, um schon 1421 die Abtswürde zu St. Matthias in Trier zu erhalten, wo er als weithin gerühmter Reformator im Jahre 1439 starb; und P. Leo Fischer (O. S. B. in Gries) macht uns mit einem lateinischen Benedictiner-Dichter aus den Tagen der Säcularisation, P. Basilius Meggle von St. Peter im Schwarzwald (1754 † 1830), bekannt (II. 40—47).

Zeigen diese monographischen Beiträge die Thätigkeit einzelner Benedictiner im besten Lichte, so bringen die „Studien" auch Nachrichten über den Geist des Ordens in größerem Maßstabe. P. Jakob Wichner (O. S. B. in Admont) weist nach den Aufzeichnungen des Admonter Abtes Urban Tertor (Weber,

1628 † 1659) nach, daß derselbe vom Jahre 1620—1623 in Dillingen 116 Benedictiner aus 29 und 27 Cistercienser aus 7 Klöstern zu Collegen hatte — eine höchstbeachtenswerthe Zahl von Ordensstudenten an einer Hochschule (I. 397—400). Die bald nach jener Zeit ausgebrochenen Kriege konnten zwar unzählige Klöster zerstören oder materiell ruiniren und die himmelstürmenden Lehren, welche nachher gepredigt zu werden begannen, selbst in gottgeweihten Häusern einzelne Adepten finden, — doch im Ganzen und Großen war das Mönchthum noch zu gesund, als daß es sich hätte davon vergiften lassen. Solches demonstrirt ad oculos des P. Martin Kiem (O. S. B. aus Gries) „Inneres Leben und äußere Thätigkeit der Muri=Conventualen aus dem Zeitraume von 1684—1776" (I. 392—397; II. 135—145, 342—348). Durchaus gesund war die schweizerische Congregation und Muri, eines ihrer ersten Häuser; erschien auch „das Kloster nach Außen in fürstlicher Pracht, die Conventualen" — deren „jeden die kaiserliche Urkunde von 1701 vermöge der Profession in den Adelstand erhebt" — lassen „keine Spur des Reichthums der Genossenschaft an sich erkennen." „Die Hauptzüge ihres Lebens sind," wie sie es bei echten Benedictinern immer gewesen, „gewissenhafte Beobachtung der klösterlichen Satzungen, fleißiger Besuch des Chorgebetes, ernstes Streben nach wahrer Wissenschaft und reger Eifer für die Ausbreitung der Ehre Gottes!" Das beweist Kiem in schlichter Sprache nach den überaus sorgfältigen Hausannalen (denen ähnliche nicht allzu oft geführt werden) an einer langen Reihe von Beispielen, aus denen wir, um nur das wissenschaftliche Moment hervorzuheben, die PP. Anselm Weissenbach, Leodegar Maier, Benedict Studer und Johann Baptist Wieland nennen wollen, deren von gediegenem Wissen und grenzenlosem Fleiß zeugende, von gelehrten oder doch einsichtsvollen Aebten geförderte, von einer damals reichen Bibliothek und eigener Druckerei unterstützte Arbeiten jetzt in Aarau bewundert werden! Da derlei Schätze heute nur dort noch geplündert werden, woher einstens der Strom geistiger Cultur über die Berge zum Norden drang, so können wir bloß wünschen, daß die aus Muri stammenden recht bald wieder in ihre Heimath und in die Hände der Nachkommen jener Männer gelangen mögen, denen sie ihren Ursprung verdanken. — Wie

Muri jetzt in Gries fortlebt, so kamen in Folge des „Culturkampfs" deutsche Benedictiner der Beuroner Congregation nach Seckau in Steiermark; einem von ihnen (P. L. L.) verdanken die „Studien" die Aufhebungsgeschichte des regulirten Domstiftes Seckau nach den Aufzeichnungen des mitbetroffenen Exconicus Ignatius Fuchs (II. 264—279). Die Klosteraufhebungen sind nach Grund und Zweck und Methode einander so gleich, daß auch obige kurz in die Worte (des Verfassers) gekleidet werden könnte: „Am 13. May im Jahre 1782 ist dieses uralte schon in das Sibende Saeculum bestende Stüft Sekau allda erloschen", denn „Kayser Joseph denkte und Verstunde anderst" als diejenigen, welche das durch viele Unglücksfälle in mißliche Verhältnisse gerathene Stift durch weise ökonomische Gebahrung retten „oder wie ein Säcular Domstüft nach Graez in die Haubtstadt" versetzt wissen wollten; aber es kommen auch in dieser von einem Augenzeugen erzählten „Trauergeschichte" interessante Einzelnheiten vor, die Niemand ohne Theilnahme lesen wird. Möge den jetzigen Bewohnern Seckau's eine glücklichere Zukunft beschieden sein.

Der oben erwähnten Schweizer Congregation stand an Leistungen kaum nach die Congregatio SS. Vitoni et Hidulphi, deren „Ordo et annus aggregationis (50) monasteriorum" Herr Rudolph Boner in Paris aus der letzten von dieser Congregation zu Nancy 1782 gedruckten Matricula Religiosorum als einen Beitrag zum Monasticon Benedictinum einsandte (II. 171—72); einen zweiten gibt Ruwer in seiner Aufzählung der Benedictiner-Klöster im Umfange des ehemaligen Erzbisthums Trier (II. 379—386), deren 12 von Mönchen, 13 von Nonnen besetzt waren, zu deren Literatur die neuesten Erscheinungen wohl gelegentlich beigefügt werden dürften.

Aus der neuesten Zeit bringen die „Studien" (I. 412—424) unter der Rubrik: „Beiträge zur Geschichte des Benedictiner-Ordens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" einen Originalbericht aus der Feder des P. T. Hrn. Erzabtes Bonifacius Wimmer von St. Vincent, der es verdiente, in den „gelben Blättern" ganz abgedruckt zu werden; denn er entrollt ein so großartiges Bild in- und extensiv wirkender und schöpferischer Mönchskraft, wie es kaum im Leben des Trappisten Augustin de Lestranges

gefunden werden könnte! Fast in allen am atlantischen Ocean liegenden Staaten gründete der Erzabt Niederlassungen, oft an den desperatesten Orten, derer sich Niemand annehmen wollte. Auf dem National=Concil in Baltimore waren die amerikanischen Benedictiner durch drei Ordensbischöfe und sechs Aebte vertreten, von welchen letzteren zwei ihre Häuser 1000 Meilen vom Mutterstifte entfernt haben. Mitten unter ihren blühenden Wirthschaften erheben sich aus hölzernen Kapellen und brettenen Schulen Basiliken und dreistöckige Schulhäuser, und namentlich die Schule ist es, welche den Erzabt seit zehn Jahren darauf bedacht sein ließ, den Orden selbst mit den größten finanziellen Opfern in den Südstaaten einzuführen, um den durch die religionslosen Freischulen gefährdeten Glauben des freien aber überaus armen Negers zu retten! Mit der jüngst erfolgten Erwählung des ersten Abtes für St. Marys of Help — die erste Abtei in den Südstaaten — „tritt die Entwicklung des Ordens in eine neue Phase. Von St. Vincent aus verbreitet er sich nach dem Westen (Kansas) und Nordwesten (Minnesota). Von Atchinson (Kansas) aus wird er sich weiter westlich nach Neu=Meriko, Colorado rc., von St. Johns in Minnesota nach Dacota, Montana rc. verbreiten; von Newark aus aber in die sogenannten sieben Yankee= oder Neuengland=Staaten, und von Mariahilf in die Staaten zwischen dem atlantischen Ocean und dem Alleghany=Gebirge. Zu gleicher Zeit werden auch die Schweizer=Benedictiner von St. Meinrad in Indiana und von Neuengelberg in Missouri sich ausbreiten, wie auch die französischen Sublacenser von Indian Territory aus!“ Wenn am Rande des zweiten Millenariums erfüllt sein wird, was der Seherblick des greisen Patriarchen schaute, dann wird sein Orden, welcher die alte Welt auf christlicher Basis constituirte, die neue reconstituiren! Die anderen Orden, welche nach P. Gilbert Dolan's (O. S. B. in Downside) „Status regularium in Statibus (warum nicht civitatibus?) Foederatis reipublicae Americanae“ (II. 170) bereits zahlreiche Niederlassungen besitzen, werden getreu mitwirken. — Noch finden sich aus andern Quellen Ordensneuigkeiten aus Amerika (II. 412—414) über Gründungen von Hospitälern und Waisenhäusern unter der Leitung von Benedictiner=Nonnen, über

die Weihen neuer Kloster- und Pfarrkirchen, über neue Alumnate (Mönchsschulen) zu San Domingo de Silos und Montserrat in Spanien u. s. w. — Thatsachen, deren Werth auch die Feinde der katholischen Kirche und des Mönchthums nicht verkennen — Thatsachen, sagen wir, deren Anerkennung seitens des hl. Stuhles in den Auszeichnungen sich kundgibt, durch welche er das Wirken des Benedictinerordens belohnt. Dieß zeigen die „Vitae excellentium monachorum O. S. B. nuper ad episcopales infulas promotorum", nämlich der Cardinäle Cölestin Joseph Ganglbauer, Fürsterzbischofs von Wien (I. 407), Guglielmo Sanfelice, Erzbischofs von Neapel (I. 176), Michel Angelo Celesia, Erzbischofs von Palermo (I. 180), und der Erzbischöfe von Monreale und Catania, Domenico Gaspare Lancia-Brolo (I. 180) und Giuseppe Benedetto Dusmet (I. 181). Leider versäumte es der unerbittliche Sensenmann auch in dem abgelaufenen Jahre nicht, zu ernten, was er nicht gesäet! Der Benedictinerorden beklagt — um von den Nekrologen der „Studien" einige zu erwähnen — in Spanien den Verlust des Bischofs von Coria, Petrus Nuñez Pernia — einst Mönches von Sahagun (I. 173), des Abtes Miguel Muntadas (I. 434) und des P. Bernardo Sala (II. 196) von Montserrat; in England starb der durch liturgische und ascetische Schriften bekannte Beichtvater der Benedictiner-Nonnen zu Stanbrook bei Worchester, P. Lawrence Shepherd (I. 432); zu Martinsberg in Ungarn der gelehrte und hochverdiente Erzabt und Geheimrath Chrysostomus Kruesz (I. 424), sein Generalvicar P. Valerius Ballay (I. 196) und die Capitularen P. Basilius Intai (I. 202) und P. Remigius Sztachovics (I. 203) — alle Schriftsteller von Ruf. R. I. P. —

Der Cistercienser-Orden ist auch in diesem Jahrgang der „Studien" spärlich vertreten; da es aber — mit Ausnahme oben besprochener Geschichte von Engelszell — jüngere Kräfte aus dem Orden selbst sind, welche dieses edlen Amtes walten, so hoffen wir, daß ihr Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben werde. Die „Statuta et definitiones Capitulorum-Generalium ordinis Cisterciensis" (II. 244—264), von P. Philibert Panhölzl (O. Cist. in Hohenfurt) aus der Pergament-Handschrift XCVI seines Stiftes mitgetheilt, sind ein sehr werthvoller Beitrag, da

Statuten aus der Periode vom Jahre 1322 bis 1342 zu den seltenen Erscheinungen gehören. Martène und Durand (Thes. Nov. Anecdot. IV. 1243 seqq.) nebst Pastor Winter (Die Cisterc. des nordöstl. Deutschlands III. 200 ff.) haben eine nur geringe Zahl entdeckt und Referent hat selbst in einer aus acht Folio-bänden mit circa 7000 Seiten bestehenden Sammlung, von der ihm bisher zwei, aber schon über jene Zeit hinausreichende Bände zur Verfügung standen, kein einziges dahin gehöriges Statut vorgefunden, obschon es gewiß ist, daß General-Capitel, wenn auch vielleicht nicht jährlich, abgehalten wurden. Vielleicht nahm die Copirung der officiellen, den gesammten Orden betreffenden Collectionen, welche um diese Zeit veranstaltet wurden, die Schreibkräfte zu sehr in Anspruch, so daß man die auf einzelne Klöster und Personen sich beziehenden Statuten nicht wie in der älteren Zeit überall consignirte, obschon das vierte Statut vom Jahre 1212 darauf drang, daß die vom General-Capitel heimkehrenden Aebte dessen Verordnungen jeweils mitbringen und deren Sammlung ein Object der Visitation des Vater-Abtes sein sollte. Die so entstandenen Lücken waren später um so schwerer auszufüllen, als die meisten Aebte außer Frankreich die Capitel nicht mehr regelmäßig besuchten, ja, wir möchten fast glauben, daß man selbst in Cîteaux in den letzten zwei Jahrhunderten kein absolut vollständiges Exemplar mehr besaß, da die voluminösesten von dort stammenden Abschriften (wie die oben berührte) weitklaffende Lücken vorweisen; aber es ist trotzdem oder vielmehr ebendeßhalb des Schweißes werth, das hie und da Vorhandene zu veröffentlichen und weitere — auch auf die verschiedenen Urkundenbücher reflectirende — Forschungen anzustellen, da, wie Referent wiederholt zu betonen Anlaß hatte, eine gründliche Geschichte des Cistercienser-Ordens ohne Verwerthung möglichst vollständiger Statuten der General-Capitel absolut nicht geschrieben werden kann. Wer immer also einen Beitrag mit möglichst correctem Text liefert, wird an dem großen Werke einst sein Mitverdienst haben, und daß dieß vorzugsweise eine Pflicht des Nachwuchses ist, bedarf keiner weiteren Begründung. Darum heißen wir diese aus dem Stifte des trefflichen Millauer gebotene Mittheilung willkommen, — nicht minder auch die eben daher stammende des (Clericus) Franz

Schmidt: „Das Todtenbuch des Cistercienserstiftes Goldenkron in Böhmen" (II. 362—370), nach einer Abschrift vom Jahre 1684, in welcher leider der die Namen und Todestage der Wohlthäter enthaltende Theil fehlt; aber auch das Vorhandene wird nicht vollständig mitgetheilt und die Namen beginnen erst mit dem Jahre 1335. — P. Otto Grillnberger (O. Cist. in Wilhering) bringt aus der im genannten Stifte befindlichen und bisher nicht beachteten Papierhandschrift Nr. 165 des 16. Jahrhunderts nützliche Varianten zur Textkritik der Quirinalia des Metellus von Tegernsee (II. 371—379). —

Am Ende unseres Referates erwähnen wir noch die folgenden Mittheilungen. P. Florian Kienast (O. S. B.) in Admont: Der Benedictiner- und der Cistercienser-Orden auf der culturhistorischen Ausstellung in Steyr vom 2. August bis 30. September 1885 (I. 191—197); P. Maurus Kinter: Raigern auf der kirchlichen Ausstellung im mährischen Gewerbe-Museum (I. 196); P. Jakob Wichner (O. S. B. in Admont): Mittheilungen aus dem Admonter Archive (I. 385 — 392; II. 147—159, 400—408) aus der Zeit von c. 1125 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts als „Bausteine zu einer Geschichte der religiösen Orden"; da ein beträchtlicher Theil derselben unsere Orden berührt, so ist lebhaft zu wünschen, daß der vom Referenten angeregte und hier so fruchtbar realisirte Gedanke weitere Beachtung finde. P. Rupert Mittermüller (O. S. B. aus Metten): Mehrere Briefe des Titularbischofs Fürsten Alexander von Hohenlohe aus der Zeit seiner Thätigkeit in Bamberg, 1817—1821, an den nachmaligen Minister Eduard von Schenk (II. 122—134); P. Theodor Jungwirth (O. S. B. in Melk): Lúcia oder Lucia (II. 97—120), eine gründliche Abhandlung, mit dem Resultat, daß die Heilige vom 13. Dezember Lucia auszusprechen ist; P. Bernhard Schmid (O. S. B. in Scheyern): Wirkungen der Säcularisirung der Ordenspersonen nach den gesetzlichen Bestimmungen (II. 233—244); derselbe: Wissenschaftliche Kloster-Conferenzen (II. 333—341) — warm empfohlen, aber heutzutage schwer durchzuführen; derselbe: „Ein Wort über Bücherrecension" (I. 211—216), von welchem wir besorgen, daß es trotz seiner Einfachheit den Viel- oder besser gesagt, den Alleswissern unserer Zeit unverständ-

lich bleiben werde. P. Bonifacius Wolff: Die Ausgrabungen in Hastières (II. 145—147), einer Cella der nahen Abtei Waulfort, wo bei der Reconstruction der aus dem 11. Jahrhundert stammenden Kirche eine vorher ganz unbekannte Crypta gefunden wurde; derselbe: Die Feier des Millenariums des hl. Badilo vom Kloster Leuze bei Tournay und des zwölften Centenariums des hl. Gislenus, Abtes der gleichnamigen Abtei — Beweise, daß „die Erinnerung an die Mönche lebendig beim Volke blieb".

Den Schluß bilden Berichte über Festlichkeiten, Veränderungen im Personalstande des Benedictiner- und des Cistercienser-Ordens im Jahre 1884; Ordensliteratur; Literarische Referate; Recensionen; Zeitungs- und Kalenderschau. —

Der reiche und vielgestaltige Inhalt dieses Jahrgangs der „Studien" wird dieselben überall empfehlen und durch Aufnahme mehrerer, nicht direct zur Ordensgeschichte in Beziehung stehender Artikel dürfte die Redaction auch die Wünsche derjenigen befriedigt haben, welche sich mit letzterer allein nicht begnügen wollten. Eine Vermehrung derselben möchten wir nicht anrathen, da sie den ursprünglichen Zweck der „Studien" alteriren und diese zu einer Alles d. i. Nichts vertretenden Quartalschrift stempeln würde. „Was uns notthut," schrieb ein gelehrter Benedictiner dem Referenten, „ist eine historische Ordenszeitschrift"; dasselbe spricht ein anderer nicht minder verdienter Mitarbeiter aus (I. 385) — und wir unterfertigen den Satz in dessen engstem Sinne. Unsere Herren Confratres in S. Bernardo aber bitten wir um lebhaftere Mitwirkung zum literarischen und finanziellen Gedeihen der „Studien"; zu letzterem ist, wie wir schon einmal sagten, nur ein Kreuzer täglich erforderlich! —

Baden in Oesterreich. Dr. Leopold Janauschek.

LXXIII.

Zeitläufe.

I.

Wie das „Ende des Culturkampfs" zu verstehen sei? — Die „Culturkampfs"-Chronik des Dr. Majunke.

Am 12. Juni 1886.

Das Ende der preußischen Maigesetze ist da. Sie sind mit Sturmeseile in beiden Häusern des Landtags sozusagen hinausgepeitscht worden. So eilig ist der stolze, unter dem Aufgebot des ganzen „nationalen" Enthusiasmus aufgeführte Bau nach genau dreizehn Jahren wieder abgebrochen worden, daß man sich nichteinmal Zeit nahm, auch gleich den Schutt und die Trümmer wegzuräumen. Das soll erst noch kommen, und man nennt das „Revision". Insoferne ist also der Culturkampf definitiv zu Ende, als er mit dem System der Maigesetze operirte; sollte der Kirchenstreit früher oder später von Neuem entbrennen, so müßte ein ganz neues System von Gesetzen dazu ersonnen werden. Und zwar schon deßhalb, weil die grundlegende Voraussetzung jener Gesetzgebung hinfällig geworden ist. Diese Voraussetzung aber war keine andere, als daß es mit dem neuen System gelingen werde, Klerus und Laien zu Tausenden und Hunderttausenden vom Leibe der katholischen Kirche loszureißen und mit den liberalen Protestanten in einer Nationalkirche zu verschmelzen.

Die Spekulation wurzelte in Zeitumständen, die niemals wiederkehren. Sie ist in ihr Gegentheil umgeschlagen, und die Berechnung hat in unerhörter Weise getäuscht. Der bekannte Abgeordnete Hofprediger Stöcker in Berlin hat jüngst in einer Versammlung geäußert: „Der größte Fehler der Culturkampfgesetze war der, daß sie der katholischen Kirche über die Schwierigkeiten weghalfen, in die sie durch das Unfehlbarkeits-Dogma gerathen mußte. Der Culturkampf war eine Stärkung Roms. Das Selbstgefühl der katholischen Kirche ist dadurch gewachsen; mächtiger als vor zehn Jahren steht sie da; man hat das Eisen zu Stahl geschmiedet".[1]) Hintennach ist nun freilich leicht tadeln. Aber damals, als die Kirchen-hassenden Geister aller Farben den bewaffneten Arm des siegreichen preußischen Staats zu ihren Diensten gestellt sahen, wie viele waren denn ihrer, die an den unfehlbaren Erfolg nicht felsenfest glaubten? Die Kirche stand nach menschlichem Ermessen da von Gott und der Welt verlassen wie nie; die Einladung war unwiderstehlich.

Allen diesen Parteien, die getrennt marschiren, im Culturkampf aber vereint zuschlugen, macht jetzt ein Organ, das einst unter den Anbetern des sogenannten „starken Staats" in erster Reihe prangte, den Vorwurf: sie seien insgesammt „von dem unduldsamen Princip protestantischer Staatskirchlichkeit ausgegangen". Dieß habe sich deutlich in Eduard Zeller's Vorlesungen über Staat und Kirche vom Jahre 1872 und in dem dreibändigen Werke des Leipziger Kanonisten Friedberg über die Grenzen zwischen Staat und Kirche, 1873, ausgesprochen, und diese Schriften hätten die Grundlage jener überreichen Kirchenkampf-Literatur gebildet, welche jetzt zum größten Theile Makulatur geworden sei.[2]) Das war also die „Juristerei", von welcher der Kanzler wegwerfend geäußert hat, daß sie in der Politik nichts tauge, und daß der Mini-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. Mai d. Js. [Beilage.]
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 12. Mai d. Js.

ster Falk ihm damit seine eigene Politik verdorben habe. Aber ist mit der Wendung in der Politik des Fürsten nun auch das Princip jener „Juristerei" beseitigt: die „unduldsame protestantische Staatskirchlichkeit"?

Die Nationalliberalen hatten gegenüber dem neuen Kirchengesetz, der „vierten Novelle", beschlossen, die Fahne des Culturkampfs in unerschütterter Treue hochzuhalten. Sie konnten das leicht thun; denn erstens hatte Fürst Bismarck zu erkennen gegeben, daß er ihnen diese starre Consequenz nicht übelnehmen werde, und zweitens lag auch das Bedürfniß nicht vor, ihnen den Stock zum Sprunge vorzuhalten, denn eine Mehrheit von mehr als zwei Dritteln war der Vorlage auch ohne sie gesichert. In der Kammer führte der Abgeordnete Professor Gneist, dereinst einer der gefeiertsten Väter des Culturkampfs, für die Fraktion das Wort. Ein Augenzeuge erzählt, wie es dem alten Herrn dabei erging. „In den Siebenziger Jahren konnte sich das Publikum gar nicht satt hören an den donnernden und immer das Gleiche wiederholenden Kampfreden gegen die ‚vatikanische' Kirche. Am letzten Freitag bei der zweiten Lesung konnten sich die bescheidenen Widersprüche gegen das Gesetz kaum Gehör verschaffen, und selbst der ehrwürdige Gneist mußte erst eine ordentliche Ermahnung an das Haus richten, damit nur seine greise Stimme nicht im Lachen der Gegner und in der Unruhe des Hauses verhalle. Es lag eine Art Vergeltung darin, wenn man sich erinnerte, mit welchem Hohn einst die nationalliberalen Percy's die schwer gereizten Centrumsleute niederschrieen."[1])

---

1) Berliner Correspondenz der „Neuen Freien Presse" vom 12. Mai. — Als der Präsident unter kräftigem Klingeln an das Haus die Frage richtete: „ob die Herren vielleicht ihre Privatgespräche nun beendet hätten?" wendete sich Hr. Gneist ergrimmt gegen die nächsten Centrumsbänke mit dem Ausruf: „Nun sehe man doch, wohin wir gekommen seien, da die Katholiken

Den unglücklichen Nationalliberalen ist neuerlich sogar von officiöser Seite der Vorwurf gemacht worden, sie seien es gewesen, die den Kampf, welcher im Sinne der Regierung lediglich einen politischen Charakter haben sollte, zu einem confessionellen gestempelt hätten. Hierin geschieht der Partei sicherlich zu wehe. Die beiden Momente waren eben schlechthin nicht auseinander zu halten der Natur der Sache nach, und wer immer mit dem Herzen bei dem Culturkampf war, hat sie thatsächlich nicht auseinander gehalten, insbesondere auch Fürst Bismarck nicht. Diese Seite der Frage hat Hr. Gneist in seiner Rede ganz richtig betont, indem er sagte: „Die Lage der Dinge ist die, daß der nationale preußische Staat und die römische Universalkirche von Natur aus Gegner sind; die Gegnerschaft gründet sich sowohl auf das Glaubensbekenntniß als auf die Regierungsmaximen: auf eine — ganz entgegengesetzte Weltanschauung." Der Redner hat Recht; es sollte nicht so seyn, aber es ist so. Ob es jemals anders werden wird, steht in Gottes Hand, und inzwischen ist es Niemanden zu verargen, der den latenten Culturkampf für eine preußische Ewigkeit hält.

Fürst Bismarck selbst hat sich in seinen merkwürdigen Reden für die Vorlage eigentlich von dem Gneist'schen Standpunkte gar nicht entfernt, nur daß er sagte: „Ich muß jetzt einmal einen Frieden haben", während Hr. Gneist erwiderte: „Wir können warten". Diesen Frieden hat aber der Kanzler als eine rein persönliche Verständigung mit dem jetzigen „friedliebenden" Papst, „zu dem er volles Vertrauen habe", bezeichnet. Ein gegenseitiger Vertrag war von vornherein ausgeschlossen. Die „Curie" ist nicht etwas Persönliches, also konnte auch mit ihr über einen Frieden nicht verhandelt werden. Der Fürst gebraucht abermals die Phrase von den

---

einen Protestanten überhaupt nicht mehr reden lassen wollten." Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland" vom 11. Mai 1886.

tausendjährigen Kämpfen zwischen Staat und Kirche, deren Beseitigung die Quadratur des Zirkels wäre. Was er bei dem Friedensschluß mit der Person des Papstes erreicht haben will, ist nur der Versuch auf Ruf und Widerruf, miteinander friedlich zu leben, das Gefäß, in welchem die Stimmung das Maß von gegenseitigem Vertrauen und der gute Wille die Füllung bilden. „Diese Gefäße können gefüllt werden mit der Milch der frommen Denkungsart, wenn auf beiden Seiten der Wille zum Frieden vorhanden ist, sie können auch mit gährend Drachengift gefüllt werden, wenn dieser Wille fehlt." Schließlich erklärt er bezüglich der Einwendungen der Nationalliberalen: er stehe denselben sympathisch gegenüber und würde vielleicht geradeso stimmen wie sie, wenn er sich als leitender Staatsmann den Luxus einer eigenen Meinung erlauben dürfte; damit wolle er aber „keine Kritik oder einen Tadel verbinden, sondern eher den Ausdruck einer Art von Neid." Ja, er vertröstet die Herren sogar auf bessere Aussichten: wenn es zur Ehre und Macht des preußischen Staats unentbehrlich wäre, so sei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, den Culturkampf wieder ganz von vorne anzufangen; nur von ihm solle man nicht verlangen, daß er ihn nochmals ausfechte, „aber diejenigen, welche meinen, daß der Staat auf diese Weise nicht bestehen könne, können ihn ja ausfechten."

So ist nun allerdings, seit die Welt steht, ein „Friedensschluß" noch niemals gefeiert worden. Aber das ist doch deutlich gesagt: für jetzt müsse der Kampf ein Ende nehmen, fast um jeden Preis. Warum, und warum gerade jetzt, und noch dazu so eilig und überstürzt? Die Frage erhebt sich immer wieder. Daß das erstrebte Ziel durch den Culturkampf nicht zu erreichen sei, hatten die Thatsachen längst erwiesen und wußte der Kanzler nicht erst seit Tags zuvor. Daß dem Centrum der Boden unter den Füßen weggezogen werden oder wenigstens seine Opposition gegen die immer wiederkehrenden Forderungen neuer Steuern gebrochen werden

ungen der Culturkampf-Gesetzgebung. Im Auslande war von Zeit zu Zeit von diesen Verhältnissen die Rede, aus naheliegenden Gründen weniger im Inlande. Ueber den bedeutsamen Einfluß, den dieselben endlich und sozusagen in letzter Stunde auf die Wendung im Culturkampf ausgeübt haben, läßt sich die oben angeführte Berliner Correspondenz wie folgt vernehmen: „In der letzten Jahresfrist sind die Verhältnisse trotz vieler großen Schwierigkeiten so weit gediehen, daß Fürst Bismarck und der Kronprinz sich völlig auf einander eingerichtet haben. Ob die richtige Meinung verbreitet, ob eine falsche mit Absicht unwidersprochen gelassen wird: es heißt, der Friede mit Rom sei ein Herzenswunsch des Kronprinzen und man dürfe vertrauen, wenn Fürst Bismarck den Frieden jetzt mache, werde er immer noch besser ausfallen, als wenn er später gemacht würde. Haben doch die Ultramontanen laut und offen erklärt, ihre Zeit werde kommen, sobald Fürst Bismarck nicht mehr allein herrsche.[1]) Dieser Witterung folgten die Conservativen, die sich sonst nicht allzu großer Gunst beim künftigen Herrscher rühmen können, und wollten sich regierungsfähig erweisen dadurch, daß sie dem Herzenswunsche des künftigen Königs gemäß, trotz ihres ‚protestantischen Bewußtseyns', den Culturkampf begraben."

Das Centrum stand aber bei dieser Bestattung auf Staatskosten nochmals vor einer bitteren Nothwendigkeit. Es mußte entweder das neue Gesetz zum Falle bringen helfen, oder den Ausnahmezustand für die beiden polnischen Dis-

---

1) Von einem solchen indiskreten Auftreten ist uns nichts bekannt. Aber die Augen der Katholiken hat Se. Hoheit der Kronprinz damals zuerst auf sich gezogen, als er am 1. März 1874 seiner hohen Stellung im Freimaurer-Orden entsagte und sich von der Loge zurückzog, weil „es ihm klar wurde, daß er durch die Loge in Verbindungen komme, die der Gerechtigkeit eines regierenden Fürsten hindernd in den Weg treten könnten." S. das Nähere aus den Quellen bei Dr. P. Majunke: „Geschichte des Culturkampfs in Preußen-Deutschland." S. 72.

esen mit in den Kauf nehmen. Diese gehässigen Bestimm-
ungen gehören mit zu dem Arsenal von Ausnahmegesetzen,
welche, gleichfalls wieder mit überstürzender Hast, gegen die
Polen in den Ostprovinzen beschlossen worden sind. Es ist
unzweifelhaft, daß dieses Vorgehen in der Ausführung zu
einem Culturkampf im Kleinen sich ausgestalten wird. Das
polnische Element soll ausgetrieben werden durch Germani-
sirung und Protestantisirung. Aber warum denn eigentlich?

Der Reichskanzler hat immer nur zur Antwort gegeben:
die Polen verfolgen revolutionäre Pläne und agitiren für die
Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1772. Aber
die Gefahr für das Deutschthum liegt nicht im Polonismus
und dessen historischen Erinnerungen, sondern im Panslavis-
mus, und es kann doch nicht die Absicht des Kanzlers gewesen
seyn, die Polen dem letzteren in die Arme zu jagen. Sollte
er ganz im Gegentheil vielleicht für den immer näher rückenden
Tag der großen Abrechnung im Osten seine besonderen Ab-
sichten haben, um dann sagen zu können: das Großherzog-
thum Posen ist deutsch geworden; wem das nicht gefällt, der
mag in das neue Königreich Polen übersiedeln und deutscher
Ansiedlung weitern Platz machen. Die Conjektur mag ver-
wegen erscheinen; aber als im Jahre 1882 wieder einmal
der Bruch mit Rußland in Sicht stand, ist sie in dem soge-
nannten Pastorenblatt, dem Berliner „Reichsboten," des
Langen und Breiten erörtert worden.[1]) Der Reichskanzler
seinerseits aber liebt die Politik der Ueberraschungen, wie denn
auch diese ganze Polenverfolgung gleich einem Meteorstein
auf die preußischen Köpfe gefallen ist, und im Inland nicht
weniger als im Ausland verblüfft hat.

Es ist kein Zweifel, daß die Befreiung der katholischen
Kirche in Preußen von den schwersten Fesseln der Maigesetze
ihr, soweit der Geist des Liberalismus regiert, nirgends ver-

1) „Rußland, Polen und die deutsche Wirthschaftspolitik." Berlin,
Heinicke. Als Manuscript gedruckt.

gönnt wird. Nur die Partei der gläubigen Protestanten, die sogenannten Altconservativen, sieht die Bestattung des Culturkampfs wenigstens als unwiderruflich an und zieht daraus den Schluß, daß nun auch ihre Kirche aus der erstickenden Umarmung des Staats befreit werden müsse, wenn sie der „römischen Strömung" gewachsen seyn und in dem tobenden Geisterkampf nicht unterliegen solle.

Ein entsprechender Antrag ist sofort im Landtag eingebracht worden. Das Centrum hätte gegen die Verwirklichung desselben sicherlich um so weniger etwas einzuwenden, als damit nur eine weitere Bürgschaft für die kirchliche Freiheit und Rechtsstellung im Allgemeinen gegeben wäre. Aber die Richtungen unter den Wortführern des „protestantischen Bewußtseyns" sind, im grellen Gegensatz zu der Einheit des katholischen Bewußtseyns, sehr verschieden, und wie es dem Antrage in der Kammer ergehen würde, war vorauszusehen. „Das ist ja," schrieb man der „Allgemeinen Zeitung" (vom 22. Mai) sofort aus Berlin, „die reine Quadratur des Cirkels; im Uebrigen ist der Antrag das Papier nicht werth, auf das er gedruckt ist. Wenn die Katholiken sich damit begnügt hätten, ihren Ansprüchen in wohlstylisirten Resolutionen Ausdruck zu geben, würden ihre Erfolge den Neid der Herren Stöcker und Genossen nicht erregen." — Hören wir dagegen, was ein demokratisches Blatt, dem jede kirchliche Sympathie völlig abgeht, von dem dreizehnjährigen Rechts- und Freiheitskampfe der preußischen Katholiken sagt:

„In ihren heiligsten Rechten gekränkt durch eine Politik, für die jetzt Niemand die Verantwortlichkeit auf sich nehmen mag, hatten sie sich zur Wehr gesetzt wider ein Regiment, das mit voller Gewalt immer stärker auf sie einstürmte. Die gemeinsame Noth schloß ihre Reihen und erfüllte alle Elemente mit einer Disciplin und einem Kampfesmuth, der in unserer neuesten Geschichte beispiellos dasteht. Geistliche oder Laien, die Opferwilligkeit war die gleiche, stets auf das Eine Ziel gerichtet, das Alle im Auge hatten, auf die Befreiung von den Fesseln harter Ge-

setze. Jahre gingen und kamen, endlos erschien der Kampf zu sein, aber keine Entmuthigung lichtete die Reihen der Streiter, im Gegentheil, jede Schlacht führte ihnen neue Mannschaft zu und erhöhte ihre Zuversicht auf den Ausgang. Sie ist nicht getäuscht worden."[1])

Die Geschichte des Angriffs und der Abwehr in diesem Heldenkampfe zu schreiben, hat nun Hr. Dr. Majunke übernommen.[2]) Er ist dazu berufen, wie kein Anderer. Seit dem 21. März 1871 Redakteur der zehn Monate vorher in Berlin gegründeten Zeitung „Germania" hat er den ganzen Verlauf des auf- und absteigenden Culturkampfs in dieser wichtigen Stellung miterlebt; zudem gehörte er zehn Jahre lang dem Reichstag und dem preußischen Abgeordnetenhause an, bis er vor ein paar Jahren in die Seelsorge bei der schlesischen Pfarrei Hochkirch zurücktrat. Ein juristisch und theologisch durchgebildeter Publicist mit einem reichen Schatz persönlicher Erfahrung, im Besitz von Erinnerungen und Thatsachen, die nirgends gedruckt zu finden sind, verbindet er eine anziehende Art, das massenhafte Material in knapper Auswahl verdaulich und lesbar für das Publikum vorzuführen. Wer in der Sache selbst Jahre lang gearbeitet hat, wird in dem Werke die eigenen Erinnerungen gleichsam zu einem neuen Leben erweckt wie in einem Panorama an sich vorüberziehen sehen.

Es ist jüngst spöttisch gesagt worden: einer neuen Ausgabe der Geschichte des Culturkampfs, in welcher Fürst Bismarck lediglich als duldsamer College des Cultusministers eine Rolle spiele, bedürfe es nun nicht mehr. In der That muß der Exminister Dr. Falk Herrn Majunke zu Dank verbunden seyn. Denn die zwei Lieferungen, die bis jetzt vorliegen, beweisen sonnenklar, daß Herr Falk der treue Diener seines

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 2. Mai 1886.
2) Das oben citirte Werk erscheint bei Schöningh in Paderborn in Lieferungen.

Meisters und nichts weiter war. In den Drohungen, mit welchen die preußische Diplomatie während des Concils die deutschen Bischöfe in das Schisma hineinzuschrecken versuchte, waren alle die Maßregeln principiell schon angedeutet, welchen Herr Falk nachher die unumgängliche juristische Fassung verlieh. Auch die Streichung der bekannten drei Artikel der Verfassung war damals schon vorgesehen, welche der Verhängung des „Leidenszustandes der Kirche", wie Graf Arnim in seinem Schreiben an einen deutschen Bischof sich ausdrückte, im Wege gestanden wären.

Das beweist uns Herr Majunke, und man denkt dabei unwillkürlich an die sonst trefflichen Männer, welche trotz Allem, was schon seit dem Erlaß des Prinzregenten vom 8. Dezember 1858 vorgegangen war, immer noch an ihren Illusionen festhielten, an ihrer Spitze der selige Bischof von Ketteler.[1] „Wäre", so resumirt Herr Majunke, „auf Anbringen des Kanzlers das Infallibilitätsdogma nicht deklarirt worden, so hätte Rom sich vor ihm gebeugt und die späteren ‚Altkatholiken', gekräftigt durch diesen Ausgang des Concils, wären die Herren der katholischen Kirche in Deutschland geworden. Unter ihrer Herrschaft hätten sich die Ansprüche der Liberalen schon befriedigen lassen. Noch befriedigendere Resultate im Sinne der letzteren wären erzielt worden, wenn sich die Bischöfe hätten zum Schisma verleiten lassen, nachdem die Infallibilitätsdeklaration nicht mehr aufzuhalten war. Die Bischöfe wären dann Staatsbischöfe geworden; sie hätten im Namen der Kirche Alles bewilligen müssen, was die Regierung mit der Parlamentsmehrheit von ihnen verlangt hätte. Die eigentlichen Culturkampfgesetze wären dann nicht mehr nöthig gewesen, weil deren höchster Zweck, die Verstaatlichung der Kirche, mit Einem Schlage erreicht worden wäre. Deshalb konnte auch Bismarck den Bischöfen eröffnen lassen,

---

1) Diese „Blätter" sind deshalb mit dem hochverehrten Bischof von Mainz in manche unliebe Controverse gerathen.

daß, falls sie in ihrem Widerstande gegen Rom beharren würden, die angedrohte Gesetzgebung in Wegfall kommen sollte. Nach der Lostrennung der katholischen Kirche von Rom wäre die Errichtung einer Nationalkirche nur noch eine Frage der Zeit gewesen."

Obwohl über den Culturkampf eine Unzahl von Schriften, darunter die Quellenwerke von Siegfried und Schulte einerseits, Poschinger, Hahn und die anonyme Schrift: „Bismarck nach dem Krieg"[1]) andererseits, reiches Material darbieten, so hat Dr. Majunke doch manche Lücke bezüglich der positiven Beweisstücke für das Verhalten des Kanzlers in der Concilsfrage zu bedauern. Der officielle Leibbiograph desselben, Herr Hahn, läßt sogar einzelne Stellen in Aktenstücken weg, die anderwärts veröffentlicht sind. Wenn man sich übrigens erinnert, daß in dem denkwürdigen Processe gegen den Grafen Arnim das Berliner Kammergericht den Beschluß faßte, die Verlesung der sogenannten „kirchenpolitischen" Dokumente nur in geheimer Sitzung zu gestatten, weil deren Veröffentlichung „staatsgefährlich" wäre, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß die Rückschlüsse des Verfassers aus den vorliegenden Depeschen des damaligen preußischen Gesandten beim heiligen Stuhl stets das Richtige treffen.

Aus dem Werke des Herrn Majunke wird Jedermann erst recht ersehen, welch' schwere Versuchungen und furchtbare Gefahren die katholische Kirche in Preußen und ganz Deutschland ein halbes Menschenalter hindurch zu bestehen hatte. Möge der Verfasser am Schlusse seiner Arbeit vom Culturkampfe sagen können: „Hic jacet, sic placet!"

---

1) Herr Majunke hält den bekannten Geheimrath Wagener für den Verfasser..

II.

Die zwei Seiten der englisch-irischen Krisis.

Studien und Skizzen. III.

Wenn es wahr ist, daß jetzt überall die socialen Fragen den politischen vorangehen und den ersten Anspruch an die Gesetzgebung haben, dann hat Herr Gladstone in seinem an sich bewundernswerthen Reformeifer für das unglückliche Irland sicherlich das Pferd beim Schweife aufgezäumt. Er ist eben ein „Liberaler", und der Liberalismus erwartet noch immer von politischen Formen das Heil der Welt, obwohl man sagen darf, daß der Bankerot dieses hohlen Formenwesens überall und mit jedem Tage greifbarer hervortritt.

Hätte der Minister seine irische Landbill vorangeschickt und eine irische Verwaltungsbill nachfolgen lassen, anstatt umgekehrt, so wäre wenigstens Eines gewonnen gewesen: es hätten die wochenlangen Berathungen im Parlament, gegenüber der Aufregung aller Schichten des Volkes, unmöglich ohne jedes Resultat mit einem einfachen Nein zu Ende gehen können. Selbst der Führer der Conservativen hat offen erklärt, daß in der irischen Landfrage etwas Namhaftes geschehen müsse. An dem Geldpunkt hätte er sich nicht gestoßen; nur meinte er, man solle das Geld, mit welchem Gladstone die irischen Grundbesitzer expropriiren wolle, dazu verwenden, um eine Million subsistenzloser Irländer in den Colonien anzusiedeln. Darüber hätte sich reden lassen, nicht nur im Parlament, sondern auch mit dem irischen Volke. Anstatt dessen ist die Landbill, an der dieses Volk das oberste Interesse hatte, von Anfang an gänzlich in den Hintergrund getreten, das Home-Rule aber dennoch gefallen. Nun ist die Lage allerdings eine bedenkliche geworden.

Die irische Frage ist stets in erster Linie als eine agrarische angesehen worden. Wäre in dieser Beziehung einmal eine ernstliche Abhülfe eingetreten, so hätte sich Lord

Salisbury's Hoffnung wohl erfüllen mögen, daß man ruhig zuwarten könne, bis die Stimmung in Irland sich beruhigt haben würde, und England nicht mehr vor der Alternative stehe, entweder eine irische Rebellion zu riskiren oder die lokale Selbstregierung einer Partei auszuliefern, die Gladstone selbst als „doppelte und dreifache Landesverräther" gebrandmarkt hatte, deren Führer auch nie ein Hehl daraus gemacht hat, daß „die Zerreißung des letzten Bandes" sein eigentliches Ziel sei. Die Landbill aber ist von Gladstone schließlich noch förmlich preisgegeben worden. Er hat ausdrücklich erklärt: wer für die zweite Lesung seiner Home-Rulebill stimmen werde, verpflichte sich damit in keiner Weise betreffs der Landankaufsbill.

Was war der Grund dieses schüchternen Rückzugs? Ohne Zweifel die steigende Besorgniß vor dem unabwendbaren Rückschlag, den die Maßregel des irischen Landankaufs durch den Staat auf die ländliche Bevölkerung in England, Schottland und Wales ausüben müßte. Was dort die nach Religion und Race fremden Landlords sind, das sind hier die einheimischen Besitzer der großen Latifundien gegenüber ihren Pächtern und Heuerlingen. Als vor drei Jahren die englische Agrarliga unter dem Vorsitz des bekannten Reverend Headlam ihr erstes Meeting in London selbst hielt, sagte der Apostel der irischen Agrarliga, Michael Davitt: „Das ganze Land befinde sich im Besitze einer geringfügigen Anzahl steinreicher Leute, von denen 8142 über 40,500,000 Acres Land verfügen, das ihnen eine jährliche Rente von 45 Millionen Pfund abwerfe. Gegenüber einem solchen übertriebenen Besitz habe der Staat ein Recht, sich in's Mittel zu legen, um von diesem Ueberfluß die Noth vieler Hunderttausende seiner besten Bürger zu lindern. Die Gesellschaft brauche deshalb nicht zu erschrecken, denn den Besitzenden solle ihr Besitz nicht ohne Weiteres genommen werden. Der Staat solle diesen 8142 Personen jährlich eine Rente von 10 Millionen Pfund auszahlen, was sie noch immer im Besitze einer mehr als for-

genfreien Existenz beließe. Durch diese Nationalisation des Landes wäre es dann möglich, einen Kleingrundbesitz zu schaffen, der nicht nur die Städte purificiren und das hungernde Proletariat aus ihren Mauern zu einer menschenwürdigen Existenz führen, sondern auch die Produktionskraft des jetzt auf die Einfuhr der Nahrungsstoffe angewiesenen Landes erheblich heben würde." [1])

Man darf wohl fragen: um wie viel unterscheiden sich diese Gedanken von dem Vorschlage der irischen Landbill des Herrn Gladstone, und warum sollten nicht auch die andern Theile des vereinigten Königreichs der gleichen Reform theilhaft werden? Ihre Noth ist die gleiche, nur daß ihnen nicht wie den Iren ihr Eigenthum geraubt, und mit Gewalt der Waffen an fremde Eindringlinge vertheilt wurde.

Indeß ist die Latifundien-Wirthschaft in England selbst mit ihren schlimmen Folgen, übervölkerte Städte mit der Unmasse von Noth und Elend in ihren Mauern und Entvölkerung des flachen Landes, keineswegs bloß eine böse Erbschaft aus dem „feudalen Mittelalter". Das Uebel hat vielmehr erst seit gerade vierzig Jahren den Höhepunkt erreicht. Als damals das Freihandelssystem eingeführt wurde, nahm zwar die große Industrie einen gewaltigen Aufschwung, aber der Bauernstand sah sich ihr geopfert. Wegen der Concurrenz der ausländischen Getreideproduktion konnten die kleineren, ohne Maschinen bearbeiteten Grundstücke nicht mehr rentiren. Der Bauernstand verschwand mehr und mehr im Proletariat der Städte. Ueber die Volkszählung von 1861 wurde berichtet: „Ein allgemeiner Aufschrei des Entsetzens durchzuckte das Land, als bekannt wurde, daß es 1861 in England und Wales nur noch 30,766 Grundbesitzer auf eine Gesammtbevölkerung von 20,066,224 Einwohner gegeben hatte". Aber der Census von 1871 brachte noch größere Ueberraschungen. Es ergab sich, daß innerhalb der zehn Jahre die Zahl der

---

1) Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 3. November 1883.

selbständigen Grundeigenthümer wieder um fast 8000 Personen gesunken war. Bei einer Gesammtbevölkerung von 22,712,266 Seelen und 1,657,138 in England und Wales bei der Landwirthschaft Beschäftigten gab es nur noch 22,964, welche von ihrem eigenen Grund und Boden lebten[1]) In der Mitte dieser zehn Jahre hatte der ehemalige Chartist Ernst Jones in einer Versammlung der „Englischen Reformpartei" den Krebsschaden Englands drastisch dargestellt:

„In den drei Königreichen befinden sich 77 Millionen Acres Land, und nur 30,600 Eigenthümer. Der Herzog von Cleveland kann 23 Meilen durch sein eigenes Besitzthum reiten; der Herzog v. Devonshire besitzt allein in der Grafschaft Derby 96,000 Acres. Der Herzog von Richmond hat 340,000 Acres, und der Marquis von Breadalbane kann von seiner Hausthür 100 Meilen in gerader Linie durch sein Eigenthum jagen. Dreißigtausend Männer können daher zu dreißig Millionen sagen: ‚Hier sollt ihr gehen und hier nicht; hier mögt ihr ackern und pflügen, dort ist es euch verboten.' Von dem Ackerlande sind nur 45 Millionen unter Cultur; 26 Millionen Acres werden von Pflug und Spaten nie berührt, und liegen unnütz — denn sie dienen nur zum Tummelplatz der herrschenden Jäger und zu Spazierfahrten für die Familie der Lords."[2])

Bekanntlich gehört auch ein großer Theil der englischen Städte zu dem Grund und Boden solcher Latifundienbesitzer, und es ist in diesem Umstande ein Haupthinderniß aller Bemühungen zu sehen, dem gräulichen Unwesen der Armen- und Arbeiterwohnungen in den Industriestädten abzuhelfen. Vor drei Jahren hat sich ein jetzt vielgenannter Mann über diese Seite der Frage ausgesprochen, nämlich Herr Chamberlain. Dieser Parteiführer, von Hause aus reicher Geschäftsmann, hat im Kabinet des Hrn. Gladstone das radikale Element vertreten, bis er sich der irischen Vorlagen wegen

1) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 4. Sept. 1874.
2) Augsb. „Allg. Zeitung" vom 4. Februar 1868.

mit dem Chef unversöhnlich entzweite und aus dem Amte schied. Was er eigentlich an die Stelle der Gladstone'schen Vorschläge für Irland setzen wollte, hat er bis jetzt noch nicht näher ausgesprochen; aber was er nicht will, kann man aus seiner Abhandlung von 1883 ungefähr errathen. Zunächst schildert er die socialen Zustände so, wie sie in England im Großen und im kleineren Maßstabe in allen Ländern der modernen Civilisation bestehen:

„Die sociale Reform liegt in der Luft. Die Geschichte unseres Landes legte nie zuvor Zeugniß ab von so ungeheuren Reichthümern, nie zuvor war das luxuriöse Leben so allgemein und so zur Schau getragen, und nie zuvor wurde der Druck der Armuth bitterer empfunden und gestalteten sich die Bedingungen des täglichen Lebens hoffnungsloser und entwürdigender. Im Laufe der letzten 20 Jahre ist das Nationaleinkommen um 600 Mill. Pfund gestiegen; trotzdem ist nahezu eine Million unserer Mitbürger auf die Armenhäuser angewiesen, und einige weiteren Millionen stehen an der Schwelle derselben. Der ungeheure Reichthum, den der moderne Fortschritt geschaffen, ist eben in einzelne Taschen geflossen; Individuen und Classen haben Reichthümer erlangt, welche die üppigsten Träume der Habsucht übertreffen, und ihr Lebenszweck scheint es zu seyn, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um zu verschwenden, was sie sonst nicht zu genießen vermögen. Die große Majorität der ‚Arbeiter und Spinner‘ hat aber keinen angemessenen Vortheil von den Reichthümern erlangt, die sie haben schaffen helfen, und eine Volkszahl, die größer ist als jene der Einwohner unserer Metropole, schmachtet in den Banden der schrecklichsten Noth und des nacktesten Elends. Dürfen wir uns da wundern, wenn von Zeit zu Zeit das Gemurre der Unzufriedenheit oder der Aufschrei des Zornes hörbar wird? Eines Tages wird dieser Vulcan zum Ausbruch kommen und London überwältigen, wenn sich das Westende nicht gegen die Feuersgefahr versichert. Jetzt ist noch Zeit dazu; bald kann es zu spät seyn“. [1])

Herr Chamberlain fährt fort: „Ein Fluch klebt in Eng-

1) Augsb. „Allg. Zeitung“ vom 30. November 1883.

land an den socialen Zuständen der Gegenwart, und das ist die Gebundenheit des Grundbesitzes, die Herrschaft der Wenigen über den Grund und Boden, der eigentlich Besitz des Volkes ist, welches auf ihm lebt". Er macht alle möglichen Vorschläge, soweit solche von dem Manchester-Standpunkt zulässig sind; wenn aber Lord Salisbury gemeint hatte, der Staat solle durch Errichtung billiger Wohnhäuser für die Wohnungsnoth der Armen sorgen, so widerspricht Hr. Chamberlain entschieden: dem Staat dürfe eine solche Aufgabe nicht aufgezwungen und solch' ungeheuere Lasten dürften auf die Steuerzahler nicht gewälzt werden. Dagegen hatte ein anderer liberaler Exminister, der jetzt dem Parteichef ebenfalls den Dienst gekündet hat, ein paar Wochen vorher eine Rede gehalten, in welcher er gewisse Concessionen an den Staatssocialismus als unvermeidlich erklärte. Es war der berühmte Oekonomist Hr. Göschen, welcher den Satz aufstellte: die Theorie von der Nichteinmischung des Staats in die Privatwirthschaft sei durch die Erfahrung von deren Folgen von Grund aus erschüttert; der Schrei der capitalistisch ausgebeuteten Menge nach der Einmischung und Hülfe des Staats werde immer lauter, und die Erkenntniß habe sich Bahn gebrochen, daß andere als bloß materielle Interessen berücksichtigt werden müßten, wenn es sich um Abschaffung gesellschaftlicher Uebelstände und die Förderung des Volkswohls handle[1]). Man sieht, um welche Gegensätze es sich gehandelt hätte, wenn die irische Landbill Gladstone's vorangegangen wäre; aber ein Resultat hätte sich jedenfalls ergeben. Dem Home-Rule gegenüber waren die drei Häupter der drei verschiedenen Parteien einmüthig in der Verwerfung.

Herr Göschen bezeichnete die „immer mächtiger werdende Demokratie" in England als staatssocialistisch. Aber damals lag die Agrarbewegung noch in den Windeln. Der „Landpacht-Reformverein", unter der Führung des bekannten Philo-

---

1) S. den ausführlichen Bericht über die Rede: Augsb. „Allg. Zeitung" vom 7. November 1883.

sophen John Stuart Mill, war kaum erst bis zur Forderung der Aufhebung des bestehenden Majorats und der Einführung der Freitheilbarkeit des Grund und Bodens fortgeschritten. Der Verein agitirte zunächst gegen die fortwährende Vermehrung der Latifundien durch den Uebergang von Staats- und Gemeindeländereien in den Besitz von Privaten und für die Besteuerung des Großgrundbesitzes nach dem steigenden Werth. Die Massen der Elendesten im Volke aber fingen eben erst zu erwachen an. Die „National-Union," eine durch den früheren Landarbeiter, jetziges Parlamentsmitglied Joseph Arch gegründete Vereinigung der ländlichen Taglöhner, war damals kaum zwei Jahre alt. Sie war zunächst gleichfalls nur eine Strike-Verbindung gegen die Pächter zur Erzielung höherer Löhne.

Wie verhältnißmäßig harmlos die Bewegung damals noch war, beweist der Umstand, daß alsbald eine Spaltung eintrat, weil die „National-Union" unter den Mitteln, welche sie zur Hebung der Lage ihrer Mitglieder vorschlug, die Auswanderung auf ihre Fahne schrieb. Die „Emigration" galt als das Alexanderschwert, mit dem Lord Salisbury heute wieder den irischen Knoten zu durchhauen vorschlägt. Aber damals schon bildete sich eine zweite Agrargesellschaft, welche von der Auswanderung als agrarischem Heilmittel nichts wissen wollte, die „Föderal-Union". Schon vor mehr als dreißig Jahren hatte sich das Chartisten-Programm mit der Unseligkeit der agrarischen Zustände Englands befaßt; es folgten indeß die Jahre des „wunderbaren Aufschwungs" der Industrie und der „unvergleichlichen Prosperität" der Nation; das erlösende Wort war vergessen. Als es aber vor zwei Jahren von Nordamerika herüber gerufen wurde, da zündete es in Stadt und Land Englands.[1]) Es lautet: „Verstaatlichung des Grund und Bodens."

1) Vgl. Wiener „Neue Freie Presse" vom 28. Mai 1874. — Augsb. „Allgemeine Zeitung" vom 22. März 1873 und 5. Sept. 1874. — Münchener „Allg. Zeitung von 14. Jan. 1884

Im Winter von 1874 erschien Herr Arch" bei der Jahresversammlung der englischen Gewerkvereine („Trades' Unions") zu Sheffield; er schrieb sich als Vertreter von 600,000 ländlichen Arbeitern ein. Wie viele mögen ihrer jetzt seyn? Die Gewerkvereine stellen sicherlich gegen anderthalb Millionen Mann. Sie dürfen nicht verwechselt werden mit den eigentlichen Socialdemokraten, weder mit den zahmen noch mit den wilden. Dieselben besitzen gleichfalls zwei organisirte Verbindungen mit ihren Preßorganen.[1]) Ueberschlägt man diese Massen, welche jetzt durch das Gladstone'sche Wahlreformgesetz Wähler geworden sind, so wird man verstehen, was der Nachfolger Chamberlains im Gladstone'schen Kabinet meinte, wenn er im Parlament erklärte: bei einer Parlamentsauflösung und den Neuwahlen könne Herr Gladstone mit Sicherheit auf die „neugeborene englische Demokratie" rechnen. Der Verband der Ackerarbeiter hat auch sofort „die unbedingte Unterstützung einer überwältigenden Mehrheit der Wähler in den ländlichen Kreisen" angeboten.

Dann wird es sich aber nicht um die irische Frage allein handeln. Herr Gladstone würde sich irren, wenn er diese Frage lokalisiren zu können glaubte. Von der andern Seite wird auch der confessionelle Haß wieder wachgerufen werden; bereits liegen drohende Anzeichen vor. Mit Einem Worte: Altengland wird um seine Existenz kämpfen; und die Entthronung des mehrhundertjährigen Herrschaftselements in England würde politisch und social unberechenbare Folgen haben. Und das hätte Er gethan mit seinem Quid proquo!

---

1) Eine interessante Abhandlung über den „Socialismus in England" enthält die Leipziger „Allg. conservative Monatschrift" 1886. April S. 371 ff.

LXXIV.

Zur Geschichte der Mystik.[1])

Der durch eine Reihe gelehrter Arbeiten bekannte, insbesondere um die Geschichte Polens und Ermlands vielverdiente Verfasser hat bereits im Jahre 1865 eine Monographie über „Johannes Marienwerder und die Klausnerin Dorothea von Montau" erscheinen lassen, in welcher er sich über die Person und das Leben der Klausnerin Dorothea von Montau (1347—1394) und den Decan des Kapitels von Pomesanien Johannes Marienwerder (1343—1417) des Nähern ausläßt. Dieser hat uns nemlich gemeinsam mit Johannes Rymann und Bertrand die Visionen und Offenbarungen nach der Angabe der ehrwürdigen Klausnerin um das Jahr 1400 aufgezeichnet. Zwei andere Schriften wurden von dem genannten Decan kurze Zeit vorher auf Grund persönlicher Mittheilungen der seligen Dorothea ausgearbeitet. In der Vorrede zu dem vorliegenden Werke wird deren Edition in den Analecta Bollandiana in Aussicht gestellt.[2]) Durch den Titel Septililium soll im Geiste der damaligen Zeit der Inhalt der Schrift charakterisirt werden. Sie handelt von den sieben Gaben des heiligen Geistes.

Beim Beginn des 15. Jahrhunderts wurde sie innerhalb und außerhalb der Grenzen Preußens verbreitet und gelesen. Der gelehrte und in der mystischen Literatur des 14. Jahrhunderts bewanderte Benediktiner Johannes von Weilheim hatte daran großes Interesse, wie wir aus einem bei Pez (Anecdot. III. 332) gedruckten Briefe des Priors der Karthause Arpach in Oesterreich ersehen. Nicht bloß für die Hagiologie, für die christliche

---

1) Septililium Beatae Dorotheae Montaviensis auctore Joanne Marienwerder nunc primum editum cura et studio Dris. Francisci Hipler Rectoris Seminarii Braunsbergensis. Bruxellis Typis Polleunis, Ceuterick et Lefébure 1885.

2) Soeben ist von demselben Verfasser als Festschrift der Görresgesellschaft zum feierlichen Einzuge des Erzbischofs von Köln und Bischofs von Ermland Dr. Philippus Krementz eine neue Ausgabe der „deutschen Predigten und Katechesen der ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer," Köln 1885 erschienen.

Moral und die Gebiete des mystischen Seelenlebens, sondern auch für die allgemeine Psychologie und Culturgeschichte der Gegenwart finden sich manche interessante Aufschlüsse in der vorliegenden Schrift. Den Germanisten mögen die „Beichten" der seligen Dorothea S. 207 ff. wegen der Eigenthümlichkeit des Idioms empfohlen seyn. Wie sich die Meister der klassischen Philologie zu manchen Partien des lateinischen Textes verhalten, die dem Vulgärlatein sich bedeutend zuneigen (wie z. B. S. 49, 138, 205 ff., wo sich Sätze und einzelne Wortbildungen derart finden), wollen wir in Geduld abwarten. Zu einer richtigen Würdigung des Inhaltes der Schrift im Allgemeinen und namentlich einzelner Abschnitte, wie sie u. A. S. 40, 57, 72 ꝛc. zu lesen sind, wird ein reiferes und mit den Verhältnissen der Zeit vertrautes Urtheil nothwendig sein. Wenn wir für die Werthschätzung derselben eine Analogie aus jüngster Vergangenheit hervorsuchen wollten, so würden wir auf die Darstellung des Lebens und Leidens Christi verweisen, wie sie uns Clemens Brentano nach den Mittheilungen der seligen Katharina Emmerich gibt. Wie hier die beiden psychologischen Strömungen subjektiven Anschauens und Empfindens schwer zu scheiden sind, und man im concreten Falle die Intuition des Dichters Clemens Brentano von der Vision der Stigmatisirten nicht loslösen kann: so ist es auch bezüglich des Verhältnisses des Verfassers des Septililium zu den Mittheilungen der seligen Dorothea unmöglich den beiderseitigen Antheil genau abzugrenzen. Was der genannten Schrift zu unzweifelhaftem Vortheil gereicht, ist dieß, daß ihr Verfasser ein gewiegter Psychologe und ein tüchtiger Theologe zugleich war. Aus diesem Grunde schon sind viele Abschnitte der Schrift von bleibendem Werthe für die Geschichte der Ethik und namentlich der christlichen Mystik. Einige Partien haben aber geradezu allgemein menschlichen Werth, zeugen von tiefer Erfahrung auf religiösem Gebiete, von echt reformatorischer Gesinnung (S. 196 ff.) und wahrhafter Geistesfreiheit (S. 182 ff.)

Es fehlt bei den hohen sittlichen Naturen des 14. und 15. Jahrhunderts durchaus nicht an einer scharfen Verurtheilung der Gebrechen innerhalb des Christenthums, der faulen Elemente in dem Organismus der christlichen Kirche. Solche Streiflichter auf die Zeit finden sich auch bei der Seherin Dorothea (vgl. S. 196 u. a.). In dem hohen Grade der sittlichen Energie und der Schärfe der Reaktion gegen das Uebel wird eine gesunde Logik stets das Zeichen innerer Kraft und Lebensfähigkeit der christlichen Sitte erblicken, während von Seite der Feinde des Christenthums aus solchen Zeugnissen eines gesunden starken Gewissens das Sophisma aufgebaut wird, daß die Christenkirche selbst die Quelle aller Uebel sei.

Sollten wir den Inhalt der Schrift des Joh. v. Marienwerder in ein modernes Gewand kleiden, so würden wir ungefähr sagen: in dem Septililium sind die Wege und Stege des Christenmenschen geschildert. — Aus eigener Erfahrung schildert die Klausnerin durch den Mund ihres Beichtvaters ihr Ringen nach sittlicher Vollkommenheit, nach übernatürlicher Christentugend, welche der Christ als die Frucht der reinigenden und erleuchtenden Gnade Gottes betrachtet. Das Werk beginnt mit einem Gebete um die Gnade der Gottesliebe, dem Quell aller sittlichen Vervollkommnung. Die Wege und Abwege zu dem Ziele der inneren und äußeren Vollkommenheit, der „starken Liebe" werden durch visionäre Erfahrungen der Klausnerin beleuchtet, wobei die volksthümliche Charakteristik und die populäre Auffassung nicht selten den Vordergrund bilden, ähnlich wie bei den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts, Tauler, Suso 2c. 2c.

Das Ganze des Werkes zerfällt in sieben Traktate. Zu den glänzenden Partien rechnen wir u. A. die Darstellung des Wesens der freiwilligen Armuth als des Weges zu wahrer Charakterstärke und Freiheit des Christenmenschen (S. 182), überhaupt die tiefere Auffassung der so viel gelästerten opera superrogatoria, namentlich der s. g. Räthe in dem Ganzen der christlichen Moral und Heilslehre (S. 179 ff.). Eine feine Psychologie, ein kluges Maßhalten und hoher praktischer Sinn wird dem Historiker von selbst nahe treten. Es waltet keineswegs eine moderne Begriffsverwirrung und absichtliche Verschwommenheit, sondern im Gegentheil eine scharfe und präcise Definition fehlt nicht, wo selbst rein contemplative Zustände geschildert werden, wie z. B. 171 in dem Kapitel de raptu. Dabei wird selbst das pathologische Moment höherer Seelenzustände wohl erwogen. Selbst die moderne Psychiatrie könnte hier, meinen wir, noch etwas lernen. Die eigentliche übernatürliche Beeinflussung, die sog. Ekstase oder Verzückung wird von all den krankhaften Zuständen wohl unterschieden.

Wir schließen unsere Anzeige, indem wir dem gelehrten Herausgeber und Freunde, der uns in kurzer Zeit außer den vorgenannten mühevollen Publikationen auch noch den zweiten Band der Briefe des Cardinals Hosius in Aussicht stellt, mit dem erhobenen Zeigefinger der Rechten ein liebendes: Ne quid nimis zurufen, weil wir fast besorgt sind, es möge seine so rüstige Natur darob erdrückt werden.

München, Mai 1886. J. Bach.

